J . G . B . PETRI

Oeconomie Rath und mehrerer öconomischen

Gesellschaften Mitglied

in Theresienfeld bey Wien.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und neun und dreißigster Theil,
welcher die Artikel Schaf- u. Schafzucht bis Schagrinaffent enthält.
Nebst 12 Kupfertafeln auf $1\frac{5}{8}$ Bogen und $\frac{1}{2}$ Bogen Tabellen.

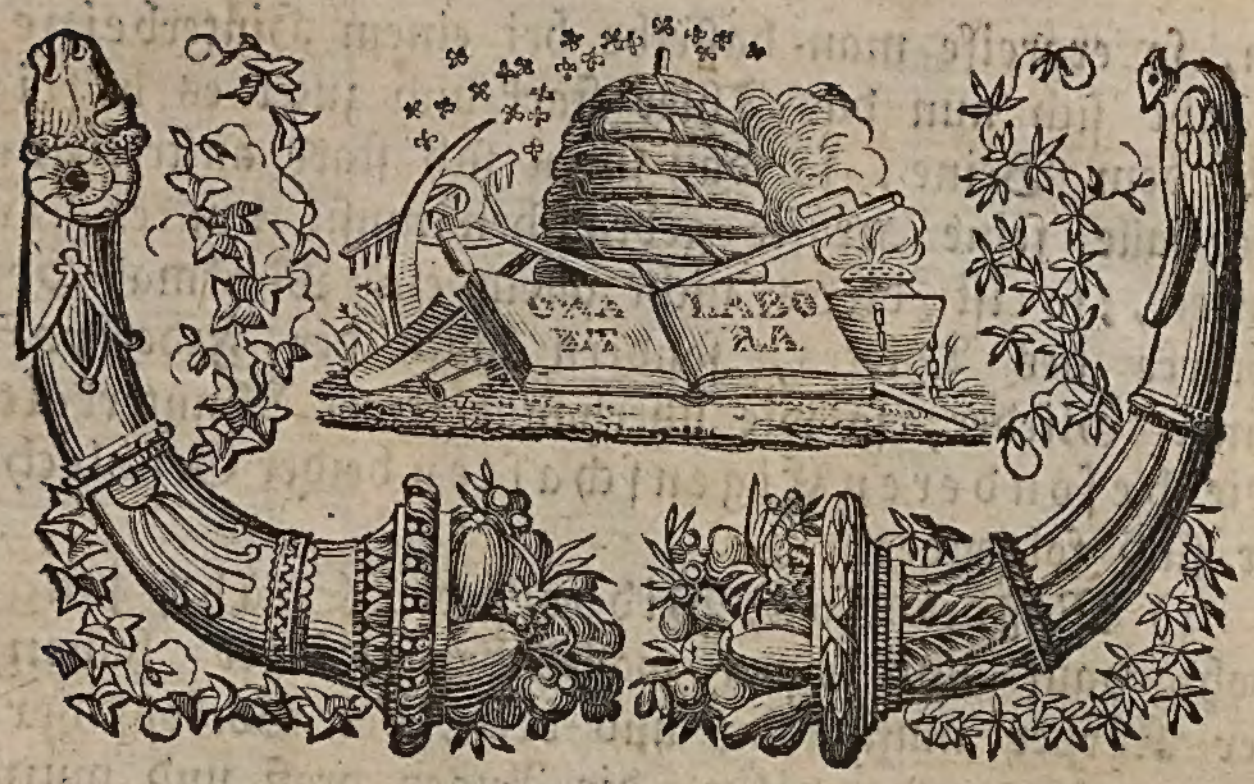
Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1825.
In der Paulischen Buchhandlung.

(Pränumerations-Preis 3 Thlr. Laden-Preis $4\frac{1}{2}$ Thlr.)

E IV 1117

Coburger
Landes
Bibliothek



Auswahl der Schafe beim Einkauf.

Um den Gesundheitszustand eines Schafes überhaupt zu untersuchen, hat man vorzüglich auf Folgendes zu sehen: Das Schaf muß den Kopf hoch tragen, lebhafte Augen, eine trockene Schnauze, feuchte Nasenlöcher ohne Roß, ein schönes rothes Maul, keinen übeln Geruch, fest aufsitzende Wolle, eine weiche geschmeidige Haut, und Stärke und Spannkraft in den Gliedern haben. Um die Augen zu untersuchen, nimmt man das Schaf zwischen die Beine, faßt den Kopf desselben mit beiden Händen, zieht mit dem Daumen der rechten Hand das obere Augenlied ein wenig herauf, und mit dem Daumen der linken Hand das untere etwas herunter. In dieser Stellung besieht man den Thieren die Augen; findet man nun die Adern im Weißen des Auges lebhaft roth und das Fleisch in den Augenwinkeln gegen die Nase zu ebenfalls recht roth, so ist dieses ein Zeichen der Gesundheit des Thieres. Will man nun die Stärke eines Schafes, seine Munterkeit und die Spannkraft seiner Glieder prü-

fen, so ergreife man dasselbe bei einem Hinterbeine; sträubt sich nun das Thier stark und zuckt es heftig mit dem Beine, so daß man sich stark anstrengen oder alle seine Kräfte gebrauchen muß, um es zu halten, so ist dieses nicht allein ein Merkmal der Stärke des Thieres, sondern auch der Federkraft seiner Glieder, so wie überhaupt seiner Munterkeit. Die besonderen Eigenschaften beider Geschlechter sind folgende:

1) Muß der Bock, Widder oder Stähr, jung, wohlgebaut und einen wollreichen Körper haben, der Körper muß lang und breit, der Vorkopf hervorragend, gut gewölbt, die Augen groß und munter, die Nase gebogen, die Schultern und das Kreuz breit, der Hals dick, die Beine lang und stark, und wollreich sein, auch die Haut eine gleiche Farbe haben. Er muß ferner beim Bespringen begierig und geschwind seyn, sich eifersüchtig, dabei muthig und streitbar zeigen, so wie es auch ein gutes Zeichen ist, wenn er die fremden Widder, die sich der Herde nähern, fortreibt. Man hält auch noch eine dicke und feine Wolle um den Hintern, den Hals und den Nacken für ein besonderes gutes Zeichen. Auch ist die Zunge zu berücksichtigen nöthig, ob sie rein und ohne Flecken ist; denn eine belegte Zunge zeigt Krankheit an Die Hörner, das heißt, ob ein Bock gehörnt oder nicht gehörnt sei, tragen nichts zu dessen guter Eigenschaft bei; sie haben weder Einfluß auf die Wolle, noch auf die übrigen Eigenschaften des Widders. Man wählt sie nur dann, wenn sie bessere und feinere Wolle, als die ungehörnten haben. Gotthard verwirft sie aus folgenden Ursachen: 1) können sie durch ihr Stoßen selbst den Menschen gefährlich werden; — 2) nehmen sie an der Raufe und Krippe zu viel Platz ein, so daß da recht bequem drei Schafe stehen können, wo jetzt

nur ein Bock mit seinen gewundenen, weit abstehenden Hörnern steht; 3) können dergleichen Böcke, wenn ihre Hörner etwas zu weit vorstehen, nicht gut zur Raufe kommen, und 4) sind sie für die Schafe selbst gefährlich, besonders wenn sie muthig und etwas wild sind, weil sie im Gedränge leicht die Schafe verletzen können.

2) Das Mutterschaf muß mehr einen langen, als kurzen und nicht zu schmalen Leib, einen langen und etwas aufgesetzten Hals, voll und runde Lenden, ein breites und starkes Kreuz, feine Wolle, eine reine Haut und Zunge, und einen schnellen und behenden Gang haben, jedoch nicht zu hohe Füße besitzen. Nach Eckhart, in seiner Experimental-Oekonomie, muß ein gutes Mutterschaf nicht überall zart- und dünnwolligt, sondern derb- und dickwolligt seyn; man erkennt sie daran, wenn man ihnen mit der Hand auf den Rücken greift und die Wolle so dicht, voll und derb den Rücken bedeckt, daß man mit den Fingern nicht auf das Fleisch fühlen kann, auch wenn sie der Regen getroffen, die Wolle sich Reihenweise theilt, und dabei hoch und derb bleibt. Die zärtliche Art erkennt man daran, wenn man mit der Hand gleich das Fleisch fühlen kann, die Wolle sich zart, dünn und wie Flocken Seide angreift und sich nach dem Regen ganz platt auf die Haut legt. Viele Landwirthe sehen bei der Wahl der Schafe auch auf eine röthliche und fleischfarbige Haut und halten dieß für ein Zeichen der Gesundheit, dagegen eine weiße oder bleiche Haut für eine schwächliche Leibes-Constitution; nur im Alter ist dies kein Beweis, weil dann die rothe Farbe der Haut abnimmt. Eben so hält man auch die Röthe der Adern in dem Weißen der Augen, als ein Hauptkennzeichen der Gesundheit der Schafe. Gewahrt man aber in dem Weißen vom Auge keine

rothe Ader mehr, sondern sind diese schwärzlich und das Weiße ohne Glanz, matt wie Seife, und es finden sich darneben in den Augenwinckeln noch weiße Klümpchen oder Eiter, so ist dies ein Zeichen von Krankheit.

Beim Einkauf der Merinos muß man nach Petri auf folgende Eigenschaften sehen: Fig. 7846. zeigt die Gestalt der Merinos, hierbei sehe man auf folgende Dimension: Ist 1) die Länge des Rückgrathes c bis zur Schwanzwurzel d, zweimal genommen, so groß, wie die des ganzen Thieres, von a, der Spitze der Nase bc, bis zur Schwanzwurzel d gemessen, so ist dieses ein nützliches und vollständiges Verhältniß. Ist 2) der Umkreis e f des ganzen Thieres längs dem ganzen Körper, der Länge nach, so groß, als die Länge des Rückgrathes, von dem Schulterbein c bis zur Schwanzwurzel d, mit 3 X beträgt, und stehen die verschiedenen Dimensionen der Körpertheile zusammengenommen in diesem Verhältnisse, so ist dieses eine außerordentliche Vollkommenheit. Je breiter und größer der ganze Umfang des Bauches von g—h, und jener der Hinterschenkel von i, k—l ist, wenn es hauptsächlich durch ein breit gebautes Kreuz, wegen auseinanderstehender Hüftknochen, verursacht worden, um so schätzbarer ist gewöhnlich das Thier; je mehr aber dieser Umkreis des Bauches durch seine tonnenförmige Gestalt und tiefe Senkung jene der Hinterschenkel (von einem Kniegelenke i bis zum andern l, hart unter dem Hüftknochen k vorbei gemessen) übertrifft, desto mehr ist das Thier zu schätzen, weil es dadurch ein um so größeres Feld zur Ausbeute der Prima- und Electa-Wolle verschafft. Der Umfang der tiefen Brust, die weit zwischen den Vorderbeinen heruntergeht, mit Inbegriff der Wamme, soll in der Regel nur höchstens den vierten Theil weniger messen, als der ganze Umfang des Bauches beträgt.

Tabelle

über die Gestalt und die Dimensionen der Merinos-Stämme, wie Petri solche nach Oesterreichischem Maße in Spanien gefunden, und wie sie in seinen Theresienfelder Merinos-Schäfereyen durch homogene Paarung erhalten werden.

Nahmen der verschiedenen Merinos-Stämme.	Gewicht mit Inbegriff der Wolle		Länge von dem Maule bis zu den Hörnern		Länge von den Hörnern bis zu d. Schultern		Länge von d. Schultern bis z. Schwanzwurzel		Betrag der ganzen Länge		Der Umfang des Bauches beträgt		Umfang der Schultern, von einer bis zur andern Schulter gemessen		Umfang der Hinterschenkel von einem Kniegelenke bis zum andern, unt. d. Widerrüste gemessen		Höhe der Vorderfüße		Höhe der Hinterfüße		Entfern. der Hüftknochen v. einander		Umkreis des untern Halses		Umkreis des Thieres nach der Länge	
	Pf.	Lth.	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll	Sch	Zoll
Aus der Stammherde von Negretti																										
Der Widder . . .	97	—	—	$9\frac{1}{4}$	1	7	2	2	4	$6\frac{1}{4}$	4	$1\frac{1}{4}$	2	10	4	$1\frac{1}{4}$	1	3	—	10	—	6	3	10	6	5
Die Mutter . . .	67	—	—	$8\frac{2}{4}$	1	5	2	1	4	$2\frac{2}{4}$	4	$\frac{2}{4}$	2	7	3	$8\frac{2}{4}$	1	1	—	$9\frac{1}{4}$	—	$4\frac{2}{4}$	3	10	6	1
Aus der Stammherde von Infantado																										
Der Widder . . .	100	16	—	10	1	6	2	3	4	7	4	2	2	8	3	9	1	—	—	9	—	6	3	9	6	3
Die Mutter . . .	70	—	—	9	1	$5\frac{2}{4}$	2	1	4	$3\frac{2}{4}$	3	11	2	3	3	4	1	—	—	$8\frac{2}{4}$	—	$5\frac{2}{4}$	3	—	6	—
Aus der Stammherde von Guadeloupe																										
Der Widder . . .	97	16	—	9	1	6	2	2	4	5	4	$5\frac{2}{4}$	2	$7\frac{1}{4}$	3	9	1	—	—	8	—	6	3	$7\frac{1}{4}$	6	3
Die Mutter . . .	69	—	—	9	1	2	2	1	3	11	3	9	2	4	3	2	—	$10\frac{2}{4}$	—	$6\frac{1}{4}$	—	4	3	—	5	9
Merinos-Estantes v. Sierra de Somo																										
Der Widder . . .	96	16	—	$9\frac{1}{2}$	1	6	2	—	4	$3\frac{2}{4}$	4	$2\frac{2}{4}$	2	$7\frac{2}{4}$	3	9	1	—	—	8	—	6	3	8	6	2
Die Mutter . . .	62	16	—	9	1	2	2	1	4	—	3	10	2	$3\frac{2}{4}$	3	3	—	11	—	7	—	5	3	—	5	10
Die kleinen Merinos-Estantes																										
Der Widder . . .	42	—	—	$7\frac{1}{4}$	1	3	1	9	3	$7\frac{2}{4}$	3	2	1	9	2	8	—	10	—	$6\frac{2}{4}$	—	3	2	4	4	$\frac{2}{4}$
Die Mutter . . .	30	—	—	7	1	1	1	6	3	2	2	10	1	8	2	6	—	8	—	6	—	3	2	—	3	$7\frac{2}{4}$

Je größer dieser beiderseitige Umfang, zur Erzeugung der Wolle, an einem Thiere mit einem breiten Rücken, zugleich vereiniget ist, je mehr ist solches werthzuschätzen, indem diese Anlagen zur Woll-, Fleisch- und Fetterzeugung minder vollkommenen Thieren mehr oder weniger mageln. Das größte Gewicht ist aber auf das Verhältniß einer tiefen, tonnenartigen Bauchung, und Länge des Rückgrathes an den Schulterblättern c bis zum Schwanze d und auf die Breite des Rückenschaftes zu legen, weil hier die Electa- und Prima-Wolle wächst. Je mehr diese aber an den übrigen Theilen des Körpers die Secunda- und diese die Tertia-Wolle vermindert, desto mehr wird ein solches Thier zur Inzucht geschätzt. Man hält die niedrigen Beine der Merinos darum für eine nöthige Eigenschaft, weil die schlechteste Wolle an den Füßen wächst und sich das Thier dadurch ruhiger auf den Weiden hält, sich leichter mit einem kurzen Biß von Gras begnügt und daher besser, als jede andere Race für Gebirge und solche Gegenden sich schickt, wo theils sparsame, theils concentrirte Weiden vorhanden sind, ohne auch deswegen ergiebigere, trockne Gegenden zu verschmähen. Die kleinere Gestalt der Merinos ist der größeren vorzuziehen, indem sie durch Dichtheit der Wolle den größeren Umfang ersetzen; und wenn sie auch in der Quantität der Wolle jenen nachstehen sollten, so begnügen sie sich dafür mit einem geringeren Quantum Winter- und Sommerfutter, und können deshalb in größerer Zahl gehalten werden. Bei großen Racen ist noch das Nachtheilige mit ihrer großen Gestalt verbunden, daß sie alle eine mehr oder weniger lange Wolle erzeugen. Man sehe auch die nebenstehende Tabelle.

Bei dem Widder hat man besonders noch darauf zu sehen, daß er, nebst der dicht auf dem Pelze

zusammengedrängten, kernigen Wolle, welche am ganzen Körper seidenartig anzufühlen ist, und den vollständigen Zeugungswerkzeugen, noch folgende Eigenschaften habe; Die Brust desselben muß im Allgemeinen breit, der Rücken flach und sehr breit, die Beine kurz, die Knie fest, der Hals sehr breit und stark, mit vielen sehr ausgeglichenen Würsten, welche Kraft und Originalität in der Zeugung anzeigen, und einer tief gefurchten herabhangenden Wamme, so wie auch mit einer tiefen Brust, die weit zwischen den Vorderbeinen heruntergeht, versehen seyn, welches, nebst den gewölbten Rippen, einem langen Leibe, breitem Kreuz, tiefgesenktem Bauche und breiten Schenkeln, überhaupt durch einen breiten Umfang des Rumpfes, ein verhältnißmäßig sehr großes Feld zur Wollerndte darbietet. Ferner muß er sich noch durch einen guten, dichten Schopf, eine breite, wollige Stirn, etwas gebogene Nase, verwachsenen Kopf und Beine auszeichnen, und, der Race nach, ein verhältnißmäßiges Gewicht an Fleisch und Wolle produciren. Ein ächter Zuchtwidder und ein ächtes Zuchtschaf sollen tief in den Schenkeln hinab Prima-Wolle haben, wo sonst gewöhnlich die Secunda-Wolle befindlich ist.

Das Mutterschaf soll ebenfalls eine breite Brust und breite Schultern haben, stark von Rücken und Kreuz seyn, einen langen Vorderleib, einen breiten gesenkten Rumpf, untersetzte kurze Füße, und ein verhältnißmäßiges Gewicht haben, übrigens in allen Eigenschaften dem Widder gleich seyn. Um von den Widdern und Mutterschafen der verschiedenen Spanischen Racen eine genauere Ansicht zu erhalten und sich beim Ankauf derselben nicht in der Körperform zu irren, sehe man folgende getreue Abbildungen, die Petri davon in seinem Werke giebt, und die ich daraus entlehnt habe, nach:

Fig. 7847 zeigt einen vier Jahr alten Widder aus Infantado, auch kurzweg der Infantado genannt.

Fig. 7848 ist ein dreijähriges Mutterschaf aus der leonischen Stammherde von Infantado.

Fig. 7849 ist ein vier Jahr alter Widder aus Guadaloupe auch Guadalouper genannt.

Fig. 7850 ist ein dreijähriges Mutterschaf aus der Stammherde von Guadaloupe.

Fig. 7851 ist ein drei Jahr alter Widder aus der Stammherde von Negretti, auch der Negretti genannt.

Fig. 7852 ist ein dreijähriges Mutterschaf aus der leonischen Stammherde von Negretti.

Fig. 7853 ist ein kleiner Merinos-Estantes-Widder und

Fig. 7854 ein kleines Merinos-Estantes-Mutterschaf.

Man hat ferner beim Einkauf der Schafe auf das Alter zu sehen, da es einem doch nicht gleich seyn kann, statt eines jungen zur Zucht zweckmäßigen Thieres, ein altes zu bekommen. Das Alter wird nun aus den Zähnen beurtheilt, da die Schafe nach und nach ihre ersten spitzen Schneidezähne mit breiteren und stumpferen verwechseln. Das Schaf hat, wie bekannt, in der oberen Vorderkinnlade keine Zähne, sondern eine knorplichte, wulstige Erhöhung, und bringt, außer den zwanzig Backenzähnen, in der untern Kinnlade acht spitzige Milchzähne, sogenannte Hundszähne, nach Germershausen Lämmerzähne, Fig. 7855, mit zur Welt. Man nennt die Thiere in dieser Zahnperiode Jungvieh. — Nach dem ersten Jahre fallen den Lämmern oder dem Jungvieh die zwei mittelsten Milchzähne und aus sie bekommen dagegen zwei lange

und große Schaufelzähne, Fig. 7856, nach welchen sie dann Zweischaufler genannt werden, auch Jährlinge. — Nach dem zweiten Jahre verlieren sie an jeder Seite der Schaufelzähne wieder einen und bekommen an deren Stelle zwei stärkere oder noch zwei Schaufelzähne, auch Schafszähne genannt, Fig. 7857. Jetzt heißen sie nicht mehr Jährlinge, sondern vierzähnichte oder vierschauflichte Hämmel oder Zeitschafe, Vierschaufler. Unter diesem letzteren Namen rechnen die Schäfer sowohl die Mutterschafe, als die Hämmel, weil es bei jenen gewöhnlich die Zeit ist, daß sie belegt oder zum Bock gelassen werden, die Hämmel aber in diesem Alter schon tüchtig zum Schlachten sind, wenn sie nämlich gegen oder im Herbste auf der Weide fett geworden, und dann über $2\frac{1}{2}$ Jahr alt sind. — Nach dem dritten Jahre fallen ihnen wieder zwei Milchzähne aus, wogegen sie wieder zwei Schaufelzähne, Fig. 7858, erhalten. Man nennt sie dann Sechszehner oder Sechsschaufler. In diesem Zustande lassen sich die Hämmel am besten auf der Weide fett machen und im Herbste verkaufen. Auch die gemeinen Zuchtschafe sind jetzt in der besten Blüthe; auch den Bock läßt man in den Schäfereyen gemeiniglich in dieser Zahnperiode erst zum Bespringen. — Nach dem vierten Jahre fallen den Schafen die zwei letzten oder äußersten Zähne aus, und es erhält dagegen die letzten Schaufel- oder Eckzähne, Fig. 7859. Sie erhalten dann den Namen Achtschaufler, auch abgezahntes oder abgeschobenes Vieh. Bis hierher kann man das Alter der Schafe richtig angeben; sind sie älter, nämlich 5, 6 bis 7 Jahre, so kann man das Alter nicht anders erkennen, als daß man sieht, ob die acht Zähne noch ganz weiß und gerade sind, wo man sie dann als

fünfjährig anspricht. Im sechsten sind nämlich die acht Zähne noch so weiß und gleich, als im vorhergehenden, nur mit dem Unterschiede, daß sie durch die kaum merkliche Zurückweichung des Zahnfleisches länger erscheinen, Fig. 7860. — Im siebenten Jahre verspürt man schon eine merkliche Veränderung, die Zähne fangen an etwas schartig und gelb zu werden, und die Zurückweichung des Zahnfleisches ist schon merklicher, Fig. 7861. — Im achten Jahre haben die Zähne in unserem Klima ihre weiße Farbe verloren und eine gelbe angenommen, auch fallen schon ganze Stücke der Zähne aus, Fig. 7862. — Im neunten Jahre fallen die vier mittelsten Zähne gewöhnlich aus, Fig. 7863, und das Thier wird schwächlich. — Im zehnten Jahre verliert das deutsche oder unser Schaf alle Zähne, Fig. 7864, und dann ist's auch gewöhnlich mit dem Leben aus. Diese letzteren Zahnperioden oder vielmehr die Perioden im Leben dieser Thiere, wo die Zähne anbrüchig werden und ausfallen, finden nicht bei allen Schafracen in gleichem Grade Statt, indem hierbei viel auf die Constitution und die Nahrung der Thiere ankommt; denn es giebt Schafe, welche bis in das zehnte Jahr ein vollständiges Gebiß behalten; so haben zum Beispiel die Spanischen Schafe, wegen ihrer dauerhaften Constitution ein dauerhaftes Gebiß, und erreichen dadurch ein hohes Alter. Ein Schaf, dem die Zähne anfangen mangelhaft zu werden, kann auf der Weide nicht mehr so gut das kurze Gras abrupfen; auch hindert sie dieser Mangel in der Aufnahme des dürren Futters, besonders des Heues und Strohes im Winter; dieserhalb verdauet es nicht mehr so gut und zehrt ab; man muß es daher, sobald man dieses bemerkt, der Schlachtbank überliefern. Daß man die Schafe in unserem Klima, das heißt, unsere Landesracen,

nicht über sechs Jahr heraus zur Zucht gebraucht, haben auch schon ältere Schriftsteller als Rohr, Eckhart, Geutebrück, Germershausen ꝛc. angeführt; auch in England setzt man die Tauglichkeit der Schafzucht nicht über das siebente Jahr hinaus.

Was die Zeit betrifft, in welcher man die Schafe ankaufen soll, so ist der Frühling dazu wohl die beste, weil die Thiere schon den Winter überstanden haben, und bald auf die Weide geführt werden können; allein sie sind in dieser Zeit nicht immer zu haben, und dann auch theurer; man ist daher oft genöthiget, sie im Herbste anzuschaffen. Man mag übrigens die Schafe kaufen, wenn man will, so thut man wohl, daß man sie:

1) Aus einer trocknen gebirgigten Gegend einkauft, weil man nicht so leichte Gefahr läuft, krankes Vieh zu bekommen. Nach Gotthard soll man darum die für die Fettweiden bestimmten Hämmel gern aus dem gebirgigsten Theile des Eichsfeldes in die ebenen Gegenden Thüringens holen. —

2) Muß man nicht mehr Vieh ankaufen, als man ernähren kann; denn ein mittelmäßiger, gut erhaltener Viehstand bringt immer mehr ein, als ein starker, aber schlecht gehaltener. Man muß daher wohl überlegen, was man für Winterfutter an Heu, verschiedenen Arten von Stroh und anderen Gewächsen hat, und nach diesem Vorrathe überschlagen, wie viel Stück man getrost den Winter hindurch, er mag noch so ungünstig seyn, ernähren könne; s. auch weiter unten, unter Zucht und Wartung der Schafe.

Benennungen der Schafe nach ihrem Geschlechte.

Männliches Geschlecht.

1) Das Schafmännchen heißt Bock, Schafbock, Widder, Stähr, Hornbock, Herdehammel, s. auch oben, S. 545. Man läßt ihm seinen Schwanz, woran er nicht nur unter den Schafen zu erkennen ist, sondern auch an seinem langen Hodensacke (Beutel).

2) Das Bocklamm, Schaflamm, Stährlamm, ist das junge Männchen, welches seine acht Milchzähne noch hat, und welchem beim Hammeln der andern Männchen, Beutel und Schwanz gelassen werden, um ihn zur Zucht zu gebrauchen.

3) Der Jährlingsbock ist ein unverschnittenes Männchen, welches ein Jahr alt ist, und der statt der mittelsten Milchzähne, schon zwei Schaufelzähne erhalten hat.

4) Der Zeitbock, ein junger Bock, welcher über zwei Jahr alt ist und vier Milchzähne verloren, dagegen aber vier Schaufelzähne erhalten hat, und den man in vielen Schäfereyen schon zum Springen gebraucht.

Uebrigens heißt in vielen Schäfereyen ein alter Bock, ein Bock, der nicht mehr zur Zucht taugt, und daher ausgemärzt worden; ein überalter Bock, aber ein Bock, der nicht mehr zum Springen gebraucht werden kann. Der Unterschied zwischen alt und überalt besteht darinn, daß ersterer wohl noch zum Springen gebraucht werden kann, aber über die eigentlichen Jahre, die man beim Bock dazu bestimmt hat, hinaus ist, letzterer aber wegen seines Alters keine Kraft mehr dazu hat.

5) Der Hammel, auch Schöps, Kapp, das verschnittene Männchen genannt, s. auch oben,

S. 546., ist ein verschnittenes oder gehammeltes Männchen, welches zur Wollerzeugung, zum Mästen, und dann für die Schlachtbank bestimmt ist; man läßt ihn gewöhnlich den Schwanz, wodurch er sich unter den Schafen auszeichnet.

6) Das Hammellamm, Schöpsenlamm, Kappenlamm, ein verschnittenes Lamm männlichen Geschlechtes, welches die Milchzähne noch sämmtlich besitzt.

7) Der Jährlingshammel, ein verschnittenes Männchen, welches ein Jahr alt ist und dem statt der mittelsten zwei Milchzähne, schon zwei Schaufelzähne gewachsen sind.

8) Der Zeithammel ist ein gehammeltes Männchen, welches um diese Zeit schon fett und tüchtig werden kann geschlachtet zu werden.

9) Ein zusätziger Hammel, ein Hammel, welcher drei bis vier Jahr alt ist. Man zieht dergleichen Hämmel gewöhnlich auf Fettweiden, oder vielmehr auf grasreichen Weiden, um sie, wenn sie gut angesetzt haben, oder vielmehr fleisch- und fettreich sind, vortheilhaft an den Schlächter zu verkaufen.

10) Der Märzhammel, ein Hammel, der sechs bis sieben Jahr alt ist, ziemlich abgenutzte Zähne hat, und daher ausgemärzt werden muß.

Weibliches Geschlecht.

1) Das Schaf, Tragschaf, auch die Zibbe, Schafmutter, Schnucke genannt, ist ein jedes ausgewachsene, zur Zucht bestimmte, drei-, vier-, fünf- oder sechsjährige Schaf.

2) Das Zeitschaf, ein 2 bis $2\frac{1}{2}$jähriges Schaf, welches in diesem Alter schon zum Bespringen tüchtig ist; hierbei ist noch anzuführen, daß man in einigen Schäfereyen schon junge Schafe von $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Jahr zum Bock läßt.

3) Der Schafhammel, Mutterhammel, ein verschnittenes Mutterschaf.

4) Das Schaflamm, Zibbenlamm, Kälberlamm, Mutterlamm, die Zuchtlämmer weiblichen Geschlechts; worunter auch der Zibbenjährling, Kälberjährling gehört, ein weibliches Lamm, welches sein erstes Jahr zurückgelegt hat.

5) Der Kälber-, Mutter-, Schafhammel, ein verschnittenes Mutterlamm.

6) Das Märzschaf, Schafe, welche über 6 Jahr alt sind, und daher ausgemärzt werden, weil sie zum Lammen nicht mehr taugen.

Von den Gegenden die der Schafzucht zusagen.

Das Schaf, wie wir schon oben in der Naturgeschichte dieses Thieres, und dann in der Geschichte der Schafzucht der verschiedenen Europäischen Reiche gesehen haben, gedeiht in allen Gegenden, unter allen Klimaten, nur sagt ihm eine Gegend mehr zu, als die andere, nur wird es in einer Gegend produktiver, als in der andern. Es giebt Gegenden, wo die Schafe vortrefflich gedeihen, es giebt andere, in denen sie sich eben so gut ziehen ließen, da aber die Weiden viel zu fruchtbar und fett sind, so würden die Schafe darauf viel zu schnell fett werden; auch würde man einen solchen Boden vortheilhafter auf eine andere Weise benutzen können, als ihn den Schafen zu überlaßen, es giebt aber auch Gegenden, die dem Fortkommen der Schafe nicht zuträglich sind, die Gegenden der letztern Art finden sich nur selten, die von der zweiten sind nur alltäglich, und die erstern sind in jedem Lande von einigem Umfange Haufenweise anzutreffen. Unter den, den Schafen zuträglichen Gegenden, giebt es solche, in denen die Schafe ein sehr hohes

Alter erreichen können und in denen auch die Schafe so lange gehalten werden, bis sie dem Schlächter in die Hände fallen. In den andern würden sie bald an einer oder der andern Krankheit, und vornähmlich an der Faulsucht umkommen, wenn sie längere Zeit da zubringen müßten. Nach Flandrin hat der Boden, die Triften, die Lage, die Luft und die Temperatur darauf Einfluß. Was den Boden anbetrifft, so taugen am besten zur Vervollkommnung des Schafes, trokkene sandige Striche, in die sich die Gewässer einziehen und leicht ablaufen. Auch schwerer Boden, der, vermöge seiner natürlichen Lage oder mittelst der Werke, welche der Anbau derselben zur Ableitung der Gewässer nöthig macht, die gedachte Vorzüge hat, kann gleichfalls das Gedeihen der Schäfereyen befördern; eben so sind auch frei liegende Gegenden in einem offenen Lande zur Vermehrung der Schafe vortrefflich, nur ist zu befürchten, daß die Schafe, die darin gehalten werden, zu bald fett werden. Die Schafe halten sich auch sehr gut auf Ocher, steinigem und unfruchtbarem Grunde, jedoch sind die vorhererwähnten Bodenarten vorzuziehen. Nicht zuträglich sind alle diejenigen Gegenden, die ihrer natürlichen Beschaffenheit nach, oder aus Mangel an gehöriger Kultur und an der ihnen zukommenden Düngung saure oder herbe Gräser und Kräuter tragen, wenn aber beide gut angebaut sind und man die Schafe, die man darauf hält, in gut eingerichteter Fütterung und bei leichter Bewegung erhält, so gelangen sie auch da zu einem Grade der Vollkommenheit, der sie sehr nutzbar macht. Für solche Triften ist der Mist von diesen Thieren am zuträglichsten. Ein kreideartiger Boden, oder vielmehr eine Bodenart, worin Kreidegrund herrschend ist, bekommt sowohl der Natur des Schafes, als auch der Wolle desselben sehr gut. Thoniger und

magerer Boden, der das Regenwasser auf seiner Oberfläche behält, der mit Holz bewachsen und voller Moräste ist, der jedoch dabei auf feuchten Ställen, treffliche feine Gräser und Kräuter in ziemlicher Menge trägt, ernährt zwar Schafe, deren Wolle sehr fein ist; allein es geht auf solchem Boden alle Jahre über ein Sechstheil von diesen Thieren zu Grunde. In einer Gegend, die sich sonst in Absicht auf Wollerzeugung gut zur Schafzucht schickt, liegt den Einwohnern ob, diesem Uebel durch eine zweckmäßige Kultur abzuhelfen. Ein thonigter Boden oder vielmehr dessen Grund thonigt ist, gereicht den Schafen immer mehr oder weniger zum Nachtheil; „So hat Flandrin in England gefunden, daß sich alle feuchte Gegenden in diesem Falle befanden. Die Oberfläche solcher Gegenden hat zuweilen die Gestalt einer den Schafen zuträglichen Länderey; allein der Thon findet sich immer in einer gewissen Tiefe, und für das Schaf ist die Wirkung davon die nämliche, als wenn er sich auf der Oberfläche befindet, weil er das Wasser für sich behält. Von dieser Beschaffenheit ist das Erdreich entweder in einem ganze Lande, oder nur in gewissen einzelnen Gegenden, und auf dergleichen Stellen, sollen die Schafe jedesmal mit der Faulsucht befallen werden, wenn sie auch nur bloß darauf weiden. Jede Bodenart, die auf der Oberfläche schwanckt, weil sich Wasser in einer geringen Tiefe darunter befindet, ist für Schafe untauglich; eben so ein Feld, welches öfters ganz oder auch nur Theilweise überschwemmt wird.

In Hinsicht der Triften giebt es Landwirthe, welche der Meinung sind, daß diejenigen auf ungebauten Plätzen für Schafe die vortheilhaftesten wären, indem ihre Wolle darauf feiner und ihr Fleisch besser, als anderswo, wären; allein die Erfahrung

hat bewiesen, daß die Schafe die angeführten Vorzüge nur an solchen Orten besitzen, wo sie von Produkten leben, die sie dem Anbau des Menschen verdanken. Aus diesen widersprechenden Umständen folgt, daß wir, ohne auf die Art und Kraft der Pflanzen zu sehen, woraus die Triften bestehen, die guten Wirkungen davon der Güte, welche diese Gräser und Kräuter dem Boden verdanken, und nicht den natürlichen oder künstlichen Mitteln zuschreiben müssen, wodurch sie erzeugt werden. Die Kenntniß von den Eigenschaften ist mehr durch die Erfahrung zu erwerben, als durch den Anblick der Triften; obgleich man zugeben muß, daß der bebobachtende und erfahrne Landwirth sie auch großen Theils auf diesem Wege erkennt. Ein feines, weiches, dichtes Gras, von nicht zu heller, aber auch nicht zu dunkler Farbe; und das, wenn man darauf getreten hat, sich von selbst wieder hebt, besitzt die Eigenschaften, die es zur schicklichsten Weide für Schafe machen, oder es kann sie doch durch gehörige Pflege leicht erlangen; dagegen ist hoch emporschießendes Gras, dessen Halme schmal und trocken sind, und das leicht dürre wird, es mag einzeln oder dicht beisammen stehen, nach dem Genuß schwer zu verdauen. Die sauer schmeckenden Gräser geben gleichfalls eine schlechte Nahrung. Die Schafe, die dergleichen Gräser fressen, werden dick am Leibe und bekommen einen Hängebauch. Unter die Pflanzen von ersterer Art gehört das Heidekraut, und in der Französischen Landschaft Sologne, wo dieses Kraut sehr gemein ist, hat man demselben von jeher die Verherungen beigemessen, welche die dort so gewöhnliche rothe Sucht (maladie rouge) anzurichten pflegt. Diese Fehler der natürlichen Wiesen, findet man auch öfters an Gewächsen, die das Werk der Kultur sind, weil beide gleichen Grund und Boden ha-

ben, auf dem sie wachsen. Wendet man nun an diesen Boden diejenige Zurichtung, die er nöthig hat, so können dadurch die gedachten üblen Folgen verhütet werden.

Die Weideplätze müssen auch gut bewachsen seyn; denn es ist sehr übel, wenn ein Schaf erst überall umher laufen muß, um seine Nahrung zu suchen. Dieses geschieht, wenn die Pflanzen hin und wieder in mehr oder minder großen Zwischenräumen dünn gesäet sind. Ein solches zerstreut wachsendes Gras verdorrt auch sehr leicht. Ferner ist auch noch zu bemerken, daß das nöthige Maulvoll für ein großes Schaf stärker seyn muß, als was ein kleineres Thier bedarf, und daß ein kurzes, feines, dichtes Gras kleinere Schafe im schönsten Stande erhält, da es hingegen großen Schafen weder behagen, noch sonderlich bekommen kann. Große Schafe, die man auf solche Weiden bringt, müssen wohl zwei bis dreimal anbeißen, ehe sie ein Maulvoll bekommen. Für solche große Schafe muß also das Gras nicht nur stärker, sondern auch reichlicher und nahrhafter seyn, als für kleinere. Sologne, Berry und Roussillon, Flandern, Artois und Normandie in Frankreich, und viele Districte in England, auf denen eine große Menge von langwolligen Schafen leben, liefern Beispiele genug von Weideplätzen dieser Art. Pflanzen, welche die Schafe fressen, sind folgende:

1) Der Schafschwingel, Festuca ovina, auch Schafgras, kleiner Bocksbart genannt; ein Lieblingsgras der Schafe, welches nicht nur auf Wiesen, sondern auch auf trocknen Viehweiden wächst.

2) Das gelbe Ruchgras, Anthoxantum odoratum, welches vorzüglich dem Heu seinen angenehmen Geruch ertheilt.

3) Der Wiesenfuchsschwanz, Alopecurus pratensis, ein vortreffliches Gras, welches auf Wiesen und in Wäldern wächst.

4) Der gekniete Fuchsschwanz, Alopecurus geniculatus, welcher an den Ufern der Flüsse wächst.

5) Der Wiesenhafer, Avena elatior, auch Raygras, Französisches Raygras genannt, ein vortreffliches Schaffutter, welches auf trockenen Wiesen wächst.

6) Der Goldhafer, Avena flavescens, welcher auf Wiesen, sandigen Anhöhen, Gebirgen und Rändern der Feldäcker wächst.

7) Der haarige Wiesenhafer, Avena pubescens, auf trockenen Wiesen wachsend.

8) Der Windhafer, Avena fatua, auf Aeckern und im Getreide wachsend; es überzieht, als Unkraut, manchen Acker beinahe ganz.

9) Der Wiesenschwingel, Festuca elatior, ein Wiesengewächs, welches besonders auf unseren Wiesen einheimisch ist.

10) Der Mannaschwingel, Festuca fluitans, auch Mannagras, Schwadengras, Entengras genannt. Es wächst sowohl in stillstehenden, als fließenden Gewässern, und auf nassen Wiesen, und ist höchst nahrhaft und weich.

11) Die Rasenschmiele, Aira cespitosa, ein an Gräben und auf Wiesen wachsendes Gras.

12) Die Wasserschmiele, Aira aquatica, auch Schmellen genannt, wächst auf feuchten Wiesen und giebt ein nahrhaftes blätteriges Futter.

13) Die Bergschmiele, Aira montana, ein vortreffliches, aber nur auf Bergen wachsendes Schaffutter.

14) Das Wasserrispengras, Poa aquatica, auch Wasserviehgras genannt.

15) Das gemeine große Wiesenviehgras, Poa pratensis.

16) Das schmalblätterige Viehgras, Poa angustifolia.

17) Das knollige Viehgras, Poa bulbosa, welches auf Bergen und auf Aeckern wächst.

18) Das kleine Viehgras, Poa trivialis.

19) Das gemeine Hirsengras, Milium effusum.

20) Das gemeine Zittergras, Briza media, ein auf trockenen Wiesen wachsendes Gras.

21) Das gemeine Kammgras, Cynosurus crista-

tus, welches von den Schafen sehr geliebt wird und auf den Wiesen sehr häufig wächst.

22) Das blaue Kammgras, Cynosurus coeruleus, welches auf feuchten Wiesen wächst.

23) Die Futtertrespe, Bromus giganteus, welche an schattigen und waldigen Orten wächst, und welches wegen ihrer saftigen Halme und breiten Blätter ein sehr gutes Futterkraut für die Schafe abgiebt; daher sie auch von mehreren Oekonomen zugleich zum Anbau empfohlen worden.

24) Die weiche Trespe, Bromus mollis, ein von den Schafen vorzüglich gesuchtes Gras, welches sich auf trocknen Wiesen findet.

25) Die Ackertrespe, Bromus arvensis.

26) Das auslaufende Strausgras, Agrostis stolonifera. Unter allen Arten von Strausgras ist dieses das einzige, welches die Schafe fressen. Es liebt sumpfige Gegenden.

27) Das rohrartige Glanzgras, Phalaris Arundinacea, welches auf nassen und sumpfigen Wiesen wächst.

28) Das Queckengras, Triticum repens, auch Quecke, Queckweitzen und Hundsgras genannt, welches auf den Aeckern wächst.

29) Die Mäusegerste, Hordeum murinum.

30) Die Acker-Scabiose, Scabiosa arvensis, auch Apostemkraut genannt.

31) Die blaue Scabiose, Scabiosa columbaria, welche auf Anhöhen und Abhängen wächst, statt daß die vorhergehende in Wäldern und auf Wiesen angetroffen wird.

32) Der Teufelsabbiß, Scabiosa succisa, welchen man auf feuchten Angern und Viehtriften findet.

33) Der wahre Waldmeister, Asperula odorata.

34) Der Ackerwaldmeister, Asperula arvensis.

35) Das gelbe Labkraut, Galium verum, auch unser Liebfrauen Bettstroh, genannt.

36) Das breitblättrige Labkraut, Galium molugo.

37) Das mitternächtige Labkraut, Galium boreale.

38) Das Klebkraut, Galium aparine.

39) Das Sumpf-Labkraut, Galium palustre.

40) Das Morast-Labkraut, Galium uliginosum.

41) Die verschiedenen Arten von Wegebreiten, Plantago, als:

a) Die große Wegebreite, Plantago major.

b) Die mittlere Wegebreite, Plantago media.

c) Die lanzetförmige Wegebreite, Plantago lanceolata.

d) Die Meerstrandswegebreite, Plantago maritima.

e) Die zweifelhafte Wegebreite, Plantago dubia.

Diese allbekannten, theils auf Wiesen, theils und zwar vorzüglich an Wegen wachsende Pflanzen, werden, wenn sie noch jung sind, von den Schafen abgebissen und gefressen, wenn aber bessere Kräuter und Gräser dabei stehen, stehen gelassen.

42) Die Wiesenpimpinelle, Sanguisorba officinalis, auch Blutkraut genannt.

43) Der Sinau, Alchemilla vulgaris, auch Marienmantel und Löwenfuß genannt.

44) Die Flachsseide, Cuscuta Europaea.

45) Das darniederliegende Mastkraut, Sagina procumbens, welches auf sandigen Aeckern wächst.

46) Die Schminkwurzel, Lithospermum arvense.

47) Die Ochsenzunge, Anchusa officinalis, welche auf trockenen Wiesen und an Wegen wächst.

48) Die Schwarzwurz, Symphitum officinale, auch Wallwurz und Beinwall genannt.

49) Das Lungenkraut, Pulmonaria officinalis, auch Hirschmangold genannt.

50) Das Ackerwolfsgesichte, Lycopsis arvensis, welches an Wegen wächst.

51) Das darniederliegende Scharfkraut, Asperugo procumbens.

52) Die Schlüsselblume, Primula veris officinalis, auch Himmelschlüssel genannt.

53) Die höhere Schlüsselblume, Primula veris elatior.

54) Das Wiesengeld, Lysimachia nummularia, auch Pfennigkraut und Egelkraut genannt, welches von den Schafen im Herbste begierig gesucht wird, wenn es auf den abgemäheten Wiesen stehen bleibt.

55) Die kleine Winde, Convolvulus arvensis, welche auf den Aeckern unter dem Getreide wächst.

56) Die Zaunwinde Convolvulus sepium, welche an Zäunen wächst.

57) Die rundblätterichten Glöckchen, Campanula rotundifolia, welche Pflanze in den Wäldern wächst.

58) Der Bitterling, Gentiana amarella, welcher in den Wäldern wächst.

59) Das Bruchkraut, Hermiaria glabra, auch Tausendkorn genannt.

60) Die verschiedenen Arten von Gänsefuß, Chenopodium, als:

a) Der gute Heinrich, Chenopodium bonus Henricus, auch stolzer Heinrich, langer Heinrich und Halbpferdgenannt.

b) Der Stadtgänsefuß, Chenopodium urbicum.

c) Der weiße Gänsefuß, Chenopodium album.

d) Der Bastardgänsefuß, Chenopodium hybridum, welcher unter dem Gemüse wächst.

e) Der grüne Gänsefuß, Chenopodium viride.

f) Die Stinkmelde oder das Münzenkraut, Chenopodium vulvaria.

g) Der vielsamige Gänsefuß, Cenopodium polyspermum. Auch die zuletzt erwähnten drei Arten von Gänsefuß, die theils auf öden Flecken, theils auf urbaren Aekkern, und theils auf Gemüseäckern wachsen, werden von den Schafen genossen, aber vorzüglich nur dann, wenn sie jung sind und keine besseren Pflanzen zu ihren Nachbaren haben.

61) Die wilde Silge, Selinum Sylvestre.

62) Der weiße Enzian, Laserpitium latifolium, auch breitblättriges Laserkraut genannt, welches in waldigen Gegenden wächst.

63) Der Bärenklau, Heracleum sphondilium auch Bärwurz genannt.

64) Der breitblättrige Merk, Sium latifolium.

65) Der Spanische Körbel, Scandix anthriscus.

66) Der Wiesenkümmel, Carum Carvi.

67) Die kleine Pimpinelle, Pimpinella saxifraga.

68) Die große Pimpinelle, Pimpinella saxifraga.

69) Der gemeine Geißfuß, Aegopodium podagra-

ria, auch Strenfel, Geesch und Gierisch genannt, welches von den Schafen vorzüglich geliebt wird.

70) Der Purgierlein, Linum Catharticum.

71) Der gelbe Milchstern, Ornithogallum lacteum.

72) Der kleine Milchstern, Ornithogallum minimum.

73) Das Maiblümchen, Convallaria majalis, auch Springauf genannt, welches in den gebirgigten Wäldern wächst.

74) Die Weißwurz, Convallaria polygonatum welche Pflanze denselben Standort der vorhergehenden hat.

75) Die vielblumige Maiblume, Convallaria multiflora, welche gleichfals in den Wäldern wächst.

76) Das kleine Maiblümchen, Convallaria bifolia, auch Einblatt genannt, hat denselben Standort der vorhergehenden.

77) Die knollige Binse, Juncus bulbosus.

78) Die haarige Binse, Juncus bilosus.

79) Die Feldbinse, Juncus campestris.

80) Der gemeine Sauerampfer, Rumex acetosa.

81) Der Saurkleeampfer, Rumex acetosella, auch Schafampfer genannt.

82) Die zwei Arten von Dreizack, Triglochin, nämlich:

a) Das Sumpftriglochin, Triglochin palustre, u.

b) das Meerwassergras, Triglochin maritimum. Beide wachsen auf sumpfigten Wiesen und liefern ein scharfes Futter.

83) Das Weiderichsröslein, Epilobium angustifolium.

84) Der rauhe Schottenweiderich, Epilobium hirsutum,

86) Die Heide, Erica vulgaris. welche in öden, unkultivirten, so wie in waldigen Gegenden wächst, und den Schafen nur da zur Nahrung dient, wo sie daran gewöhnt sind, wie z. B. auf der Lüneburger Heide; s. oben, S. 557.

86) Der amphibienartige Wegtritt, Polygonum amphibium.

87) Der Vogelwegtritt, Polygonum aviculare.

88) Das Flöhkraut, Poligonum persicaria.

89) Die Einbeer oder Wolfsbeer, Paris quadrifolia.

90) Die deltaförmige Nelke, Dianthus deltoides.

91) Die Sandnelke, Dianthus arenarius.

92) Die wilde Nelke, Dianthus armeria, welche auf beraseten Waldblößen wächst.

93) Der Widerstoß, Cucubalus behen.

94) Die hangende Silene, Silene nutans.

95) Das grasartige Sternkraut, Stellaria graminea.

96) Der Spergul, Spergula arvensis.

97) Die Raden, Agrostemma Githago.

98) Die Kukusblume, Lychnis flos cuculi.

99) Der Sauerklee oder Hasenklee, Oxalis acetosella.

100) Der braune Weiderich, Lythrum salicaria.

101) Die Odermennige, Agrimonia Eupatoria.

102) Die Erdbeere, Fragaria vesca.

103) Die kriechende Potentille, Potentilla reptans.

104) Die Frühlingspotentille, Potentilla verna.

105) Der Tormentill, Tormentilla erecta, auch Ruhrwurzel genannt.

106) Die Nelkenwurzel, Geum urbanum, auch Meerwurzel genannt.

107) Die Wassermeerwurzel, Geum rivale, welche auf sumpfigten Wiesen wächst.

108) Der zweifelhafte Mohn, Papaver dubium, auch falscher Mohn genannt.

109) Die Klapperrose oder Klatschrose, Papaver rhoeas, eine bekannte, unter dem Getreide wachsende Pflanze.

110) Die Schwarzwurz, Actaea spicata, auch Christophskraut genannt.

111) Der Kirschysop, Cistus helianthemum, welcher auf bergigten Gegenden wächst.

112) Der Rittersporn, Delphinium consolida.

113) Das Leberkraut, Anemone hepatica, auch Edelkraut und Güldenklee genannt, welches in den Wäldern wächst.

114) Die Storchsblume, Anemone nemorosa, welche in Wäldern und an Zäunen wächst.

115) Die schmalblättrige Wiesenraube, Thalictrum angustifolium, welche auf sumpfigten Wiesen wächst.

116) Die gelbe Wiesenraube, Thalictrum flavum,

117) Das Scharbockkraut, Ranunculus sicaria, auch Feigenranunkel genannt.

118) Der scharfe Hahnenfuß, Ranunculus acris, auch gelbe Butterblume genannt, ist aber etwas scharf und anziehend.

119) Die Dotterblume, Caltha palustris, auch Wiesenblume genannt.

120) Die Engelblume, Trollius europaeus, auch Trollblume genannt; sie liebt sumpfige Wiesen.

121) Der pyramidenförmige Günsel, Ajuga pyramidalis, eine auf hochliegenden Wiesen und Aeckern wachsende Pflanze.

122) Der Lachenknoblauch, Teucrium scordium, auch Wasserhathenig genannt.

123) Der Quendel, Thymus serpyllum, auch Feldkümmel genannt, welcher in den gebirgigten Gegenden wächst.

124) Die Wirbeldosten, Clinopodium vulgare, eine im Gebüsch wachsende Pflanze.

125) Die Doste, Origanum vulgare, auch Wohlgemuth und Orant genannt.

126) Die Gundelrebe, Glecoma hederacea, auch Donnerrebe genannt.

127) Die Katzenmünze, Nepeta cataria.

128) Der Waldroßpoley, Stachys sylvatica.

129) Der Sumpfroßpoley, Stachys palustris, eine Pflanze, welche an den Ufern der Flüsse blühet.

130) Der hanfartige Hohlzahn, Galcopsis Tetrahit, welcher in Gebüschen und an Zäunen wächst.

131) Die weiße Taubnessel, Lamium album, auch weißer Bienensang genannt, welche an Zäunen wächst.

132) Die purpurrothe Taubnessel, Lamium purpureum, auch rother Bienensang genannt.

133) Die stengelumfassende Taubnessel, Lamium amplexicaule.

134) Der Wolfsfuß, Leonurus cardiaca, auch Herzgespann genannt.

135) Die Braunelle, Prunelle, Prunella vulgaris, welche auf den Wiesen und in den Wäldern wächst.

136) Das Helmkraut, Scutellaria galericulata, welches an Wassergräben und sumpfigten Orten wächst.

137) Das kleine Löwenmaul, Antirrhinum minus, welches auf einem kiesigten Boden wächst.

138) Der Hahnenkamm, Rhinantus crista galli.

139) Die kammförmige Fleischblume, Melampyrum cristatum, welche auf schattigen Wiesen und in Wäldern wächst.

140) Die Hainfleischblume, Melampyrum nemorosum.

141) Die Wiesenfleischblume, Melampyrum pratense.

142) Die Waldfleischblume, Melamphyrum sylvaticum, welche bloß in den Wäldern wächst.

143) Der Augentrost, Euphrasia officinalis.

144) Der Zahntrost, Euphrasia odontites.

145) Die Schuppenwurz, Lathraea squamaria, eine Pflanze, welche vorzüglich den Schatten der Bäume und die Decke des abgefallenen Laubes liebt.

146) Das Frühlings-Hungerblümchen, Draba verna.

147) Das bestäubte Steinkraut, Alyssum incanum.

148) Das Hirtentäschchen, Thlaspi bursa pastoris, auch Täschelkraut genannt, welches vorzüglich auf in Kultur genommenen Schutthaufen oder ehemals bebaut gewesenen Stätten wächst.

149) Der Thurmsenf, Turritis glabra, wächst an sonnenreichen, trocknen Gegenden.

150) Der gemeine Hederich, Erysimum officinale, welcher auf Schutthaufen und an den Wänden wächst. Man muß diese Pflanze nicht mit dem Ackerrettig, Raphanus raphanistrum, welcher besonders unter dem Sommergetreide wächst, und ziemlich allgemein unter dem Namen Hederich bekannt ist, verwechseln.

151) Der lackförmige Hederich, Erysimum Cheiranthoides.

152) Die Wiesewasserkresse, Cardamine pratensis.

153) Die bittere Wasserkresse, Cardamine amara.

154) Der blutrothe Storchschnabel, Geranium sanguineum.

155) Der Waldstorchschnabel, Geranium sylvaticum.

156) Der Wiesenstorchschnabel, Geranium pratense.

157) Der rundblätterige Storchschnabel, Geranium rotundifolium.

158) Der Tabenstorchschnabel, Geranium Columbinum — Außer der ersten Art, wachsen alle übrige Storchschnabel auf Aeckern und Wiesen, die erstere Art auch in Wäldern.

159) Die Käsepappel, Malva rotundifolia, auch Käsemalve, Gänsepappel, Käsekraut und Eibisch genannt.

160) Die Siegmarswurzel, Malva alcea, auch Fellris genannt, welche in Wäldern wächst.

161) Der Erdrauch, Fumaria officinalis, auch wilde Rauthe, Ackerrauthe genannt.

162) Die Hohlwurzel, Fumaria bulbosa, auch Farrensamen genannt.

163) Die gemeine Ramsel, Polygola vulgaris.

164) Der Günster, Genista tinctoria, auch Färbepfriemen genannt.

165) Das wilde Süßholz, Astragalus Glyciphyllos, wird von mehreren Oekonomen als Futterkraut besonders empfohlen.

166) Das Fahnenkraut, Orobus vernus, auch Frühlingserve genannt.

167. Die knollige Erve, Orobus tuberosus.

168. Die schwarze Erve, Orobus niger.

169 Die wilde Platterbse, Latyrus silvestris.

170) Die Wiesenplatterbse, Latyrus pratensis.

171) Die Erdnüsse, Latyrus tuberosus, welche theils auf Wiesen, theils auf Aeckern wachsen.

172) Die Sumpfplatterbse, Latyrus palustris.

173) Die breitblättrige Platterbse, Latyrus latifolius.

174) Die Zaunwicke, Vicia sepium, welche an Zäu-

nen und in Wäldern wächst, Es ist ein übrigens bekanntes Futtergewächs.

175) Die Waldwicke, Vicia sylvatica.

176) Die Heckenwicke, Vicia dumetorum.

177) Die Vogelwicke, Vicia cracca.

178) Die viersamige Linse, Ervum tetraspermum, auch kleine platte Feldwicke genannt.

179) Die zottige Linse, Ervum hirsutum, welche unter dem Getreide wächst und im Sommer blühet.

180) Der weiße Bergklee, Trifolium montanum, welcher auf Wiesen und in waldigen Gegenden wächst.

181) Der rothe Wiesenklee, Trifolium pratense auch Spanischer Klee genannt, er wird auf den Feldern gebaut und wächst auf Wiesen wild.

182) Der Hopfenklee, Trifolium agrarium, auch als Futterkraut bekannt.

183) Der Alpenklee, Trifolium alpestre.

184) Der weiße Wiesenklee, Trifolium repens, ist eben bei den Schafen nicht sehr beliebt.

185) Der umgewandte Klee, Trifolium resupinatum.

186) Der röthliche oder rothe Geißklee, Trifolium rubens.

187) Der Hasenklee, Trifolium arvense.

188) Der fadenförmige Klee, Trifolium filiforme.

189) Der Steinklee, Trifolium melilothus offinalis.

190) Der Bastardklee, Trifolium hybridum.

191) Der Steinklee, Trifolium stellatum, welcher wegen seiner saftigen Blätter und seines guten Geschmackes besonders zum Anbau künstlicher Wiesen empfohlen wird.

192) Der abgebogene Klee, Trifolium flexuosum, auch Monatsklee genannt, verdient nach Schranks Bemerkungen vorzüglich angebaut zu werden.

193) Der Erdbeerklee, Trifolium fragiferum.

194) Die Schwedische Lüzerne, Medicago falcata.

195) Der Schneckenklee, Medicago polymorpha.

196) Die Hopfenlüzerne, Medicago lupulina.

197) Das viereckigte Johanniskraut, Hypericum quadrangulare.

198) Das Hartheu, Hypericum perforatum, welches auch den Namen Johannisblut und Hexenkraut führt, findet sich auf trocknen, gebirgigten Aeckern.

199) Das zweifelhafte Habichtkraut, Hieracium dubium, welches auf trocknen Anhöhen wächst.

200) Das abgebissene Habichtskraut, Hieracium praemorsum.

201) Das doldenförmige Habichtskraut, Hieracium umbellatum.

202) Die Dachgrundfeste, Crepis tectorum.

203) Der Gemüse-Hasenkohl, Sonchus oleraceus. Er wächst auf bebauten und unbebauten Feldern.

204) Der Mauerberglattich, Prenanthes muralis, eine den Schafen sehr angenehme Pflanze.

205) Die niedrige Skorzonere, Scorzonera humilis.

206) Die wilde Haferwurzel, Tragopogon pratense.

207) Der Ackerkohl, Lapsana comunis.

208) Die Wegwart, Cichorium intybus, auch Cichorien genannt.

209) Die krause Distel, Carduus crispus.

210) Der dreimal getheilte Zweizahn, Bidens tripartita.

211) Der Rheinfarren, Tanacetum vulgare, auch Wurmsamen und Revierkraut genannt.

212) Das Katzenpfötchen, Gnaphalium dioicium

213) Das Bergfilzkraut, Filago montana, eine auf steinigten Aeckern wachsende Pflanze.

214) Der Hüflattig, Tussilago farfara, eine bekannte, auf lettigen oder thonigten Aeckern wachsende Pflanze.

115) Die Pestilenzwurz, Tussilago petasites.

216) Das Güldenwundkraut, Solidago Virgaurea, auch Heidnisch-Wundkraut genannt.

217) Der Flöhalant, Inula pulicaria, welcher an angebauten öden Plätzen wächst.

218) Der weidenartige Alant, Inula salicina.

219) Die Johannisblume, Chrysanthemum Leucanthemum.

220) Die Chamille, Matricaria Chamomilla.

221) Die Ackerchamille, Anthemis arvensis.

222) Die Schafgarbe, Achillaea millefolium, wird als ein sehr von den Schafen geliebtes Futterkraut gerühmt. Gotthard will aber nicht gefunden haben, daß diese Thiere mit so großer Begierde darüber hergefallen wären; indessen bleibt es immer ein gesundes Schaffutter.

223) Das Nießkraut, Achillaea Ptarmica, auch Bertram genannt, welches man auf Wiesen und in Wäldern antrifft.

224) Die Scabiosenblume, Centaurea Scabiosa, welche man auf einem kiesigten Boden antrifft.

225) Die Flockenblume, Centaurea Iacea.

226) Die blaue Kornblume, Centaurea Cyanus.

227) Das Hundsveilchen, Viola canina, welches in Wäldern und auf Wiesen wächst.

228) Das kurzhaarige Veilchen, Viola hirta.

229) Das wunderbare Veilchen, Viola mirabilis.

230) Das gefleckte Knabenkraut, Orchis maculata, welches in Wäldern auf berasteten Blößen wächst.

231) Einige Arten des Riedgrases. Nach Linné sollen von den Schafen folgende Arten gefressen werden.

a) Das gefingerte Riedgras, Carex digitata.

b) Das fadenförmige Riedgras, Carex filiformis.

c) Das hirsenartige Riedgras, Carex panicea.

d) Das Rasen-Riedgras, Carex cespitosa.

e) Das spitzige Riedgras, Carex acuta.

f) Das verlängerte Riedgras, Carex elongata.

g) Das geriffte Riedgras, Carex paniculata.

h) Das gelbe Riedgras, Carex flava.

i) Das Rothriedgras, Carex limosa.

k) Das Aftercypergras, Carex pseudocyperus.

232) Die abstehende Melde, Atriplex patula, welche auf trockenem, kiesigem Boden wächst.

233) Das Flußkannenkraut, Equisetum fluviatile, ein von Schafen sehr gesuchtes Kraut, welches auf morastigen Wiesen wächst.

Dieses wären nun nach Linné, welcher übrigens 327 Pflanzenarten, die von den Schafen gefressen werden, in seinem Werke angeführt hat, diejenigen Pflanzen, welche die Schafe fressen, und worunter er den Schafschwingel, Festuca ovina, und das Hirtentäschchen, Thlaspi bursa pastoris, besonders, als ein von den Schafen beliebtes Futter auszeich-

net; allein auch die schon oben, unter der Spanischen Geschichte der Schafzucht, S. 634, angeführten Gräser sind Lieblingsgerichte der Schafe.

Folgende Pflanzen werden von den Schafen nicht gefressen, und sind der Gesundheit derselben nachtheilig:

1) Die verschiedenen Arten der Euphorbien, Euphorbia, als:

a) Die runde Euphorbie, Euphorbia peplus.

b) Die Sonneneuphorbie, Euphorbia helioscopia.

c) Die Eselsmilch, Euphorbia Esula.

d) Die breitblättrige Euphorbie, Euphorbia platyphyllos.

e) Die Wolfsmilch, Euphorbia Cyparissias.

f) Die kleine Euphorbie Euphorbia exigua.

g) Die Mandel-Euphorbie, Euphorbia amygdaloides.

h) Die Sumpf-Euphorbie, Euporbia palustris.

2) Das Mausöhrlein, Hieracium pilosella, auch Nagelkraut genannt.

3) Die verschiedenen Arten von Schaftheu, Equisetum, als:

a) Das Waldkannenkraut, Equisetum sylvaticum.

b) Das Ackerkannenkraut, Equisetum arvense, auch Taubenrock und Tuwock genannt.

c) Das Sumpfkannenkraut, Equisetum palustre.

d) Das Flußkannenkraut, Equisetum fluviatile.

e) Das Morastkannenkraut, Equisetum limosum.

4) Das ausdauernde Bingelkraut, Mercurialis perennis.

5) Das Vergißmeinnicht, Myosotis scorpioides palustris, welches in Wassergräben und an feuchten Orten wächst und wegen der niedlichen blauen Blümchens allgemein bekannt und beliebt ist, soll den Schafen, wenn sie davon fressen, sehr nachtheilig seyn.

6) Die verschiedenen Arten von Hahnenfuß, Ranunculus, als;

a) Der kleine Sumpfhahnenfuß, Ranunculus

flammula, auch gelbe Butterblume, Engelkraut genannt.

b) Der zungenförmige Hahnenfuß, Ranunculus lingua, auch großer Sumpfhahnenfuß genannt.

c) Der brennende Hahnenfuß, Ranunculus sceleratus.

d) Der knollige Hahnenfuß, Ranunculus bulbosus, die gefährlichste Art von allen, wächst auf Wiesen, Viehtriften und Aeckern.

e) Der scharfe Hahnenfuß, Ranunculus acris.

f) Der Wasserhahnenfuß, Ranunculus aquatilis.

g) Der Ackerhahnenfuß, Ranunculus arvensis.

7) Die haarige Binse, Juncus pilosus. Der Genuß dieser Pflanze soll nach der Erfahrung mehrerer Oekonomen bei den Schafen Verstopfung verursachen.

8) Der gemeine Beinbrech, Autherıcum orsifragum. Nach Linné soll diese Pflanze die Knochen der Schafe erweichen und die Thiere so entkräften, daß sie gar nicht gehen können.

9) Die Storchbume, Anemone nemorosa, soll den Schafen, nach dem Genusse, die Ruhr verursachen.

10) Der rund- und langblättrige Sonnenthau, Drosera rotundifolia et Congifolia.

11) Das Fettkraut, Pinguicula vulgaris, auch Kibitzfett und Hutblume genannt. Nach den Erfahrungen der Engländer soll dieses Kraut den Schafen tödlich seyn.

12) Der Schierling, Conium maculatum, auch gefleckter Schierling und Wüterich genannt.

13) Der Wasserschierling, Cicuta virosa, auch Parzenkraut genannt.

14) Der betäubende Kälberkropf, Chaerophillum temulentum, auch in einigen Gegenden Schierling genannt.

15) Der Vogelwegtritt, Polygonum aviculare.

16) Einige wollentragende Pflanzen, welche, wenn die Wolle schon vorhanden ist, und sie dann von diesen Thieren gefressen werden, Verstopfungen bei denselben hervorbringen sollen.

a) Das Wollgras, Eriophorum Polystachion, auch Wiesenwolle, Wiesenflachs genannt, wächst auf sumpfigen, torfhaltigen Wiesen.

b) Das Sumpfwollgras, Eriophorum vaginatum, auch Dunggras genannt, welches auf Sümpfen anzutreffen.
c) Der Sumpfweiderich, Epilobium palustre.
d) Die Schwalbenwurz, Asclepias Vincetoxicum.

Was die Lage zur Haltung der Schafe anbetrifft, so sind die Gegenden, wo Feuchtigkeit herrscht, sei es in, oder außer der Erde, oder im Dunstkreise, wo die Luft stockt, nicht tauglich zur Erhaltung des Schafviehes. Daher können alle feuchte Thäler, in denen die Luft nicht circulirt, die Ufer von Gewässern, deren Strömung gestört ist, die mit Holz auf allen Seiten umgebenen Plätze, welche Hahnenfuß, Leberkraut ꝛc. tragen, nicht füglich zur Schafzucht genutzt werden.

Temperaturen, in denen sich die Abwechselung zwischen Hitze und Frost, Trockenheit und Nässe häufig ereignet, und in denen zugleich beiderlei Extremitäten in dem Uebergange von der einen zu der andern vorkommen, sind zur Vervollkommung und gesunder Constitution des Schafes nicht so vortheilhaft, als andere, die mit diesen Gebrechen nicht behaftet sind. Die Gefahr ist indessen nicht so groß, wenn man sich nur darnach einrichtet und die richtigen Vorschriftsmaaßregeln gebraucht, die erforderlich sind, den üblen Folgen zu begegnen. Am besten zur Erziehung der Schafe ist ein sich gleiches Klima, dessen Temperatur sich sowohl in der Wärme, als in der Kälte während der Jahreszeiten, in denen die eine, wie die andere Statt finden soll, ununterbrochen erhält, oder auch in heißen Himmelsstrichen kühle Sommer und warme Winter, an allen Orten Ebenen, deren allmähliger Abhang den Abfluß der Gewässer erleichtert; Hügel und Berge im Sommer, dieses sind die vorzüglichsten Bedingungen, um das Schaf mit Vortheil zu ziehen. Alles, so vortheilhaft es für die Schafzucht ist,

wenn alle die oben aufgestellten Bedingungen in einem Lande zusammen treffen, so würde es von der andern Seite auch wieder zu ängstlich gehandelt seyn, wenn man in einem Lande, wo dieses nicht der Fall ist, wo weder die Temperatur, noch der Boden den Schafen gut zuzusagen scheint, von der Schafzucht ganz abstehen wollte; denn wir haben gesehen, daß sich die Thiere an alle Himmelsstriche, an jeden Boden gewöhnen können, wenn sie nur das für sie nöthige Futter und gutes Wasser finden; besonders ist dieses aber bei den Schafen der Fall; denn wir haben oben, sowohl in der besondern Naturgeschichte der Schafe, als auch in der Geschichte der Schafzucht in den Europäischen Reichen, gesehen, daß sich die Merinos sowohl in Schweden, als auch in Holland erhalten und vorzüglich gedeihen, und welcher Unterschied herrscht nicht in dem Boden und in der Temperatur der Luft zwischen diesen Landen und dem heißen Spanien. Schweden, wenn gleich mit einem trocknen Boden von der Natur begünstiget, hat dagegen auch die strengste, anhaltendeste Kälte, und Holland ist ein kaltes, morastiges Land, und dennoch gedeihen in beiden Ländern die an ein höchst-südliches Klima gewöhnten Merinos! und welcher Abstand ist nun noch zwischen diesen und den Landesracen, denjenigen Schafen, welche schon seit undenklichen Zeiten an ein trocknes, rauhes, und an ein kaltes, feuchtes Klima gewöhnt waren. Hieraus ersieht man, daß das Schaf sich an alle Klima gewöhnt und daher überall gezogen werden kann, um davon Nutzen zu ziehen, nur richtet sich die Behandlung desselben nach dem Klima. Wenn daher die Schafe in einem Klima, wie in Spanien, Tag und Nacht unter freiem Himmel zubringen, wenn sie Winter und Sommer sich ihre Nahrung auf den köstlichen Weiden suchen, so müssen sie z. B. in

Schweden, des Nachts in gut verwahrte Ställe gebracht und des Winters mit trockenem dazu aufgespartem Futter gehörig ernährt werden. Befolgt man nur dieses und baut auf den Weideplätzen gute Futterkräuter, wenn keine vorhanden seyn solten, an, als: Esparcette, weißen Wiesenklee, Erdberklee, Ray-Gras, Schafgras oder Schafschwingel, Schafgarbe, Lüzerne, Hopfenlüzerne, Wiesenhafer, ꝛc. s. auch oben, die angeführten Kräuter oder Pflanzen, S. 17 u. f., so kann man auf eine ergiebige Zucht, wenn man nämlich dasjenige, was auf das Schaf selbst Bezug hat, als Sprungzeit, Scheeren, ꝛc. beachtet, Rechnung machen.

Einrichtung der Herden bei einer Schäferey.

Nach Petri besteht eine große vollständige Schäferey gewöhnlich aus folgenden Herden:

1) Aus der Mutterherde.
2) Aus der Jährlings-Mutterherde.
3) Aus der Widder-Herde.
4) Aus der Jährlings-Widderherde.
5) Aus der Widderlämmer-Herde.
6) Aus der Mutterlämmer-Herde.
7) Aus dem Kappenhaufen.
8) Aus dem Ausmusterungsvieh, und dem Fetthaufen.

Die Abzählung dieser Herden wird alle Monate in der Regel zweimal ämtlich vorgenommen, und die Veränderungen alle acht Tage in der Rechnung notirt.

Das sogenannte März- oder Brackvieh wird gewöhnlich vor der Schur bestimmt; dann werden die Wollmusterkarten verfaßt, um die Begattung darnach zu ordnen und festzusetzen. — Jede Veränderung an der Zahl der verschiedenen Haufen

Herden-Tabellen

von den Gattungen des verschiedenen Schafviehes.

I.

	Mütter										Widder										Schöpsen										Total-Summe
	Junge	1 jährige	2 jährige	3 jährige	4 jährige	5 jährige	6 jährige	7 jährige	8 jährige	Alte	Summe	Junge	1 jährige	2 jährige	3 jährige	4 jährige	5 jährige	6 jährige	7 jährige	8 jährige	Alte	Summe	Junge	1 jährige	2 jährige	3 jährige	4 jährige	5 jährige	6 jährige	7 jährige	8 jährige	Alte	Summe	
Rest . .																																	
Neuer Empfang.																																	
Durch Ankauf . . .																																	
= Ablämmerung .																																	
= Tausch																																	
Summe . . .																																	
Ausgaben.																																	
Durch die Dreh krepirt .																																	
Fa per se . . .																																	
Verbleiben im Rest . .																																	

II.

Bestand	Alte Schafe	Alte Hämmel und Böcke	Zeitschafe	Zeithammel	Zibben-Jährlinge	Hämmel-Jährlinge	Zibben-Lämmer	Hammel-Lämmer	Abgang			Bemerkungen.
									verkauft	geschlachtet	gestorben	
Januar												
Februar												
März												
April												

Vom Mai ab bis December wird diese Tabelle, wie die vier ersten Monate zeigen, fortgeführt.

und jeder Klasse, werden in dem Register angemerkt, welches nach dem oben erwähnten Schriftsteller am besten nach beistehender Tabelle geführt werden soll, weil es den Zweck der Sache vollständiger erschöpft, als die bequemere Eintheilung von drei Rubriken: alte, Jährlinge, heurige Schafe. Ueberhaupt muß jeder Abgang und Zuwachs nach dem Alter ausgewiesen werden.

Zucht und Wartung der Schafe.

Zucht.

Es darf hier wohl nicht erst erinnert werden, daß derjenige Landwirth, der die Schafzucht, des Ertrags wegen, besonders berücksichtiget, auch auf den Zustaud seiner Wirthschaft Rücksicht nehmen wird, ob er, — dieses bezieht sich besonders auf Deutschland und den ihm in Hinsicht des Klima, Bodens ꝛc. ähnlichen Ländern, — eine zahlreiche, oder minder zahlreiche Herde zu halten im Stande ist, das heißt, ob seine Weiden eine hinlängliche Nahrung dem Viehe gewähren, und ob auch ein hinlänglicher Vorrath an Winterfutter vorhanden ist; denn die Stärke und Schwäche einer Schäferey hängt lediglich von vieler oder weniger Sommer- und Winterfütterung ab, und niemals sollte man mehr Vieh in einer Schäferey halten, als man sowohl im Sommer, als im Winter reichlich ernähren könnte. Die wenigsten Landwirthe beobachten aber diesen richtigen und wichtigen Grundsatz bei der Viehzucht. Geschieht es nun, daß ein harter und langer Winter einfällt, so müssen sie das Futter theuer bezahlen, und die Schafe werden dann, bei einer strengen Oekonomie, damit nicht zu viel Futter darauf gehe, nur schlecht ernährt. Statt daß dergleichen Wirthe aus ihren Schäfereyen Nutzen

zu ziehen glauben, so haben sie nur Schaden; denn bei einer kärglichen und schlechten Fütterung werden die Schafe nicht nur matt und kraftlos, sondern die schlechte Ernährung derselben hat auch Einfluß auf die Wollerzeugung und auf die Nachkommen; diese werden klein und elend, und ehe das Frühjahr herankommt, fallen noch überdies viele Schafe und Lämmer; die Einnahme verringert sich also in dem Grade, als die Ausgabe gestiegen ist. An Gewinn ist daher gar nicht zu denken. Derjenige Landwirth der eine Schäferey von 1000 Stück hätte und diese nur schlecht ernähren könnte, würde daher besser thun, sie auf die Hälfte der Zahl zu vermindern, um dann einen reellen Gewinn zu ziehen. Hat man nun die Zahl der Schafe nur nach seinen Weiden und seinem Futterbestande eingerichtet, so kann man getrost mit der Zucht beginnen. Bei der Zucht ist nun zuerst das Mutterschaf zu berücksichtigen; denn obgleich der Widder oder Schafbock das Hauptindividuum dabei ist, so ist doch keine Ausstreuung des Samens möglich, wo kein Boden vorhanden ist. Man muß sich daher erst eine Herde Mutterschafe bilden, die man den Zuchtböcken von edler oder anderer Race zugeben will; wie nun diese Mutterschafe beschaffen seyn müssen, um auf eine glückliche, gesunde Zucht Anspruch zu machen, s. oben, S. 3. Hat man nun gerade so viele Mutterschafe, als für zwei, höchstens drei Böcke, auch wohl mehrere Böcke, je nachdem die Herde groß ist, hinlänglich sind, so kann man sie ohne Schaden beisammen lassen, als die Schibben nicht ins Bocken gerathen, tritt aber dieser Fall ein, und man will die Sprungzeit verzögern, damit die Trageschafe später in den September hinein, oder erst zu Anfange des Frühlings, oder zu einer noch späteren Zeit lammen, so muß man diese Thiere von einander absondern. Hat

man aber eine große Anzahl Mutterschafe, so muß man die Böcke, die ganze Zeit hindurch, die nicht zur Begattung bestimmt sind, von den Schafen abgesondert erhalten, weil die Böcke sonst mit einander kämpfen und oft die Mutterschafe verwunden, oder denselben doch gewiß zur Last fallen werden; auch reizt sie schon die Gegenwart derselben und macht sie brünstiger. Haben die Mutterschafe vor Winters Anfange gelammt, so sehnen sie sich schon vom Juny oder July an, oder wohl gar noch zeitiger nach der Zulassung des Bockes, welches ohne Unterschied geschieht, ob man sie bei den Böcken läßt, oder ob man sie von denselben abgesondert erhält. Diese Regung der Begierde deutet die Zeit an, zu welcher die Böcke entfernt werden müssen, wenn man nicht gerade Nutzen von dieser Zeit ziehen will. Am sichersten richtet man die Begattung nach der Temperatur des Klima's und nach Maßgabe des Graswuchses ein. In kältern Ländern, wo es am besten ist, daß die Lämmer im Februar, März, April, oder wohl gar erst im May zur Welt kommen, läßt man den Widder im October, November und noch später zu den Mutterschafen; in mildern Klimaten dagegen, wo die Lämmer im December oder auch noch später zur Welt kommen können, läßt man den Bock um so zeitiger zu. Man läßt die Schafe zur Begattung, wenn sie $1\frac{1}{2}$—2 Jahre alt sind, obgleich sie schon im ersten Jahre brünstig sind.

Was nun den Widder anbetrifft, so kann man denselben schon von, $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Jahr an mit Nutzen zur Fortpflanzung gebrauchen; nur muß man die Zahl der Schafe auch nach diesem Alter einrichten und ihm nicht mehr als 10—15 Stück geben, welche zu belegen, seine Kräfte nicht übersteigt. Man hat die Beobachtung gemacht, daß wenn

man einen dergleichen Widder nur mit wenigen Mutterschafen zusammen läßt, die Nachkommen um so mehr dem jungen Bocke gleichen; giebt man dem Thiere aber eine größere Zahl Mutterschafe, so strengt es sich über seine Kräfte an und wird auf seine ganze Lebenszeit zurückgesetzt und geschwächt; und die davon fallende Generation wird zum Theil nicht so kräftig werden. Am besten verwendet man zur Zucht die in das dritte Jahr gehende Böcke, deren innere und äußere Organisation in diesem Alter als vollendet angesehen werden kann. Einem solchen kann man dann schon eine größere Anzahl Mutterschafe zum Bespringen geben. Nach Geutebrück soll ein Widder 50 Schafe bestreiten können, ja er will haben, daß wenn man auf 100 Schafe zwei Böcke hält, und der eine ausgedient hat, der andere seine Stelle mit versehen soll. Strumpf ist in Hinsicht der Anzahl Schafe derselben Meinung, er sagt: ein Bock kann 40—50 Schafe versehen. Hastfer, Beckmann, Erleben und Andere wollen jedoch nur 15—20 Schafe ihm zugetheilt wissen. In Spanien rechnet man 20—25 Mutterschafe auf einen Bock, und dieses scheint wohl bei ausgewachsenen kräftigen Böcken die angemessenste Zahl zu sein.

Sobald ein Widder das funfzehnte bis achtzehnte Monat erreicht hat, auch wohl noch früher, zeigt er seine Mannbarkeit dadurch, daß er, wenn es ihm an Gelegenheit fehlt, seine erwachten Triebe zu befriedigen, den Samen mit Anstrengung von sich spritzt. Obgleich dieses Zeichen ein Wink der Natur ist, der die Reifheit zur Fortpflanzung anzeigt, so wollen viele Schriftsteller, wie schon oben angeführt worden, ihn doch zu dieser Zeit noch nicht zu lassen. Petri will, daß man vor dem dritten Jahre keinen Bock zulasse, und giebt dazu zwei

Gründe an: 1) weil er sich bis zu dem Jahre erst vollständig entwickelt und 2) weil ein dergleichen Thier auch zuweilen den Keim der Drehkrankheit in sich trägt, die es, wenn man es vor dem dritte Jahresalter zur Begattung verwendet, dann fortpflanzen kann.

Jeder Bock ist zur Zeugung fähig, sobald er regelmäßig gebildet und die Zeugungsparthie oder vielmehr die Zeugungstheile in Ordnung sind; ja selbst Böcke mit einem Testikel sind zur Fortpflanzung tüchtig, nur will man die Bemerkung gemacht haben, daß sie nicht so dauerhaft sind, als andere, und mehrere Mutterschafe von seiner Sprungherde gelte bleiben. Petri hat hierüber unwidersprechliche Erfahrungen eingesammelt. Allein es soll auch Böcke mit zwei Testikeln geben, welche zur Zucht ganz unfruchtbar und zur Paarung abgeneigt befunden worden; dieser Fall soll jedoch nur selten vorkommen. Böcke mit gefleckten Zungen hält man zur Zucht aus dem Grunde nicht für gut, weil die Lämmer, die aus dieser Zucht fallen, scheckig werden sollen. Neuere Schriftsteller wollen aber hiervon nichts wissen, indessen halten sie es doch für gut, auch auf solche Mängel, wie ein Fleck auf der Zunge, zu achten, weil sich dergleichen Mängel forterben. Gehörnte Böcke werden bei der Zucht den ungehörnten vorgezogen, weil erstere durch die Hörner, wie der Mann durch einen starken Bart, viel Zeugungskraft beweisen; allein die ungehörten Böcke sind zum Bespringen auch nicht untauglich, nur macht man bei ihrer Zulassung noch die Bemerkung: daß da sie dickere Köpfe, als die gehörnten haben, so sollen die Jungen, die ihnen nacharten, das erste Mal beim Gebären den Müttern größere Schmerzen verursachen Was die Eigenschaften eines guten Bockes anbetrifft, s. oben, S. 2. Nach diesen Vorbe-

merkungen über das Mutterschaf und den Widder komme ich nun zur eigentlichen Zucht. —

In allen gut eingerichteten Schäfereyen ist eine Hauptsache des Besitzers derselben, auf eine gute und dauerhafte Nachkommenschaft zu sehen, welche nur durch ein kräftiges Bespringen und rasches Empfangen von dazu geeigneten Eltern erzielt werden kann. Am besten erreicht man dieses, wenn man mit den Böcken von gleichartiger Abstammung eine beständige Abwechselung beim Belegen der Mutterschafe trifft, damit da, wo man die Zuchtböcke zum Belegen frei unter die Mutterheerde gehen läßt, oder sie mit derselben vergesellschaftet, nie zu gleicher Zeit sich mehr, als zum Beispiel von drei Böcken Einer, von zwölf Stücken viere unter solchen Herden befinden, die übrigen zwei Drittheile werden in der Zwischenzeit einzeln eingesperrt, zweckmäßig mit hartem Futter gefüttert, und alle acht Stunden wird bei Tage ein anderes Drittheil unter die Mutterschafe gelassen. Man erlangt hierdurch den Vortheil, daß die Widder nicht in zu großer Zahl unter dem Mutterviehe sich oder die Schafe durch das Kämpfen mit den Hörnern beschädigen; auch sich dadurch entkräften, weil solches nutzloses Kämpfen oft mehr, als der Zeugungsakt angreift. Auch können sie sich im Springen nicht übernehmen, weil sie nur acht Stunden bei dieser Verrichtung bleiben; daß ferner der schwächere Widder, von dem stärkeren nicht verdrängt, eher Gelegenheit findet, zur Paarung zu kommen; auch der Same vier und zwanzig Stunden zur Absonderung und Zeitigung gewinnt. Man gewinnt durch dieses Verfahren gewöhnlich kraftvollere Lämmer und viele Zwillinge. — Bei der Belegung aus der Hand, welche jetzt in allen großen Schäfereyen eingeführt ist, wo man die Schafe der Wolle wegen hält, hat man bei den meisten Herden Pro-

bierböcke, welche vor dem Gliede unter dem Leibe eine tief herabhangende Schürze oder Leinwand, mit Schnüren über den Rücken angebunden tragen. Man läßt diese beim Austreiben auf die Weide unter die Herde, die hitzigen Mutterschafe halten sich immer in der Nähe des verbundenen Bockes auf, und machen ihm ihr Anerbieten. Diese Schafe muß man auf der Weide mit einem Zeichen durch Röthel, Kohle ꝛc. auszeichnen. Beim Aus- und Eintreiben sondert man nun die gezeichneten Mutterschafe von der Herde ab und theilt sie in besondere Stall-Abtheilungen oder Springgärten demjenigen Widder zu, für den sie nach der getroffenen Ein- oder Abtheilung, bestimmt worden, und wenn sie belegt sind, wobei man aber genau Acht haben muß, daß jedes Mutterschaf einen oder zwei Sprünge empfängt, so werden sie, nachdem sie gezeichnet worden, s. weiter unten, unter Zeichen der Schafe, acht und vierzig Stunden lang unter die Mutter-Lämmerherde abgesondert. Nach Verlauf dieser Zeit werden sie dann wieder unter die Mutterherde gethan, wo sie bald wieder bocken, wenn sie nicht fruchtbar besprungen worden. Der Widder aber, bis ihn wieder der Wechsel zum Springen trifft, in seinen Stall gelassen und der Akt in das Springregister eingetragen. Hierdurch hat man die Paarung ganz in seiner Gewalt. Petri thut den Vorschlag, in großen gut organisirten Schäfereyen mehrere Sprunggärten oder sogenannte Sprunghöfe einzurichten, in welchen während der Paarung abgesonderte Haufen oder Stämme zur Paarung können eingesperrt werden, weil solches die Geschäfte unendlich erleichtert. Man läßt auch kleine Herden von 25 bis 30 Stück von besonderen Stämmen mit einem Widder von gleichförmigem Blute so lange zusammen weiden, bis sie alle belegt sind. Man verdop-

pelt oder verdreifacht auch diese Zahl von Müttern von einem und demselben Stamme, wenn man dazu gleichartige Widder hat; s. auch oben, S. 38. Wenn nach dem Sprungregister alle, oder doch die allermeisten Mutterschafe belegt worden sind, läßt man die Böcke wechselsweise mehrere Stunden die Mutterschafe auf der Weide begleiten, damit nichts gelte bleibe; aber auch hier werden nach dem Akte beide Geschlechter, wie oben angeführt worden, aus der Mutterherde auf einige Zeit entfernt. Petri sagt: „Neuere Beobachtungen haben mich überzeugt, daß wir mit unsern Springböcken, um eine kraftvolle Descendenz zu erhalten, zu viele Mütter belegen, oder mit anderen Worten, daß wir unsere Stammböcke zu lange Zeit, ohne mit andern Springböcken abzuwechseln, das Begattungsgeschäft treiben lassen. Es war mir nämlich schon längere Jahre auffallend, warum Spätlinge sich so schwer und oft nie entwickeln, und warum dagegen andere Lämmer in der nämlichen Schäferey, wo die Lammzeit absichtlich später eingeleitet wurde, wovon die ersten Lämmer zugleich mit den letzteren der frühern Lammung fielen, eine so auffallend verschiedene, schnelle und vortheilhafte Körperentwickelung gegen diese unter einerlei Umständen bewiesen haben. Bei längerem Nachforschen überzeugte ich mich, daß die erschöpfte Zeugungs- und Lebenskraft der Widder hiervon hauptsächlich die Wirkung ist, daß der Reiz der genetischen Kraft (Zeugungs-Kraft) durch zu lange anhaltendes Springen sich auffallend ermüdet und das Thier zwar zuletzt den einzelnen Sprung noch immer vollbringt, aber nicht mit der erforderlichen Energie (Nachdruck) und Lebenskraft; daher diese schwächliche Erscheinungen. Ich will zugeben, daß die spätere Disposition (Anlage) des Weibchens hier auch influirt (Einfluß hat), und vielleicht die Brunst

(oder Brunft) von dieser Seite, noch nicht vollständig ist: wiewohl dieses noch sehr zweifelhaft und unerwiesen ist, so bin ich doch geneigt zu glauben, daß wenn in diesem Falle ein frischer Bock zur Paarung verwandt wird, der Effekt (die Wirkung) nicht zweifelhaft, und die Entwickelung der Lämmer gleich den Erstlingen der später eingeleiteten Lammzeit ausfallen muß. Nach diesen wichtigen Beobachtungen habe ich es mir zum Gesetz bei meiner Theresienfelder Schäferey gemacht, einen jeden meiner Böcke entweder nur jeden dritten Tag einen Sprung machen, oder wenn er nach Umständen acht Tage planmäßig benutzt wird, wieder acht Tage zur Gewinnung der Zeugungs-Energie ausruhen zu lassen. Nach diesen Grundsätzen wird abgewechselt, und das Paarungsgeschäft so bei mir behandelt."

In unseren Schäfereyen sucht man das nächtliche Bespringen zu verhindern, und die Widder werden in geringer Zahl früh und Abends in dem Schafhof, eine halbe Stunde vor dem Aus- und Eintreiben, unter besonderer Aufsicht und in Gegenwart aller Schäfer, unter die Mutterherde gelassen, um des oben angeführten Zweckes willen, das Empfangen und von welchem Bocke es geschehen, genau zu wissen. Die Ursachen und Vortheile dieses sind folgende:

a) daß man in den Springregistern nach den Nummern genau ausweisen kann, von welchem Vater jedes Lamm abstammt;

b) daß die Widder und Mutterschafe durch dieses Verfahren wenig angegriffen und bei vollkommenen Kräften erhalten werden;

c) daß die Wirkung einer fruchtbaren Begattung nicht wieder durch eine zwecklose, zweite, dritte oder vierte Paarung vereitelt wird;

d) daß dadurch die Zahl der kostbaren Spring-

Widder vermindert und nur die edelsten zu diesem Akte verwendet zu werden brauchen;

c) wird dadurch der bei den meisten Schäfereyen noch übliche Fehler ganz vermieden, daß oft die edelsten Böcke (starke oder schwache) gleichsam wie im verwildertem Zustande der Natur unter verhältnißmäßigen vielen Schafen, wovon zuweilen an einem Tage nur wenige, am folgenden zehnmal mehr hitziger werden, ohne Plan und Zweck sich entkräften, die Wirkung einer fruchtbaren Paarung vereiteln, sich wechselseitig durch Kämpfen schwächen, s. oben S. 40, und Schwächlinge erzeugen.

Am besten thut man, wenn man die Widder, welche zum Bespringen dienen sollen, kurz vor und während der Begattungszeit mit gutem Futter nährt. Man gebe jedem Widder daher, außer gutem Klee oder Wiesenheu und hinlänglichem Saufen, den 24sten Theil einer Metze Hafer und $\frac{1}{2}$ Loth Salz in drei Portionen. Während des Springens ist dieses besonders nöthig, weil die Widder dann wenig auf der Weide fressen, sonder sich beständig nach den Mutterschafen sehnen.

Am besten thut man da, wo man die Widder unter die Mutterschafe läßt und sie nicht aus der Hand belegt, die Widder acht bis neun Wochen unter den Schafen zu lassen, damit diejenigen Thiere, welche das erste und zweitemal nicht empfangen haben, das drittemal fruchtbar besprungen werden können. Die Brunstperiode dauert bei den Schafen neun bis zehn Wochen; allein es läßt sich darüber nichts Festes bestimmen, weil Fälle eintreten, daß diese Thiere auch im Laufe des Jahres den Bock aufnehmen.

Wenn nun die Trageschafe wirklich empfangen haben, so muß man Alles zu verhüten suchen, was Anlaß zum Verlammen geben kann. Man bewahre

es daher von der Belegzeit an vor Schrecken, vor Uebertreiben auf der Weide, vor starkem Hetzen der Hunde über Graben, und so viel als möglich vor dem Gedränge in hohlen und engen Wegen. Dieses ist noch mehr der Fall kurz vor der Lammzeit, wo die Thiere auf das Feld getrieben werden. Man muß daher auch keinen Hund mit in den Stall nehmen, um damit die tragenden Schafe herauszuhetzen, wenn sie beim Futtergeben auf den Hof, zur Tränke oder auf die Weide sollen. Man muß den Stall öffnen und sie langsam herauslassen, damit sie sich weder in der Stall- noch in der Hofthür drängen und klemmen. Daubenton sagt: „Man muß die tragenden Schafe langsam führen und treiben, muß sie nicht an Orte bringen, wo sie über Gräben, Felsen, Zäunen, Hecken springen müssen oder wo sie einander unvermeidlich drängen würden, oder wo sie sich an Thüren, Wänden und Steinen, oder an Bäumen stoßen könnten. An Beobachtung dieser Vorsichts-Mittel ist alles Mögliche gelegen.

Man gebe den tragenden Mutterschafen vollauf zu fressen, weil man besonders mit auf das tragende Lämmchen Rücksicht nehmen muß; daher weide man sie im Sommer und Herbste immer auf den nächsten und besten Weideplätzen und gebe sie den Winter hindurch das erste trockene Futter; aber ja nicht saures, verschlämmtes, oder feucht und naß eingebrachtes Futter, weil sie dadurch augenblicklich die Milch verlieren, die Lämmer aber, wenn sie geboren werden, das Laxiren erhalten, kümmern oder sterben. Die Zeichen des herannahenden Lammens sind: das Aufschwellen der Geburtstheile, der Ausfluß einer schleimigen Feuchtigkeit, die Anschwellung des Euters, und die Erscheinung der Milch. Bei diesen eintretenden Merkmalen läßt man das Schaf nicht auf die Weide gehen, sondern im Hause

kommen. Der Ausfluß des Schleims und auch des Wassers, geht oft vier bis sechs Wochen dem Lammen voraus. Sobald diese Periode eintritt, so darf der Schäfer das Schaf nicht aus den Augen lassen, damit, wenn ein Lamm in einer widernatürlichen Lage zur Geburt erscheint, er demselben durch eine kluge und geschickte Wendung zu Hülfe kommen kann; allein auch in der besten Lage des Lammes kann ein Mutterschaf zuweilen das Lamm nicht leicht, und sogar mit Verlust des Lebens beider Individuums nicht gebären. Dieses rührt theils von Schwäche, theils von dem engen Baue der Geburtstheile, theils von großgestalteten Lämmern, von dicken Köpfen und breiten Schultern her. Man muß in diesem Falle dem trägtigsten Thiere zu Hülfe kommen, und sobald das Lamm zum Vorschein gekommen, in den Geburtstheilen, mit äußerster Vorsicht, mit den Fingern, die man zu diesem Behufe mit Oel, Baumöl, befeuchtet, untersuchen, ob die Lage desselben in der gehörigen Richtung ist, und endlich wenn die Kräfte das Schaf zu verlassen scheinen, muß man trachten das Thierchen in die gehörige Lage zu bringen, weil sonst das Schaf mit dem Lamme zu Grunde geht, oder doch Letzteres allein; kommt aber ein Lamm in einer guten Lage zum Vorschein, und behält das Schaf Kräfte, welches die Stimme anzeigt, so muß der Schäfer die Geburt der Natur überlassen. Aeltere Schriftsteller, unter andern auch Daubenton, rathen an, in dem Falle, wo es dem Schafe an Kräften mangelt, demselben, wenn man mit Wein versehen ist, ein Paar Gläser Wein, oder in Ermanglung desselben etwas Bier, oder nach Hastfer's Rath Krausemünze (Mentha crispa) und nach Germershausen Epheu (Hedera helix) zu geben. Die Blätter der Krausemünze werden zu diesem Zwecke im Schatten ge-

trocknet, dann pulverisirt und dieses Pulver mit starkem Biere dem Schafe gegeben. Vom Epheu nimmt man die trockenen oder noch besser die frischen Blätter, dergleichen, wie bekannt, man auch im Winter haben kann, kocht solche mit einem halben Quarte starken Bieres bis zur Hälfte ein, und giebt es dem Schafe lauwarm. Bei zu großer Hitze und Angst wollen ältere Schriftsteller, daß man dem Thiere zur Ader lasse. Neuere Schriftsteller schweigen über diesen Punkt, wahrscheinlich finden sie es nicht für gut, das Thier durch Blutverlust noch mehr zu schwächen, weil bei der Periode des Gebärens Hitze und Angst unausbleibliche Vorläufer sind, obgleich sich solche nicht immer bei allen Individuums im gleichen Grade äussern. Die zu große Hitze bei einem solchen Thiere erkennt man, wenn die Ohren heißer, als gewöhnlich sind, und der Puls schneller schlägt, als bei andern Schafen, wenn es eine trockne Zunge, und trockne Lippen hat, und wenn ihm die Flanken schlagen und es in den Dünnungen zittert. Wie schon oben bemerkt worden, hat man bei einem Schafe, wenn das Lamm seine natürliche Lage hat, und die Mutter hinlänglich bei Kräften ist, gar nichts zu thun nöthig, weil dann die Geburt sehr leicht erfolgt; denn die Natur zersprengt die Wasserblase, um durch die darin enthaltenen Flüssigkeit die Geburtswege naß und schlüpfrig zu machen, damit der Kopf desto leichter durchdringen kann; dieserhalb muß man die beim Gebären hervortretende Wasserblase nicht zersprengen, weil die Geburt dadurch erschwert wird; ist der Kopf aber durchgeschossen und die Blase zerspringt nicht, dann ist es, um eine Erstickung zu verhindern, Zeit, sie zu zersprengen, um dem Kopf Luft zu machen.

Fig. 7865 zeigt ein Lamm in seiner natürlichen

Lage auf dem Mutterkuchen A, indem die beiden Vorderfüße über der Schnauze liegen und unter derselben ein wenig hervorragen, wobei die Nabelschnur B ganz frei ist.

In Fig. 7866 befinden sich die beiden Vorderfüße nicht in der regelmäßigen Lage; denn der linke Fuß B ist über den Kopf hingestreckt. In dieser Lage muß der Schäfer dem Mutterschafe zur Hülfe eilen, und sich bemühen diesen Fuß langsam herunter zu bringen. Der rechte Fuß C ist nach hintenzu ausgestreckt; der Schäfer muß diesen hervorzuziehen suchen, damit beide Vorderfüße in die natürliche Lage kommen, wie sie in Fig. 7865 erscheinen.

Fig. 7867 zeigt wie das Lamm mit dem Hintertheile des Kopfes B in die Geburt eintritt und die Schnauze C rückwärts gekehrt ist. Dieses ist ebenfalls eine üble Lage, wobei die Hülfe des Schäfers nöthig ist. Er muß suchen den Kopf zu drehen und die Schnautze in die Oeffnung der Geburtstheile hervorzuziehen. Hat man etwas fettiges Oel bei der Hand, so reibe man sich vorher die Finger damit, in Ermanglung desselben, mache man die Finger nur mit Speichel naß, damit man, ohne Mutter und Lamm zu verletzen, helfen kann.

Fig. 7868 zeigt die Lage eines Lammes, wo der rechte Vorderfuß B von der Nabelschnur C umschlungen ist, und die Nabelschnur unter der Achsel D hinläuft. In dieser Lage ist die Hülfe nicht schwer; denn man darf nur die Nabelschnur durchschneiden, den rechten Fuß dann hervorziehen, und ihn neben den linken E legen, damit beide Füße in ihre natürliche Lage kommen, wie solches oben bei Fig. 7865 zu sehen.

Was nun den Mutterkuchen anbetrifft — einen Theil der Häutchen, worin das Lamm im Mutterleibe eingewickelt gelegen, welcher von der hinteren

Stelle mit vielen Adern durchwachsen ist, und die Gestalt eines flachen Kuchens hat — der, nachdem das Schaf gelammt hat, gewöhnlich von selbst abgeht, so muß der Schäfer denselben, wenn er nicht von selbst abgehen sollte, ganz sanft herauszuziehen suchen; denn wenn er ihn mit Gewalt herausziehen wollte, so würde er Gefahr laufen, entweder den Mutterkuchen zu zerreissen, oder die Gebärmutter des Schafes zu beschädigen, oder wohl gar diese mit dem Mutterkuchen zugleich herauszuziehen. Sobald der Mutterkuchen heraus ist, so muß ihn der Schäfer bei Seite bringen, damit ihn die Mutter nicht fresse. Ist der Schäfer genöthiget selbst die Nabelschnur abzuschneiden, so kann er ein Stück davon übrig lassen, woran man hernach den Mutterkuchen leicht anfassen und herausziehen kann.

Sobald das Lamm geboren worden, so legt man solches in die Kaue, einen kleinen Nothstall von drei Fuß in der Breite, Länge und Höhe, und sperrt die Mutter so lange dazu, bis sie solches rein abgeleckt hat, und willig saugen läßt. Der Mutter soll man, nach Daubenton, zwei Stunden nach dem Lammen einen lauwarmen Mehl- oder Kleyen-Trank und dann etwas Hafer oder Gerste geben; dann aber, so lange das Lamm sauget, das beste Futter, welches nur in der Jahreszeit, worin das Lamm gefallen zu haben ist, wie oben, S. 45, bei dem Trächtigseyn der Schafe angeführt worden. Die Lämmer, die noch späterhin auf der Weide fallen, müssen in Körben nach Hause getragen werden; ist aber nur ein oder das andere Lamm gefallen, so kann dieses der Schäfer in seinen Ranzen stecken und mit nach Hause nehmen.

Sobald das Lämmchen von der Mutter rein geleckt worden, so bringt man beide in den Junghaufen, und nach Verlauf von acht Tagen in den

ältern Haufen. Bei kleinen Schäfereyen sind nur zwei Abtheilungen, nämlich der sogenannte Alt- und der Junghaufen; in großen Schäfereyen werden drei, oft auch vier verschiedene Lämmerhaufen gebildet; nämlich der Alt-, Mittel-, und erste und zweite Junghaufen. In einigen Schäfereyen bringt man bloß die Lämmer, ohne die Mütter in die abgesonderten Verschläge, damit diese nicht beständig von den Lämmern durch zu öfteres Saugen, auch wohl bloß Spielen mit dem Euter und daranziehen geplagt werden. Man muß bei einer solchen Absonderung aber Ställe wählen, nicht Hürdenverschläge, wodurch sich die alten und jungen Thiere sehen können und sich dann durch Schreien abängstigen, da sie nicht zu einander kommen können. Bei solchen Absonderungen werden die Lämmer viermal des Tages zu den Müttern zum Saugen gelassen. Die verschiedenen Abtheilungen der Schafe mit ihren Lämmern haben auch noch den Nutzen, daß dadurch die zuletzt kommenden Schafe von den andern, welche schon gelammt haben, besonders aber von den früher gefallenen Lämmern nicht beunruhigt werden, wie solches da geschieht, wo diese Absonderungen nicht Statt finden; denn die größeren Lämmer suchen den später lammenden Schafen die Milch zu rauben, und wenn diese sich gleich anfangs wehren, so werden sie doch zuletzt so müde gejagt, daß sie endlich dem fremden Lamme stille zu halten gezwungen werden. Daher müssen die Schäfer auch bei den von der Weide heimkehrenden Mutterschafen, sobald die Lämmer zum Säugen unter sie gelassen werden, sehr aufmerksam seyn, damit jedes Lamm seine Mutter finde und ihre Milch nicht durch ein fremdes geraubt werde. Der den Merinos-Müttern gemachte Vorwurf, daß sie gern ihre Milch von fremden Lämmern aussaugen lassen, wi-

verlegt die Erfahrung. Gleich nach der Geburt muß man den Mutterschafen die Wolle von dem Euter abzupfen, damit die Lämmer nicht dadurch Wolle fressen lernen und daran kümmern und eingehen; auch sammelt sich viele Unreinigkeit an dieser Wolle, welche dem Lamme Eckel und Widerwillen bei dem Säugen verursacht. Die Euter müssen daher immer von aller Unreinigkeit mit lauwarmen Wasser gesäubert werden.

Auf die Schafe, die zum ersten Male lammen muß man besonders ein genaues Augenmerk haben; denn sie pflegen öfters, wenn sie sich unter einem großen Haufen befinden, sich gar nicht ihrer Lämmer anzunehmen, vor ihnen zu fliehen, oder solche von sich zu stoßen und sie nicht zu lecken. Sind die Schafe zum Salzlecken gewöhnt, so darf man nur das erst geborene Lamm gleich mit Salz bestreuen, damit die Mutter das Salz lecke, und sich dadurch an das Lamm gewöhne. Hilft die Einsamkeit in der engsten Abtheilung und dann das Salz nichts, so muß man die Mutter die ersten Tage mit den Händen halten, damit das Lamm saugen kann, worauf sie dann gewöhnlich, nach einigen Wiederholungen dieser Prozedur, das Lamm annimmt. Eben so muß man auch bei eigensinnigen Lämmern verfahren, wenn sie das Euter nicht nehmen wollen oder zu schwächlich sind, um sich auf den Füßen zu erhalten. Ein solches Lamm muß dann der Mutter so lange untergehalten werden, bis es allein aufstehen, die Mutter suchen, und ohne Hülfe allein saugen kann. Die Lämmer können auch zuweilen nicht saugen, weil die vorderen Zähne der unteren Kinnlade mit einem dünnen Häutchen überzogen sind; man muß ihnen dieses Häutchen durchschneiden, oder mit einer Brodrinde durchreiben, damit sie zu saugen anfangen; dieser Fall ereignet sich jedoch selten,

Bemerkt man bei den Schafen, welche gelammt haben, daß sie mit einem Hinterfuße hinken, so muß man den Euter betrachten, ob er nicht etwa mit einem Grind, Schuppengrind genannt, belegt ist, wodurch dieses Hinken, durch den schmerzenden Euter veranlaßt, entsteht. Ist der Schuppengrind vorhanden, so streiche man die Schuppen mit einem stumpfen Messer behutsam ab, melke auch dem Schafe die Milch, wenn diese wegen des bösen Euters bereits verdorben seyn sollte, nach und nach ab. Ist das Euter stark aufgelaufen, so bestreiche man dasselbe mit zerlassener ungesalzener Butter; dagegen mache man bei Verhärtung desselben einen Umschlag von frischem Kuhmist, worunter kein Stroh ist, vermenge denselben mit Lehm und schlage diese Mischung, auf ein Tuch gestrichen, um.

Den lammenden Schafen die erste Milch aus der Besorgniß auszuziehen oder auszumelken, daß sie, als zu viel Schärfe bei sich führend, den jungen Thieren schaden könne, ist ganz nutzlos, im Gegentheil wirkt diese Milch sehr wohlthätig auf das junge Lamm, indem dadurch die Unreinigkeiten und das sogenannte Lämmerpech im Laxiren aus dem Körper geschaft werden.

Zwillingsgeburten sind unter gut genährten Schafen nicht selten, sie werden aber von einigen Landwirthen nicht gern gesehen, weil die jungen Lämmer mehr Mühe und Sorgfalt zum Aufziehen kosten, als diejenigen, die nur allein von einer Mutter gefallen sind. Germershausen sagt: „ich habe eben nicht Ursache mich darüber (über die Zwillingsgeburten) zu freuen; denn so gut ich auch dergleichen Schafe füttern lasse, so kommen sie doch in Vergleichung gegen diejenigen, welche nur ein Lamm zu saugen haben, sehr zurück, und begatten sich immer in der Folge nur weit später, als die übrigen. Auch

werden die Zwillingslämmer, wenn die Weide auch noch so gut ist, die anderen Lämmer in allen folgenden Jahren nie im Wachsthume wieder erreichen." — Wenn die Mutter, von der die Zwillingslämmer gefallen sind, stark ist, ein großes Euter und darin viel Milch hat; auch die Jahreszeit zur Weide schon anfängt gut zu werden, so kann man derselben beide Lämmer lassen; ist dieses aber nicht der Fall, und ist die Mutter nur schwächlich, so muß ihr eines dieser Lämmer weggenommen und an ein anderes lammloses Mutterschaf gewöhnt werden. Man wird immer unter einer großen Anzahl von Mutterschafen welche finden, die entweder verlammt, oder ihre Lämmer durch einen andern Zufall verloren haben. Einem solchen giebt man nun eines der Zwillingslämmer. Nach Daubenton muß man seine Zuflucht zu folgenden Mitteln nehmen: Man nehme das Zwillingslamm, welches man gern an eine fremde Mutter gewöhnen möchte, nähe es in das noch frische Fell des jungen gestorbenen Lammes, lasse es eine Nacht darin stecken, nehme es ihm aber des Morgens wieder ab und thue es zu der fremden Mutter; diese wird, durch den Geruch getäuscht, den Fremdling für ihr eigenes Junge halten, ihn annehmen und saugen lassen. Gotthard schlägt vor, das junge Lamm, welches an eine andere Mutter gewöhnt werden soll, bloß mit dem Felle des verstorbenen Lammes zu reiben; allein meiner Meinung nach scheint mir Daubeton's Vorschlag doch den Vorzug zu verdienen, weil durch das Einnähen die Transpiration oder Körperausdünstung des gesunden Schafes auf die todte Haut einwirkt, die angetrockneten Säfte ꝛc. löset, und diese dann eine Rückwirkung auf das gesunde Schaf äußern, wodurch das Schaf oder vielmehr die Schafmutter, die das Lamm adoptirt hat, oder an Kindesstatt annehmen soll,

dann um so leichter getäuscht wird. Man darf nach Germershausen's Rath das abgezogene Fell des todten Lammes nur bloß dem untergeschobenen umbinden, um die Mutter zu hintergehen. Eben so verfährt man auch, wenn ein Lamm mutterlos geworden, das heißt, wenn die Mutter, nachdem das Lamm geboren worden, gestorben ist. In Ermangelung der Säugerinnen muß man seine Zuflucht zur Kuh- oder Ziegenmilch nehmen. Petri will erstere nicht loben, weil die Lämmer bei deren Gebrauch nicht selten davon eingehen. Man kann die Lämmer auch ohne Milch mit Oelkuchentrank, feinem Heu und Haferschrot aufziehen; sie müssen aber schon drei bis vier Wochen alt seyn und von anderen Schafen ganz entfernt werden, damit sie nicht durch deren Ruf gereizt, sich ihrer Mütter wieder erinnern und sich dann schwerer an diese fremde Nahrung gewöhnen. Am besten ist es aber immer von diesen Stellvertretern oder Surrogaten nur so selten als möglich, nur im Nothfall, Gebrauch zu machen. Man hat immer geglaubt, daß es ein Vorurtheil sei, daß Lämmer, welche bei der Geburt mit einem gelblichen Schleime umgeben sind, so wie ihre Mütter, vorzügliche Anlagen zur Gesundheit verrathen; allein Petri hat die Beobachtung gemacht, daß von zehn Lämmern, die mit diesem gelben Schleime geboren worden, kaum eins von seiner Mutter abgeleckt wird, welches er als ein Zeichen betrachtet, daß sehr viele gleichartige scharfe Theile in dieser gelben Schleimhaut enthalten seyn müssen, wovon sich der Körper beim gebären entledigt, und durch welche Reinigung bei dem Lamme und bei der Mutter ein gutes Gedeihen die gewöhnliche Folge ist. Nachdem das Lamm nach der Geburt trocken geworden, kann man sich leicht von dessen künftigen Eigenschaften unterrichten. Hat es zum Beispiel flaumenähnliche

Haare auf dem Körper, stelfere Haare an dem vorderen und hinteren Theile desselben, so ist dieses, besonders wenn das Thier zugleich faltig ist, hauptsächlich bei Spanischen Schafen, ein Zeichen, daß es ein dichtes Vließ bekommt. Hat es starke Knochen, so wird es verhältnißmäßig groß ꝛc.

Die Lämmerzucht.

Nachdem die Geburt der Lämmer und die erste Mutterpflege bei denselben abgehandelt worden, so ist es nun auch nöthig ihre fernere Behandlung anzuzeigen, damit sie zu kräftigen Schafen emporwachsen; denn von einer guten Lämmerzucht hängt das Wohl und Weh, der Flor einer Schäferey ab. Man bringe die Lämmer nie in zu kalte Ställe, weil sie darin leicht verbutten. Der Thermometer muß, auf die Ställe angewendet, nie unter 0, sondern stets in einer Temperatur von 8-10, höchstens 11-12 Grad Wärme über 0 erhalten werden, oder es muß, wenn der Thermometer nicht angewendet werden kann, nur so warm seyn, daß im Winter darin kein Wasser, wenn es in einem Gefäße hingestellt wird, zu Eis gefriert. Bei einem höheren Wärmegrade würden die Stalldünste im Winter zu sehr aufsteigen und das junge Vieh durch ein zu starkes Ausdünsten geschwächt werden; so wie Kälte und Zugluft, erstere zur Ruhr den Keim legt, und letztere Lähmungen und Erstarrungen der Glieder erzeugt. Lämmer, welche in wärmerer Jahreszeit fallen, müssen einen kühlen und luftigen Stall haben, damit sie nicht übermäßig ausdünsten. Auch vor Nässe muß man die jungen Lämmer eben sowohl bewahren, als vor Kälte, weil auch jene schädlich ist. Wenn man daher die Mutterschafe auf die Weide schickt, so laße man ja die Lämmer noch zu Hause, bis sie erst recht kräftig geworden sind. Die Mut-

terschafe treibe man nicht zu weit weg, damit sie sich nicht überhitzen und ihre Milch dann eine nachtheilige Wirkung auf das Jungvieh äussert. Bei schöner angenehmer Witterung laße man die Lämmer, um sie nach und nach an die freie Luft zu gewöhnen, alle Tage eine kurze Zeit auf dem Hofe herumspringen und spielen. Kommen die Mütter von der Weide gerade dazu, so gewahrt man leicht, ob sie ihre Alten finden, ob sie von denselben angenommen, und ob sie nicht von einem andern verdrängt werden. Ist die Witterung so günstig, daß keine Gefahr mehr für die jungen Lämmer beym ins Freielassen zu befürchten ist, und sind die Lämmer bereits so stark, daß man nicht mehr befürchten darf, daß sie bei kleinen Touren ermatten und liegen bleiben, so laße man sie mit ihren Müttern auf die Weide gehen, sobald aber ungünstige Witterung, Nässe, Kälte ꝛc. eintritt, so laße man sie zu Hause.

Bei der Muttermilch gebe man den Lämmern, als Nebenfutter, recht zartes Heu, das Laub von Bäumen, vorzüglich aber Eschenlaub, Linsenstroh, gekochten oder auch geschrotenen Hafer, gequollene Erbsen oder Wicken ꝛc. Einige Landwirthe benutzen auch noch ihre Vorräthe von Kohl, verschiedenen Rüben, Kartoffeln ꝛc., zerstoßen diese Wurzelgewächse, vermischen sie mit Häcksel und geben sie den Lämmern; dieses letztere Futter wird besonders empfohlen. Man giebt ihnen auch Esparcette, Lüzerne und junges Wickenheu. Alle diese Futterarten müssen den Lämmern in kleinen Portionen und so rein als möglich, das heißt, nicht staubig und anbrüchig, nach dem funfzehnten oder sechzehnten Tage ihres Lebens, wo sie dann zu fressen und zu saufen anfangen, gereicht werden; auch muß man mit dem Futter wechseln. Das Wasser wird ihnen in einem flachen, runden hölzernen Gefäße verschlagen und mit

etwas Gerstenmehl vermischt gereicht, woran sie sich sehr bald gewöhnen. Man muß dieses Saufen alle acht bis zehn Stunden erneuern, um dadurch das Sauerwerden zu vermeiden, welches den Lämmern Bauchgrimmen verursacht. Kalt darf man die Lämmer nicht tränken, weil dadurch Lungenkrankheiten entstehen. Man giebt den Lämmern einen Tag um den andern pro Stück $\frac{1}{8}$ Loth Salz. Man soll ihnen dieses einmal auf das Körnerfutter und das folgende Mal zugleich, zur Tödtung der Würmer, mit kleingehacktem Knoblauch verfüttern, welches wöchentlich wenigstens zweimal geschehen sollte. bis sie sieben bis acht Monat alt sind. Die Knoblauchblätter sind zu diesem Behufe, besonders wenn sie jung sind, so wirksam, als die Zwiebeln. In Ermangelung des Knoblauchs können auch Schalotten oder das Wurmpulver und andere bittere Ingredienzien, so wie auch der wilde Ackerknoblauch angewendet werden. Das Salz wird denselben beim letzten Füttern gegeben, und zu gleicher Zeit das Gefäß mit Wasser auf fünf bis sechs Stunden entfernt, damit kein Laxiren durch das Trinken auf Salz veranlaßt werde. Jedesmal, wenn die Lämmer zu fressen bekommen, werden sie in die für sie bestimmte besondere Abtheilung gebracht. Besser ist es aber immer, wenn die Mutterschafe so viele Milch haben, daß sie ihre Jungen hinlänglich ernähren können. Geht ein Lamm traurig umher und nimmt an Kräften ab, so muß man nachsehen, ob die Mutter, an der es saugt, gesund, und ob ihre Milch gut ist, ob das Lamm auch wirklich an derselben saugt, oder ob ihm ein anderes Lamm seine Muttermilch raubt, wie dieses sehr oft der Fall ist, s. oben, S. 50. Ist nun eins oder das andere der Fall, so muß man es abzuhelfen suchen. Sollte ein Lamm auf der Weide vom Froste troß aller Vorsicht

dennoch leiden und erstarren, so bringe man es gleich in ein warmes Zimmer oder lege es bei einem gelinden Feuer auf die Erde, und zwar so, daß der Kopf Schatten von dem Leibe erhält, umwickele es mit erwärmten leinenen Tüchern, und lasse es so eingewickelt liegen, bis daß es wieder zu sich kommt.

In England steckt man dergleichen vom Froste erstarrten Lämmer in einen Heuhaufen, und gießt ihnen einen Löffel voll lauwarmer Milch oder auch einen Löffel voll starkes Bier, oder Wein mit Wasser vermischt, ein. Ist es wieder hergestellt, so füttert man dasselbe einige Tage über, zumal wenn es sonst schwach ist, an einem warmen Orte, und nimmt es vor dem Eindrucke äußerer Kälte so lange in Acht, bis es wieder gesund und munter ist. In Oesterreich ist in den meisten guten Schäfereyen nach Petri der Gebrauch eingeführt, ein Lamm im Vorsommer die Weiden gar nicht besuchen zu lassen. Man giebt zur Befolgung dieses Verfahrens nachstehende Gründe an:

a) Man hat die Lämmer unter beständiger Aufsicht und weiß aus vielfältigen Erfahrungen, daß ihnen das trockne Futter, wegen seiner concentrirten Kraftstoffe, behaglicher, als die Weide ist;

b) werden die Thiere dadurch vor gefährlichen Dümpfeln, Thau, Erhitzungen ꝛc. geschützt;

c) ihre Kräfte werden in diesem zarten Alter, wo sie dieselben zur Entwickelung ihres Wuchses so nothwendig haben, geschont;

d) es wird dadurch vorgebeugt, daß sie durch Essen oder Trinken nichts ihnen Schädliches genießen, wodurch eine Menge von Lämmerkrankheiten vermieden werden, wozu hauptsächlich der Giftige Thau öfters den Grund legt;

e) endlich finden sie in luftigen, gesunden Sommerstallungen größeren Schutz und mehr Ruhe vor

Fliegen und andern Insecten, welches Alles zusammengenommen, ihrer schnellen Enwickelung sehr förderlich ist.

Wenn die Lämmer neun Wochen alt sind, so kann man die Entwöhnung Stufenweise mit ihnen vornehmen; man fängt damit an, sie des Nachts nicht mehr zu ihren Müttern zu lassen, und wenn sie zehn Wochen alt sind, täglich nur zweimal, und wenn sie drei Monat alt sind, nur einmal zum Säugen unter das Muttervieh zu lassen. Sobald sie sechs Wochen alt sind, so braucht ihnen der Hafer nicht mehr geschrotet zu werden, allein neuere Erfahrungen lehren, daß das Schroten der Körner sich unter allen Umständen am vortheilhaftesten rentirt. Nach einem zurückgelegten Alter von $3\frac{1}{2}$ Monaten oder vierzehn Wochen sollen in der Regel die Lämmer abgespänt werden, weil es nach häufigen Erfahrungen sowohl auf die Erzeugung der Wolle, als auf die Gesundheit der Mutter in diesem Alter am vortheilhaftesten ist. Am besten thut man bei der gänzlichen Entwöhnung der Lämmer, sie wenigstens eine Woche lang in ganz entfernten Stallungen, damit sie einander nicht schreien hören können, von einander abzusondern, obgleich nach Petri dieses bei einer Stufenweisen planmäßigen Entwöhnung nicht nöthig ist, und die Thiere sich damit zuletzt befriedigen, ihre wechselseitige Gegenwart durch die Stimmen vernehmlich zu machen, um das letzte Gefühl ihrer angeborenen, durch diese Erziehungsart aber allmählig verminderten, wechselseitigen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit zu schwächen und zu entfernen. Anfänglich müssen sie mit starkem Gerstentranke, der in warmer Jahrszeit alle sechs bis acht Stunden, wie oben angeführt worden, erneuert werden muß, gut genährt werden, damit sie nicht von Kräften kommen, bis sie in einigen Tagen die Milch ganz vergessen

haben. Späterhin entwöhnen sich die jungen Lämmer bald in dem Verhältniß von selbst vom trocknen Futter, als sie sich an die grüne Weide gewöhnen und das Gleichartige derselben kennen lernen, und oft in acht bis vierzehn Tagen verschmähen sie solches ganz. Petri sagt: „Es ist von äußerster Wichtigkeit bei der Erziehung der Schafe, daß man durch nichts das Vieh in seinem ersten Wachthume unterbreche und aufhalte, indem die Art, wie das Thier anfänglich gehalten wird, auf die frühe Einträglichkeit desselben Einfluß hat; denn die Störung des Wuchses in der ersten Lebensperiode scheint bei keiner Thierart so tief einzugreifen, und mit so nachtheiligen Folgen verknüpft zu seyn, als bei den Lämmern, indem das ganze Schafgeschlecht von Natur schwächlich ist. Aus diesem Grunde bedürfen die Lämmer, wo sie nicht bis zur Stoppelweide im Stalle gehalten werden, gleich nach dem Abspänen vorzüglich vielfältige und treibende Weide von den härtesten und feinsten Gräsern. Esparcette, der weiße Steinklee, Windlinge, der gespitzt-blättrige Wegerich, der Schafschwingel und mehrere Kleesorten, die auf trockenem Boden gedeihen, sind für diesen Zweck vorzüglich entsprechend.“

Das Abspänen der Lämmer muß vier bis fünf Wochen vor der Schur geschehen, damit die Wolle der Mutter wieder die erforderlichen Eigenschaften zur Fabrikation gewinnen kann. Auch die Wolle der Lämmer ist, durch diese Erziehungsart bis zur Schurzeit der Mutter schon so herangewachsen, daß sie in der Regel gleich mitgeschoren werden können, welches ein sehr wichtiger Vortheil rücksichtlich des Geldes ist, und auf die Zucht der Thiere einen sehr wesentlichen Einfluß hat. Durch das frühere Abscheeren der Wolle wächst solche den Lämmern vor Eintritt des Winters schon so

weit wieder heran, daß sie jeder Witterung, gleich den Müttern, trotzen können, und gewinnt an Güte, indem sie eher reif wird, als bei andern Lämmern, die erst im kommenden Jahre geschoren werden und daher um einen doppelt so hohen Preis, nämlich um den Werth der Wolle eines alten Schafes, verkauft werden kann. Dergleichen früh gefallne Lämmer geben jedes wenigstens 1 oder ¾ Pfund Wolle, als reichlicher Ersatz für die Winternahrung. Nach andern soll die spätere Lammzeit wünschenswerther seyn, und dies aus folgenden Gründen: 1) Weil das grüne Futter besser auf die Milch wirkt, als das beste Winterfutter. — 2) Kann die Kälte nicht schädlich auf die Milchorgane und Absonderung der Milch einwirken. — 3) Können die Lämmer und Mütter weit wohlfeiler genährt werden. — 4) Wachsen die Lämmer vor der Einwinterung stark genug heran. — 5) Lammen die Mütter leichter, als bei der heftigen Kälte. — 6) Wachsen die jungen Lämmer auf der Weide weit eher heran und die stärkeren können die schwächeren nicht verdrängen. — 7) Werden die Lämmer nicht so sehr von den Zecken, als in den Ställen geplagt, die in manchen Jahren ihnen lebensgefährlich werden. — 8) Wird man dadurch der Gefahr nicht ausgesetzt, bei Futtermangel, oder in Mißjahren, Alt und Jung verkümmern zu lassen.

Da diese Bemerkungen sich besonders auf die Erfahrung der Spanier beziehen, so können sie in den Klimaten Anwendung finden, welche den Spanischen nahe kommen. Jeder erfahrne Oekonom muß daher nach seiner Localität sich richten und das Beste wählen, weil sich dieses nicht nach allgemeinen Grundsätzen bestimmen läßt.

Hundert Stück Lämmer bedürfen nach Petri an Winterfutter, vier Monate im Durchschnitte, 25

Metzen Hafer, folglich 1000 Stück 250 Metzen, theils geschroten, theils in natürlichen Körnern, oder beinahe das doppelte Quantum weitzener Kleyen, desgleichen Linsenstroh oder verschiedene Gattungen von hartem, süßem Heu, so viel sie in kleinen Portionen öfters gefüttert bedürfen, welches aber in den ersten Monaten für das Stück täglich im Durchschnitt kaum mehr als ein Virtelpfund beträgt, jedoch auch hinlänglich ist. Der oben erwähnte Schriftsteller hat die Bemerkung gemacht, daß die Lämmer durch die Fütterung des Linsenstrohes nicht so häufig Würmer, als durch die alleinige Fütterung des Heues erzeugen.

In gut eingerichteten Schäfereyen nimmt man an, daß die Anzahl der Lämmer ungefähr jener der Schafe gleich kommen soll, weil die Zwillingslämmer gewöhnlich den Abgang der gelte gebliebenen Mutterschafe ersetzen. Dieser Fall ereignet sich zwar öfters, jedoch rechnet man sicherer, wenn man im Durchschnitt 5 bis 6 Procent weniger annimmt. In England giebt es Schäfereyen, wo wegen häufiger Zwillingslämmer noch einmal so viel Lämmer fallen, als gebärende Mutterschafe sind. Diese Erscheinungen sollen von kraftvollen Böcken und Mutterschafen, die von Zwillings-Mutterschafen abstammen, herrühren; jedoch nur von einer sehr großen Race von Schafen, die in der Regel zwei auch drei Stück Lämmer zu gebären pflegen. Bis Johanni läßt man beide Geschlechter gewöhnlich in einer Herde zusammen, nachher werden sie getrennt und bei der Paarung erst wieder zusammengebracht.

Das Abstutzen der Hörner und des Schwanzes.

Obgleich die Hörner dem Widder im ungebundenen Zustande der Natur, in der Freiheit, eine

sehr nützliche, ja nothwendige Waffe sind, um sich beim Angriff vertheidigen zu können, eben so entbehrlich sind sie aber auch im gezähmten Zustande desselben, wo der Mensch die Vertheidigung der Herde übernimmt; und sie können nur der Zierde, nicht des Nutzens wegen in Schäfereyen dienen; denn nicht allein, daß die gehörnten Widder in der Begattungszeit zusammen kämpfen und dadurch den Schafen gefährlich werden, indem sie dieselben mit den Hörnern verletzen, sondern auch mehr Raum einnehmen, besonders beim Fressen an den Bahren. Auch sollen sich die Widder nach den Erfahrungen mehrerer Landwirthe in der Brunstzeit bei nachlässiger Aufsicht oder auch des Nachts zuweilen todt stoßen. Um nun dieses zu verhindern, müssen ihnen die Spitzen der Hörner abgestutzt werden. Dieses geschieht mit einem Beile oder mit einer Säge. Die erste nicht zu empfehlende Operation ist in Spanien gebräuchlich, und schon oben, S. 586, beschrieben worden; die letztere findet besonders bei uns in Deutschland Statt, wenn der Widder ein bis zwei Jahr alt geworden, und geschieht auf folgende Weise: Man legt die Widder auf die Erde und ein Schäfer hält ihm die Füße recht fest, ein zweiter den Kopf, und ein dritter sägt die Hörner mit einer scharfen Handsäge, auf eine ganz gleiche Länge, eine Handbreit von dem Kopfe, oder auch nur die Spitzen, welches letztere für besser gehalten wird, ab. Je älter der Widder ist, um so weiter vom Kopfe sägt man das Horn ab, weil man sonst Gefahr läuft, die spiralförmige Fortsetzung in der Wurzel des Horns zu beschädigen. Daß einige Landwirthe die Hörner gar nicht abstutzen oder absägen, oder wenn es geschieht, nur die Spitzen, hat seinen Grund darin, daß man den Hörnern einen wichtigen Einfluß auf die Erzeugung des Samens zugesteht. Wie aber diese Wir-

kung sich erweiset, ist noch nicht gehörig erklärt worden.

Das Abstutzen des Schwanzes geschieht aus mehreren Ursachen, die alle wichtig genug sind, um diese Operation zu rechtfertigen. Man hat zwar die Frage aufgeworfen: Ob das Stutzen nicht was Unnöthiges, das Unterlassen desselben aber zur Gewinnung mehrerer Wolle besonders dienlich sei. Allein diese Frage ist zu Gunsten des Stutzens entschieden worden. Germershausen sagt: „Ich kann nicht sagen, daß durch das Stutzen der Wollgewinst vermindert werde, da ich in manchen Jahren alle Zibbenlämmer habe ungestutzt zu gehen lassen. Ich bin aber davon wieder abgegangen, da die Schwänze der Schafe ihnen selbst und ihren Wärtern manche Unbequemlichkeit veranlassen." — In Spanien soll man den Lämmern män- und weiblichen Geschlechtes im April die Schwänze aus der Ursache abstutzen, damit sich bei einem Durchfalle nicht der Koth hinten sammle. — In Ungarn werden den Zibbenlämmern, wenn sie ungefähr drei Wochen alt sind, die Schwänze so gestutzt, daß nicht viel über einen Zoll stehen bleibt. — In England soll das Stutzen der Schwänze nicht gebräuchlich seyn, wenigstens schweigen die Englischen Schriftsteller, die über die Landwirthschaft geschrieben, darüber. — In Schweden sollen nach Hastfer den Lämmern in der achten Woche ihres Alters die Schwänze abgekürzt werden. — In Deutschland ist sowohl in der südlichen, als nördlichen Hälfte desselben, oder in Süd- und Nord-Deutschland das Stutzen gebräuchlich. Man stutzt sie theils des Schmutzes wegen, der sich daran ansetzt, theils auch um die Geschlechter leichter unterscheiden zu können; und dann auch um das Bespringen zu erleichtern. Der Schmutz der sich an den Schwanz

ansetzt, theilt sich gewöhnlich den hintern Backen und Füßen zugleich mit, wodurch sehr viele Wolle verdorben wird und verloren geht. Ferner verunreiniget auch ein beschmutzter Schwanz bei einem Mutterschafe im Laufen oder Springen das Euter, indem er zwischen den Hinterfüßen heranfliegt, so daß die Lämmer diesen Schmutz von dem Euter absaugen, oder auch wohl gar das Euter nicht nehmen wollen. Auch kommen sehr leicht die Verwundungen des Euters daher; denn sobald der vom Schwanze dem Euter mitgetheilte Schmutz daran antrocknet, so wird dasselbe beim Gehen des Schafes leicht dadurch wund gerieben, und dies um so eher, je stärker oder voller von Milch und je entblößter von Haaren oder Wolle das Euter ist. Beim Durchfall der Schafe und Lämmer, stellen sich dieselben Unannehmlichkeiten ein. Die männlichen Thiere sind jedoch diesem Schmutze weniger unterworfen. Was die Unterscheidung der Geschlechter durch das Abstutzen des Schwanzes anbetrifft, so ist dieses, besonders in großen Schäfereyen, von bedeutendem Nutzen; denn hätte das Schaf dieses bei uns allgemein eingeführte Abzeichen nicht, wie wollte man es ohne große Mühe und Zeitverlust gleich herausfinden, wenn es sich unter den Hammelhaufen verirrt hat, welches auf der Weide immer nicht so genau, noch weniger aber auf den Schäfereyhöfen vermieden werden kann. Bringt man nun die Märzschafe zum Mästen unter die Hammelherde, so hätte man wieder mit den Schlächtern zu thun, welche beim Handel im Pausch und Bogen die Anzahl der Märzschafe jedesmal sehr mit in Anschlag bringen. — Durch das Abstutzen des Schwanzes erkennt man ferner die nahe Geburtszeit der Mutterschafe an dem angeschwollenen Geburtsgliede; so wie auch die Fehler am Euter, wo

man dann um so früher Hülfe leisten kann. Auch werden dergleichen gestutzte Thiere vielweniger von dem Afterkriecher (Oestrus haemorrhoidalis) geplagt, die besonders in manchen Gegenden denselben viele Beschwerden verursachen. — In Hinsicht der Begattung können die langen Schwänze der Mutterschafe den Zuchtwiddern beim Bespringen hinderlich seyn, indem sie beim Springen entweder selbst mit den Hinterfüßen darauf treten, oder dieses auch von andern Thieren in dem Augenblicke des Aktes geschehen kann, wodurch dieser verhindert wird.

Die Gründe, welche man wider das Verstutzen der Schwänze anführt, sind folgende: 1) Bewirkt das Verstutzen des Schwanzes, daß das Euter des Thieres ganz bloß liegt, und daher dem Einfluß der Kälte zu stark ausgesetzt ist, welches, nach der Bestimmung der Natur, gewiß von dem Schwanze gedeckt und geschützt seyn soll. — 2) Geht dadurch die Schwanzwolle verloren, welches bei bedeutenden Herden schon beträchtlich seyn muß. — 3) Daß solches ein unterscheidendes Merkmal der Geschlechter abgiebt, wird zwar eingeräumt; allein ein dergleichen Merkmal ließe sich auch auf eine andere Art machen, z. B. durch das Zeichnen der Geschlechter auf verschiedene Art. — 4) Daß solches dem Bocke das Bespringen erleichtere, wird nicht zu gegeben, da das in der Freiheit lebende Schaf seinen Schwanz behält, und doch trächtig wird. So sollen auch die Schweitzer, nach Pfeifer's Bemerkungen, den Schafen die Schwänze nicht verstutzen und keinen Mangel an Lämmern leiden. — 5) Man läßt ja den Böcken und Hämmeln die Schwänze, und gewahrt nicht die nachtheiligen Folgen, die der sich an dieselbe gehängte Koth in Hinsicht der Verwundung der Beine verursachen soll. Man läßt auch wohl ein Schaf

ohne seinen Schwanz zu verstutzen gehen, und bemerkt nicht die üblen Folgen, die der daran hängende Koth dem Euter verursachen soll.

Das Abstutzen, welches nicht vor der dritten bis vierten Alterswoche geschehen soll, geschieht auf folgende Weise: Man durchscheidet den Schwanz in einem Vereinigungspunkte der Wirbelbeine, oder vielmehr in einem der obersten Schwanzgelenke mit einem sehr scharfen Messer und streuet dann etwas Asche auf die Wunde. Eine Verblutung hat man hier nicht zu fürchten, weil die Pulsadern, die durchschnitten werden, so fein sind, daß die Blutung gleich aufhört. Da die Schwänze der Mutterschafe und Widder gewöhnlich zwei Zoll von ihrem Ursprunge an gekürzt werden, so will man die Beobachtung gemacht haben, daß das Kreuz der Thiere dadurch stärker werde und sich mehr runde, indem sich die nährenden, dem Schwanze entzogenen, Theile dahin verbreiten. Nach Geutebrück soll man, wenn das Blut nach dieser Operation noch stark tropfet, unten das Ende, wovon der Theil abgeschnitten worden, mit Bindfaden binden, welcher aber nicht zu lange daran gelassen werden muß, damit keine Geschwulst entstehe; daher öffne man nach Verlauf von vier bis sechs Stunden den Bindfaden und sehe nach, ob das Blut gestillt sei oder nicht; im letzteren Falle wird das Binden wiederholt, und über Nacht daran gelassen; den folgenden Morgen muß man es wieder öffnen. Nach Germershausen soll man das Schwanzgelenk, so weit nämlich der Schwanz gestutzt werden soll, mit einem recht scharfen Messer durchscheiden und die dadurch verursachte Wunde sogleich mit Bovist (Lycoperdon Bovista) bestreuen, so ist kein Verbluten zu befürchten. Nach Hastfer soll man in Schweden, nachdem der Schwanz abgestutzt wor-

den, die Wunde mit einer Salbe, die aus Hammeltalg und Eichenasche besteht, beschmieren, und das Ganze mit einem Stück Leinwand verbinden; oder man nehme eine Salbe aus Theer, Bockstalg und ein wenig Grünspan bestehend. Nach Germershausen soll man diese Operation vornehmen, wenn die meisten Lämmer sechs Wochen alt sind; man kann dann auch diejenigen Lämmer, welche acht und vier Wochen alt sind, zugleich mitnehmen.

Absonderung der Lämmer zum Verkauf und zum Schlachten.

Da die Lämmer, besonders in großen Städten, stark verspeiset werden, und auch ein Lammbraten eine nicht zu verachtende Delikatesse ist, so muß ein Landwirth, der in der Nähe einer großen Stadt wohnt, auch auf diesen Zweig sein Augenmerk richten und ihn benutzen, und besonders, da die frühesten Lämmer am theuersten bezahlt werden, weil sie, gut zubereitet, den Gaumen der Gourmands am meisten behagen. Man mache daher zuerst einen Ueberschlag, wie viel Lämmer zur Ergänzung der Herde oder zur Erhaltung des Abganges durch März- oder Brackvieh gelassen werden müssen, und hiernach bestimme man nun die Zahl der zu verkaufenden, und zur eignen Consumtion, oder zur Schlachtbank bestimmten Lämmer. Hiebei muß man nun die oben angegebenen Merkmale eines guten Lammes berücksichtigen, um in der Wahl der Zuchtlämmer nicht zu fehlen; die schlechteren, worunter auch diejenigen gerechnet werden, welche scheckig sind, wenn sie gleich alle übrige gute Eigenschaften besitzen, werden zum Verkauf oder zum Schlachten bestimmt. Im Preußischen wurde daher das Gesetz gegeben, welches sich auch bis auf die jüngste

Zeit erhalten hat, daß keine anderen, als ganz weiße Schafe gehalten werden sollen.

Das Alter, in welchem die Lämmer zum Verkauf tüchtig, oder zum Schlachten brauchbar sind, läßt sich nicht genau bestimmen, weil es hier hauptsächlich auf gute Muttermilch und dann auf eine gehörige Pflege und Wartung der Lämmer ankommt. So viel kann man mit Gewißheit annehmen, daß das Lamm unter sechs Wochen wohl nicht gut eßbar ist, weil das Fleisch einen zu weichlichen Geschmack hat. Ist der Schafstand nur von kleiner Race, so werden die Lämmer derselben, wenn sich die Braten gut ausnehmen sollen, an zwölf Wochen alt seyn müssen; ist es aber eine größere Race, von welcher die Lämmer genommen worden, so kann man sie schon in einem Alter von sechs bis acht Wochen gebrauchen. Gewöhnlich nimmt man die zum Verkauf bestimmten Lämmer, von solchen Müttern, die zum letzten Male gelammt haben, und dann unter das Märzvieh gebracht werden sollen. Denn da diese ältesten Schafmütter früher ihrer Lämmer, als die andern jungen Mütter entlediget worden, so kann man sie auch um so eher unter die Hammelherde zum Mästen bringen, damit sie im Herbste nicht zu geringe ausfallen und allenfalls den Fetthämmeln im Verkaufe gleich werden, oder doch in demselben mit durchgehen.

Das Verschneiden oder Kastriren der Widder und Schafe.

Das Verschneiden oder Kastriren, auch Hämmeln und Leuchten genannt, ist eine Operation, wodurch man den Schafen den Begattungstrieb entzieht, und dadurch ihrem Körper Vollsaftigkeit und Fleisch giebt. Durch das Kastriren der

Schafe vervollständiget sich der Körper des Thieres nicht nur durch die Neigung zum Fettwerden in allen seinen Theilen, sondern das Fleisch und das Fett dieser Thiere veredeln sich auch dadurch, indem sie nicht nur einen zarteren und feineren Geschmack gewinnen, sondern sich auch die Masse durch die körperliche Ausbildung vergrößert; und dieses Alles entsteht, weil das verschnittene Thier keinen Trieb und keine Sehnsucht zur Begattung mehr empfindet. Auch die Wolle soll durch diese Erkünstelung eher gewinnen, als verlieren, nur dann nicht, wenn man diese Thiere mästen wollte; denn da würde die Wolle in eine Vergröberung und Verschlechterung in dem Verhältniße übergehen, als das Fleisch der Thiere an Fett, Schwammigkeit und Lockerheit zunimmt.

In Spanien werden nur wenige junge Widderlämmer kastrirt, weil der Spanier mehr auf die Erzeugung der Wolle, als auf das Fleisch sieht. Die Kastraten werden zu Leithämmeln gebraucht. Die übrigen Widder läßt man zur Zucht, und was dazu nicht gebraucht wird oder werden kann, pflegt man im vierten auch fünften Jahre auszumärzen und den Schlächtern zu verkaufen. Wie das Kastriren hier verrichtet wird, s. oben, S. 631.

In Schweden ist das Verschneiden gebräuchlich, welches nach Hastfer geschieht, wenn die Lämmer drei Wochen alt sind, weil man ein höhres Alter gefährlicher für ihr Leben hält, indem zu viel Blut in die Hoden herabfalle. Nachdem die Lämmer verschnitten worden, werden sie zwei bis drei Stunden hin und her getrieben, damit sie sich nicht niederlegen können, weil ihnen dieses gefährlich ist. Man hält sie auch einige Tage ein, nimmt sie vor Hitze und Kälte in Acht, füttert und wartet sie aber gut.

In Ungarn und England geschieht das Kastriren auch durch den Ausschnitt, und in Ungarn haben die Schäfer darin eine solche Gewandheit, daß unter einigen hundert Widdern, selten ein Stück bei dieser Operation fällt. Die Schäfer schneiden nämlich mit einem scharfen Messer etwas weniges von dem Hodensacke oder Beutel ab, fassen dann sehr vorsichtig die Hoden mit den Zähnen, damit sie nicht diese, sondern nur die Samengefäße drücken, und reissen dann geschwind mit den Zähnen die Hoden heraus, drücken die Wunde des leeren Hodensackes mit den Fingern gelinde zusammen und suchen das verschnittene Lamm etliche Stunden in einer langsamen Bewegung zu erhalten, damit sich solches durchs Niederlegen nicht verblute. Sie streuen auch zur Vorsorge etwas Asche und Salz auf die Wunde.

Da in England das Verschneiden der Schafe so ziemlich auf dieselbe Weise wie bei uns geschieht, so sehe man weiter unten diese Operation in Deutschland nach. In einigen Gegenden des südlichen Deutschlands werden die Schafe, außer dem üblichen Ausschneiden, auch auf folgende Weise kastrirt. Man nimmt zwei schneidende Hölzer, das heißt, zwei scharfkantig geschnitzte Hölzer, faßt damit oberhalb der Hoden den Sack von beiden Seiten, so daß er zwischen den Hölzern liegt, und zieht ihn dermaßen vom Leibe weg, daß die von den Hoden zu den Nieren führenden Adern stark gespannt werden. Dann thut man mit einem Handbeile einen Schlag auf die angeführten Hölzer, wodurch die Samenstränge abgesprengt werden. Man zerdrückt oder zerquetscht auch die Hoden zwischen zwei Brettern mit einem hölzernen Hammer oder einem andern ähnlichen Instrumente. Beide Operationen sollen nach den Erfahrungen

anderer Landwirthe grausam, gefährlich und unzuverlässig seyn; denn wenn auch die Hoden nach dieser Behandlungsart vertrocknen, so kann, außer den Schmerzen, die das Thier dabei auszustehen hat, auch das Geschlechtsglied und die hinteren Theile sich entzünden, wodurch nicht nur die Heilung verzögert wird, sondern auch das Thier bei dem geringsten Zutritt eines andern Umstandes getödtet werden kann. Auch soll das Fleisch eines auf eine dieser zwei Arten gehammelten Lammes bei weitem nicht so schmackhaft und gut seyn, als das Fleisch eines auf die gewöhnliche Art kastrirten Lammes.

Sowohl im südlichen, als im nördlichen Deutschland wird das Verschneiden der Böcke und Mutterlämmer im Frühjahr, zu Ende März oder anfangs April, vorgenommen, wenn die Witterung nur einigermaßen gelinde zu werden anfängt; denn diese Operation hängt besonders von gutem, heiterem, nicht kaltem Wetter ab, obgleich man an dem Tage, wo man dieses Geschäft vornimmt, es lieber sieht, daß die Temperatur mehr kühl, als warm ist, weil bei großer Hitze leicht der Brand in der Wunde entstehen kann, so ist doch eine zu strenge Luft nicht zu empfehlen, und kann leicht üble Folgen bei dieser Operation veranlassen. Auch das Futter ist hierbei zu berücksichtigen, und das Geschäft nur dann vorzunehmen, wenn man noch einen guten Vorrath von trocknem, auserlesenem Futter auf dem Boden hat, oder die Witterung schon seit mehreren Wochen so gelinde und angenehm ist, daß auf den Weideplätzen schon die verschiedenen Futterkräuter emporsprießen, damit die verschnittenen Lämmer, wenn sie mit ausgetrieben werden, eine gute Nahrung finden. Ueber das eigentliche Alter, wenn die jungen Lämmer kastrirt werden können, sind die Schriftsteller nicht einig. Einige wollen, daß sie vier bis

sechs Wochen alt seyn sollen, Andere, vier bis sechs Monat und darüber, wiederum Andere, acht bis vierzehn Tage nach der Geburt. Die Ersteren führen zur Vertheidigung ihrer angeführten Altersperiode an: daß wenn die Thiere einmal ein Alter von drei Monaten und darüber überstiegen hätten, so hätte man bei dieser Operation zuweilen von der Entzündung üble Folgen zu erwarten, und wären sie in einem Alter unter vier Wochen, so sei der Körper noch zu zart und das Thier noch nicht genug an das Fressen gewöhnt, um die Abmagerung und Entkräftung des Körpers durch die Schmerzen und den Blutverlust schnell wieder durch Nahrung zu ersetzen. Die Andern führen zur Empfehlung ihrer Aufstellung des Alters an: daß die Lämmer, wenn sie nach einem halben Jahre und darüber kastrirt würden, sie weit größer und feister werden sollen, weil der Körper schon vorher durch reichliche Nahrung im Wachsthume vorgeschritten. Was nun die Letzteren anbetrifft, so halten sie die zarte Jugend des Lammes darum für zweckmäßiger, weil sie den Schmerz dieser Operation weit leichter in diesem zarten Alter an der Mutter Brust überwinden, und daher am allerwenigsten leiden. Gotthard sagt: „Bei meiner väterlichen Schäferey wurde nie ein Bock unter dem Alter von vierzehn Tagen und nie über ein Alter von vier Wochen verschnitten, oder gehammelt, und man fuhr immer sehr gut dabei.“— Gaudich hat den Vorschlag, die Lämmer in einem Alter von sechs Monaten zu kastriren, zweimal an mehreren älteren Lämmern versucht, die übrigen aber in einem Alter von vier Wochen schon kastriren lassen, beide erhielten einerlei gute Fütterung und Wartung, und er hat keinen Unterschied zwischen beiden gefunden; die so spät verschnittenen Lämmer hatten gar keinen Vorzug vor den andern. Ueber-

haupt gewahrte dieser Schriftsteller, daß, wenn man bei diesen jungen Thieren nur das Futter nicht spart, ihnen das frühe Verschneiden gar nichts schadet; es werden die schönsten Lämmer und Schafe. Das ganz frühe Verschneiden hat besonders den besten Erfolg, wenn die Lämmer milchreiche Mütter haben. Die Operation geschieht nun auf folgende Weise: Ein Schäfer nimmt das Lamm, hält mit seinen Händen die vier Füße desselben fest, und lehnt den Rücken desselben an seinen Körper, damit der Hodensack des Thieres dem gegenüberstehenden Schäfer ganz frei zur Operation entgegen liegt. Dieser nimmt den Hodensack in die Hand, drückt die Hoden etwas in die Höhe, schneidet den untersten Theil des Hodensackes mit einem äußerst scharfen Messer geschwind ab, drückt eine Hode zur Hälfte aus dem Hodenbeutel, zieht solche geschwind mit den Zähnen heraus, wiederholt dieses mit der zweiten, thut etwas ungesalzene Butter oder Schweinfett zur Kühlung und geschwinderen Heilung in das Innere des Beutels oder des Hodensackes, an die Stelle, wo die Samenstränge abgerissen worden, so ist die Operation vollendet. Man weiß aus Erfahrung, daß die Heilung früher geschieht und keine Entzündung so leicht erfolgt, wenn man die Samenstränge abreißt, statt solche abzuschneiden. Einige unterbinden auch die Samennerven, ehe sie solche abschneiden; allein Perri hat davon keine Wirkung verspürt, und hält es daher für überflüssig.

Eine zweite Operation geschieht durchs Abklemmen, welches man auch Kluppen nennt. Diese Art der Operation nimmt man besonders mit älteren Thieren vor, und zwar auf folgende Weise: Man nimmt einen Haselstock, oder ein anderes zähes Holz, von der Dicke eines Zolles und von drei bis vier Zoll Länge, spaltet denselben in zwei gleiche

Theile, so daß jedes Stück eine halbe Walze ausmacht. Auf der Seite desselben macht man eine kleine Rinne, und schneidet die Enden schräg; auf der äußern und zugerundeten Seite macht man am Ende eine Furche, worin der Draht gebunden werden kann, weil man die Klemme zusammen bindet, und wodurch der Draht abzugleiten verhindert wird. Die Rinne füllt man mit einer Masse von gleichen Theilen gebrannten Alaun und grünen und blauen Vitriol (Eisen- und Kupfer-Vitriol) an, welche man mit ein wenig Theer und Essig zu einem Teige formt. Jetzt bindet man an dem einen Ende die Kluppen zusammen. Wenn nun die Operation geschehen soll, so wird der Widder, wie oben angeführt worden, gehalten, so daß man vollkommene Gewalt über die Hoden hat. Man fasse nun den Hodenbeutel und klemme genau die Kluppe über die Hoden am Unterleibe mit Bindfaden fest zusammen, womit die Operation geendet ist; denn der Hodensack vertrocknet nun wegen gehemmter Circulation (Umlauf) des Blutes und wird dann abgeschnitten oder zum Selbstabfallen hängen gelassen, welches letztere jedoch nicht für rathsam erachtet wird. Gaudich hat das Kluppen einigemal versucht; allein er will dieser Operation nicht seinen Beifall geben; denn die Hoden wurden ganz schwarzblau, so daß er eine Entzündung und den Brand befürchtete, welcher zwar nicht erfolgte, weil der genannte Schriftsteller gleich das Goulard'sche Bleywasser (Aqua saturni) gebrauchte, mit welchem die Hoden vor dem Abschneiden und nachher fleißig gewaschen wurden. Man will angeben, daß ein Thier, auf diese Art kastrirt, nicht so viel Schmerzen empfindet; allein dies scheint wohl nicht der Fall zu seyn, weil bei diesem Abklemmen noch ein starkes Brennen mehrere Tage fordauert; wobei nur

die Geduld des Schafes zu bewundern ist, welches ohne Sprache, seine Leiden auch nicht klagen kann.

Eine dritte Operation, welche schon früher in der Mark Brandenburg üblich war, ist das Abschnüren oder Abbinden der Hoden. Man nimmt nämlich eine Schnur oder einen Bindfaden, oder auch eine Strähne fest zusammengedrehtes Flachs, und unterbindet damit die Testikeln, das heißt, den Hodensack so fest unter dem Leibe, daß aller Umlauf des Geblüts in dem unterbundenen Theile unmöglich gemacht wird, wodurch die Testikeln absterben. Nach Verlauf von einigen Tagen wird der angeschwollene Beutel unter dem Verbande mit einem scharfen Messer so weit unter der Schnur abgeschnitten, daß dieselbe noch fest sitzen bleiben kann. Mit der Zeit fällt die Schnur, da das Fleisch darunter vertrocknet und verschwindet, von selbst ab. Der Schmerz soll bei dieser Operation nicht bedeutend seyn, welches man daran merkt, weil der abgeschnürte Bock das Futter nicht im geringsten versagt. Germershausen hält daher diese letztere Art des Kastrirens für die aller leichteste und weniger schmerzhafteste, auch für die am wenigsten gefährlichste; allein andere Schriftsteller sind nicht der Meinung und wollen sie unter Umständen für eben so gefährlich halten, als das Klupen. In einigen Schäfereyen bedient man sich auch bei dieser letzten Operation eines sehr festen, feinen durch Wachs gezogenen Bindfadens, und läßt, nachdem die Hoden abgeschnürt worden, den Bock so lange damit gehen, bis daß der ganze Hodensack von selbst abfällt. Hierbei scheint aber doch das Verfahren den Vorzug zu verdienen, den Sack abzuschneiden; denn durch daß Hin- und Herschwanken desselben, kann derselbe wegen seiner Last dem Thiere doch viele Beschwerlichkeiten verursachen.

Germershausen führt an, daß den Schlächtern auch die abgeschnürten Böcke lieber wären, als die in ihrer zarten Jugend entmannten, weil jene fetter würden und mehr Fleisch bringen, auch der Wollertrag ergiebiger wäre, als bei diesen. Petri will das Ausschneiden, als die vorzüglichste Art der Operation angesehen wissen, die beiden letzteren, als das Kluppen und Abschnüren, aber, weil sie einen wiederholten Schmerz verursachen und auch leicht den Brand erzeugen können, nicht loben.

In Frankreich hat man, nach Daubenton, noch eine Art die Lämmer zu verschneiden, welches man das Ausdrehen oder Verdrehen nennt, und beinahe der oben, S. 631, angeführten Spanischen Art, dieses Geschäft zu verrichten, gleich kommt, und daher keine Nachahmung verdient. Man nimmt nämlich den Hodensack oberhalb der Hoden zwischen die Finger, und dreht ihn; man treibt hierauf die Hoden bis zum Bauche hinauf, macht dann unter denselben mit einer Schnur eine feste Schleife, damit die Hoden nicht wieder herunter können, und läßt die Schleife so viele Tage sitzen, als nöthig ist.

Die einjährigen und älteren Widder kann man auch auf folgende Weise kastriren: Man macht, statt der Abschneidung des untern Zipfels des Hodenbeutels, in der Mitte desselben zwischen den Testikeln einen proportionirten Einschnitt, und zieht eine Hode nach der andern heraus, und verfährt übrigens, wie oben angeführt worden. Man muß aber die Verblutung mit größter Aufmerksamkeit verhüten, und daher, ehe man den Testikel abschneidet, einen Seiden- oder Zwirnsfaden um die Gefäße hinter demselben ziehen, und mit einem Knoten festbinden. Bei einem ausgewachsenen oder alten Bock hat man die Vorsicht nöthig, daß man die Gefäße durch das Binden zuschnürt, besonders anzurathen, weil zu-

weilen eine Verblutung erfolgt. Tritt eine starke Geschwulst ein, so begieße man solche täglich einigemal mit frischem Wasser.

Die Mutterlämmer werden auf folgende Weise kastrirt: Man lege das Lamm auf einen Tisch und zwar so auf die rechte Seite, daß der Kopf des Thieres über den Tisch herabzuhängen kommt. Hierauf stellt sich ein Schäfer auf die linke Seite des Lammes und hält mit der rechten Hand das linke Hinterbein ausgestreck, faßt es mit der linken Hand unten fest am Beine, so daß es sich nicht regen kann; ein Anderer tritt nun demjenigen, welcher die Operation verrichtet, zur Rechten, nimmt die beiden Vorderbeine des Lammes nebst dem rechten Hinterbeine zusammen, und hält sie so alle drei mit seiner rechten Hand unten an den Knöcheln fest. In dieser Lage zieht man mit den beiden ersten Fingern der linken Hand die Haut an der Seite des Lammes in die Höhe und macht damit eine Falte, die eben so weit vom Nabel, als vom obersten Theile des Hüftbeins abstehen muß. Der Schäfer zur linken Hand dehnt diese Falte ebenfalls mit der linken Hand bis zu den kurzen Rippen aus. Jetzt durchschneidet man mit einem scharfen Messer die Falte, jedoch so, daß der Schnitt über anderthalb Zoll lang wird und gleichsam nach einer Linie geht, die man vom obersten Theile des Hüftbeines bis zum Nabel ziehen wollte. Sobald diese Oeffnung gemacht ist, schneidet man nach und nach durch das Fleisch, bis auf die Eingeweide, jedoch ohne diese zu berühren oder gar zu verletzen; steckt sodann den Zeigefinger oder denjenigen Finger, der unmittelbar nach dem Daumen folgt, in den Leib des Lammes und sucht den linken Eyerstock, und so wie man denselben fühlt, zieht man ihn ganz sanft zur Oeffnung heraus. Mit dem Eyerstocke treten zugleich

die beiden breiten Bänder, die Mutter und der andere Eyerstock heraus. Die beiden Eyerstöcke schneidet man weg und läßt dann die Mutter mit den beiden Bändern wieder hineinschlüpfen. Hierauf nähet man die Wunde wieder mit einigen Stichen zu. Man muß aber mit der Heftnadel bloß durchs Fell, und nicht durchs Fleisch stechen, läßt dann beide Enden des Fadens heraushängen und schmiert zuletzt die Wunde mit etwas Talg. Wenn sich nun nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen eine Narbe an der Haut gesetzt hat, so schneidet man den Heftfaden in der Mitte der, gewesenen Wunde durch, und zieht die beiden herabhänden Enden des Fadens gänzlich heraus, damit derselbe keine Eiterung verursacht. Wenn man diese Operation mit gehöriger Vorsicht verrichtet, so leiden die Lämmer nur etwa den ersten Tag daran; sie bekommen etwas steife Füße, saugen auch nicht, sind aber am folgenden Tage wieder wie gewöhnlich. Man kann die Wunde auch mit etwas ungesalzener Butter oder Fett einschmieren, und von aussen wird dieselbe, wenn die Operation wie gewöhnlich im Herbste oder Frühjahre geschieht, mit Wagenschmiere zur Abhaltung der Fliegen bestrichen. Die Mutterlämmer erhalten durch dieses Verschneiden ein weit feineres Fleisch, als die Hammellämmer. Das Fleisch der Widder verliert durch das Hammeln den widrigen bockartigen Geschmack, wird saftig, zart, fett und wohlschmeckend. Auch durch das ruhige Temperament, welches sich gleich nach dem Kastriren einfindet, vergrössert sich die Fleischmasse, das Fett und die Wolle; auch kann man sie erforderlichen Falls unter die Lämmer-, Mütter- und Widderhaufen mischen.

Von dem Vließe der Schafe besonders der Merinos.

Unter Vließ versteht man das mit Wolle bedeckte Fell der Schafe. Man kann es nach dem Stande seiner Veredlung nach Petri, dem ich hier folge, in vier Haupt-Epochen theilen, nämlich in das des ursprünglichen Landviehes, des veredelten Viehes, des veredelten Halbschlages und in das des Originals oder der ganz veredelten Race. Der Einfluß des angeeigneten Blutes soll sich mit ziemlicher Genauigkeit nach dieser Klassifikation beurtheilen lassen. — Das ursprüngliche Landvieh hat von Natur ein ungeregeltes Vließ, das weder auf der Haut eine Grundlage zu einer Eintheilung abgesonderter organischer Wollbüschel, noch vielweniger oberwärts auf dem Vließe, in dem Schluß der Wollspitzen, dergleichen formirt. Der ganze Wollpelz dieser Race besteht theils aus gröberen Haaren, theils aus einer groben Wolle, die nicht selten eine sehr ungleiche Dicke hat, hart, rauh und störricht ist. Die Spitzen derselben stehen frei, ungebunden und unvereiniget mit andern Haaren in gerader Richtung aus der oft haarigten, fast ganz ungekräuselten Wolle im Vließ empor. Ein dergleichen Schaf von wollartigem und nicht haarigem Vließe, erzeugt auf einen Quadratzoll ungefähr 5000 — 5500 Wollfaden von sehr wenigen und höchst unregelmäßig gebildeten Windungen. Die Lämmer fallen in der Regel mit langen, steifen, wellenförmigen Haaren, oder mit Haaren, die mit Wolle untermischt sind.

Veredeltes Vieh. Hierunter versteht man, wenn der Vater in der Regel von Original-Spanischem Blute, die Mutter aber von gemeinem Landschlage abstammt. Die Nachkommen nähern sich bei fortgesetzter Veredlung mehr und mehr dem

natürlichen Organismus. In der ersten, zweiten, dritten und vierten Generation entwickelt sich in der Haut eine größere Kraft zur Bildung der Wollbüschel oder der abgesonderten Woll-Abtheilungen von ungefähr 1 Quadratzoll, die durch fortgesetzte Paarung einen eigenen regelmäßigen Charakter annehmen. Bei den Lämmern kommen in dem Falle, wenn die Väter von sehr wolliger Art sind, schon mehr oder wenigere Falten der Haut zum Vorschein, die während ihrer Entwickelung in dem Laufe von mehreren Generationen den Grund und die Veranlassung zu einem mehr oder weniger gedrungenen und wollreichen Vließe in dem Verhältniß legen, als die dadurch nöthigen Bedingungen des Organismus erzeugt werden.

In dieser Epoche soll das Vließ an 25 Procent Prima-, 50 Procent Secunda- und 25 Procent Tertia-Wolle haben. Der Charakter der Wolle ist noch rauh, die Härchen noch sehr ungleich, bald hart, bald geschmeidig, gröber oder feiner, kürzer oder länger, mehr oder weniger, aber meistens unregelmäßig gekräuselt, nicht selten mit Stichel- oder Hundshaaren, vorzüglich am Bauche und an den Schenkeln versehen, und oft verfilzen sich die Fasern noch am Grunde der Wolle. Die Lämmer bringen eine noch stark mit dicken Haaren vermengte Wolle zur Welt, die an den Schenkeln, am Halse und an der Brust mit langen, groben Haaren verwachsen sind. — In der Epoche der dritten und vierten Generation werden auf einen Quadratzoll des Vließes 18,000 Wollfaden erzeugt. Durch die Bildung des immer dichter werdenden Vließes bei der fortgesetzten Veredlung, entwickeln sich häufigere Falten, sowohl am Halse, als auch nach und nach an den übrigen Körpertheilen; erstere sind nur mit rauher Quinta- oder Sexta-Wolle verwachsen, wel-

ches aber bei den Falten des Körpers, die bei der Schur allein zum Vorschein kommen, nicht mehr so sehr der Fall ist, indem diese schon eine etwas edlere Wolle bilden. Das ganze Vließ fängt an in eine ganz regelmäßige Wollgestaltung überzugehen; es treten merklichere regelmäßige Krümmungen in den einzelnen Wollfaden ein, deren Theile zwar noch ungleich untereinander laufen, sich daher durchkreuzen und sich noch nicht in getheilte Woll-Abtheilungen vereinigen können; die Hunds- und Stichelhaare werden weniger und die Wolle verfeinert sich in demselben Verhältniße, als sich die übrigen Eigenschaften derselben verbessern. In der zehnten Generation der Veredlung wird die feinere Wolle sehr vorherrschend, indem man an 60 bis 70 Procent Prima-, 20 bis 25 Procent Secunda- und 10 bis 15 Procent Tertia-Wolle in dieser Epoche aus dem Vließe sortirt. Außer dem erscheinen auf dem Rücken und auf dem Kreuze, so wie an allen Extremitäten des Thieres nicht selten noch ganze Parthien gröbere Wolle, die sich äußerlich durch eine weiße Farbe auszeichnet, während die äußerliche Wolle an den übrigen Theilen des Körpers schon eine dunklere, mehr grauliche, edle Farbe angenommen hat, die das Vorhandenseyn einer größeren Menge von Fett beurkundet. Auch theilt sich die Wolle in dieser Epoche auf dem Rücken in gerade regelmäßige Linien oder Haarsäume auseinander, und ist noch in keine regelmäßig geordnete kleinere Wollbüschel, oder Wollabtheilungen organisirt. Die Wollbüschel selbst sind nur noch mittelmäßig geordnet und die Spitzen zwar geformt, aber nur noch schwach und flach geschlossen. Diese Erscheinung, daß die Büschelwolle, von Faden verschiedener Dicke zusammengesetzt sind, dauert noch mehrere Generationen fort. Das in Veredlung begriffene Vieh hat nun schon

seine ganze Gestalt geändert und zeichnet sich durch einen gedrungenen kurzen Kopf, der mit einem starken Wollschopf geziert ist, durch nicht so lange Ohren und Füße aus. Im Gesichte sind die Stichelhaare noch vorherrschend und die äußeren Bekleidungen des Gesichtes sind noch zuweilen mit grober Wolle von weißer Farbe eingefaßt. Das Vließ der Lämmer ist halb aus gröberen Haaren und halb mit Wolle vermischt. Zuweilen fallen schon glattwollige Lämmer, ohne untermischte Haare, auch scheckige und auch schwarze Lämmer sollen zuweilen fallen. Die in dieser Epoche gebornen Lämmer erzeugen häufigere Falten, die aber noch immer mit Quartawolle bewachsen sind. An den Schenkeln und Füßen werden die Hunds- und Stichelhaare selten. — Der veredelte Halbschlag, welcher durch die festgesetzte Paarung und Auffrischung des ursprünglich edlen Blutes entsteht, hat schon ein regelmäßiges Vließ, eine durchgängige Gleichartigkeit in der Gestalt, Größe des Körpers und Uebereinstimmung in der Wolle. Die fehlerhafte Bildungen des Vließes, so auch die unregelmäßig hohe Bögen bildenden Windungen der Wolle, sind vermindert und oft vertilgt. Die Wollfaden sollen in dieser Epoche die Eigenschaft haben, sich in runden Gestalten von kleinen Wollbüscheln zu entwickeln, die sich aus größeren bilden; die größeren Wollbüschel verschwinden durch die gleiche, festere, regelmäßige Windung der Wollfaden am Körper des Thieres größtentheils, und ziehen sich in sehr egale, parallel laufende Windungen in kleineren, möglichst gedrängten, netten Woll-Abtheilungen von einer festern und concentrirten Haltung zusammen. Auch auf dem Rücken sind die langen Wollnäthe fast gänzlich verschwunden und ein geschlossenes, der Sonne, dem Winde und dem Regen unzugängliches

Vließ, aus kleinen Woll-Abtheilungen bestehend, vergnügen das Auge des Kenners. Die edlen Eigenschaften der Wolle vereinigen sich und nähern sich ihrer Vollkommenheit. Das frühere weniger bemerkbare Fett der Wolle nimmt einen der Race eigenthümlichen harzigen oder öligen Charakter an. In der zwanzigsten Generation erhält das Vließ bei gehöriger Kenntniß und zweckmäßiger Paarung an 20 Procent Electa' III. 50 Procent Prima-, 20 Procent Secunda- und 10 Procent Tertia-Wolle. Wenn gleich noch hin und wieder die Stichelhaare im Gesichte, im Vließe, so wie einige Hundshaare an den untern Schenkeln manchmal zum Vorschein kommen. Der Schopf und die Füße sind mit edler Wolle bewachsen und die Ohren haben ihre Länge schon verloren. Auf einem Quadratzoll Flächenraum des Vließes wachsen in diesem Zeitraume an 27,000 Wollfaden. Unter den Lämmern fallen jetzt schon weniger Schecken; auch erscheinen sehr selten mehr am Halse und an den Schenkeln lange, störrige, gerade Haare. Das Vließ, welches die Lämmer zur Welt bringen, ist zwar mit vielen einzelnen Flaumen, worunter die feine Wolle vorherrschend ist, vermischt, in einigen Monaten verlieren sie sich aber sämmtlich und es folgt nun ein festgedrungenes Vließ mit einer Wolle, die sich durch Feinheit und Geschmeidigkeit auszeichnet. Petri hat bei den sogenannten Flaumhaaren folgende Bemerkung gemacht: a) Sie sind oft fünf bis sechsmal dicker, als die sie umgebende Wolle. — b) Bei Schafen von sehr gekräuselter Wolle sind sie auch verhältnißmäßig gekräuselt. — c) Es giebt Lämmer, welche mit Fellen geboren werden, die aus untermischter Wolle und dabei sehr groben Haaren bestehen. Zieht man ein Büschel solcher mit Wolle vermischter Haare dem Thiere aus dem Vließe, so lassen sich die langen

Haare aus dem Wollbüschel sämmtlich ausziehen und die feinste Wolle bleibt zurück. — d) Diese Haare, welche gewöhnlich sehr glänzend sind, verwandeln sich nie in Wolle, sondern sterben von oben herab nach und nach in dem Verhältniß ab, als sich die Wollzwiebeln in dem Vließe vergrößern und solche verdrängen. — e) In je kürzerer Zeit diese Flaumhaare verschwinden, desto feiner artet sich das Individuum. Diejenigen Lämmer, welche ohne diese Flaumen fallen, liefern in der Regel eine feinere Wolle, die weder stark gekräuselt ist, noch viel Gewicht abwirft. Auf den Falten, welche diese Thiere mit zur Welt bringen, wächst schon eine bessere Wolle, und die scharfen Haare verlieren sich ganz; jedoch ist die Wolle dieser Falten in diesem Veredlungs-Zustande noch immer 3 bis 4 Grad gröber, als die unmittelbar darneben wachsende.

Das Original oder die Vollendung aller organischen Theile des Thieres in der Veredlung. Das Vließ in dieser Epoche, der letzten in der Ausbildung, ist auf der Haut in kleine Woll-Abtheilungen getheilt, die aus einem regelmäßigen Standpunkte ihrer Haarzwiebeln entsprossen sind, welche zugleich in sehr regelmäßig gewundenen parallellaufenden, möglichst gedrängten, zusammenhängenden, egalen Krümmungen in Faden von ganz gleicher Feinheit, in der Zahl von 2000 bis 3000, bis zur Spitze mit einander regelmäßig gekräuselt über den ganzen Körper fortlaufen, und sich oben in einem stumpf und dicht gewachsenen Schlusse ganz mit einander vereinigen, wodurch, nebst einer Gleichheit des Haares von der Spitze bis zur Wurzel, auch in der Regel ein heller, öliger Schweiß und ein klarer, glänzender Schimmer verbunden wird. Diese ausgebildeten Woll-Abtheilungen sind ungefähr ein Sechzehntheil eines Quadratzolles groß.

Ein Quadratzoll enthält 40 — 48,000 Wollfaden. Die Haupt-Eigenschaften des Vließes der höchst veredelten Merinos bestehen in Folgendem:

a) Die Farbe ist gemeiniglich graulich und spielt ins Gelbe; sie nähert sich über den ganzen Körper durch die Stall-Ausdünstung verhältnißmäßig einer noch viel dunkleren Schattirung, die in manchen Schäfereyen bei uns in das Pechschwarze ausartet, welches aber in Spanien nicht bei den Merinos Transhumantes, welche beständig im Freien leben, wohl aber bei den Estantes der Fall ist, indem erstere nicht, wie in manchen Schäfereyen bei uns, auf ihrem Vließe mit einer so harzigen, zähen Fettrinde überzogen sind, wohl aber die Merinos Estantes in Spanien, welche des Nachts in Stallungen gehalten werden, deren Hautausdünstungen und das organische Fett in den Haarröhren, durch diese Einstallung überreizt, nach und nach an die Spitze der Wolle abgesondert wird, mit der Kohlensäure in Verbindung tritt, dann sich mit Staub überkrustet und den Pelz zusammen bindet.

b) Müssen die Spitzen der kleinen Wollabtheilungen, aus denen das ganze Vließ besteht, in der Regel sehr innig und egal auf der Oberfläche des Vließes mit einander in stumpfer Gestalt verbunden seyn, so daß kein einziges Haar hervorragt, indem die hervorragenden Spitzen und ein ungeschlossenes Vließ aus dem Grunde fehlerhaft sind, weil sich das Haarfett darin nicht erhalten kann; denn wird das Fett von zufälliger Nässe aus den Spitzen der Wolle verdrängt, so werden sie aufgeweicht gröber, und durch Sonne, Luft und Wind gespalten, wodurch die Wolle nach der Wäsche ein ungleiches, grobes Ansehen erhält, rauh wird, und Vieles an ihrem Werthe verliert.

c) Die Abtheilungen des Vließes dürfen nie

in großen Parthien, sondern nur in ganz kleinen Wollbüscheln sich scheiden, die auf der Grundfläche des Schafpelzes gleichsam in einer unzähligen Menge in kleine regelmäßige Formen sich bilden sollen; denn je kleiner und regelmäßiger die Form derselben, je geschlossener die Spitzen, je feiner und gleichartiger die Haare derselben an allen Köpertheilen sind, desto feiner und edler ist das Thier, das sie erzeugt. Würden hingegen diese Woll-Abtheilungen flach, spitzig, wohl gar vertieft, desgleichen im lockern, unvereinigten, flachen, losen Zustande, unregelmäßig, besonders in größeren Abtheilungen, erscheinen, oder eine Neigung sich an der Spitze schraubenförmig zu drehen, äußern, so würde dieses nichts weniger, als eine vollendete Vollkommenheit des Thieres, sondern das Gegentheil beweisen, indem dergleichen Wolle dadurch ihre Gleichartigkeit, Gestalt, Größe, Wuchs ꝛc. einbüßen würde; auch es wegen des schütteren, nicht mehr aufrecht stehenden Wollwuchses mit der Lockerheit des Vließes so weit kommen könnte, daß die Wollbüschel, die sich oben in der Spitze, wie auch unten am Vließe mit einander verbinden, in der Mitte aber etwas bauchigt von einander stehen sollen, sich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermögen würden, und den schädlichen Witterungs-Einflüssen auf die Wolle in das Innere des Vließes bis zur Wurzel einzuwirken, desto größeren Spielraum verschaffen würde. Die Wolle soll in höchst regelmäßiger Form gebauet seyn, so daß jedes einzelne Wollhaar in den Wollbüscheln in möglichst gedrängter, regelmäßiger, gleichartiger Richtung von der Wurzel in einzelnen Faden bis zu den Extremitäten der Wollspitze läuft, und da in gerundeter Form, ganz nach diesen Grundsätzen, vereiniget bleibt.

d) Die Woll-Abtheilungen bilden sich in der

Grundfläche des Schafpelzes. Die einzelnen Härchen eines Wollbüschels dürfen sich nie mit dem zweiten oder dritten vermengen, indem das Durchkreuzen der Haare von einem Wollbüschel zum andern sehr fehlerhaft ist, und bei der Sortirung Verwirrung verursacht. Je übereinstimmender in Gestalt und Größe sie sind, desto mehr sind sie es auch aus natürlicher Neigung zu einer gleichartigen Disposition sich einander anzuhängen in ihrer parallelen Richtung.

e) Je aufrechtstehender die gedrängt neben einander gewachsenen Woll-Abtheilungen beisammen stehen, je größeren Werth hat die Wolle und das Thier. Ein Vließ, welches aus Wollbüscheln besteht, die sich wegen Lockerheit nicht mehr aufrecht erhalten können, theilt sich schlecht oder gar nicht mehr, die Lockerheit geht zu weit und zeigt eine Ausartung des Thieres, und die schon oben berührten Gebrechen des schädlichen Einflusses auf die Wolle an.

f) Die einzelnen Wollfaden müssen in konischer Form von einer gleichen Feinheit am Grunde der Wurzel, wie an der Spitze, neben einander angelehnt, aufwachsen. Durch den gleichförmigen Wuchs der Bögen aller einzelnen Haare bilden sich in den kleinen Wollbüscheln damit genau übereinstimmende Erhöhungen und Vertiefungen, die sich ganz nach den Bögen der einzelnen Haare, von denen sie ihre Bildung entnahmen, richten. Je flacher aber die Bögen der einzelnen Haare sind, desto weniger lassen sich diese Erhöhungen und Vertiefungen erkennen, wodurch man bei den feineren Wollsorten, die Regelmäßigkeit in der Kräuselung besitzen, schon bei der Beurtheilung der Wollbüschel einen sichern Anhaltspunkt zur Beurtheilung ihrer Feinheit findet. Je feiner die Wolle, je kleiner ist auch die Grundfläche ihrer einzelnen Wollbüschel, indem hochfeine gekräuselte Wolle nicht so lang, als grobe

wächst. Man findet diese einzelnen Wollbüschel, deren mehrere sich gewöhnlich in besondere Abtheilungen verbinden, oft bis zur Feinheit einer Nadel, beisammen vergesellschaftet. Diese unzählbare Menge fest neben einander stehender und über das ganze Vließ verbreiteter Woll-Abtheilungen charakterisirt das Vließ des Original-Spanischen Mutterschafes. Die Organisation des Haares ist Schuld, daß seine einzelnen Faden im ausgedehntesten Zustande oft einen Zoll Länge und Breite haben, während sie auf dem Vließe, im unausgedehnten Zustande, kaum die Hälfte von dem ausgedehnten Faden zu haben scheinen.

g) Was aber das Vließ der ächten Wanderschafe noch besonders charakterisirt, ist die Eigenschaft desselben, daß die ganz egal in engen, regelmäßigen Windungen organisch gebildeten einzelnen Wollhaare sich nicht nur weit auseinander dehnen, sondern wenn man die Faden so gerade gezogen hat, daß man keine Kräuselung mehr bemerken kann, sich noch über ihre Länge der regelmäßig gewellten Ein- und Ausbiegungen auf beiden Seiten, oder der schlangenförmigen Wellung der Wollfaser, beträchtlich hinausstrecken und verlängern laßen, ohne daß sie reißen. Diese Dehnbarkeit und diese damit verbundene Biegsamkeit der Wolle ist nur den alleredelsten Thieren im hohen Grade eigen.

Es ist bisher noch keine Schaf-Race bekannt geworden, welche Feinheit und Stärke des Fadens, Gleichheit in der Elasticität oder Kräuselung der Wolle liegende Dehnbarkeit, Biegsamkeit und Krümpekraft; ferner Länge, Menge und Glanz der Wolle, eine feine weiße Farbe, und klares weißes öliges Fett, in gleich hohem Grade in sich vereiniget, wie dieses Alles in den kleinen Wollbüscheln der Merinos zu finden ist. Die Natur hat in diesen vereinigten Eigenthümlichkeiten des edlen Spanischen

Schafes sagt Petri, den höchsten Gipfel seiner Vollkommenheit vereiniget und gleichsam ausgeprägt.

Die Physiognomie der Merinos ist sehr charakteristisch. Petri führt als Eigenschaften, die mit der höheren Vollkommenheit des Vließes in Verbindung stehen, besonders an: daß die nicht mit Wolle bewachsene Gesichtshaut derselben so zart, wie der feinste Sammet und für das Gesicht gleichsam von Haaren ganz entblößt zu seyn scheint. Die Nasenöffnung dieser Thiere ist auffallend in die Höhe gerichtet; die Stirn sehr gewölbt, und der mit kurzen Ohren versehene Kopf verhältnißmäßig sehr kurz und gedrungen. Bei den Lämmern dieser Race bieten sich zwei merkwürdige Erscheinungen dar, die Petri besonders bei seinen Merinos beobachtete. Viele dergleichen sehr faltenreiche Lämmer werden gleichsam nackt oder doch nur mit sehr kleinen Löckchen, die sich in den kleinsten Zwischenräumen auf der rothen Haut des jungen Thieres befinden, geboren, andere kommen dagegen nackt, mit hochrother Haut und mit so kurzen Löckchen zur Welt, daß man keine einzelne Haarspitze über daß ganze Vließ hervorragend entdecken kann. Nur ganz kleine Löckchen, von der Größe einer kleinen Stecknadel, sind wahrzunehmen, und je kleiner diese Löckchen erscheinen, desto feiner, und je dichter, desto wollreicher ist das nachherige Vließ. Jene sind oft über den ganzen Körper mit Falten bewachsen, worauf nicht selten die feinste Wolle wächst, diese werden aber ohne Falten geboren. Jene vereinigen die größte Menge und Dichtheit in dem Vließe gewöhnlich mit ausserordentlicher Feinheit und Sanftheit, diese erzeugen aber in der Regel eine noch zärtere und feinere Wolle, aber weit weniger in der Quantität, besonders wenn die festgeschlossenen Löckchen auf dem ganzen Körper gleich-

förmig vertheilt sind. Beide Lämmergattungen sind sehr sanft anzufühlen, und die letzte Art ist noch saufter, als die erstere, und beim Befühlen so zart wie ein Biberfell. Die mit Falten bewachsenen, gleichsam nackt gebornen Lämmer hält Petri für das höchste Ideal der Vollkommenheit Original-Spanischer Race-Thiere, und je faltenreicher und reiner zugleich das Thier bis zu dem äußersten Ende des Schwanzes in diesem gleichsam nackten Zustande, nur mit den kurzen, feinen Woll-Löckchen besetzt, geboren wird, um so mehr vereiniget sich dadurch in dem Vließe die höchste Feinheit und Zartheit, und die größte Dichtheit der Wolle, indem die Anlage der Falten, besonders um den Rippenbau, wo sich die dünnste Haut und die edelste Wolle befinden, solche anzeigen sollen. Wiederum andere werden gemischt, halb mit jenen feinen Flaumen, und halb mit diesen Löckchen und kurzer Wolle bewachsen, alle aber in der Regel am ganzen Körper ziemlich mit Falten geboren, die aber in Ansehung der Feinheit, Geschmeidigkeit, und besonders der Leichtigkeit der Wolle, jener oben angeführten kurzwolligen, faltenlosen Varietät nachstehen. Die größere oder mindergrößere Anzahl Falten an einem Thiere, zeigen auch den größeren oder minder größeren Wollreichthum an. Diese Falten müssen aber in der Regel mit einer eben so guten Wolle bewachsen seyn, als die sie umgebenden anderen Theile des Körpers, dieserhalb zeigt sich auch ein wesentlicher Unterschied in der Wollerzeugung zwischen jenen glattharigen, mit Falten, und jenen, ohne diese Falten gebornen Lämmern zum Vortheil der ersteren. Nach den in Spanien von Petri eingezogenen genauen Nachrichten werden daselbst beinahe die Hälfte der Merinos-Lämmer jährlich bald nach der Geburt getödtet, und mit den Lämmerfellen ein bedeutender

Handel nach Portugal getrieben, wo sie von den Engländern aufgekauft und daraus in ihrem Vaterlande feine Handschuhe verfertiget werden. Man bestimmt dazu in Spanien jene Lämmer, welche gleichsam nackt und ohne flaumähnliche Haare geboren werden, weil sich die Spanier aus Erfahrung überzeugt haben, daß die Nachkommenschaft dieser Thiere zwar eine sehr feine Wolle, aber nach einigen Generationen ein flaches, lockeres Vließ, daher immer weniger Falten erhalten, und aus diesen Gründen in der Quantität der Wollproduktion jenen mit flaumenhaaren gebornen Lämmern, welche das Material für die berühmten Tücher von Guadalaxara liefern, weit nachstehen. Auch nach genauen Beobachtungen, die Mehrheit der Falten an einem Thiere, größeren oder minderen Wollreichthum beurkunden. Diese Falten müssen aber mit einer eben so guten Wolle bewachsen seyn, als die sie unmittelbar umgebenden anderen Theile des Körpers, daher soll sich auch ein wesentlicher Unterschied in der Wollerzeugung zwischen jenen glattharigen mit Falten, und jenen ohne Falten gebornen Lämmern zum Vortheil der ersteren zeigen. Man bemerkt erst die mannigfachen Falten eines Merinos nach der Schur, so sehr haben sie sich die ganz gleiche Wolle des übrigen Vließes angeeignet, und zwar so, daß wenn das Thier bewollt ist, man keine Wollschattirungen und in der Regel gar keinen Unterschied der Wolle im Vließe an demjenigen Theile des Körpers, wo sie sich befinden, bemerken kann, worin die eigentliche Vollendung besteht. Diese Erfahrungen, und der in Spanien fast allgemeine Gebrauch, daß von den Herdenbesitzern die Wolle nicht nach dem Gewichte der Wage, sondern nach der Zahl der Stücke nach beiläufiger Schätzung des Auges in Pausch verkauft wird, und der Käufer sich seinen Ueberschlag macht, wie viel Wolle ihm das

Stück abwerfen kann, haben wahrscheinlich veranlaßt, daß man jene Race, welche man mit Recht wegen ihrer Feinheit seit 12 bis 15 Jahren so hoch schätzt, weil sie das in Sachsen unter dem Namen Electoral-Wolle bekannte Material liefert, unterdrückt, indem in früheren Zeiten jene Luxusartikel, die gegenwärtig so starken Absatz auch in den andern Welttheilen finden, noch nicht so sehr bekannt und an der Tagesordnung waren, welche jetzt die häufigen Anfragen nach so feiner Wolle veranlassen. Die Electoral-Wolle Sachsens, die von den glattwolligen gefallenen Merinos-Lämmern in der Königl. Stammschäferey in Stolpen erzeugt wird, findet sich auch in Spanien bei mehreren Eigenthümern von nicht wandernden Herden von Merinos Estantes, aber in Vergleich mit der großen Menge von Wolle, die von den Merinos Transhumantes gewonnen wird, ist sie in dem Spanischen Wollhandel von gar keiner Bedeutung. Was nun die Hauptfalten und der starke Kader der Spanischen Schafe anbetrifft, so findet man diese Eigenthümlichkeiten des Spanischen Schafes nicht bei unseren dünnfelligen, gemeinen Landschafen, sie zeigt sich hier erst bei zunehmender Veredlung mit Spanischen Böcken nach einigen Generationen, wenn das Vließ eine geschlossenere, dichtwolligere Tendenz annimmt. Man bemerk, daß in Veredlung begriffenes dichtwolliges, faltiges Vieh, wenn es auch schon einen hohen Grad von Vollendung erreicht, diese Eigenschaften wieder ablegt, wenn Fladrigkeit des Vließes in dem Wollcharakter des Widders dieser eingepaarten Dichtwolligkeit entgegenwirkt, wodurch die aufrechtstehenden, in Gestalt und Größe übereinstimmenden, regelmäßigen Wollbüschel ihren Gehalt wieder verlieren, und das geschlossene Vließ in ein fladriges, lockeres, weniger Wolle erzeugendes ausartet. Bei dem schütterwolligen Schafe

findet man diese wulstigen Halskragen und Falten des Körpers und auch die starken Kader nicht, wohl aber bei den dichtwolligen Schafen, die sich durch Geschlossenheit und Dichtheit der Vließbildung charakterisiren. Nur den Merinos ist diese Reichwolligkeit eigen, die auch, nach Verhältniß ihrer Größe, die wollreichste Gattung von Schafen ist. Die Falten sind aber keine unerläßliche Bedingung der Feinheit, wohl aber der Menge der Wolle, und sie sind dem eigentlichen Spanischen Race-Vieh mehr oder weniger eigen. Fast alle vorzüglichen Merinos sind mit dergleichen Falten an den Rippen, wo die feinste Wolle sitzt, geziert, sie sind daselbst mit einer so reinen gleichförmigen Wolle überwachsen, daß diese Falten selten in der Wolle, sondern erst nach der Schur entdeckt werden können. Petri hat die Bemerkung gemacht, daß die oben angeführten ganz glattwollig gebornen Lämmer, die über den ganzen Körper mit Hautwülsten versehen sind, auch der Schwanz mit diesen Wülsten so überladen ist, daß er dadurch verkürzt wird, die höchste Zartheit und Dichtheit der Wolle zugleich erreichen. Der Wuchs dieser Wolle, die Gestaltung der Woll-Abtheilungen, die, von den Haarwurzeln anfangend, parallel laufende Härchen bilden, und sich ganz rein scheiden, ist unübertreffbar; allein daß die Halswülste und Kaderwolle so fein könne veredelt werden, als auf den Falten der Rippen, dies steht in offenbarem Widerspruch mit der Organisation des Thieres, das nur verhältnißmäßig eine feine Wolle nach der verhältnißmäßigen Feinheit und Dicke der Haut, und die feinste da, wo die feinste Haut sitzt, nämlich auf den Rippen, produciren oder hervorbringen kann. Allein man kann die Falten der Schafe von gleicher harmonischer Feinheit desjenigen Theils des Vließes, wo die Natur sie erzeugte, veredeln. Es wäre

daher für das allgemeine Interesse ein großer Verlust, dieser der Wollmenge so nützlichen Falten des Körpers zu entsagen, die zugleich den sichersten in die Augen leuchtenden Maaßstab von dem Grade der Veredlung, indem das Thier steht, und von seiner Reichwolligkeit liefern. Durch eine gleichartige Paarung können die scharfen Haare der Falten bei der Veredlung verbessert und nach und nach in feine Wolle verwandelt werden, welches keine leicht zu erreichende Sache ist, und viele Operationen erfordert. Man darf aber nach dem eben erwähnten Schriftsteller in keiner so kurzen Veredlungsperiode, als man bisher geglaubt hat, einen vollständigen Erfolg verlangen, und da alle Wolle doch durch die Hände der Sortirer laufen muß, so soll man bedenken, daß wenn auch in den früheren Perioden die Wolle der Falten nicht mit der unmittelbar an denselben Körpertheil gränzenden im Faden ganz gleich fein ist, diese Wolle, wenn sie auch nur in eine niedere Klasse gehört, die Qualität doch vermehrt, und der Sortirer ihr die gehörige Klasse schon anweisen wird. Es liegt auch in der Eigenthümlichkeit eines dicht geschlossenen Schafpelzes, die edelste und gleichartigste Wolle, mit Ausschließung des Regens, der starken Sonnenhitze und der Winde, zu erzeugen; denn die durch solche Witterungseinflüsse beschädigte Wolle von dünnfälligen Schafen nimmt nie mehr ihre früheren Gestalten an, sondern bleibt jederzeit erweitert und verklüftet. Daher ist ein dichter und geschlossener Wollwuchs auch aus diesen Rücksichten von größter Wichtigkeit. Ueberhaupt steht die mechanische Structur der Haut der Schafe mit der Güte der Wolle und ihres Fleisches in engster Verbindung. Denn die feinste Haut, hat die feinste Wolle und das zarteste Fleisch. Je dicker die Stellen der Haut an den verschiedenen Körper-

theilen ist, desto mehr entfernen sich im Verhältniß beide von der ersten Feinheit und Zartheit. Auf der dicksten Haut, die nur Knorpel und Knochen zur Unterlage hat, wächst das schlechteste und öfters nur kurzes Haar. Aus diesem allen kann man nun folgendes Resultat aufstellen:

a) Daß die Hautfalten den dünnfelligen Schafen fremd und nicht im mindesten eigen sind; — b) daß die Natur im Gegentheil nur die reichwolligen Schafracen, vorzüglich aber die Merinos, mit diesen Zeichen von Kraft und Originalität ausstattete; — c) daß die Spanischen Original-Mutterschafe als mit mehr oder weniger dergleichen Falten zur stärkerer Wollhervorbringung oder Erzeugung geboren werden, und in der Regel eine sehr gleiche, feine Wolle im Verhältniß der übrigen Wolle des Vließes darauf wächst, und der Unterschied der Wollerzeugung zwischen einem gleich großen faltenreichen und einem schütterfelligen Schafe wenigstens $\frac{1}{3}$ beträgt; — d) daß diese Hautfalten mit der festen, aufrechtstehenden Gestalt der kleinen Wollbüschel in engster organischer Verbindung stehen, und die Natur bei dieser höchsten Vollendung von Wollmenge hier gleichsam stille steht; — e) daß bei consequenter Paarung die feinste Electa Wolle auf den Rippenfalten erzeugt werden kann, und dieses, als die letzte, aber schwierigste Vollendung dieser Kunst zu betrachten ist.

Da die Falten der Merinos ein untrügliches Zeichen von aufwärts strebender oder rückgehender Naturkraft sind, so räth Petri aus genauer Kenntniß, langen Erfahrungen, vielen vergleichendrn Versuchen und innigster Ueberzeugung an, das Veredlungsgeschäft so weit zu verfolgen, bis alle diese Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten erreicht sind, und sich, damit nie ein Rückschlag zu befürchten ist,

sich nicht ferner mehr in diesem höchst wichtigen Ziele irre führen zu lassen.

Vom Zeichnen der Schafe.

Die Schafe werden nicht nur gezeichnet, um eine genaue Kenntniß von deren Herkunft zu haben, sondern auch, um wo möglich Austauschungen und Betrug zu verhüten; besonders um die Schafe der Herrschaft von jenen des Schäfers, oder die Schafe der verschiedenen Eigenthümer unter den Landleuten zu unterscheiden. Die Zeichen werden nun entweder aufgestrichen, oder aufgedruckt, oder eingestoßen und eingeschnitten, oder eingeätzt, oder angehängt.

Aufgestrichene Zeichen. Man bedient sich, um diese Zeichen zu machen, verschiedener Materialien, die zum Theil mehr oder weniger den beabsichtigten Zweck erfüllen.

1) Man nimmt gekochtes Leinöl und rührt darein so viel Kienruß zur schwarzen, oder Mennige, Englisches Roth, auch Zinnober, welcher aber etwas theuer ist, zur rothen, oder Umbra, gepülvert, zur braunen Farbe, als genug ist, um die gewünschte Farbe herauszubringen. Ist diese Farbe mit dem Oele durch das Rühren so verbunden, daß sie Stärke genug zum Zeichnen hat, so streiche man mit einem gewöhnlichen kleinen Borstenpinsel, oder auch mit einem hölzernen Spatel das ausgesuchte Zeichen dem Schafe auf den Hals, Rücken oder den Hintern, je nachdem man es wünscht, die auf diese Weise gemachten Zeichen sind der Wolle des Schafes gar nicht nachtheilig und dabei haltbar; sie lassen sich beim Waschen der Schafe oder der Wolle sehr leicht wieder herausbringen, besonders wenn dieses Waschen mit etwas schwarzer Seife auf der Stelle, wo das Zeichen ist, geschieht. Man kann die Farbe noch

mit Terpentinöl, auch mit Terpentinfirniß anmachen, welches auch leicht wieder herausgebracht werden kann. Statt des Rußes kann man auch pulverisirtes Weinrebenschwarz gebrauchen. Will man die Schafe gelb zeichnen, so nehme man gepülverten Ocher und reibe ihn mit dem Oele; allein diese Farbe leuchtet nicht genug oder sticht vielmehr nicht hinlänglich von der Farbe der Wolle ab. Es versteht sich hierbei, daß alle Farben, die nicht schon die Pulverform haben, erst gepülvert werden müssen, um sie gehörig mit dem gedachten Oele vermischen zu können. Man kann auch bloßen Leinöl, Mohnöl und Nußöl nehmen, jedoch ist der gekochte Leinöl, oder der sogenannte Leinölfirniß haltbarer oder vielmehr dauerhafter.

2) Man nehme einen Theil Theer und neun Theile Talg, schmelze beides zusammen und verdicke es hinlänglich mit Kohlenstaube; oder man nehme 8 Loth Pech und 16 Loth Talg, zerlasse beides am Feuer und mische darunter Kienruß oder gewöhnliche Mennige. Diese Farbe soll sich weder ausreiben, noch vom Regen abspülen, jedoch mit Seife abwaschen lassen. Beim jedesmaligen Gebrauche muß diese Farbe am Feuer flüssig gemacht werden. Man kann den Lämmern die Nummern ihrer Mütter und Väter, z. B. auf der linken Bauchseite die Nummer der Mutter, auf der rechten jene des Vaters mit einem Pinsel aufzeichnen. Diese Nummern sind mehrere Monate lang kennbar, und die Spanier pflegen nach der Schur auch das alte Schafvieh mit einem solchen Zeichen zu versehen, welches in jenem Klima ein ganzes Jahr kennbar bleiben soll. Diese Fettfarbe geht auch durch die Fabrikwäsche wieder ganz rein aus der Wolle, indem sie durch warmen Urin aufgelöset wird. Dieses ist die gewöhnlichste Art in Spanien die Schafe zu zeichnen.

3) Man nimmt bloß Wagenschmiere, oder Theer und etwas Pech, zerläßt beides zusammen auf dem Feuer und zeichnet damit die Schafe. Dieses Zeichnungsmittel hat Gotthard sehr oft angetroffen, es aber nicht für gut befunden. Es verdirbt die Wolle da es nicht gut wieder weggebracht werden kann; auch der nach der Schur kommende Wollhändler nimmt immer Rücksicht darauf und zieht jedesmal so viel vom Preise der Wolle ab, als das Theer verdorben haben kann. Einige Landwirthe nehmen bloß Wagentheer, mischen etwas Asche darunter und zeichnen damit, welches aber auch nicht zu empfehlen ist.

4) Man nehme, nach Geutebrück, 16 Unzen gekochtes Leinöl, $1\frac{1}{2}$ Unze Lampenschwarz und 2 Unzen Silberglätte, mische Alles gut untereinander und zeichne damit die Thiere. Bei den Engländern soll diese Zeichnungsart mit der eben angeführten Farbe die gebräuchlichste seyn.

Aufgedruckte Zeichen. Da die oben beschriebene Art des Zeichnens mit Farbe, leicht von den Schäfern nachgemacht und dadurch manches schöne Schaf mit einem schlechtern vertauscht werden kann, so hat man in einigen Schäfereyen besonders dazu geschnittene hölzerne Formen eingeführt. Man läßt sich nämlich von einem Formenschneider, der die Formen in Kattunfabriken schneidet, eine kleine Form mit seinem Wappen, Namen oder einer andern beliebigen Figur schneiden, und diese Form, so wie ein Pettschaft, mit einem Stiele versehen. Zum Zeichnen mit dieser Form gebraucht man Buchdruckerschwärze, die man sich von einem Buchdrucker verschaffen kann, wenn dieser nämlich in der Gegend wohnt, ist dies aber nicht der Fall, so muß man sich diese Farbe selbst auf folgende Weise zubereiten: Man kaufe sich von einem Ma-

terialisten, Farbenhändler ꝛc. in der Stadt Leinölfirniß oder gekochtes Leinöl, und mische darunter Kienruß zur schwarzen und Mennige zur rothen Farbe. Die Quantität kann man selbst sehr leicht ermitteln, so wie die Consistenz des Gemisches; denn wenn man etwas von dieser Farbe mit einem Span aufnimmt, so muß sie, wenn man den Span gegen den Boden kehrt, nicht herabfallen und ferner auch gut färben. Liegt eine Stadt von dem Gute, darauf man die Schafe hat, zu fern, um den Firniß von dort her schon fertig kommen zu lassen, und ist der Schafbestand sehr bedeutend, so daß man ein ziemliches Quantum Farbe braucht, so muß man sich den Firniß selbst kochen. Man nehme reines Leinöl, thue dieses in eine kupferne Blase, und mache dann erst ein gelindes, nach und nach aber ein stärkeres Kohlenfeuer darunter. In den ersten zwei Stunden wird die Blase mit ihrem Deckel nicht verschlossen, theils weil zuerst das Oel stark abdampft, theils aber auch, damit man die Unreinigkeiten abschöpfen kann. Sobald nun das Oel stark zu sieden anfängt, so halte man ein Stück Brodt nach dem andern so lange hinein, bis solches gleich einer Kohle schwarz gebrannt ist; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß dieses einfache Mittel das Oel reiniget und klar macht. Nach Verlauf von zwei Stunden verschließt man die Blase mit ihrem Deckel, und damit das kochende Oel den Deckel nicht abwerfe, so stecke man durch die beiden auf den Seiten emporstehenden Handhaben der Blase, und durch das auf dem Deckel befindliche und befestigete Oehr eine eiserne Stange, und halte auf diese Weise den Deckel fest. Man läßt nun den Firniß so lange kochen, bis er dick zu werden anfängt und strenge riecht. Man kann ihn nun entweder kalt werden lassen, ehe man den Kienruß dar

untermischt, oder ihn bloß so abkühlen, daß er den Ruß nicht mehr entzündet. Um die Vermischung zu verrichten, thut man den Firniß in ein Fäßchen, und schüttet so viel Ruß dazu, daß er so steif wie ein dicker Mehlbrei wird. Man läßt nun die Farbe mit einem hölzernen Scheit von ein Paar starken Handarbeitern tüchtig durcharbeiten, damit sie gleich schwarz werde, und an ein Ende nicht mehr Ruß, als an das andere komme. Da übrigens mit dem Firnißkochen Feuersgefahr verbunden ist, so ist es zweckmäßiger solchen nicht im Gebäude, sondern, wie es auch Vorschrift der Polizey ist, auf dem freien Felde zu kochen, damit, wenn ja aus Unachtsamkeit der Firniß überkochen und ins Feuer laufen sollte, er weiter keinen Schaden anrichte. Man kann den Brand leicht löschen, wenn man feuchten Sand, oder auch feuchte Säcke darauf wirft. Sobald man von dieser Farbe Gebrauch machen will, so reibe man davon etwas auf einem Reibesteine, oder, in Ermangelung desselben, auf einer großen Glasscheibe ohne von neuem Firniß dazu zu thun. Um nun diese geriebene Farbe aufzutragen, muß man sich eines kleinen Ballens von der Form der Buchdruckerballen bedienen, welchen man auf folgende Art verfertiget. Man läßt sich eine runde, nach der Mitte zu, auf der Oberfläche etwas vertiefte Scheibe, mit einem Stiele oder hölzernem Griffe in der Mitte der untern Fläche von einem Drechsler drehen. Um diese Scheibe oder vielmehr über dieselbe befestige man weiches Schaf- oder Kalbleder mit kleinen eisernen Zwecken oder Pinnen, lasse aber eine Seite auf, und stopfe durch die aufgelassene Oeffnung den inneren Raum locker mit Pferdehaaren aus, so daß es einen Ballen bildet, und nagele dann die aufgelassene Seite gleichfalls fest. Man drücke nun den Ballen auf die auf dem Reibesteine befindliche Farbe,

schwärze damit die zum Zeichnen bestimmte Form, und drücke diese dem Thiere etwas stark vor die Stirn, wo sich dann das Zeichen zeigen wird. Man muß den Ballen aber beständig geschmeidig erhalten, damit die Farbe von demselben gut in die Form eindringt; daher thut man wohl, ihn täglich beim Gebrauche ein paarmal mit Bier zu benetzen. Ueber das Firnißkochen, s. auch den Art. Firniß, Th. 13, S. 440, u. f.

Aufgebrannte Zeichen. Um die Wolle der Schafe durchs Zeichnen mit Farbe nicht zu verderben; auch um die Zeichen ganz dauerhaft zu machen, hat man an einigen Orten, nach Art der Spanier, das Einbrennen der Zeichen eingeführt. Man laße von einem Zeug- oder Grobschmid den Anfangsbuchstaben seines Namens oder ein anderes beliebiges Zeichen in Eisen bilden, und dasselbe, um es besser angreifen zu können, mit einem hölzernen Stiele versehen. Will man nun die Schafe damit zeichnen, so ergreife man das Zeichen beim Stiele, halte es ins Feuer und laße es glühend werden; dann drücke man es dem zu zeichnenden Thiere ganz behutsam über die Nase, wo man die Spuren des Buchstabens oder Zeichens deutlich wahrnehmen wird. Vor dem Betruge ist auch dieses Brandzeichen nicht sicher, weil die Schäfer sich fast von jedem Dorfschmid das Eisen können nachmachen laßen. Germershausen meint, daß es wohl besser wäre, den Lämmern auf das Horn der Klauen das Zeichen einzubrennen; allein dieses eingebrannte Zeichen, fügt dieser Schriftsteller zugleich hinzu, kann leicht verwachsend gemacht werden, wenn man mit der Raspel darüber hinfährt, auch fällt es zu wenig in die Augen, besonders wenn die Schafe durch Koth und Wasser gehen müssen. Petri hält es indessen für ein sehr dauerhaftes und

unauslöschliches Generations- oder Abstammungs-Zeichen, so wie auch die Zeichen zur Klassification der Wolle unstreitig diejenigen sind, die man auf dem Gesichte und den Hörnern mit einem heißen, drei Linien breiten Eisen macht.

Eingestoßene oder eingeschnittene Zeichen. Diese Zeichen können bloß an den Ohren angebracht werden. Man läßt sich zu diesem Zwecke ein scharfes stählernes Instrument nach beliebiger Form machen, wie man ungefähr das Zeichen wünscht, und befestiget an dieses einen hölzernen Griff, um es nicht nur angreifen, sondern auch beim Gebrauche desselben daraufschlagen zu können. Will man sich nun dieses Instrumentes zum Zeichnen der Schafe bedienen, so hält man das Thierchen zwischen den Beinen, eine andere Person legt das zu zeichnende Ohr auf ein Klötzchen oder ein Brett, setzt das scharfe Zeicheneisen auf dasselbe und schlägt mit einem Hammer darauf, wo man dann das Ohr durchgeschlagen und das Zeichen darin finden wird. Diese Zeichen sollen sich aber manchmal leicht verwachsen. Geutebrück sagt über die Ohrenzeichnung: „Die Zeichnung an den Ohren ist nach den verschiedenen Orten auch verschieden, und wo die Landesgesetze keine Vorschrift darüber geben, kann es jeder halten, wie er es will. An vielen Orten ist es auch gewöhnlich, daß der Herr sein Vieh auch zeichne. Die erfahrensten Hauswirthe aber geben den Rath, daß allen Herrn ihre Schafe durchs ganze Land ganze Ohren laßen sollten, und nur der Schäfer und der Knechte Lämmer zeichnen, wenn sie jung wären, weil es dann schwerer mit dem Austauschen halte. Es ist daher auch in der Niederlausitzer Landesordnung §. 4 also verordnet: Es wird hiermit bei ernster Strafe den Grob- und Kleinschmieden verboten, keinem Schäfer, Hirten

oder Schäferknechte einiges Zeicheneisen, ausser der Herrschaft und des Hauswirths eigenes Begehren zu verfertigen; da auch dergleichen Eisen bei dem Schäfer und dessen Knechten befunden würden, soll die Herrschaft und Obrigkeit sie darum ihrem Vermögen nach, mit billigen Strafen, auch bei Erweisung des damit gebrauchten Betruges, der Beschaffenheit nach, mit härterer Buße und Leibesstrafe zu belegen befugt seyn.

Eckhart setzt ein Reglement zur Unterhaltung einer recht nützlichen Schäferey fest, und in Ansehung der zu zeichnenden Schafe bestimmt er Folgendes:

1) Unser herrschaftliches Schafvieh soll insgesammt kein Zeichen haben. Damit aber das Schäfervieh sogleich erkannt werden möge, soll der Schäfer seinen Schafen die Spitze vom rechten Ohre abschneiden, die Knechte aber sollen ihren Schafen die Spitze von beiden Ohren abschneiden, so sind alle drei Sorten Schafe kenntlich.

2) Sollen Schäfer und Knechte in der Lammzeit ihren Lämmern, sobald solche auf die Welt kommen, ihr Ohrzeichen nach oben beschriebener Art geben, damit sie keine Lämmerverwechselung spielen können, und wenn ein Stück den andern Tag ungestutzt gefunden wird, so ist es der Herrschaft heimgefallen.

3) Alles, was an Schafen oder Lämmern stirbt, davon sollen die Felle dem Verwalter geliefert werden, um zu sehen, ob sie auch noch alle Ohren haben, damit die Knechte nicht ihre Sterblingsfelle darunter mengen und lebendige Schafe dafür nehmen können.

4) Soll der Verwalter alle Monat die Schafzucht der Schäfer nachsehen, ob dieselben etwa fremdes und mehreres Vieh unter ihren Ohrenzeichen in Futter und Nutzung genommen.

Germershausen macht hierbei die Anmerkung, daß der Verwalter ein solches Auge haben und jedes Schaf in die Hand nehmen müsse, um zu sehen, ob der Ohrschnitt alt oder neu sey. Wenn er alt ist, so ist derselbe mit Haaren bewachsen, ist er aber neu, so ist der Schnitt zwar hart oder vernarbt, es fehlen ihm aber die Haare, die erst mit der Zeit wachsen.

In neuerer Zeit ist man auf eine sehr sinnreiche hieroglyphische Ohren-Nummerirung verfallen, die vielen Beifall erhält. Fig. 7869 giebt eine Ansicht von derselben. Die Aufgabe dabei ist die Zahl 3999.

Am linken Ohre, oben sieben Fünfhunderte .	3500
Am linken Ohre unten vier Hunderte .	400
In der Mitte ein rundes Loch bedeutet .	50
Am rechten Ohre oben vier Fünfer . .	20
Am rechten Ohre unten vier Einser . .	4
In der Mitte ein rundes Loch bedeutet .	25
Summa	3999.

Nach diesem Muster kann man eine jede zahlreiche Herde numeriren. Es versteht sich, daß man die Zahl, wenn man einmal den Schlüssel zu dem Geheimnisse hat, nach Gefallen verändern kann.

Eingeätzte Zeichen. Diese Zeichen, welche erst in der neueren Zeit aufgekommen, sind besonders da in Anwendung zu bringen, wo der Eigenthümer ein sicheres Herdenzeichen anzubringen wünscht, das man, um Betrügereien auf die Spur zu kommen, nicht leicht nachmachen kann. Dieses Einätzen geschieht in dem innern Theile des Ohres, wo solches nicht behaart ist, und geschieht auf die Weise, wie die Matrosen, Seesoldaten, auch verschiedene wilde Völker sich Zeichen, Figuren ꝛc. auf dem Körper einätzen, welches man auch tatowiren nennt.

Es wird auf folgende Weise gemacht. Man lasse in Form eines Stempels eine Platte mit einem runden hölzernen Stabe, der vermögend ist einen starken Druck auszuhalten, verfertigen, welche einen verzogenen, willkührlichen Buchstaben in der Länge eines Zolles, und halb so breit, in Punkten vorstellt (ohne daß der Buchstabe zusammen fließen darf), der durch zweckmäßig geformte, kleine Schrauben in die Platte befestigt wird. Diese Schrauben müssen am äußersten Ende Spitzen in der Länge von ein bis fünf Linien und von dem Umfange einer Stricknadel haben; denn je breiter diese Spitzen sind, desto sichtbarer werden die Punkte durch das Tatowiren. Nachdem man nun eine willkührliche Farbe, z. B. Zinnober, Indigo oder Schießpulver gewählt, diese fein gerieben und mit Branntwein zu einer dicken Salbe angemacht hat, schreitet man wie folgt zum Einätzen der Buchstaben: Das Schaf wird gebunden auf einen Tisch gelegt und von einem Manne gehalten, ein zweiter legt dem Schafe den Kopf auf den Tisch, zieht das Ohr, so weit als es nur geschehen kann, auseinander, und hält den Kopf in dieser Lage fest; ein dritter streicht die Farbe auf den inneren Theil des unbehaarten Ohres, mittelst eines Pinsels etwas dick auf, und drückt zugleich die Spitze des Stempels alle auf einmal in diesen inneren Theil der Ohrmuschel, so daß jede Spitze zugleich so viele Farbe, als möglich ist, in die Oeffnung nimmt. Bei Zurückziehung des Stempels muß man die Farbe gleich in die, durch die Spitzen des Stempels verursachten Oeffnungen einreiben, und es ist von Wichtigkeit, daß das Instrument nur allenfalls 4 Linien tief eingedrückt wird, damit kein Blut erfolge, indem sonst durch die Eiterung der Zweck verfehlt würde. Die Narben sind in vierzehn Tagen, längstens drei

Wochen, verharrscht und dadurch unauslöschbar gemacht worden. Bevor dieses nicht geschehen ist, darf auch das Ohr nicht abgewaschen werden.

Diesem, von dem Herrn Amtsrath Hubert erfundenen Tatowiren der Schafe will Petri nicht seinen Beifall schenken. Er hat nämlich Versuche anstellen lassen, welche nicht befriedigend ausgefallen sind; denn das Zeichen war von keiner langen Dauer. Der eben genannter Schriftsteller hält das Innere des Ohres zu dieser Operation nicht geeignet; er hält dafür, daß es besser sei, das Tatowiren lieber an den innern, unbewollten Schenkeln der Schafe, wo die Haut nicht so knorpelicht, als in den Ohren ist, vorzunehmen.

Anzuhängende Zeichen. Diese Zeichen werden gewöhnlich den Lämmern, aber auch den Mutterschafen vor der Schur angemacht. Es sind nämlich Täfelchen von Blech oder Holz, mit einer laufenden Nummer, nach der Anzahl der Schafe und Lämmer, bezeichnet, welche mit Messingdraht um den Hals des Thieres befestiget werden. Bei dem wachsenden Vieh muß man von Zeit zu Zeit, wegen der Zunahme des Körpers, nachsehen, ob nicht ein größerer Halsdraht nöthig ist; den gebrauchten kürzeren Draht kann man bis zum kommenden Jahre aufheben, wo er dann bei dem Jungvieh wieder gebraucht werden kann.

Wartung und Pflege.

In den glücklichen Himmelsstrichen, wo der Winter nur von kurzer Dauer und dabei von geringer Bedeutung ist, finden die Schafe beinahe das ganze Jahr hindurch auf den natürlichen Triften und Weideplätzen, welche für sie bestimmt sind, die zu ihrem Unterhalte erforderliche Nahrung. Gegenden dieser Art findet man in Spanien, Portugal, Italien, dem südlichen Frankreiche, in der Türkey ꝛc.

In anderen Gegenden, die, nächst den genannten noch am meisten ein mildes Klima besitzen, trägt der Erdboden beinahe ein Drittheil des Jahres nichts für die Schafe, und in diesem Zeitraume muß man sie mit eingeerndtetem Futter, getrocknetem Heu, Stroh ꝛc. ernähren. Gegenden dieser Art findet man im südlichen Deutschland, in der Schweiz, in Frankreich ꝛc. Weiter nach Norden hin muß man einen noch längern Zeitraum über, seine Zuflucht zu dem trockenen Futter, zu Wurzelgewächsen nehmen, welches man eigentlich Winter-Futter nennt. Gegenden dieser Art findet man im nördlichen Frankreich, in den Niederlanden, besonders Holland, in Deutschland ꝛc. In den unfruchtbarsten Gegenden, wo die natürlichen Triften oder auch die Wiesen, die man den Schafen zur Weide einräumt, nicht von Bedeutung sind, ist man daher genöthiget, sich künstlicher Hülfsmittel zu bedienen; um sie Jahr aus Jahr ein zu ernähren; denn wenn man ihnen den nur kurzen Sommer hindurch natürliche und künstliche Wiesen überlassen hat, so muß man sie den langen Winter hindurch mit einem Theile von dem Heu und den Futterkräutern, die darauf eingeärndtet worden sind, ernähren. Dergleichen Gegenden findet man in Preußen, Schweden, Rußland ꝛc.

Von den natürlichen und künstlichen Wiesen oder Weiden im Allgemeinen.

Unter Weide versteht man im Allgemeinen, einen Distrikt oder Platz, worauf die Schafe geführt werden, um sich daselbst von den darauf wachsenden Pflanzen zu nähren. In den Ländern, die durch ihre glückliche Lage das Gedeihen der natürlichen Triften, Wiesen oder Weiden befördern, da bedarf es weiter nichts, als die Schafe nur so lange auf

die Weideplätze zu treiben, als sie darauf ihre Nahrung finden, unbekümmert, ob und wie sie solche zu sich nehmen; denn ihr Instinkt und ihre Freßlust werden sie richtig leiten. Auf der natürlichen Trift müssen die Schafe eine reichliche Nahrung finden, und nicht genöthiget seyn, einen großen Raum durchzustreichen, um sich satt zu fressen. Es giebt in Deutschland eine Menge Oerter, die solche gesegnete Weide haben; aber es giebt deren noch mehrere daselbst, die dieses Vorzugs nicht genießen; allein mit Anwendung der Kunst und Mühe können sie es werden, und werden es besonders jetzt, wo man sich mehr, als je, auf die Viehzucht legt, weil der Getreidebau bei den reichen Erndten und niedrigen Preisen nicht mehr für sich allein eine so ergiebige Quelle zur Wohlhabenheit der Landwirthe abgiebt. Auch sollte das eigene Interesse aller Landwirthe einer Gegend sie bewegen, sich zu einem so heilsamen Zwecke, als die Verbesserung der natürlichen Triften und Wiesen ist, zu verbinden. Solche Triften von Steinen zu reinigen, sie zu eggen, einen schlechten Boden mit einem Pfluge, der nur mit einem einzigen Eisen versehen wäre, besser auszutiefen, und zugleich solche Triften ꝛc. die der Anzahl von Schafen, die man auf denselben ernähren will, angemessen sind, mit Sämereyen von guten Gräsern und Kräutern zu bedecken. Ein solches Verfahren kostet nicht nur nicht viel, sondern der Nutzen ist auch nicht zu berechnen, den man davon zieht. Die natürlichen Wiesen, die man den Schafen hier und da überläßt, und die Art, sie darauf zu ernähren, weicht von der vorherigen Art nicht viel ab. Hierbei ist aber zu berücksichtigen, daß die Schafe, wenn das Gras überflüssig und saftvoll ist, in einem gegebenen Zeitraume desto mehr fressen, und dabei Gefahr laufen, sich zu überfüllen. Auch enthalten dergleichen

reiche Wiesen ein sehr fettes Gras, welches ein größeres Quantum von Grundstoffen enthält, daß es dem Thiere Mühe kostet, solches zu verarbeiten, oder vielmehr das zu viel Gefressene zu verdauen. Es ist daher nicht gleichgültig, die Schafe zu lange darauf weiden zu lassen. In England läßt man die Schafe Tag und Nacht auf der Weide; allein die Gewohnheit thut hier Alles und daher sind diese Thiere auch nicht den Ungelegenheiten ausgesetzt, die anderwärts dadurch erzeugt werden. In Frankreich, Deutschland und in allen den Ländern, wo die Schafe zur Nachtzeit in die Ställe getrieben werden, würden sie bei einer solchen Behandlungsart leicht eine Beute dieser Ungewohnheit werden. Auch gewahrt man bei dem Englischen Schafvieh, daß es sich in schneller Zeit mästet und schon in einem Zeitraume von kaum drei Jahren seines Lebens dem Fleischer überlassen werden muß; und eine so frühzeitige Aufopferung würde bei Schafen, die man der Wolle wegen zieht, gewiß nicht vortheilhaft seyn; allein bei den Engländern, die bloß auf das Fleisch sehen, kann dieses Verfahren dadurch gerechtfertiget werden.

Man läßt die Schafe nur auf tiefgründigen Wiesen weiden, das heißt, auf solchen, wo das Gras aus tiefliegenden Wurzeln emporwächst, sehr dicht steht, auch der Wachsthum schnell geschieht. Hier können die Schafe nicht beim Abbeißen des Grases die Wurzel mit herausziehen oder reißen, oder dieselbe nicht von der Krone abbeißen. Wo die Wiesen auf Felsen oder über Steinen liegen, da muß man den Boden, wie schon oben angeführt worden, zu verbessern suchen.

Was die künstlichen Wiesen oder Weiden anbetrifft, so können diese zwar die Stelle natürlicher Triften vertreten; allein wenn man hierbei annimmt,

daß man auf denselben die Schafe nach Belieben leben läßt, so können bei weitem nicht alle zu diesem Gebrauche dienen. So wird man zum Beispiel die Schafe gewiß nicht auf Klee-, Lüzerne-, Esparcette- oder Wicken-Feldern weiden lassen; denn da diese Futterkräuter auf einem ihnen zusagenden Boden gebauet werden, so kann man die Schafe höchstens dann erst auf solche künstliche Wiesen treiben lassen, wenn die Futterkräuter gehäuen und vom Felde hinweggebracht worden, und sie vorher schon andere Felder, von denen die Erndte schon eingeschäuert worden, durchwandert haben. Nach Flandrin könnte man die Schafe, dem Anscheine nach, wohl länger auf Lüzerne- und Esparcette-Feldern weiden lassen, als auf Klee-Aeckern; allein der Unterschied ist nur unbedeutend; übrigens zeigt die Erfahrung, daß die Vorsicht bei allen den erwähnten Pflanzen immer nöthiger wird, je weiter die Länder südlich liegen, und je fruchtbarer und ergiebiger die Gegenden sind, wo Schäfereyen gehalten werden. In solchen Distrikten, die keine Gemeinde-Triften haben, auf denen die Schafe das ganze Jahr über weiden können, wo die Ländereyen überall mit Feldfüchten bestellt oder bloß künstliche Wiesen vorhanden sind, wo daher die Schafe bis nach vollendeter Erndte weiter nichts zur Weide haben, als die Ränder an den Straßen und die Raine an den Feldern, da sind diese Plätze nicht hinlänglich sie zu ernähren. Um also zu ersetzen, was ihnen dort abgeht, haut man Lüzerne oder Klee, oder Esparcette, um es ihnen auf die Raufen zu werfen; und was man ihnen von diesen Futterkräutern geben will, richtet man des Abends oder auch wohl vier und zwanzig Stunden vorher für sie zu. In den Ländern hingen, wo diese Pflanzen entweder gar nicht gedeihen, oder auch bei weitem nicht

zu der Vollkommenheit gelangen, welche ihren Genuß, wenn sie nämlich frisch von der Erde weg oder in Menge von den wiederkäuenden Thieren gefressen werden, so gefährlich macht, kann man sie den Schafen das ganze Jahr über preis geben, jedoch muß man aber dabei die Vorsicht gebrauchen, daß man diese Thiere nicht eher darauf treibt, als bis sie an anderen Orten, wo das Futter, welches sie da finden, minder nahrhaft, als dasjenige der angeführten Wiesen, ist, schon einige Nahrung zu sich genommen haben.

Am besten sind diejenigen Triften, die theils aus Bergen und Höhen, die mit guten Gräsern und Kräutern bewachsen sind, theils aus Ebenen und aus Büschen bestehen. Das auf den Bergen wachsende kurze und süße Gras und die übrigen Kräuter sind die gesündeste Nahrung für diese Thiere, und diejenigen Schafe, welche dergleichen Hütung haben, sind weit gesünder und nicht so vielen Krankheiten unterworfen, als diejenigen, welche sich ihre Nahrung in den Thälern, Büschen und sumpfigten Gegenden suchen müssen. An solchen Orten, wo man Berg- Thal- und Buschtriften zugleich hat, da muß man bei einfallendem Regen die Thäler und niedrigen Triften vermeiden und zu der Zeit die Berge und Anhöhen mit den Schafen behüten: und wenn endlich bei trockener Witterung die Weide auf den Bergen abnimmt oder mangelt, so muß man wieder die Thäler und Felder behüten. Die Buschweiden dienen zur Abwechselung und sind den Schafen bei kalten Winden und Regen sehr dienlich, weil sie Schuß darin finden; auch bei großer Hitze sind dergleichen Büsche den Schafen sehr nöthig, weil man sie in den heißen Mittagsstunden dahin treiben kann, wo sie vor der großen Sonnenhitze Schatten genießen.

Von den Weiden insbesondere.

Man kann die Weiden in 1) Holzweiden; 2) Brachweiden; 3) Wiesenweiden; 4) Sandweiden; 5) Fettweiden; 6) Rasenweiden; 7) künstliche Weiden eintheilen.

Holzweiden. Die Holzweiden sind nach Beschaffenheit ihrer Lage und des Bodens, des dichteren oder dünneren Standes des Holzes sehr verschieden, und eignen sich daher für Hornvieh oder Schafzucht. Im Allgemeinen versteht man darunter solche Weiden, wo die Kunst zu ihrer Kultur nichts beigetragen hat, und sie sich daher selbst überlassen sind. Eine trockne, von Bäumen wenig überladene Holzweide, die frei von sumpfigen und morastigen Oertern ist, ist für Schafe sehr geeignet; je mehr sie aber von Bäumen überschattet wird, desto gröber und nahrungsloser ist das Gras, und daher ist eine solche zur Schafzucht dann nicht geeignet.

Holzweiden sollten übrigens auch nur mit Rücksicht auf das junge Holz den Schafen zugänglich seyn; denn der Schaden, den die Schafe an Laubhölzern des Sommers thun, ist sehr beträchtlich. Bei öfterer Betreibung wird alles Laub abgefressen, und die an den Stöcken zurückgebliebenen Reiser müssen wegen der abgebissenen Spitzen vertrocknen; ja viele tausend junge Holzpflänzchen, welche aus verschiedenen Samenarten erst aufgegangen, werden bis an die Erde abgebissen und gehen gänzlich verloren. Obgleich gegenwärtig von den Regierungen mehr auf den Aufschlag gesehen wird, so geschieht doch noch mancher Schaden dieser Art. Man muß daher um diesen Holzverwüstungen Schranken zu setzen, den Schäfern, wie es auch in einigen Landen geschieht, eine gewisse Frist festsetzen, wie lange sie mit ihren Herden aus dem jungen Aufschlage wegbleiben sollen. Am besten ist es, daß der Schäfer mit der Hut die For-

sten so lange verschone, bis die Schafe dem Anwuchse des Holzes nicht mehr gefährlich werden; denn das Schaf ist ein naschhaftes Thier, welches gern Alles, was ihm vorkommt, beleckt und befrißt, und wenn daher unter einer Herde nur einige sind, welche die Rinde von den jungen Stämmen abschälen, welches besonders an Regentagen geschieht, so machen es die übrigen bald nach, wodurch das Unterholz in ganzen Gehauen verdorben und trocken wird. Hierbei sind die einständigen und besten jungen Eichen, Eschen und andere sehr nutzbare Bäume der Beschädigung am meisten unterworfen. Wenn gleich die Spitzen des jungen Holzes dem Abbeissen durch Schafe entwachsen sind, so kann man doch keine Schafherden ehe in solche Gehaue oder Aufschläge lassen, bis die Rinde so verhärtet ist, daß man kein Abschälen mehr zu besorgen hat. Nach Cramer *) soll man, wenn Tannen, Kiefern, besonders aber Fichten, also Nadelhölzer, zu einer Höhe von drei bis vier Fuß erwachsen sind, so daß keine Schafe den Gipfel mehr erreichen können, von der Hut in diesen Holzungen keinen Schaden zu befürchten haben. Weil diese Arten Nadelhölzer am Stamme umher mit häufigen und storren Aesten so besetzt sind, daß kein Schaf zum Abschälen kommen kann, und höchst selten soll man dergleichen Beschädigungen wahrnehmen; so lange aber ein Schaf den Gipfel erreichen kann, ist es dem Naddlholze sehr gefährlich, und muß zu keiner Zeit hinzu gelassen werden.

Brachweiden. Die Brachweide macht bei vielen Wirthschaften die Hauptnahrung des Schafes aus, und diese Weide soll dem Viehe auch, so lange es nämlich Nahrung darauf findet, sehr gut anschlagen, indem

*) Leipziger Intelligenzblatt vom Jahre 1786, Nr. 44.

sie, besondere Umstände ausgenommen, nicht leicht zu fett für die Schafe ist. Wo aber stark gedüngte Brachfelder vielen Hederich oder andere ins Blut gehende, geile Pflanzen erzeugen, da dürfen dergleichen Aecker nur mit Vorsicht behütet werden, weil die Schafe von dieser Nahrung leicht Entzündungen und sogar die Fäule erhalten können. Germershausen hat bei seinen Schafen nicht gefunden, daß ihnen der auf den Brachfeldern so häufig wachsende Hederich geschadet hätte, und er kann sich die Beobachtungen anderer Oekonomen hierüber, nur so erklären, daß Schafe, die zugleich hohe und niedrige Weiden haben, wenn sie auf letztere kommen und vorher vom Saufen abgehalten worden, sich leicht in dem jungen sehr saftreichen Hederich überfressen können, weshalb man in diesem Falle die Schafe nur im Uebertreiben den Hederich ein wenig berühren, sich damit aber nicht sättigen laßen soll. Diese Erklärung des eben genannten Schriftstellers über diese Erscheinung, haben spätere Schriftsteller durch ihre Beobachtungen bestätiget; denn je durstiger ein Schaf ist, desto begieriger fällt es auf dergleichen feuchte und fette Gräser her, und thut sich Schaden; daher ist es besser, die Schafe des Morgens täglich regelmäßig zu tränken. Es ist ein Glück, daß das alte Verfahren, welches viele Schäfer aus Aberglauben und Liebe zu ihren Vorältern beibehalten hatten, in der jetzigen aufgeklärten Zeit, wo man in jedem Zweige des Wissens Riesenfortschritte macht, so ziemlich vertilgt worden, nämlich die Schafe Durst leiden zu laßen, um sie dadurch recht auszutrocknen und vor der Fäulniß zu bewahren; gerade diese seynsollende Vorsicht gereicht aber oft zum größten Nachtheil einer Schäferey; denn wenn das vom Durste bei großer Hitze aufs äußerste geplagte Vieh dann an Oerter kommt, wo in den Vertie-

Vertiefungen und Pfützen ein unreines, verdorbenes Wasser steht, so fällt es, ohne sich aufhalten zu lassen, darüber her, um sich den Durst zu löschen und zieht sich dadurch oft diejenige Krankheit zu, der man durch das Nichttränken mit reinem Wasser vorbeugen wollte. Uebrigens waren schon die älteren Schriftsteller für die Brachweide. Hastfer giebt der Brachweide vor allen andern den Vorzug. Er sagt: „die brachliegende Erde ist die allerbeste, giebt eine mittelmäßige Weide und reicht den Schafen die Nahrung reichlich dar, die weder die eine, noch die andere Krankheit hervorbringt, da werden nicht die Gedärme, die Lungen, die Leber und das Geblüt von allzufettem Grase beschädiget, und doch den Schafen der Hunger sattsam gestillt. Das Gras auf dem Brachfelde ist wohl fett, nicht aber von einer so schädlichen Fettigkeit, wie dasjenige, das lang und hoch gewachsen ist.“ Auch Germershausen sagt: „die beste Sommerfütterung ist das junge Gras in der Brache.“

Stoppelweiden. Nach dem Schnitte fängt die Stoppelweide an, die nach Beschaffenheit ihrer Lage und des Bodens oft sehr ergiebig ist, ja die vollste und beste Nahrung dem Schafe liefert, zuweilen aber auch nur eine sehr kärgliche Nahrung giebt. Die Stoppelweide liefert bei jeder Schäferey einen Haupttheil der Nahrung für die Schafe, und da diese Thiere immer eine Veränderung in den Pflanzen und Kräutern verlangen und aufsuchen, und daher öfters auf einen andern Fleck getrieben werden müssen, so biethet das Sommer- und Winterfeld, in Vereinigung mit der Brach- und Dreschweide die schicklichste Gelegenheit dazu dar. Bei dieser Weide treffe man folgende Ordnung: Man treibe zuerst die Lämmer auf einen bestimmten District Stoppelfeld; hierauf die Mutterschafe und

zuletzt die Hämmel. — Petri macht den Vorschlag, daß man dergleichen Weideplätze, welche man allein, unabhängig von Communen, zu behüten berechtiget ist, in Schläge abtheilen sollte, damit die behüteten Flecken wieder einige Wochen lang geschont werden können.

Wiesenweiden. Diese Weide ist nach Petri mehr für Fett- und Fleischschafe, als für veredelte Zuchtschafe geeignet, und dieser Meinung pflichten auch andere Schriftsteller bei; indem die Nahrung zu weich und fett ist. Die Kräuter, welche man auf den natürlichen Wiesen antrifft, und von denen viele auch auf künstlichen Wiesen mit Fleiß gebauet werden, s. oben, S. 17 u. f. Unter diesen Kräutern giebt es nun viele, die von den Schafen wegen ihrer schädlichen Eigenschaften nicht gefressen werden; sie sind oben, S. 30 u. f., besonders angeführt worden. Unter diesen Pflanzen giebt es jedoch noch mehrere, welche die Schafe im Nothfall fressen, wenn gerade da, wo sie sich befinden, keine anderen Kräuter mehr vorhanden sind; so lange aber noch gute Weidekräuter vorhanden sind, werden jene nicht angerührt.

Saatweiden. Sobald Fröste im Herbste sich einstellen, aber noch kein Schnee liegt, können die Schafe auch auf die Saatfelder getrieben werden, welches den Saaten nicht nur nichts schadet, sondern selbst den Schafen gesund ist. Nach Gaudich sollen die Schafe, welche keine Saat fressen wollen, gewiß krank seyn; man soll dergleichen Thiere nicht in das Winterfutter bringen, sondern sie im Herbste abschaffen, weil sie das Futter im Winter umsonst fressen und gewöhnlich zum Frühjahre abgehen. Ueberhaupt sind die Saatweiden bei günstiger Witterung von größter Wichtigkeit für die Schafzucht, besonders wo das gemeinschaftliche

Weiderecht zwischen Obrigkeit und Unterthan besteht; denn es können viele hundert Centner Futter bei einem trocknen Froste, wenn der Erdboden von Schnee entblößt ist, zum Nutzen des Schäferey-Inhabers erspart werden, wenn nämlich die Saatfelder reichlich überwachsen sind. Harter, trockner Frost schadet den Saaten weniger, als wenn in guten warmen Herbsten die Saaten stark bestockt und groß geworden sind, und viel Schnee darauf fällt, wo dann viele Blätter verfaulen und eingehen; daher ist es immer besser, daß man solche Saaten im Herbste mit den Schafen abhüten läßt, damit dieses gute Futter nicht verloren gehe, sondern diesen Thieren zu gute komme. Wenn der Herbst nicht naß ist und die Felder also trocken sind, so kann man die Saaten auch ohne Frost und ohne Nachtheil abhüten laßen; doch muß das Behüten der Saaten auch nicht übertrieben werden, weil zu viel bei allen Dingen, also auch hier schädlich werden kann. Auf gleiche Weise können die Saaten auch im Winter bei offnen Frösten, wenn kein Schnee liegt, mit den Schafen behütet werden; aber die Schafe auf mit Schnee bedeckte Saatfelder zu treiben, ist schädlich, und das um so mehr, wenn die Felder, ehe der Schnee fiel, nicht gut gefroren wären; denn hier thun die Schafe vielen Schaden, daher muß das Behüten zu solcher Zeit unterlassen werden. Gaudich sagt: „Mancher Unwissende könnte wohl fragen: Wie können die Schafe an den Saaten Schaden verursachen, wenn dieselben stark mit Schnee bedeckt sind? Dieses geht allerdings an; denn die hungrigen Schafe suchen sich Futter, und da sie auf dem Schnee keines finden, so haben sie die Gewohnheit, mit den Füßen den Schnee wegzuscharren, und wenn nun der Erdboden unter dem Schnee weich und nicht gefroren ist, so brechen diese Thiere mit

ihren scharfen Klauen ganze Saatstücke aus, welches oftmals so arg wird, daß alsdann ganz leere Plätze in den Saat- oder Fruchtfeldern entstehen. Die lieben Schäfer, welche nur immer darauf sinnen, wie sie viel Fütterung für die Schafe erhalten wollen, sagen dann, wenn sie viel Schaden angerichtet haben, der Frost habe diesen Schaden angerichtet. Der Frost thut zwar manchmal hier und da etwas, wenn der Schnee von den Saaten weggescharrt worden ist, aber die Schafe thun weit mehr, wenn sie, wie gedacht, auf die beschneieten Saaten, wo der Erdboden nicht recht gefroren war, getrieben werden. Wer also diesen Nachtheil oder Schaden an seinen Saaten verhüten will, darf den Schäfern nicht gestatten, zu einer solchen Zeit die Schafe auf die Felder zu treiben."

Man muß die Schafe nur nach und nach an diese Weide gewöhnen und anfangs sehr vorsichtig seyn, weil bei dem üppigen Wuchse der Saaten sie, durch die Frischheit derselben angelockt, begierig darüber herfallen und Koliken und Blutschläge sind nicht selten die Folgen von der Unvorsichtigkeit des Behütens. Das Behüten der Felder mit den Schafen im Winter beruhet bloß auf der Witterung; denn wenn die Saatfelder in dieser Jahreszeit nicht mit Schnee bedeckt sind, so ist diese Witterung und das gute Futter den Schafen sehr zuträglich, und sie können sich dann, weil weder die Saaten, noch sonst die Felder mit Schnee, Reif ꝛc. bedeckt sind, sich den größten Theil ihres Winterfutters ohne Nachtheil der Felder suchen, und es wird dadurch im Winter nicht nur vieles an Futter erspart, sondern es gereicht diese Fütterung den Schafen auch zu ihrer Gesundheit und besserem Gedeihen. Bei kaltem Regen, Glatteis und vielem Schnee, müssen die Schafe dagegen nicht ausgetrieben wer-

den; man thut dann besser sie zu Hause im Stalle mit Stroh zu füttern, wenn nämlich der Futtermangel das Heugeben verbietet. Das nächtliche Hüten auf den Saatweiden ist nicht gut; denn es sollte in der Regel nie nüchtern geschehen; allein man kehrt sich daran nicht. Ob gut oder nicht gut, ist bis jetzt noch nicht gehörig entschieden worden. Auch ist diese Art der Weide nicht für alle Schafe ohne Unterschied gedeihlich. Die Mutterschafe sollen sehr viele Milch davon erzeugen und die säugenden Lämmer sichtbar darnach zunehmen.

Fettweiden. Die Fettweiden sind nur für die Mastschafe und für das Rindvieh geeignet. Ihre Lage ist gewöhnlich in Niederungen, tiefen Gründen, in Thälern und Schluchten, zwischen Bergen und Anhöhen. Ihr Ertrag an Weidegras differirt nach Maaßgabe der Lage und der Güte des Bodens sehr, man kann ihn pr. Joch 70 bis 150 Centner Gras annehmen, wovon 5 Centner 1 Centner Heu liefern: allein in ihrer Nahrungskraft um Vieles übertreffen. Hiernach läßt sich nun beurtheilen, mit wie viel Kühen oder Schafen man eine Weide belegen kann, wenn man zum Maaßstabe annimmt, daß eine mittlere Kuh täglich 80 und ein dergleichen Schaf 8—10 Pfund Gras bedarf.

Rasenweiden. Diese Weiden, besonders auf Hügeln, Bergen und freien, trockenen Ebenen, welche gewöhnlich nicht Futter genug für das Hornvieh liefern, dienen besonders für die Zuchtschafe, für die feinwollige Race. Der Ertrag dieser harten Weidegräser ist eben so verschieden, wie bei den Fettweiden, jedoch fällt solcher viel geringer aus, und man kann ihn ungefähr pr. Joch 10 bis 16 Centners Gras annehmen, worunter $3\frac{1}{2}$ bis 4 Centner einen Centner Heu liefern, das aber in seiner Nahrungskraft sowohl dieses, wie auch 5 Centner

auf der Fettweide erzeugtes Gras um Vieles an innerm Gehalte übertrifft. Dieses harte Weidegras verhält sich gegen jenes von der Fettweide in seiner Nahrungskraft, wie ein Centner gewonnenes hartes, aromatischtes Heu gegen weiches im Werthe steht. Wenn jenes $\frac{1}{3}$ Metzen Korn an Werth hat, so ist dieses kaum $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{8}$ Metze werth. In der Praxis, sagt Petri, ist die Fütterung des Grases viel nahrungsreicher und vortheilhafter, als sich die Wirkung desselben in Heu verwandelt zeigt. Zum Beispiel 100 Centner Gras oder Klee liefern, Kühen verfüttert, ein weit größeres Quantum an Milch, als der vierte oder fünfte Theil des Gewichtes von Heu, das auf dem nämlichen Boden gewachsen ist. Wenn das nämliche Quantum Gras an Pferde verfüttert wird, ohne daß sie zugleich Hafer empfangen, so werden sie sich im Arbeiten weit kräftiger beweisen, als von dem Quantum Heu, welches aus diesem Grase hervorgebracht worden wäre. Der Unterschied beträgt zuweilen über ein Drittheil. Eben diese Wirkung bemerkt der Kenner an dem Ertrage der Wolle und an dem arbeitenden Zugvieh. Es müssen sich durch das trocknen des Heues dennoch aromatische Bestandtheile verflüchtigen, die auf diese Kraftäußerung Bezug haben und diese Wirkung veranlassen. Ein Gras, wovon 5 Centner einen Centner Heu liefern, dürfte noch für die Zucht der Schafe mit elastischer Wolle nach meinen Ansichten schon sehr schwammig ausfallen.“

Künstliche Weiden, s. auch oben, S. 110. Man pflegt gegenwärtig die künstlichen Weiden in eigenen Weide-Revieren mit einem Gemenge der vorzüglichsten, dem Grund und Boden entsprechenden Gewächse anzulegen oder sie in der Koppel- und Wechselwirthschaft in eigenen Schlägen zu kultiviren.

Benutzung der verschiedenen Weiden.

Ein einsichtsvoller Landwirth wird bei den Wirthschaften, die sich mannigfaltiger Weiden zu erfreuen haben, eine solche Eintheilung treffen, daß nach Zeit und Umständen der höchst möglichste Nutzen, zum Vortheil der Einkünfte, daraus gezogen werden kann. Vor allem ist eine zweckmäßige Vertheilung der Weiden für die verschiedenen Klassen von Herden nach ihrer Natur und Eigenschaft erforderlich. Man muß sie daher, in mehrere Haufen abgetheilt, hüten. In der Regel erhalten die Lämmer und Sprungwidder die beste Weide, die darauf folgende oder nächstbeste die Mutterschafe und Jährlinge; die dritte die Widder, welche nicht zu eigener Zucht verwendet werden; die vierte und weit entlegene das Brackvieh, und die Hämmel die entferntesten und fettesten Weiden. Wo recht fette Brachfelder und viele tief liegende Weideplätze sind, kann man in dem Laufe eines Sommers 2 bis 3 Herden Schlachtvieh mästen, welches für eine Herde gewöhnlich das Werk von sechs Wochen ist. André nimmt das Verhältniß des verschiedenen Viehes gegeneinander nach seinem Nahrungsbedarf folgendermaßen an: Wenn eine Kuh 4 Metzen Weideland braucht, so braucht davon ein Pferd 6 Metzen; ein Zugochs 5 Metzen; ein Füllen 3 Metzen; ein junges Rindvieh 2 Metzen; ein Schaf $\frac{2}{3}$ Metzen: oder wo 12 Kühe sich satt weiden, da können auch 8 Pferde, 10 Zugochsen, 16 Füllen, 24 Jungvieh, 120 Schafe und 96 Schweine ihre volle Nahrung finden.

Man muß die Weiden von Zeit zu Zeit im Verlauf von einigen Jahren, wenn und wo es möglich ist, regelmäßig in Kultur setzen, entweder in Wechselkultur mit andern Feldern, oder, wo dieses nicht ausführbar ist, durch künstliche Behandlung, nämlich durch fleißiges Eggen, durch Asche-, Kalk-

und Gypsdüngung, ausgelaugte Asche, kurzen Kompost oder anderen kurzen Dünger, Hürdenschlag ꝛc., welches gepülvert, mit einer Buschegge überzogen und zuletzt gewalzt wird, indem die Weiden eines Theils, um ihrer Erschöpfung zuvorzukommen, hierdurch eben sowohl einen hinlänglichen Ersatz für die entzogenen Weidegräser erhalten müssen, als es auf der andern Seite entschieden ist, daß die Beschaffenheit des Bodens und seiner Produkte den bedeutendsten Einfluß auf die Geschöpfe haben, die daraus ihre Nahrung ziehen. Magerer und trockener Boden bringt magere Weide und diese kleineres Vieh hervor. Der Landwirth muß diesen Erfahrungssatz beherzigen und daher auf die fettesten Alpenweiden und auf niedrige Gegenden, die größte Masthämmel und Schafe; auf minder fettere Weiden, Schafe vom Mittelschlage, und auf trockene Gebirge, Anhöhen und freie magere Gegenden die kleinste Race Vieh bringen. Man nehme besonders Rücksicht auf solches Vieh, das sich, in Hinsicht des erforderlichen Futters, nicht nur leicht in der beabsichtigten Localität erhalten läßt, sondern auch in entlegenen und minder fruchtbaren Gegenden leicht durchzubringen ist, und dennoch den Grund und Boden besser, als jede andere Gattung, nach Maaßgabe der Umstände, verzinset; denn es ist eine längst bekannte Thatsache, daß einige Thiere sich bei magerer Weide so gut befinden, als andere bei der üppigsten. Hierher sind vorzüglich die Merinos zu rechnen. Es giebt Racen, die vor andern fähig sind, dasjenige Futter, welches die Thiere mehr, als zu ihrem Lebensunterhalte bedürfen, bald stärker im Fette, bald stärker in der Wolle, Milch ꝛc. abzusetzen, bald unbenutzt durch die verschiedenen Ausleerungswege auszuscheiden. Hierauf muß der Oekonom sehen und darnach seine Wahl treffen. Manche

Weide ist für Mittelvieh eine vortreffliche Fettweide; allein schweres Vieh wird nicht vollständig darauf gemästet. Man muß also auf niedere Fettweiden die größten Fettschafe bringen, weil es sich hier am vorzüglichsten rentirt; und auf trockenen, minder ergiebigen Weiden und Ackergründen muß man eine mehr kleine, als große Race erziehen. Kleines Vieh ist gewöhnlich stärker und früher brauchbar als großes. Es faßt leichter Fleisch und Kern, liefert für das genossene Futter verhältnißmäßig viel mehr Fett, auch weit besseren Dünger, und verbessert sich zu dem Grade der Vollkommenheit, den der Wechsel seiner Lage möglich macht; dahingegen wird ein großes Stück Vieh, wenn solches aus guten in schlechtere Verhältnisse kommt, von Jahr zu Jahr schlechter und bezahlt nie so gut sein genossenes Futter.

Die saftreichen Pflanzen der Fettweiden und die trocknen und gewürzhaften Gewächse der Bergweiden erzeugen, von den Schafen genossen, zweierlei ganz verschiedenartiges Fett. Letztere geben ein gesundes hartes Fett, welches sich bei den Schafen an dem Bauchfelle, dem Gekröse und in der Nachbarschaft der Nieren anlegt. Erstere ein öligtes aufgelöseres Fett, welches sich auf dem Kreuze, dem Hinteren und dem Schwanze vorzüglich ansetzt. Diese Fettmasse ist nach Petri den Zuchtschafen sehr nachtheilig, wogegen erstere keine nachtheilige Wirkung davon empfunden; sie haben sich nach wie vor wieder begattet. Petri hat hierzu aus eigener Erfahrung Belege gesammelt, indem er Original-Spanische Widder auf 120—125 und solche Mutterschafe auf 90—95 Pfund mit Inbegriff der Wolle, mästete, und nach und nach durch stärkere Bewegung und mindern Fraß wieder abmagern ließ.

Ländereyen, welche Nahrung und viele Was-

serpflanzen haben, taugen besonders, wie auch schon oben bemerkt wurde, für das Rindvieh, für größere Schafracen und für Hämmel, und die Engländer haben sehr recht, daß auf trockenem Boden die feinste und auf fetten, sehr ergiebigen Weiden grobe, lange und ungekräuselte Wolle erzeugt werde. Da aber bei Zuchtschafen hauptsächlich auf die Wolle gesehen wird, so muß man auch dabei die trockne, besonders Gebirgsweide berücksichtigen, wo nur eine reine Luft herrscht und daher auch nahrhaftere, reichlich mit Kohlenstoff geschwängerte Pflanzen wachsen. Die Gebirgsluft giebt der Fieber mehr Stärke und Spannkraft, das Thier wird fester, das Fleisch wohlschmeckender und die Wolle elastischer und kerniger. Zu den verschiedenen Zwecken der Zucht auf Fleisch, Fett oder Wolle ist diejenige Viehrace unstreitig die nützlichste, welche die möchlichste kleinste Quantität vegetabilischer Nahrung in die möglichst größte Quantität thierischer Produkte verwandelt. Derglei-chen Racen machen die Gewinnung der Produkte minder kostspielig uud haben auch Einfluß auf den Werth des Bodens. Hierzu ist aber die Kenntniß aller Eigenschaften einer Race nöthig, indem eine Race neben mehreren guten Eigenschaften auch solche besitzen kann, die mit den Absichten, die man damit hegt, im Widerspruch stehen.

Nach Petri kann man bei zweckmäßiger Eintheilung des Weidelandes und gehörigem Wechsel ein Joch Land von 1600 Quadratklaftern, nach Qualität und nach Maßgabe der Größe des Viehes mit vier bis sechzehn Schafen belegen. Es ist praktisch erwiesen, daß man auf 1 Joch Weideland, nach Maßgabe der Quantität und Qualität des Grases 6 — 10 Hämmel und darüber ausmästen kann. Es soll hier auf einen Mittelboden die Mittelzahl, nämlich 8 Stück angenommen werden.

8 magere Hämmel kosten das St. zu 4 Fl.		32 Fl.
Pachtzins für 1 Joch Weideland		2 —
Hüterlohn		6 —
Salz für zwei Monate		1 —
8 Stück Hämmel werden verkauft das Stück zu 6 Fl.	48 Fl.	
12 Pfd. Sommerwolle, das Pfd. 1 Fl. 12 —		
Summa	60 Fl.	41 Fl.

Folglich verzinset sich das Joch Weideland mit 19 Florin Wiener Währung. Die hier angeführten Preise sind nach dem Maßstabe einer ganzen Herde von 200 — 300 Stück berechnet. Eine zweimähige Wiese kann das nämliche, oft noch mehr durch die Viehzucht eintragen, wenn man, um die Arbeitskosten zu ersparen, das zweite Gras als Mastweide benutzen will. Ueberhaupt sind gute Fettweiden öfters im Stande eine dem Verhältnisse nach grössere Anzahl Hämmel zu mästen, als man nach dem Ertrage des Landes berechnet hat. Man kauft nämlich nach Umständen, im Frühjahre oder während des Herbstes und Sommers, in Ermanglung des eigenen Viehes, fremdes, gesundes, ausgewachsenes, jedoch nicht zu altes Vieh, am besten drei bis vierjährige Hämmel und hütet sie während des Sommers auf niedrigen fetten Weiden, eingeackerten Kleefeldern und abgemäheten Wiesen; giebt jedem Mastschafe, um dabei den Durst und die Freßlust zu reizen, täglich gegen 1 Loth Salz mit etwas Ofenruß vermischt, zum Lecken, und sucht, um sie recht gefräßig zu machen, so viel als möglich mit den Fettweiden zu wechseln, um durch die Neuheit zu reitzen, welcher Reitz dann auf die Absonderungs-Organe wirkt. Bei einer solchen Behandlung wird das Mastvieh in 6, 7 bis 8 Wochen schon so fett, daß es geschlachtet werden kann.

Um es noch fetter zu machen, kann man demselben, noch etwa vierzehn Tage gehackte weiße Rüben, welche man zu diesem Behufe im April und März anbauen muß, nebst Klee ꝛc. geben, und man erzielt seinen Zweck vollständig, indem die Rüben ein vortreffliches Mittel zur Mästung der Schafe sind. Sie legen sehr zum Fette an und geben viel Talg. Vermöge dieser Behandlung kann man das Mastgeschäft ununterbrochen fortsetzen; denn während ein Haufen durch die Rübenfütterung fett ist und verkauft wird, bereitet man einen andern auf den Fettweiden hierzu vor. Durch diese Behandlung, durch Schutz wider Sonnenhitze, durch öfteres regelmäßiges Tränken, wenn das Vieh nicht erhitzt ist, und sehr langsames Hüten werden die Schafe zum Gebrauch bald fett.

Petri räth nun hierbei besonders die Spanische Schafzucht, als einen sehr wichtigen Industriezweig der Viehzucht an. Nach wiederholten Versuchen und Erfahrungen, die derselbe mit Spanischem Vieh angestellt hat, kann ein Joch Weideland vom Monat März bis Ende Octobers, und noch länger, nach Maaßgabe der Qualität derselben, 8 — 16 Stück Spanische Schafe fett und vollständig nähren. Es sollen hier nur 10 Stück angenommen werden. Diese erzeugen im Sommer das Stück zu 4 Pfd. zusammen 40 Pfd. ungewaschener Wolle, dies beträgt, das Pfund nur zu 1 Fl. 15 Kr. gerechnet, ohne Lämmernutzen, pr. Joch 50 Fl. Brutto-Ertrag. In den Jahren 1810, 1811, 1812 und 1813 hat der oben genannte Schriftsteller 100 Stück sechsmonatlich geschorene Merinos-Lämmer von beiderlei Geschlecht, welche im Durchschnitt nüchtern 3280 Pfund schwer waren, auf $6\frac{1}{2}$ Joch Weideland vom Mittelboden verlegt und solche in vier Eintheilungen, wechselweise, im

im Laufe des Sommers bis zum December, darauf hüten lassen. Im Jahre 1813 konnte dieses Vieh bis zum 12 Januar 1814, ohne ein einziges Mal im Stalle gefüttert zu werden, diese Weiden beziehen, und schwerlich würde sich eine andere Schafrace so lange ohne Stallfutter auf einer ähnlichen Weide erhalten haben. Im December 1813 wurden sie abermals abgewogen und das Resultat war im vierjährigen Durchschnitte 5100 Pfund lebendes Gewicht; folglich hatte jedes Joch Weideland 265 Pfund Fleisch lebendes Gewicht mit Inbegriff der Wolle erzeugt, und das Durchschnitts-Gewicht eines Merinos-Jährlings betrug 51 Pfund. Nachstehende Tabelle zeigt die Gewichtszunahme dieser Schafrace, nämlich wie viel jede von den drei leonischen Merinos-Stämmen, die Petri in seinen Theresienfelder-Schfäereyen kultivirte, in einem Jahre zugenommen hatte.

Progressive Gewichtszunahme

der Spanischen Merinos-Lämmer von den Stämmen der Guadeloupe, Infantado und Negretti, von ihrer Geburt bis zur Schur und ihrer Einwinterung.

Namen der Stämme.	Von ihrer Geburt bis zur Schur.							vor der Schur vom 1. July.		nach der Schur vom 1. July.	Bei der Einwinterung den 12. January 1814.
	Am 15. December, als am Tage der Geburt.	Am 1. Januar.	Am 1. Februar.	Am 1. März	Am 1. April	Am 1. May.	Am 1. Juny.				
	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.	Pfd.		Pfd.	Pfd.
von Guadeloupe	$5\frac{3}{4}$	9	$13\frac{3}{4}$	$18\frac{1}{2}$	23	$27\frac{3}{4}$	$30\frac{3}{4}$	$34\frac{1}{4}$		$32\frac{1}{4}$	51
— Infantado	6	9	$12\frac{1}{2}$	17	$21\frac{1}{2}$	26	$30\frac{1}{4}$	$33\frac{1}{2}$		$31\frac{3}{4}$	$50\frac{3}{4}$
— Negretti.	$6\frac{1}{4}$	8	$14\frac{3}{4}$	20	$25\frac{1}{2}$	29	31	$34\frac{3}{4}$		$33\frac{1}{4}$	$51\frac{1}{4}$

Bei einer andern Gelegenheit besetzte der genannte Schriftsteller eine geschonte Weide mit mageren, aber veredelten Hämmeln. Diese Fettweide ward bestimmt, im Durchschnitt 16 Stück pr. Joch zu mästen. Sie wurde in vier Theile abgesondert, so daß jeden sechsten Tag nach dieser Einrichtung ein anderer Theil behütet werden mußte. Das Durchschnittsgewicht dieser magern drei- und vierjährigen Hämmel war 52 Pfund. Vor Ende July wurden sie auf die Weide gethan und mit Ende September waren sie vollkommen gemästet, und es fielen 98½ Pfd. Gewicht im Durchschnitt auf jedes Schaf. Es hatte demnach 1 Joch Weideland an lebendem Gewichte 744 Pfund Fleisch, Fett, und Wolle hervorgebracht. Diese Fleischproduktion hat bei veredelten Schafen von Spanischer Abkunft gar nichts Ungewöhnliches an sich. Hieraus geht hervor, daß die Hutweiden, wenn sie besonders mit einem durchdachten Wirthschaftsplane im Verhältnisse stehen, sehr nützlich sind, besonders wenn durch Wechsel, wo es nämlich thunlich ist, ein vernünftiger Gebrauch davon gemacht werden kann, und widerlegt hinlänglich die Behauptungen derjenigen, welche die Hutweiden, besonders bei dem gegenwärtigen Unwerthe der Körnerfrüchte, abgeschafft wissen wollen, so wie auch derjenigen, welche die Fleischtheuerung der Veredlung der Schafzucht zugeschrieben haben.

Es ist höchst wichtig und verdient überall der Beachtung, die Viehweiden nicht dem täglichen Fraß des Viehes Preis zu geben, weil dadurch das Doppelte von dem Futter zertreten und durch Urin und Dung ungenießbar gemacht wird, was das Vieh genießen könnte. Wenn man daher die Weiden in ordentliche Schläge zum Behüten eintheilt und dem Graswuchse eine Zwischenzeit zur Erhohlung gönnt, so wird man wenigstens das doppelte Quantum an

Vieh darauf halten können. Nur müssen diejenigen Huttriften, die nicht in den Wechsel der Felder genommen werden können, entweder im Herbste oder im Frühjahre mit einer eisernen Egge über das Kreuz bearbeitet werden, nicht nur um den Boden aufzulockern, sondern auch um durch den verlornen Weidedünger dem Graswuchs einen Vorschub zu thun. Man muß ferner jede Weide, die nicht für Mastvieh bestimmt ist, so stark besetzen, daß das Gras immer in einem jungen, saftreichen Zustande bleibe auch darf man solches nicht in Samen schießen lassen, weil die Weide dadurch sehr verdorben, der Boden ausgesaugt und alle Vegetationskraft auf die Bildung des Samens verwendet würde; auch vertritt das Vieh vieles von solchen aufgeschossenen Gräsern. Eine Weide muß überhaupt in dem Verhältnisse mit Vieh besetzt werden, daß die besseren Grasarten mit den schlechteren zugleich, ohne daß genascht wird, verzehrt werden; denn nicht die Länge des Grases, sondern die Quantität und Qualität der Nahrungstheile ist es, welche die Weide einträglich macht. Das Weidevieh pflegt auch das junge, zarte Gras, weil es süßer, als das ältere ist, lieber zu fressen. Man kann die Weiden noch ergiebiger machen, wenn man das junge Weidegras zuweilen mit einer sehr schweren Walze überfährt und zu Boden drückt, wodurch der verlorne Weidedünger gepülvert und der Vegetation zugeführt wird. Die Weiden erhalten dann im höchsten Sommer junges, zartes Gras vom schönsten Wuchse und Grün. Diese Veränderung erhält man um so gewisser, wenn das Weideland zweimal gleich hintereinander gewalzt wird, nämlich: wenn man mit der Walze das erste Mal vorwärts gearbeitet hat, muß das zweite Mal in der entgegengesetzten Richtung rückwärts gewalzt werden. Durch diese Verrichtung

werden alle alte Grashalme gleichsam von zwei entgegengesetzten Seiten abgebrochen und die Pflanze dardurch genöthigt neue und frische Blätter zu treiben. Diese Operation wendet man besonders in England an, um den Graswuchs zu erhöhen. Das Mastvieh von jeder Gattung erfordert einen vollen Biß, und daher ist Handhoch aufgewachsenes Gras dafür das beste. Man muß nie eine Weide übersetzen, indem Vieh und Gras dabei leidet, weil das zu knapp abgeweidete Gras im hohen Sommer und im Winter ausgeht; indessen können es die Beschaffenheit des Bodens, die Kraft der Sonne, die Witrung undlage zuweilen gestatten, daß man einen und denselben Boden in einem Jahre durch die Mastung, besonders verschiedener Viehgattungen, mehrmals benutzen kann. Auf gewässerten Weiden und Wiesen soll man Zuchtschafe im Herbste nicht einen Augenblick weiden lassen, weil sie, nach Petri, die Fäule davon bekommen; minder gefährlich, jedoch allezeit schädlich und gegen die Regel der Schafkultur ist es, diese Schafe im Frühjahre darauf weiden zu lassen. Daß solche für Fett- und Fleischschafe passender sind, ist schon oben, S. 124, angeführt worden; eben so, daß sich auch die Schafe, selbst die Merinos, an eine feuchte nasse Weide gewöhnen, wenn nämlich das ganze Klima dazu geeignet ist, wie in Holland. Nach Petri soll die Feuchtigkeit des Weidelandsboden die ärgste Feindin der feinwolligen Schafzucht seyn, indessen zeigt doch die feinwollige Schafzucht in Holland, daß die Feuchtigkeit eben kein Hinderniß ist. Man pflegt auch bei industriösen Wirthschaften im Herbste einen Distrikt von Weide, welcher keinen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, für das Frühjahr zu bewahren, und Petri hat die Bemerkung gemacht, daß dergleichen Futterweiden, die mit altem und neuem

Gras vermischt sind, bei Milchschafen die Milch außerordentlich vermehren, auch die Lämmer davon freudig heranwachsen. Der Nutzen einer solchen Reserve-Weide ist mannigfaltig; denn nicht allein, daß das junge Vieh wegen der Milchergiebigkeit seiner Mütter und durch den angenehmen Fraß auf einer mit altem und jungem Grase vermischten Weide sehr heranwächst, mannigfaltigen gefährlichen Krankheiten, die von junger, geiler Weide herrühren, entgeht, und der Wollwuchs sehr befördert wird; so empfängt das Vieh zugleich dieses wohlfeile, ergiebige Futter in einer Jahreszeit, wo die meisten übrigen Hülfsquellen schon ziemlich erschöpft sind. Auf solchen Reserve-Weiden haben bei Petri öfters vom halben Hornung, bis zur Hälfte des Aprils pr. Joch 20 — 24 Stück Merinos ihren täglichen Bedarf gefunden, wodurch pr. Stück täglich 2 Pfd. Heu erspart wurden, und nur ein Joch dergleichen Land bei 12 bis 15 Centner Heu genutzt hat. — Bethautes Sommer- oder Herbstgras ist den Zuchtschafen schädlich; dem Mastvieh aber, mäßig genossen, zuträglich. Ein zu starker Gebrauch erschlafft die Fiebern, wodurch die Schafe zwar bald fett werden, welches Fett aber nur erkünstelt ist; auch bekommen sie davon die Fäule. Ueberhaupt sind die reichlichen, mit Gras am besten versehenen Weiden immer diejenigen, die den Zuchtschafen am wenigsten zusagen. Nach Flandrin soll man die Schafe erst von mageren Weideplätzen auf solche treiben, wo das Gras in größerer Quantität vorhanden und saftvoll ist. Sieht man sich genöthiget sie vorher über diese zu führen, so soll man sie in der Geschwindigkeit darüber hintreiben lassen, damit sie erst auf die nicht so reichlich ausgestatteten Triften kommen, und nachher führe man sie auf die ersteren, welche Vorsicht nöthig ist, um nicht allein fehler-

lerhafte Verdauung, sondern auch Unverdaulichkeit zu verhüten. Bestehen die nahrhaften Triften aus künstlichen Wiesen, die man für die Schafe bestimmt hat, als Wicken-, Lüzerne-, Esparcette-, Klee- ꝛc. Feldern, so darf man diese Thiere nicht gleich darauf treiben, oder vielmehr den Weidegang damit anfangen. Man gebrauche dieselbe Vorsicht, sie dahin zu bringen, wenn sie schon auf dem besten Wege sind, satt zu werden; denn man setzt sich dadurch den nachtheiligsten Unfällen und manchmal dem Verluste des größtentheils seiner Herde aus. Es ist daher besser gethan, sie des Morgens und des Abends, und lieber nach dem Genuß einer leichten Vorkost, über dergleichen saftvolle Futterarten gehen zu lassen, als wenn sie schon zu viel Nahrungsmittel zu sich genommen haben. Hat man keinen vorsichtigen Schäfer, so ist es besser, dergleichen Futterkräuter abmähen zu lassen und sie in einer festgesetzten Quantität dem Vieh auf die Raufen zu stecken, als sie so frisch von der Erde weg abweiden zu lassen. Diese Vorsicht ist besonders bei Klee- und Lüzerne-Feldern ja nicht zu unterlassen. Und wo es Grundsatz ist, dem Vieh diese Futterkräuter abgemähet zu geben, da kann die Vertheilung derselben den Sommer hindurch auf dem Felde geschehen, zu welchem Zwecke man dann doppelte Raufen dahin schafft. — Oft können auch dergleichen üppige Weiden durch anhaltende außerordentliche Dürre und Kälte unschädlich gemacht werden; auch Klima, Localität ꝛc. tragen dazu bei. So sind zum Beispiel in Spanien die Andalusischen Sommerweiden sehr üppig und dennoch gedeihen die von den Wanderungen zurückkehrenden Estantes Schafe in diesem trockenen Klima dabei sehr gut. Man kann daher auch in den verschiedenen Gegenden Deutschlands bei lang anhaltender

Dürre von solchen Weiden zuweilen, jedoch immer mit gehöriger Vorsicht, Gebrauch machen.

Obgleich der größte Theil der Gräser, die auf Triften und natürlichen Wiesen wachsen, schon oben, S. 17, u. f. angeführt worden, so wird es doch nöthig seyn diejenigen Gattungen der vorzüglichsten Gräser, welche sich in ökonomischer Hinsicht am vortheilhaftesten auszeichnen, und die man besonders, nach den neueren Wirthschafts-Grundsätzen, wo man die Weiden und Wiesen, wenn es die örtliche Lage derselben zuläßt, in die Rotationen mit hinein nimmt, auf den Wiesen kultivirt, hier nicht nur in Hinsicht der Bodenart, in der sie am besten gedeihen, sondern auch hinsichtlich des Quantums, das sie pr. Joch erfordern, anzuführen.

Im schweren Kleeboden.

	Mtze.	Pfd.
Rother Bergklee, Trifolium medium,	=	12
Kammgras, Cynosurus cristatus,	=	18
Wiesenschwingel, Festuca pratensis,	1	=
Wiesenfuchsschwanz, Alopecurus pratensis,	1	=
Honiggras, Holcus lanatus,	1	=
Rauhes Rispengras, Poa trivialis,	=	18
Wiesenhafer, Avena elatior,	$1\frac{1}{2}$	=
Timothygras, Phleum pratense,	=	18
Gelber Weideklee, Medicago lupulina,	=	12
Steinklee, Trifolium repens,	=	8
Sichelklee, Medicago foliata,	=	12

Im Lehmboden.

Pimpinelle, Poterium sanguisorba,	=	15
Steinklee, Trifolium repens,	=	8
Rother Bergklee, Trifolium medium,	=	12
Reihgras, Lolium perenne,	$\frac{3}{4}$	=
Wiesenschwingel, Festuca pratensis,	1	=
Kammgras, Cynosurus cristatus,	=	18
Rauhes Rispengras, Poa trivialis,	1	=

	Mtze.	Pfd.
Glattes Rispengras, Poa pratensis,	1	=
Honiggras, Holcus lanatus,	1	=
Timothygras, Phleum pratense,	=	28
Schafschwingel, Festuca ovina,	$\frac{3}{4}$	=
Harter Schafschwingel, Festuca duriuscula,	$\frac{3}{8}$	=
Schafgarbe, Achillea millefolium,	=	12
Gelber Weidekle, Medicago lupulina,	=	12
Spitziger Wegerich, Plantago lanceolata,	=	15
Sichelklee, Medicago foliata,	=	12
Feuchter Lehm- und Sandboden.		
Rother Bergklee, Trifolium medium,	=	12
Steinklee, Trifolium repens,	=	8
Reihgras, Lolium perenne,	$\frac{3}{4}$	=
Honiggras, Holcus lanatus,	1	
Pimpinelle, Poterium sanguisorba,	=	15
Gelber Weidekle, Medicago lupulina,	=	12
Spitziger Wegerich, Plantago lanceolata,	=	15
Schafgarbe, Achillea millefolium,	=	12
Schafschwingel, Festuca ovina,	$\frac{3}{4}$	=
Cichorien, Cichorium intybus,	=	18
Erdbeerenklee, Trifolium Fragiferum,	=	12
Im Kalkboden.		
Esparcette, Hedysarum onobrichis,	$1\frac{1}{2}$	=
Schafgarbe, Achillea millefolium,	=	12
Pimpinelle, Poterium sanguisorba,	=	15
Gelber Weidekle, Medicago lupulina,	=	12
Steinklee, Trifolium repens,	=	8
Schafschwingel, Festuca ovina,	$\frac{3}{4}$	=
Reihgras, Lolium perenne,	$\frac{3}{4}$	=
Wiesenhafer, Avena elatior,	$1\frac{1}{2}$	=
Gespitzter Wegerich, Plantago lanceolata,	=	15
Cichorien, Cichorium intybus,	=	18
Im Torfboden.		
Timothygras, Phleum pratense,	1	=
Schafschwingel, Festuca pratensis,	1	=

	Metze.	Pfd.
Reihgras, Lolium perenne,	¾	=
Wiesenfuchsschwanz, Alopecurus pratensis,	1	=
Honiggras, Holcus lanatus,	1	=
Gespitzter Wegerich, Plantago lanceolata,	=	15
Kraulgras, Dactylis glomerata,	1	=
Kammgras, Cynosurus cristatus,	=	18
Steinklee, Trifolium repens,	=	8

Unter diesen Pflanzen empfehlen sich ganz vorzüglich zu natürlichen Wiesen: das Reihgras, der Wiesenhafer, der Wiesenfuchsschwanz, das glatte Rispengras, der Schafschwingel, das Kammgras, der Steinklee, und der gespitzte Wegerich. — Zu künstlichen Wiesen: die Esparcette, das Honiggras, der Wiesenhafer, das Spargelgras, Spergula arvensis, die Luzerne, Medicago sativa, und der rothe Steyrische Klee, Trifolium pratense. — Zu Mastweiden: das Reihgras, der Schafschwingel, der Wiesenfuchsschwanz, der Wiesenhafer, das Kammgras, der Steinklee der rothe Bergklee, der gelbe Weideklee, die Esparcette, und auch vorzüglich der Reps, Brassica campestris. — Zu gesunden Schaf- und Rindviehweiden dienen zugleich: der Schafschwingel, (Festuca duriuscula), das Reihgras, die Schafgarbe, der Steinklee, der rothe Bergklee, der Alpenklee, Trifolium alpestre, der Erdbeerklee, die Schwedische Lucerne, Medicago falcata, der gelbe Weideklee, der gespitzte Wegericht, die Pimpinelle, die Esparcette, der Cichorien und das Spargelgras. — Die vorzüglichsten Schafweiden liefern: Esparcette, Pimpinelle, gespitztblätteriger Wegerich, Steinklee, Schaf-

schwingel, Spargelgras, Schafgarbe, rother Bergklee, der Alpenklee, Erdberklee und das Reihgras.

Petri sagt, in Bezug auf die oben angeführte Fütterung der Wiesen mit den angeführten Gräsern und Kräutern: „Es unterliegt keinem Zweifel und die Erfahrung lehr es täglich, daß Wiesen und Weiden, die mit Sachkenntniß angelegt worden, im Ertrage jenen, der Natur allein überlassenen, oft vierfach überlegen sind. Ueberdieß liefern dergleichen Weiden und Wiesen, die wechselweise unter den Pflug gesetzt worden, die üppigste Production für die Körnerfrüchte, während sie in ihrem wilden Zustande, als Weide oder Wiesen, den Körnerfeldern den alleinigen Ersatz, größten Theils in das Düngermagazin, liefern müssen, der ihnen durch den Verkauf an Körnern entzogen wird, wodurch das ökonomische Gleichgewicht aufgelöset und alle Gründe nach und nach ausgesaugt werden müssen."

Besondere Weideregeln.

Diese Regeln sind theils in dem enthalten, was oben über die Weiden gesagt worden, theils sind sie auch dort noch nicht berührt worden; sie sind zum Theil aus älteren Schriftstellern entlehnt, verdienen aber, da sie auf Erfahrung beruhen, aller Beachtung:

1) Man suche die Schafe vor Niederungen und Morästen so viel als möglich in Acht zu nehmen.

2) Man suche, so viel es die örtliche Lage erlaubt und es die Umstände erheischen, mit der Weide abzuwechseln. Man hüte nämlich:

a) bei nassem Wetter auf die Berge und Anhöhen;

b) bei heiterem, trocknem Wetter in die Ebenen und Thäler;

c) bei kaltem, windigem Wetter in die Büsche und Wälder, und

d) im Winter bei trockenem Froste, wo das Erdreich nicht mit Schnee bedeckt ist, auf die Saatfelder.

3) Man treffe die Einrichtung so: daß

a) die säugenden Schafe und die Jährlinge, so wie auch die Lämmer, nachdem sie gespänt worden, auf die beste und nächste Hütung;

b) die Hämmel auf die entferntesten Abtriften, und

c) das März- oder Schlachtvieh auf die fettesten und niedrigsten Weiden oder Triften kommen.

4) Man suche ja die Schafe abzuhalten, daß sie den besäeten und bepflanzten Ländereyen, in deren Nähe sie weiden, keinen Schaden thun, ein treuer gut abgerichteter Hund erleichter hier dem Schäfer diese Mühe der Abhaltung.

5) Wenn man die Schafe in die Thäler treibt, so lasse man sie erst von den Hunden hin und herjagen, durch welches Jagen, das Spinngewebe, die Feuchtigkeit oder vielmehr der am Grase hängende Thau und alle andere Unreinigkeiten, die auf dem Grase liegen, niedergetreten werden. Die Gründe hiervon sind nach Germershausen:

a) Weil beim Regenwetter von den Bergen und Anhöhen viel Sand auf oder an das Gras angehängt wird, so muß solches durch das Uebertreiben mit den Schafen erst abgeworfen werden. Ist Lehm von den Bergen und Anhöhen auf das Gras gekommen, so ist letzteres höchst ungesund für die Schafe. Der Schäfer muß daher das erste Mal den Schafen durchaus kein Stillstehen und Fressen verstatten, und wenn er nach einiger Zeit

wieder auf dergleichen Gegenden kommt, sich etwas länger darauf verweilen, und also dieses Gras nach und nach abhüten. Soll aber der ans Gras angehängte Lehm zum Abfallen gebracht werden, so muß man es nicht eher übertreiben, als bis es völlig abgetrocknet ist. Kommen unverständige Schäfer in Thäler und Niederungen, so können sie doch, wenn gleich kein Lehm am Grase hängt, ihre Schafe daselbst völlig verhüten, weil sie sich, zumal wenn sie vom Trinken abgehalten werden und zuvor Salz geleckt haben, oder wenn es zu heißes Wetter ist, auf einmal überfressen und zu viel Feuchtigkeit durch das zu saftvolle Gras, dessen sie nicht gewohnt sind, in den Leib hineinbringen.

b) Wenn von einem Schafe viele Spinnen gefressen werden, so hat solches keine schlimmeren Folgen, als daß ein starkes Purgieren darauf erfolgt. Die Spinnen verkriechen sich bald, wenn sie durch das Ueberlaufen der Schafe beunruhigt werden. Es entsteht aber hierbei hauptsächlich die Frage fährt Germershausen fort, ob der sogenannte und allbekannte Sommer (filum virginis) das Gewebe oder die Faden der Feldspinnen, die im Nachsommer sehr häufig auf den Stoppeln und auf dem Grase liegen, zum Theil auch in der Luft umherfliegen, den Schafen schädlich sind? Man findet davon in dem Magen eines zu solcher Zeit geschlachteten Schafes keine Spur, woraus folgt, daß diese Spinngewebe unter dem mitgefressenen Grase im Magen mit aufgelöset werden. Nun ist es freilich wahr, daß in den Niederungen der allermeiste Sommer, weil er hier von der Luft und dem Winde, nicht so wie auf den flachen Feldern, aufgenommen und fortgeführt werden kann, angetroffen wird. Wenn indessen die Schafe, ohne fressen zu können, überweggetrieben werden, so wird sich das

gröbste Gewebe den Schafen an die Füße hängen und von ihnen mit weggeführt werden.

6) Man treibe die Schafe bei der brennenden Sonnenhitze, am Mittage, unter den Schatten eines Baumes, oder in einen sogenannten verdeckten Mittagsstall; geschieht dieses nicht, so können die Thiere leicht manchen Zufällen unterworfen werden. Gegen diese Regel wird aber sehr oft gesündiget, oft geschieht dieses aber auch ohne Absicht; denn es giebt Weideplätze, die weder Höhen noch Thäler haben, um die Schafe in den Schatten bringen zu können. Man könnte diesen Uebelstand dadurch abhelfen, daß man mehrere Bäume hinpflanzte, die wegen ihres schnellen Wachsthums bald eine schattenbringende Krone bilden, so könnte man auch auf jedem Felde einen ganz leichten, an den Seiten offenen, von oben aber bedeckten Schuppen, errichten, um die Schafe wider die brennende Mittagssonne, so wie auch wider starken Regen und Hagel jederzeit beschirmen zu können.

7) Man schone eine gesunde Gegend und bestimme diese zur Lämmertrifft, damit diese Thierchen wenn sie von ihren Müttern abgesetzt worden, und einen besondern Haufen oder eine eigne Herde bilden, gleich volle Weide bekommen und beim Abgange der Muttermilch nicht so sehr zurückgeworfen werden.

8) Man treibe die Schafe, vorzüglich im Frühjahre, nicht durch Dornen oder anderes scharfes Gebüsch, damit sie ihre Wolle nicht verlieren, und nicht unter Nadelholz, damit sie ihren Pelz durch die herabfallenden Nadeln nicht verunreinigen.

9) Man suche die Schafe, so viel nur immer möglich, vor Schrecken in Acht zu nehmen, welcher besonders stark auf sie wirkt; so zum Beispiel bei der Hürdenfütterung, wenn es des Nachts donnert,

gehe der Schäfer aus seiner Hütte um den Hürdenstall herum und beruhige die Schafe. Gotthard weiß Beispiele, daß sich die Schafe bei nächtlichen Gewittern gegen eine Seite des Hürdenstalles stemmten und so lange drückten, bis daß die Wand umfiel, worauf die Thiere herausliefen und die benachbarten Saatäcker verdarben.

10) Wenn es möglich ist und es die örtlichen Umstände erlauben, so treibe man bei heißem Wetter, wenn man im Freien seyn muß, die Herde immer so, daß die Sonne hinter den Schafen ist, geschieht dieses, und die Schafe bücken sich zum Fressen, so giebt ihr eigener Körper dem Kopfe Schatten, man muß jedoch in diesem Falle sie nicht so sehr zusammen drängen; denn sonst würde die niedergedrückte Lage oder Stellung des Kopfes dem Thiere noch gefährlicher werden, als die Sonnenhitze selbst; denn der gebeugte Kopf ist dann von einer Luft eingeschlossen, die mit groben Körperausdünstungen geschwängert ist. Dünste, die diese Luft zum Ersticken heiß machen und ihnen gar nicht gestatten, sich abzukühlen und zu erfrischen.

11) Man führe die Herde immer langsam, besonders wenn es bergan geht; denn treibt man sie zu heftig, so läuft man Gefahr, manches Thier so zu erhitzen, daß es davon krank wird, oder wohl gar darauf geht.

12) Wenn man den Schafen nach der Erndte die abgemäheten Getreidefelder oder die Stoppeln Preis giebt, wo sie die vollste und beste Nahrung finden, so treffe man folgende Weideordnung:

a) Man treibe zuerst die Lämmer auf einen bestimmten District Stoppelfeld, dann

b) die Mutterschafe oder Milchschafe und endlich

c) die Hämmel, welches an mehreren Orten, und wie es scheint nicht mit unrecht eingeführt ist.

13) So wie man die Schafe des Morgens nie eher auf die Weide lassen muß, als bis der Thau oder Reif von der Sonne oder Luft aufgetrocknet worden, so muß man die Thiere des Abends, so bald es anfängt zu thauen oder zu reifen, auch in ihren Stall, mag es ein Hürdenstall oder ein gewöhnlicher Hofstall seyn, treiben.

14) Da den Schafen auf der Weide leicht etwas Nachtheiliges begegnen kann, wo schnelle Hülfe nöthig ist, so trage man immer dergleichen Sachen, womit man helfen kann, gleich bei sich. Dahin gehört nun:

a) Ein Aderlaßschnepper;

b) eine aus Horn verfertigte Büchse mit Theer.

c) eine dergleichen mit einer anderen Salbe. s. weiter unten, unter Krankheiten der Schafe.

Tränke und Salzlecke der Schafe.

Das Tränken und Salzlecken der Schafe sind zwei wichtige Gegenstände, die man bei der Wartung und Pflege derselben überhaupt, als auch beim Weidegange insbesondere berücksichtigen muß.

Ueber das Tränken der Schafe ist in früheren Zeiten viel gestritten worden. Einige Schriftsteller waren dafür, andere dagegen. Die Ungarischen Schäfer führen ihre Herden gar nicht zur Tränke und sind der Meinung, daß die Schafe schon an dem mit Thau befeuchteten Grase genug hätten; allein daß dieses schädlich ist, ist schon oben angeführt worden.

Unter den älteren ökonomischen Schriftstellern, die über die Schafzucht geschrieben, haben Eckhart, Hastfer, Plouquet, Germershausen, das

reine Quellwasser zum Trinken der Schafe besonders empfohlen. Eckhart sagt in seiner Experimental-Oekonomie: „Wie im Winter den Schäfern und ihren Knechten ernsthaft einzuschärfen, den Schafen so viel kalt und rein Wasser zu reichen oder die Schafe an solche Orte zu treiben, wo klare Bäche fließen, worin sie sattsam trinken können; also sollen gleichergestalt die Knechte sämmtliche Herden den ganzen Sommer hindurch, so oft sie an klare reine Quellen oder reine hellfließende Bäche vorbeitrieben, ihre Schafe ohne Bedenken saufen lassen so viel sie wollen, auch wohl zu dem Ende bei heißem Wetter ganz sachte, jedoch sehr ofte vor solche Gegenden vorbeitreiben und die Schafe tränken, damit sie niemals recht durstig und schmachtend werden. Bei so gestalteten Sachen wird das arme Vieh weit besser gedeihen und sich nicht faul fressen ꝛc.“ Germershausen führt Eckhart in diesem Punkte als seinen Lehrmeister an, und sagt: daß er Wasser aus einem durch das Dorf fließenden Bach in Röhren auf den Hof geleitet habe, wovon der Wassertrog immer voll gewesen. Die Schafe hätten des Morgens und des Abends nach eigenem Gefallen daraus gesoffen, und nie wäre ihnen dieses nachtheilig, wohl aber nützlich gewesen; denn da die Schafe zu keiner Zeit durstig geworden, so hätten sie das Feldwasser nicht geachtet und sich daher auch nicht zu voll gesoffen. — Plouquet giebt den Rath, in seinem Nachtrage zu der Abhandlung von der Veredlung der Wolle, und Verbesserung des Schafstandes, das unreine auf dem Felde sich findende Wasser zu verbessern, und schlägt folgendes Verbesserungsmittel vor. Wenn sich auf den Feldern eine Wassersammlung von selbst findet oder daselbst angelegt werden kann, so soll man einen langen Brunnentrog daneben setzen und

in diesen oder auf denselben einen oder zwei große Zuber, Bottiche oder Tienen setzen, die einige Eimer Wasser enthalten. Diese Gefäße müssen unten am Boden mehrere kleine Löcher haben. Man fülle sie voll mit reinem Quell-Sand, und ehe die Schafe getränkt werden, muß der Schäfer ein paar Stunden vorher das Wasser aus der Sammlung mit einer Wasserschippe in die Zuber hineinfüllen, welches sich dann durch den Sand durchseihet, alle Unreinigkeiten zurück läßt, so daß es hell und klar in den Brunnentrog durch die unten angebrachten Löcher des Zubers fließt. Die Zuber oder Tienen müssen mit Eisen gebunden und der Sand des Jahres mehrere Male frisch genommen werden. Auch darf in dem Troge kein stehendes Wasser bleiben, welches man dadurch verhindert, daß man denselben ein klein wenig abhängig stellt, und unten mit einem Zugzapfen versieht. Sobald die Schafe getränkt worden, muß der Schäfer den Zapfen ziehen und den ganzen Trog mit einem Besen rein kehren. Germershausen hat hierbei auszusetzen, daß der vorgeschlagene Brunnentrog zu wenig Länge habe; er hält es für besser, die Tränktröge so lang als möglich zu machen, damit die Schafe, bei großer Anzahl, sich nicht nöthig haben zu drängen und zu stoßen. Er räth daher an, mehrere nur ganz kleine oder schmale Tröge der Länge nach zusammen zu schnüren. Am oberen Theile derselben soll dann eine große Wanne oder eine kleinere, wenn die Anzahl Schafe nicht zu groß ist, ganz frei über dem Troge auf einem einfachen Gerüste von Feldsteinen oder Klötzen stehen. Diese Wanne muß ein gerades über dem Tränktroge stehendes Zapfloch haben, welches geöffnet werden kann, um das abgeklärte Wasser hineinlaufen zu lassen. Ueber eine solche Wanne, die mehr breit, als hoch seyn muß, werden ein paar

Latten gelegt, worauf die Zuber mit dem Sande stehen, um das unreine Wasser in die Wanne hineinzuseihen. Hierbei ist nun noch zu bemerken, daß die stillstehenden Wasser, welche auf die oben angegebene Weise geklärt werden sollen, mit einem Gehege verwahrt werden müssen, damit die zur Tränke herbeieilenden Schafe, nicht das unreine Wasser hineinsaufen. Plouquet sagt ferner noch in dem oben angeführten Nachtrage ꝛc. daß sich in einem stehenden Wasser immer um so mehr Ungeziefer aufhalte, je mehr sich darin ernähren kann, und je bequemere Schlupfwinkel es hat. Die Nahrungsmittel sind gewöhnlich Pflanzen, die entweder aus dem Grunde des Sumpfes oder aus dessen Seitenwänden emporsprossen; es hat auch Schlupfwinkel im Schlamme und dieses entweder auf dem Grunde oder an den Seitenwänden. Diesem nach soll das Pflastern der Wassersammlungslöcher oder sogenannten Hulen ein gutes Mittel das Ungeziefer abzutreiben oder doch gewiß beträchtlich zu vermindern seyn. Diese gepflasterten Teiche müssen aber des Jahres ein- oder zweimal gereiniget und ausgefegt werden, damit sie vom Schlamme rein bleiben, sonst würde es in einigen Jahren wie vorher seyn. So soll das reichliche Ueberlegen des Bodens mit reinem Sande etwas helfen; auch einige Pfunde Salz, alle zwei bis drei Wochen in jede Hule geworfen, sollen nicht geringere Dienste thun; besonders da das Salz, als ein Reinigungsmittel der Brunnen und Wasser schon von Elisa Zeiten her bekannt ist, vorzüglich in der Zerstörung des Ungeziefers.— Nach Hastfer sollen die Schafe in einigen Schäfereyen des Sommers alle acht Tage, in andern alle vierzehn Tage getränkt werden; eben so ungleich auch im Herbste, alle vier, sechs und acht Tage; allein er fügt hinzu, daß er es fürs beste und

sicherste halte, die Schafe, sowohl im Sommer, als im Herbste, zu tränken, so oft ihr Durst rege wird, und ihnen das Wasser, wenn sie es auch täglich bedürfen und ihr Verlangen darnach durch Zeichen offenbarten, nicht zu versagen; denn wenn man ihnen nur die Freiheit läßt ihrem natürlichen Triebe zu folgen, so kann man vor allen üblen Folgen sicher seyn. Man thut daher wohl, den Wassertrog, aus welchem die Schafe bei der Einstallung im Winter täglich Vor- und Nachmittags saufen, im Sommer immer voll Wasser zu halten. Die Schafe, die dann Lust zum Saufen haben, gehen beim Aus- und Eintreiben dann von selbst an ihren gewöhnlichen Wassertrog; man läßt sie dann so lange stehen, bis man gewahrt, daß kein Schaf mehr zur Tränke herankommen oder saufen will. Diejenigen Schafe, welche keinen Durst empfinden, drängen sich nie zum Wassertroge, dagegen kommen die durstigen beim Eintreiben sogleich aus dem Haufen hervor, laufen an den Trog und saufen sich satt. Also ein Beweis, daß man das Thier ruhig dem Winke der Natur folgen lassen kann, ohne Nachwehen zu empfinden.

Gotthard hat im Hause seines Vaters folgende Bemerkung in dieser Hinsicht gemacht. So oft die Schafe im Winter ihr Futter bekamen, denn im Sommer lagen sie auf dem Felde im Hordenstalle, wurden sie aus dem Stalle gelassen und gingen sämmtlich auf dem Hofe herum. Vor dem Hause floß ein kleiner heller Bach in einem ganz seichten Bette. Es wurde daher jedesmal, wenn sich die Schafe auf dem Hofe befanden, die Hofthür offen gelassen; hatten nun die Thiere Durst, so gingen sie in vollem Galopp die Thür hinaus ans Wasser um den Durst zu stillen, war dies aber nicht

der Fall, so blieben sie sammt und sonders auf dem Hofe. Ueber das Nichttränken der Schafe hat auch Flandrin Bemerkungen gemacht, besonders da diese Mode auch in einigen Gegenden Frankreichs üblich ist, z. B. in Sologne, in welcher Landschaft die Schafe gar nicht getränkt werden, weil man sich daselbst für überzeugt hält, daß das Schaf, wenn es von gesunder Leibesbeschaffenheit ist, keiner Tränke bedürfe. Er sagt: „Schafe, die in feuchten Gegenden leben, dürfen nicht so viel saufen, als andere, die auf trockene Orte gebannt sind. Schafe, die im wärmeren Süden hausen, empfinden das Bedürfniß des Durstes stärker, als andere, die im kälteren Norden wohnen. Schafe, die sich mit grünem Futter nähren, trinken nicht so viel, als andere, die mit dürrem Futter ernährt werden. Es geht also hier nach dem Verhältniß der Triften und Weiden, welche die Schafe haben, je nachdem die Gräser und Kräuter, die da wachsen, mehr oder minder saftvoll sind. Zu vieles Trinken ist gewöhnlich der Natur dieses Thieres zuwider; und so gewiß es ist, daß mäßiges Trinken dem frischen und gesunden Schafe trefflich bekommt, so gewiß ist es auch, daß es dem schwächlichen Schafe zum Verderben gereicht. Das Schaf darf daher wohl zur Tränke gehen, aber nicht viel saufen.“

Nach Petri sollen die Merinos nach genau dieserhalb angestellten Versuchen täglich bei trocknem Futter folgendes Quantum an Wasser verzehren: von 100 Stück Widdern, wovon ein Drittheil ausgewachsen und die übrigen Jährlinge waren, fiel im Winter täglich $2\frac{3}{4}$ Pfund Wasser auf ein Stück. Ein Jährlings-Mutterschaf sauft täglich 1 Pfund 5 Loth und ein säugendes Mutterschaf, nach Maaßgabe des Alters der Lämmer, 3 Pfund 14 Loth — 4 Pfund 31 Loth Wasser. Dieses Quantum Was-

ser bedürfen sie im Winter, wenn sie auf ganz trockenes Futter beschränkt sind, täglich im Durchschnitte, und zu anderen Zeiten, wenn sie ausgetrieben werden, trinken sie nach Maaßgabe des Feuchtigkeitsgrades der Pflanzen mehr oder weniger; ja es giebt Fälle, wo viele Schafe im Sommer und Herbste in zwei Monaten keinen Tropfen saufen, welches Vieh man in der Regel für sehr gesund hält, und bei frischer Weide und saftigem Futter ist dieses nach Thaer's Bemerkung ein sehr natürliches Ereigniß. Auch sollen sie beim Strohfutter im Winter weniger trinken, als wenn sie viel Heu bekommen. Das Schneefressen im Winter soll den Schafen, nach der Beobachtung des eben erwähnten Schriftstellers, nicht übel bekommen, Petri will es aber aus Erfahrung nicht gut heißen. Denn da das Schneewasser mit Sauerstoff überladen ist, so soll es die nachtheiligste Folgen auf die Gesundheit der Schafe hinterlassen, und bei öfterem Gebrauche eine höchst gefährliche Ruhr, besonders unter dem jungen Vieh, veranlassen.

Das Tränken in der Frühe, wenn der Magen mit blähenden Gräsern noch nicht überladen ist, ist am vortheilhaftesten; denn es entstehen, bei Befolgung dieser Regel, seltener gefährliche Aufblähungen unter den Schafen; auch beugt man bei diesem Verfahren dem Trinken auf Erhitzung vor, welches Lungensucht und Abzehrung erzeugt. Bei der Hürdenfütterung, wo Klee und andere blähende und wässerige Gräser gefüttert werden, dürfen sie nicht eher, als vor oder nach einer starken Stunde nach jeder Mahlzeit getränkt werden, sonst blähen sie sich auf, und erhalten zuletzt Faulkrankheiten. Im Winter muß man das Vieh hauptsächlich satt tränken, weil es in dieser Jahreszeit keine frischen Gräser genießt, und gewöhnlich auf dürre Fütterung be-

schränkt ist; in diesem Falle muß solches täglich zweimal vollkommen abgetränkt werden, und wenn das Vieh gar keine Wurzelgewächse oder sonst etwas Frisches bekommt, und allein auf Heu und Stroh beschränkt wird, so ist ein dreimaliges Tränken nothwendig. Wo kein fließendes Wasser ist, müssen die Wassertröge dermaßen hinlänglich lang seyn, daß das Vieh vollkommen Raum daran findet, damit durch das Drängen keine Verlammung entstehe, und die Wolle sich nicht aus dem Vließe spinne. Eine ganze Herde kann lungensüchtig werden, wenn unvorsichtige Schäfer dieselbe kaltes Wasser saufen lassen, wenn sie erhitzt ist. Bei den Lämmern muß man daher ausserordentlich vorsichtig seyn, indem sie augenblicklich verloren sind. Man muß sie daher nie kaltes Brunnenwasser saufen lassen, sondern nur temperirtes Flußwasser, oder in Trögen auch Brunnenwasser, wenn dasselbe durch die Sonne etwas erwärmt ist, welches eine Hauptregel bei der Zucht der Lämmer seyn sollte. Hier ist noch nöthig dasjenige anzuführen, was Petri in seinen physiologisch-comparativen Versuchen über die Nahrungskräfte und Eigenschaften der Futterarten, S. 76, über das Wasser sagt: „die Wirkungen des Wassers liefern im Allgemeinen folgende Resultate:

a) Wenn die Wurzelgewächse als Hauptnahrung gegeben wurden, so ist die Wirkung davon zu auflösend gefunden worden; es darf daher in diesen Fällen nur sparsam und vorsichtig, besonders bei starkem Erdäpfelfutter, gegeben werden. Die Schafe verschmähen solches meistens in diesem Falle von selbst.

b) Wenn auf Mastung mit Körnern und Rauchfutter hingearbeitet wurde, so äußerte das mehrmalige Tränken zur Beförderung dieses Zweckes, besonders

wenn es nicht kalt gegeben ward, einen ganz besonders befördernden Einfluß.

c) Auch zeigte sich das mehrmalige Tränken bei allen Versuchen, wo das Vieh auf ein geringes Quantum von Nahrungskraft beschränkt wurde, zu ihrer Lebenserhaltung höchst nothwendig.

Die Erfahrung belehrte mich schon von dem nützlichen Erfolge einer mäßigen Beimischung des Wassers bei der Körner- und Häckselfütterung, daß man nämlich die ganz trockenen Substanzen mit einer angemessenen Menge Wassers, nach Maaßgabe der Eigenschaften der Thiere, chemisch zu verbinden suchen müßte, um dem Magensafte der Thiere in dem Animalisations-Geschäft förderlich zu seyn, und keine widernatürlichen Hindernisse diesfalls zu veranlassen, indem zu bedenken ist, daß die Art, wie unsere Schafe im Winter ernährt werden, erkünstelt, und der Abgang des vertrockneten Organisationswassers durch Kunst ersetzt werden muß, nämlich durch Beimischung von Wasser und etwas Salz, um den rückständigen Pflanzenschleim, Kali ꝛc. zu vermehren, und das Assimilations- und Animalisations Geschäft zu erleichtern.

d) Dagegen aber zeigte sich bei jenen vegetabilischen Substanzen, wo Körner zugleich mit Rauchfutter gereicht wurden, und die Thiere nicht gemästet werden sollen, täglich das einmalige Tränken hinreichend, und die Thiere beweisen bei dieser Behandlung eine rege Lebenskraft; denn durch öfteres Tränken würde der Körper in diesem Falle eine Disposition zum Fette und selbst zur Faulkrankheit annehmen, auch würden durch die zu schnelle Auflösung der concentrirten in den Körnern enthaltenen Nahrungsstoffe, und durch zu jähe Entbindung der Gase nicht selten Aufblähungen, Koliken, Unverdaulichkeiten oder Blutschläge erfolgen."

Vom Salzlecken. Das Salzlecken scheint allen vierfüßigen Thieren eigen zu seyn, und dieser Neigung zu diesem mineralischen Gewürze verdanken wir manche wichtige Entdeckung, z. B. Mineralquellen, Salzsoolen ꝛc. So z. B. entdeckte ein Schwein die Salzquelle zu Lüneburg; so ist man sicher, oder es gilt vielmehr für ein sicheres Zeichen, wenn das Wildprett oft an Orte läuft und daselbst mit den Füßen kratzt oder scharrt, und dann den Erdboden beleckt; so auch wenn es salzige Kräuter frißt; wenn es oft in Wäldern zu Pfützen und anderen stehenden Gewässern, auch zu Quellen läuft, daß daselbst Salzquellen anzutreffen sind; also ein Beweis, daß die Thiere gern Salz lecken, besonders aber soll der Instinkt zum Salzlecken dem Ziegengeschlechte und nach demselben den Schafen eigen seyn. Obgleich die Schafe zu gewissen Zeiten sehr lüstern nach dem Salze sind und es aufsuchen, wo sie es nur finden können, so sollen sie sich zu anderer Zeit auch wieder nichts daraus machen; indessen ist es doch nöthig diesen Instinkt zu beachten; man muß den Schafen daher Gelegenheit geben, ihn zu befriedigen, wenn er sich zeigt. Petri hat in seinem oben angeführten Werke, S. 72 — 73, bei zwei und funfzig comparativen Versuchen ermittelt, daß das Salz bei einem freien und willkührlichen Gebrauche, wegen seiner erweichenden Eigenschaften, den Körper bei kräftiger Nahrung zum Fette, hingegen bei weicher Nahrung zu gänzlicher Auflösung disponirt. Aus diesen comparativen Versuchen zieht nun Petri den Schluß, daß das Salzgeben bei den Schäfereyen oft zweckwidrig Statt findet, und dadurch nicht selten unnöthige Geldauslagen verursacht werden. Dieses bezieht sich wohl nur auf diejenigen, die von dem Nutzen des Salzes zu viel Wesen machen und des Guten zu viel thun, in-

dem sie glauben, daß die Schafe nie Salz genug erhalten können und man sie zu diesem Genuß zwingen müsse, indem man ihnen diese Würze zu bestimmten Zeiten auf das Futter streut. Dieses ist, sagt Thaer, wo nicht schädlich, doch gewiß ganz unnütz.

Ueberhaupt sind die Oekonomen auch bei dem Salzgeben nicht einig. Einige wollen den Schafen alle Woche zweimal, Andere alle acht Tage einmal, noch Andere alle vierzehn Tage einmal, und endlich wieder Andere alle vier Wochen einmal, und Einige denselben gar keins geben, bis sich bei den Thieren eine Krankheit zeigt. So geben auch Einige das Salz ganz rein, ohne Beimischung einer andern Materie; Andere hingegen mischen dasselbe mit Kräutern, Früchten und Asche. Gewöhnlich bedienet man sich zu diesem Zwecke des Steinsalzes, welches zum Lecken auch das vorzüglichste seyn soll, und auch in einem großen Theile von Deutschland gebräuchlich ist; dann auch des Soolen- oder sogenannte Koch- oder Küchensalzes. Das Steinsalz, welches man auch den Pferden, dem Rindvieh ꝛc. in die Krippen legt, legt man in Stücken, wie man es bey den Specereyhändlern und Materialisten erhält, auf dem Platze, wo die Schafe das Salz lecken sollen, auf einen flachen Stein, und läßt hier jedes Thier heran gehen. In großen Schäfereyen, muß man mehrere dergleichen flache Steine, sowohl im Stall, als auch auf dem Hofe oder auf der Weide haben, worauf man das Steinsalz thut. Wenn man bemerkt, daß kein Schaf mehr zum Lecken heran geht, so nimmt man in mehreren Schäfereyen, wo man eine bestimmte Zeit zum Lecken angesetzt hat, das Salz wieder fort und hebt es bis zur nächsten Lecke auf. Die beste Methode soll aber nach Thaer diejenige seyn, daß man Stücke Steinsalz im Stalle

von Zeit zu Zeit aufhängt, so daß diese Thiere, wenn sie Neigung dazu haben, nach Gefallen daran lecken können; auch sind sie hierbei nicht dem Stoßen und Drängen so ausgesetzt, als wenn die Stücke auf einem Steine liegen. Hat man kein natürliches Steinsalz, so kann man, wenn man sich gern desselben bedienen will, solches durch Kunst nachmachen. Man darf nämlich:

1) dasselbe nur schmelzen, in Formen gießen und es in Gestalt eines Salzsteines krystallisiren lassen, wie solches, nach Beckmann, zu Groß-Salza im Magdeburg'schen geschieht;

2) auf den Salzsiedereyen graues, wohlfeiles Salz kaufen, es mit Theer zu Kugeln bilden, Wermuthsknospen darunter mischen, und es, so zubereitet, den Schafen zum Lecken vorlegen. Gotthard will auch, daß man mehrere Salzsteine sowohl vom natürlichen, als künstlichen Steinsalze hinlege, und die Schafe nach Gefallen daran lecken lasse. Wo kein Steinsalz vorhanden ist, und man sich des Sool- oder gesottenen Salzes, Küchensalzes, bedienen muß, da giebt man dieses den Schafen in langen, schmalen und flachen Trögen, die unter dem Namen Salzlecken bekannt sind, vor, und zwar so, daß es auf den Kopf alle acht bis neun Tage etwa eine kleine Handvoll beträgt. So macht man auch aus gesottenem, aufgelößtem Salze und Mehl Kuchen, die man im Backofen bäckt und sie den Schafen dann aufhängt oder in die Krippen legt. Oder man macht auch aus angefeuchtetem Salze und bitteren, vermischten Kräutern, als Wermuth, Bitterklee, Gentiana, Cardobenedicten, Raute, Melisse, Thymian, Majoran ꝛc. Salzlecken in einem hölzernen Napfe, und setzt ihnen diese hin. Was die Vermischung des Salzes mit den mannigfalti-

gen Ingredienzien anbetrifft, so will ich hier folgende anführen:

1) Man nehme Reinfarren, Osterlucey, Wermuth, Enzian, Spreu vom Hanfe, Wachholderbeeren, Alantwurzel und Salz; zerstoße die Kräuter, nachdem sie vorher im Schatten getrocknet worden, auch den Alant und die Wachholderbeeren in einem Mörser, mische dann das Salz darunter, und gebe es so gemischt den Schafen. Im Herbste kann man auch noch reife Holunderbeeren nehmen, sie von den Stielen abstreifen, Mehl darunter knäten, Brod daraus machen, welches man im Ofen hart bäckt, in einem Mörser zerstoßt, und dann unter die Salzlecke mischt. Dieses Gemisch wurde im Erzgebirge, in Voigtland und Altenburg den Schafen gegeben. Nach Germershausen ist diese Lecke mit zu vielen Specereyen überladen. Seiner Meinung nach soll es an Salz und Wermuth, mit Hinzufügung von Schafgarbe und Wachholderbeeren genug seyn, ohne einen Teig daraus zu machen; da man nur das Genannte, wohl getrocknet, zu Pulver gerieben und mit dem Salze vermengt, den Schafen in die Salztröge streuen darf.

2) Man nehme getrocknete Erlensprossen, die ein Jahr alt sind, stoße sie ohne den geringsten weiteren Zusatz zu Pulver, und vermenge sie mit Salz.

3) Wilde Kastanien, getrocknet und gestoßen, und dann mit Salz vermischt, welches Mittel man zugleich als ein gutes Vorbeugungsmittel wider die Fäulniß der Lunge und der Leber anräht.

Nach Germershausen sollen die getrockneten und zerstoßenen Ebereschenbeeren, mit Salz vermischt, die Salzlecke bei Schafen seyn, die dem Grinde oder der Räude unterworfen sind. In Ermangelung der Ebereschen, kann man auch reife Hollun-

derbeeren nehmen; jene sind aber wirksamer, als diese.

5) Man nehme gutes Terpentinöl und thue davon auf ein Stück Salz jedesmal 8 bis 10 Tropfen, und salze damit bei neblichtem feuchtem Wetter die Woche drei bis viermal.

6) Man nehme Salz, Tabacksasche oder auch Holzasche, und zerstoßene Wachholderbeeren, mische Salz darunter und gebe diese Mischung den Schafen in den bekannten Salzlecken vor. Diese Art zu salzen ist auch in Erfurth gebräuchlich.

7) Man nehme zerstoßenes und zerriebenes Brod, Leinkuchen, Eichenlohe und Ruß, stoße Alles zu Pulver, mische es unter das Salz und gebe es den Schafen.

8) Man nehme Wachholderbeeren, Wermuth und Schafgarbe, trockne den Wermuth und die Schafgarbe im Schatten, zerstoße sie mit Wachholderbeeren, mische Salz darunter und gebe diese Mischung den Schafen.

9) Man nehme wilde Kastanien, Reinfarren und Ebereschenbeeren, zerstoße diese Species mit einander, mische Salz darunter und gebe es den Schafen. Dieses Mittel ist in einigen Gegenden Sachsens gebräuchlich und wird daselbst als ein Präservativ gegen die Lungenfäule gehalten.

Das Salz hat die Eigenschaft, die Freßlust und den Durst der Schafe, wie auch schon oben, bemerkt worden, zu reizen, den Zufluß des Speichels, sowohl im Munde, als in den Gedärmen zu vermehren und hervorzulocken, wodurch die Mischung der Nahrungsmittel durch das Kauen bewerckstelliget wird, das Thier aber desto leichter verdauet, wodurch die Freßlust vermehrt wird. Ferner erwärmt es auch den Magen und die Eingeweide, befördert das Fettansetzen und wirkt, durch seine

auflösende Kraft sehr wohlthätig auf den Darmkanal und auf die Urinwerkzeuge. Nach Petri's Beobachtungen soll das Salz als Präservativmittel gegen mancherlei Krankheiten, besonders gegen die Wurmkrankheiten, mit zweckmäßigen Ingredienzien vermischt, vorzüglich zu empfehlen seyn. Nach dem Genusse des Salzes lasse man die Schafe nicht gleich saufen, sondern erst in einigen Stunden darauf, wie auch schon oben, angeführt worden. Man nehme ferner beim Salzgeben jedesmal auf die Beschaffenheit der Witterung Rücksicht. Ist die Witterung naß und diese Nässe anhaltend, so salze man nicht, oder verdecke die Salzlecken, eben so bei zu heißem oder trockenem Wetter; denn das Schaf leidet sonst zu sehr, besonders wenn es zu lange oder wohl ganz von der Tränke abgehalten wird; seine Säfte werden zu scharf und zu dick und wenn es beim dadurch veranlaßten Durste auf dem Felde Wasser findet, so zieht es sich Lungenentzündungen durch übermäßiges Saufen zu, oder wenn es im Grunde auf vollsaftiges oder auch nur bethautes Gras stößt, so wird es sich leicht davon faul fressen.

Aufmerksame Beobachter wollen von zu starkem Salzlecken eine schädliche Wirkung auf die Wolle wahrgenommen und gefunden haben, daß, weil das Vieh davon leicht fett wird, der Nerv der Wolle dadurch verliert. Bei weicher Fütterung, z. B. der Wurzelgewächse, ist dieses nach Petri gewiß der Fall, und da zu häufige Salzfütterung auflöset, so läßt sich diese Angabe aus der Aehnlichkeit rechtfertigen. Der genannte Schriftsteller sagt ferner in seinem Werke: „Physiologisch-comparative Versuche über die Nahrungskräfte ꝛc.," S. 73. u. 74. „Auf die Wolle kann das Salz nur mittelbaren Einfluß haben, indem

die Fähigkeit, eine gewisse Gattung Wolle zu erzeugen, in der Anlage des Individuums liegt, und die Entwickelung oder Hemmung derselben im Wachsthume von den Kräften oder Säften des Thieres bedingt werden, wodurch die Wolle mittelst der Haarzwiebeln wahrscheinlich aus dem Fleische, dem Schleimnetze und den Häuten zugleich ihre Nahrung sich aneignet.„

Man legt das Steinsalz in einigen Schäfereyen nicht den Schafen in ganzen Stücken vor, weil sie sich an den Salzsteinen die Zähne verderben und zuweilen einige Jahre früher dadurch zahnlückig werden. Man zerstoßt solches und giebt es den Schafen.

Petri hat in seiner Theresienfelder-Schäferey das Salzlecken auf folgende Weise bei den Merinos bestimmt. Sie erhalten in der Regel jede Woche: ein ausgewachsenes Thier ½ oder höchstens in zwei Gaben 1 Loth und ein Jahrling die Hälfte dieser Quantität, nach Umständen mit etwas Kleyen und Schwefelblüthe, oder Ofenruß, Wermuth, Feldkamillen, Kalmus, Enzian, Knoblauch, Roßkastanien, gebrannten Knochen ꝛc. vermischt, in die Salzlecken eingestreut und sollen sich dabei wohl befinden. Auf das Stück kommt jährlich ungefähr 1 Pfund Salz. Etwas Kleien werden deshalb unter das Salz gemengt, damit sich solches gleicher und geschwinder einstreuen lasse, und keine Veruntreuungen damit geschehen können. Bei den Versuchen, die der genannte Schriftsteller anstellte, den Schafen den freien Genuß des Steinsalzes zum Lecken zu gewähren, und bei einer Schäferey von 1000 Stück Schafen fiel auf das Stück jährlich 68 Loth, wobei bemerkt werden muß, daß die aufsteigenden Stalldünste ein beständiges Tropfen des an Ketten aufgehängten Steinsalzes verursachten.

Zur Ausgabe für Salz zu den Salzlecken müssen die Schäfer ihren Antheil mit bezahlen, das heißt, so hoch wie sie im Gemenge stehen, z. B. den sechsten, siebenten oder achten Theil. Die Knechte sind aber davon frei, sie dürfen für ihr bei der Herde habendes Vieh für Salz nichts bezahlen.

Die Sommer- und Winter-Stallfütterung.

Für und wider die Stallfütterung der Schafe ist vieles geschrieben, aber in der Hauptsache nichts ausgemacht worden. Mehrere landwirthschaftliche Schriftsteller von Gewicht sind der Meinung, die Schafweiden ganz einzustellen, die Brache abzuschaffen und die Stall- oder Hürdenfütterung der Schafe einzuführen. Der erste Landwirth in Deutschland der diesen Vorschlag ausführte, soll der Badensche Oekonomie-Rath Bernhardy gewesen sein, welcher die Weide abstellte und die Futterschäferey einführte. Ihm folgte der Oberamtmann Holzhausen, wie man aus Schubart's und Anderen Schriften gewahrt, im Jahre 1781 und 1782 nach, welcher fand, daß bei der bald darauf folgenden Wollschur jedes hundert Stück Schafe zwei Steine oder 44 Pfund Wolle mehr gaben, als sie jemals vorher bei der besten Weide gegeben hatten. Ob diese Hürdenfütterung einen Bestand gehabt hat, ist nicht bekannt geworden, wenigstens sagt Gotthard daß er selbst dieserhalb an Holzhausen geschrieben, es aber nicht habe erfahren können. Es scheint also, daß diese Versuche bald darauf wieder aufgegeben worden sind, und daß man daraus ihre Unmöglichkeit als erwiesen angenommen habe, weil man in der folgenden Zeit gar nichts mehr davon hört. Nur in der neueren Zeit haben der Herr Konferenz-Minister Graf von Einsiedel und der Herr Graf

Schönburg-Roxburg, Ersterer zu Wolkenburg, Letzterer zu Roxburg den überzeugendsten Gegenbeweis gegeben. Beträchtliche Schäfereyen, letztere aus 1800 Stück bestehend, werden hier bis zur Stoppelweide ganz mit grünem Klee und kleeartigen Gewächsen in sehr luftigen und geräumigen Ställen, vor welchen sich ein geräumiger Hürdenplatz befindet gefüttert, so das jedes Schaf täglich 12 bis 15 Pfd. grünen Klee erhält. Dabei hat sich die Roxburger Schäferey in Ansehung des Preises der Wolle und der Stähre auf die höchste Stufe in Sachsen erhoben, und die Wirthschaft zugleich durch den großen Düngergewinn in den trefflichsten Stand gesetzt, so daß sie von allen, die sie gesehen, bewundert worden ist. Hieraus ist also mehr denn zu gewiß erwiesen, daß die Stall- und Hürdenfütterung wirklich eingeführt werden kann. Hierbei würde man aber doch die Frage zu beachten haben: Ob diese Art der Fütterung nicht zu hoch zu stehen komme und nicht zu viel Mühe verursache? Vor allen Dingen ist vor deren Einführung wohl zu überlegen, ob man so viel Futter gewinnen oder gewinnen könne, als erfordert wird, eine gewisse Anzahl Schafe den Sommer hindurch bis zur Getreideerndte im Stalle oder in Hürden zu füttern, und da die verschiedenen Arten von Klee hier wohl das vorzüglichste Surrogat des gewöhnlichen Weideganges sind, so wird es auch nöthig seyn zu untersuchen, ob man auch jene Aecker besitze, die zum Kleebau geeignet sind. Zu diesem Behufe muß man also seine drei Felder durchgehen, alle seine Aecker untersuchen und dann bestimmen, wie weit man ungefähr gehen könne; denn hat man nicht so viele Aecker, daß man mit dem Klee- und Getreibau wechseln kann, so ist es schon nichts, weil beständig Klee auf einem Acker zu haben, wie die Er-

fahrung lehrt nicht gut angeht. Um nun die Ackerzahl bestimmen zu können, die man zur Kleekultur zu verwenden hat, muß man erst berechnen, wie viel Klee die Schafe, die man im Stalle oder in der Hürde zu füttern gedenkt, bedürfen, und wie viel Klee der Acker trägt. Nach der Erfahrung braucht ein Schaf täglich zwei Pfund Kleeheu oder neun Pfund grünen Klee zu seinem Futter. Hundert Stücke werden demnach täglich zweihundert Pfund Kleeheu, oder neunhundert Pfund grünen Klee brauchen. Hier muß man das Klima berücksichtigen und fragen: Wie weit reicht man im Frühjahre mit dem Kleeheu, wann geht das grüne Kleefutter an, und wann beginnt in der Regel die Getreideerndte? Weiß man nun die Anzahl der Tage, in welchen die Schafe im Stalle oder in Hürden gefüttert werden müssen, so läßt sich auch berechnen, wie viel Futter sie bedürfen; man wird dann auch leicht ausmitteln können, wie viel Acker man mit Klee zu bestellen hat, um auszukommen. Etwas Gewisses läßt sich hier im Allgemeinen nicht bestimmen; denn die Verschiedenheit der Aecker in Hinsicht ihrer Größe, ihres mehr oder weniger fruchtbaren Bodens, so wie die Verschiedenheit des Klimas und der Witterung, machen hier einen großen Unterschied. Jeder erfahrne Oekonom, sagt Gotthard, soll wissen wie viel Fuder Klee der Acker in seiner Gegend trägt, und was das Fuder ungefähr am Gewicht habe. Ein Fuder hinter zwei Pferden sollte billig wohl 16 bis 20 Centner, auch wohl noch etwas mehr wiegen. Aber auch hier läßt sich nichts Gewisses bestimmen; denn mehr zieht das mit Hafer genährte Pferd, als das schwache Thier, das Rind, das, sobald es von der Arbeit kommt, sein Futter auf Riedern oder zur Pferdeweide bestimmten Wiesen suchen muß. Es können aber auch andere

Grasarten, sowohl frisch, als auch als Heu den Schafen bei der Stall- oder Hürdenfütterung gegeben werden; wer daher so viele Wiesen hat, daß er, außer dem Bedürfnisse für die Winterfütterung, etwas übrig behält, der kann sich recht gut helfen und den Schafen abwechselnd Kleeheu und grünen Klee, Grasheu und grünes Gras vorgeben. Auch Thaer sagt, daß eine solche grüne Stallfütterung eine Sorgfalt und Genauigkeit erfordere, die wenig darauf zu verwenden im Stande sind; daß besonders ihre erste Einführung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und daß dabei auf eine bis zum Junius ausreichende Winterfütterung gerechnet werden müsse, weswegen eine häufige Einführung derselben durchaus nicht zu erwarten ist. Diese Art der Sommerfütterung, die auch unter dem Namen der Futterschäferey bekannt ist, geschieht demnach entweder im Stalle oder in Hürden.

Sommer-Stallfütterung.

Diese Fütterungsart ist die beschwerlichste unter allen, weil man sämmtliches Futter, es mag im Felde gebauet werden, wo es will, alle Tage nach Hause schleppen, mithin einen starken Zeit- und Kostenaufwand machen muß. Man hat freilich viel gewonnen, wenn man mit so vielem Kleeheu versehen ist, daß man dergleichen den ganzen Sommer hindurch füttern kann, wo das aber der Fall nicht ist, da muß man sich dann schon die weitläuftige Schlepperei gefallen lassen. Es versteht sich hier von selbst, daß bei dieser Stallfütterung die Schafe nicht den ganzen Tag über im Stalle stecken; sie kommen des Tages ein paar Mal heraus, gehen auf dem Hofe, wenn dieser groß genug ist, oder auch auf einem trockenen Anger herum, und werden dann jedesmal, wenn es zur Fütterung geht, wieder nach

Hause getrieben, ja auch dann nicht einmal gerade im Stalle gefüttert; denn man kann ihnen auch Raufen auf dem Hofe und an den Wänden herum anbringen, und sie so, besonders bei schönem Wetter, ihre Mahlzeit im Freien halten lassen. Auch der Stall muß luftig gehalten werden, weil bei heißen Sommertagen und schwülen Gewitternächten sich die Schafe zu sehr abängstigen müssen und dadurch erkranken. Diese Art der Stallfütterung wird auch nach dem Herrn Hofrath Mayer*) auf der Kaiserl. Königl. Kammeralherrschaft Schmitschitz und Horziniowes im Königgrätzer Kreise in Böhmen betrieben. Die Schafe, 5500 an der Zahl, werden daselbst in luftigen Schafställen zwei und siebenzig Tage lang, von der Hälfte oder spätestens vom 21sten des Maimonats an bis zu Ende des Julius, täglich mit vier Pfund grüner Luzerne und grünem Klee gefüttert. Die Weide genießen sie nur zur Stoppelzeit auf den abgemäheten Winter- und Sommer- auch Sömmerungsfeldern; Holztriften sind daselbst nicht gewöhnlich. Von der Erndte bis in die Mitte des Herbstes, und wenn diese, wie oft geschieht, zur Sättigung nicht ausreicht, wird auch Abends in dieser Zeit noch ein Futter von obiger grüner Luzerne oder Spanischem Klee gegeben. Die ganze Stallfütterung selbst geschieht sechsmal im Tage; früh zweimal, Mittags zweimal und Abends zweimal, nach jedesmal vorhergegangenem Austriebe auf einen nahe am Stalle angebrachten Auslauf, von wo die Schafe erst dann wieder eingelassen werden, wenn alles Futter eingelegt ist. Man bedient sich dazu gewisser Körbe, mit denen man das Gewicht des Futters nach angestellten Proben bestimmt, oder welche Körbe gerade die nöthige Futtermenge ent-

*) Anzeiger der Leipziger Societät von der Michaelis-Messe. 1793.

halten, die jedes Schaf erhält. Um hinlängliches Futter zu haben, wird die vormals wenig besömmerte Brache zu Klee und die Hutweide zu Luzerne bestimmt. Letztere perennirt ihre gewöhnliche Zeit, erstere aber wird nur einen Sommer benutzt und ist mit der Sommerfrucht gesäet. Sobald ein Schnitt geschehen kann, so mähen die Dienstmägde das Futter für das Rindvieh, und bei den Schafen thun es die Schäferknechte; zum Hereinfahren gebraucht man Zugochsen. Der junge Klee wird nie allein, sondern mit Heu und Stroh vermengt. So weit Meyer.

Gotthard hat gegen diese systematische Wartung und Pflege der Schafe folgende Bedenklichkeiten:

1) Ob vier Pfund grünen Klee für den ganzen Tag wohl nicht zu wenig seien? Acht Pfund gemeines Gras geben ungefähr 2 Pfund Heu, und 9 Pfd. Klee auch ungefähr 2 Pfund Heu; 2 Pfund Heu enthalten demnach kaum so viel anhaltenden Nahrungsstoff, als 8 Pund Gras oder 9 Pfund Klee. Sollte nun wohl 1 Pfund Heu oder 4 Pfund Gras oder Klee hinreichen, um ein Schaf den ganzen Tag zu ernähren? und wenn es auch wirklich hinreichte, so dürften wohl keine fetten Schafe und Hämmel hervorgehen. Wenn das grüne Futter lauter Esparcette wäre, so könnte man schon, da diese weniger wässerige und nährende Theile hat, etwas weniger, als von Spanischem Klee oder der Luzerne nehmen.

2) Ist es zu weitläuftig, den Schafen den Tag hindurch ihr Futter sechsmal aufzustecken; denn da man, wenn man füttern will, jedesmal die Schafe aus dem Stalle lassen und wenn sie ihr Futter auf den Raufen haben, wieder hinein lassen muß, so würde dies, da es sechsmal geschehen müßte, zu

viel Zeit wegnehmen, und wie bekannt, muß man suchen in allen ökonomischen Operationen seinen Zweck am vollkommensten und besten, durch den geringsten Zeit- und Kostenaufwand zu erreichen; daher wäre dreimal des Tages die Schafe gefüttert, gewiß genug.

Man hat auch noch eine andere Methode angegeben, durch welche die Schafe üppiges angesäetes Futter Reihenweise abfressen, ohne es niederzutreten. Es wird nämlich vor einem Futterfelde eine Reihe von Hürden hergeschlagen, deren Zwischenräume das Durchstecken der Köpfe bis an die Brust zulassen. Die Schafe fressen nun den zunächst hinter den Hürden stehenden Klee oder Wicken ab. Die Hürdenreihe wird sodann vorgerückt. Thaer sagt: Gewiß ein treffliches Hülfsmittel bei knapper Weide! aber doch nicht geeignet eine ganze Sommerfütterung darauf zu begründen.— Auch nach dem Beispiele der Engländer hat man besondere Grasfelder für die Schafe mit Rocken, Gerste, Hafer, vorzüglich aber mit Winterraps zu diesem Behufe angesäet; man muß aber bei diesen kräftigen Gewächsen, besonders dem letzteren, vorsichtig seyn, und die Schafe nach und nach daran gewöhnen, damit sie sich nicht überfressen und aufblähen.— Auch in Sommerschuppen läßt sich eben so gut, wie in einer wirklichen Schäferey, oder auch in freien Ackerfeldern, in Hürden, s. weiter unten, eine Art Hürdenfütterung oder wirkliche Stallfütterung vom Frühjahre bis zum Schnitt, oder nach Umständen bis zur Einwinterung betreiben. Luftige und gesunde Sommerschuppen sind bei wichtigen Schäfereyen für das Schafvieh ein höchst nöthiger Gegenstand, theils um das Schafvieh bei entlegenen Weiden gegen die widrigen Zufälle der Witterung und der drückenden Mittagshitze zu schützen, theils auch vielen nachtheiligen Folgen, welche daher entspringen,

vorzubeugen, auch solches bei guten Kräften zu erhalten, damit es nicht durch vieles zweckloses Hin- und Hertreiben geschwächt, folglich die genossene Nahrung dem Körper- und dem Wollwuchse entzogen wird; so auch wegen des sehr wichtigen Düngergewinstes, welcher durch das Hin- und Hertreiben auf den Triften ganz verloren gehen würde; und endlich auch, damit die Schafe gegen Sturm, Regen ꝛc. Schutz finden können, dergleichen Schuppen sind nun zur Sommerfütterung der Schafe sehr geeignet. Man füttert darunter Klee oder eine andere zweckmäßige grüne Fütterung, z. B. Esparcette, Lüzerne, Wicken, Erbsen ꝛc., zu Häcksel geschnitten und mit Strohhäcksel, den man im Winter vorräthig schneiden lassen kann, vermengt. Dergleichen grüne Fütterung darf aber niemals eher abgemähet werden, bis die Sonne oder die Luft den Thau abgetrocknet hat, indem man sonst die nämlichen Folgen, wie von bethauten oder bereiften Weiden, siehe auch oben, zu befürchten hat. Bei der Fütterung des Klees, muß man denselben nicht zu alt werden lassen, ehe man solchen verfüttert, indem die holzigen harten Stängel, ohne Beimischung des Strohhäcksels, von den Schafen verschmäht werden würden; daher ist es besser, dergleichen alten Klee dürre zu machen. Man kann mit der grünen Fütterung in kleineren Portionen anfangen, so daß man auf jedes Schaf erst täglich 3 bis 4 Pfund grünen Klee rechnet, nach und nach setzt man einige Pfunde zu und erhöhet dieses Quantum, bis man zuletzt, wenn man es so einleiten will, den Klee allein giebt, wovon zur völligen Sättigung eines mittleren Schafes täglich 8 bis 10 Pfund, wie auch schon oben, S. 161, angegeben worden, gerechnet werden können. Die seit kurzem erfundene zweckmäßige Häckselmaschine, womit man Stroh und

Grünfutter leicht in großen Quantitäten schneiden kann, tragen vielleicht dazu bei, daß diese Art, die Schafe zu ernähren, künftighin, wenn die Wollpreise die Vorauslagen besser sichern, mehr im Großen ausgeführt werden wird.

Mit dem Tränken der Schafe bei der grünen Stallfütterung ist große Vorsicht nöthig, damit das Vieh nicht auf die grüne, blähende, wasserstoffhaltige Nahrung getränkt wird, sondern bei grüner Fütterung das Vieh nur in der Frühe nüchtern zum Saufen kommt, sonst wird die ganze Herde leicht faul gefüttert.

Winter-Stallfütterung.

Die Winterstallfütterung, auch Winterfütterung, eigentliche Stallfütterung genannt, besteht gewöhnlich nur aus Heu und Stroh; was sonst noch gegeben wird, rechnet man als Zugabe, weswegen es auch Schäfer, die im Gemenge stehen, zu ihrem Antheile gewöhnlich mit bezahlen müssen. Die Winterfütterung ist in allen nördlichen Ländern, wo die Thiere lange Zeit zu ihrer Ernährung nicht im Freien gehalten werden können, von größter Wichtigkeit, indem davon die Möglichkeit der Viehhaltung abhängt. Einzelne Ausnahmen, wie z. B. auf Island, in einigen Gegenden Schottlands und im nördlichen Rußland, wo die Herden nie in den Stall kommen, und mit einer elenden Winterkost im Freien vorlieb nehmen müssen, gehören nicht hierher. In wärmeren Klimaten kann man dagegen das Vieh das ganze Jahr hindurch auf der Weide halten. Man muß die Winterfütterung, obgleich sie nur erkünstelt ist, doch den Thieren so naturgemäß als möglich einrichten. Da Heu und Stroh, wie schon gedacht, die vorzüglichsten Fütterungen für die Schafe sind, so muß

man auch besonders auf die Güte dieses Futters sehen. Das Heu muß auf trocknen, das heißt, nicht sumpfigen Wiesen gewachsen, nicht zu alt geworden, möglichst grün erhalten, trocken eingebracht und wohl verwahrt seyn. Das Vorheu hält man für besser, als das Nachheu; allein wenn letzteres nur jene Qualitäten hat, so ist es keinesweges verwerflich; aber Heu, welches staubig, geruchlos, schimmlich und dumpfig ist, ist den Schafen schädlich. Da das Heu nie so eingebracht werden kann, daß nicht von seinem Kraftgehalte geringere oder größere Quantitäten seiner aromatischen Theile beim Trocknen verflüchtigen, so ist oft ein gutes Futterstroh diesen Thieren viel angenehmer zum Fressen als ein dergleichen gehaltloses Heu. Das Heu von Klee, Lüzerne, Esparcette, Wicken, Spörgel, Gemenge, Buchweitzen ꝛc. übertrifft, wenn es im rechten Zeitpunkte gemähet und trocken eingebracht worden, das Grasheu an Nahrhaftigkeit und ist den Schafen durchaus unschädlich, indem Schäfereyen sich im trefflichsten Stande in solchen Wirthschaften befinden, wo sie kein anderes Heu erhalten.

Das für die Schafe bestimmte Stroh muß ebenfalls trocken eingebracht und in den Scheuren nicht dumpfig geworden seyn. Das Getreidestroh jeder Art ist nur in dem Maaße nahrhaft, als es grünes Unkraut, unreife Aehren und unausgedroschene Körner enthält. Das reifgewordene Stroh in Verbindung mit nahrhaftem Futter wird zwar gut verdaut, giebt aber selbst nur wenig Nahrung und diese nach Thaer fast nur durch die Knoten. Man muß daher das Stroh nur als eine Nahrung ansehen, welche im Nothfall den Magen füllt; auch richtet sich die Nahrung des Strohes nach dem Ackerbau; denn je besser dieser ist, um so schlechter ist in der Regel das Stroh. Nach Petri soll dem Stroh-

futter, als Nahrungsmittel viel mehr Werthschätzung gebühren, als man solches bis jetzt in dieser Hinsicht würdigte, und besonders dann, wenn man solches zu Häcksel schneidet und mit Körnern verfüttert. — Das Stroh der Hülsenfrüchte, der Erbsen und Bohnen, insbesondere aber der Wicken und Linsen ist nahrhafter; allein es macht einen großen Unterschied, ob diese Früchte beim Mähen schon völlig abgestorben waren, oder ob sie noch vegetirten, frische Blätter oder gar noch Blüthen hatten, und ob sich dann diese beim Abdreschen daran erhielten; ist dieses der Fall, so ist es nahrhafter, jedoch nach Thaer kommt diese Nahrhaftigkeit keinesweges der des Heues und der grün gemäheten Pflanzen gleich, wie Manche meinen. Bei einer genauen Klassification des Strohes, würden die verschiedenen Arten nach ihrem Werthe folgende Ordnung erhalten.

1) Das Linsenstroh, welches das beste unter allen ist, wird besonders den Mutterschafen und Lämmern gegeben:

2) Das Erbsstroh soll von den Schafen vorzüglich geliebt werden; man hat aber bei der Benutzung desselben einige Vorsicht nöthig, weil bisweilen die Erbsen auf dem Felde von einem ihnen sehr nachtheiligen Thau getroffen werden, ihre Blätter zusammen ziehen und an denselben schwarze Flecke bekommen; ist nun dies der Fall, so darf man das Stroh derselben den Schafen nicht zu fressen geben. Gotthard führt an, daß beim Gebrauch eines solchen bethaueten Futters ein ganzer Stall Schafe zerstört worden ist.

3) Das Wickenstroh, welches als Schaffutter alle Aufmerksamkeit verdient.

4) Das Buchweizenstroh. Dieses Stroh muß recht trocken eingebracht werden, so wie überhaupt alle Stroharten; denn geschieht dies nicht, so

macht es, nach Germershausen, kranke Schafe, so wie es auch nach eben dieses Schriftstellers Bemerkung richtig sein soll, daß es nach Lichtmeß, je mehr sich da die Kälte vermindert, den Schafen, indem es zu viel Hitze verursacht, schädlich werde. Gotthard macht hierbei die Bemerkung, daß auch die Wicken hitzig sind, und also ihr Stroh auch hitzig seyn wird, und daher, spät im Jahre verfüttert, die nämlichen Folgen wie das Buchweizenstroh hervorbringe.

5) Das Hirsenstroh. Dieses darf nicht zu grobstänglich seyn, ist dies aber der Fall, so muß man es zu Häcksel schneiden, und es dann den Schafen vorlegen.

6) Das Haferstroh.

7) Das Gerstenstroh.

8) Das Weizenstroh und

9) das Rockenstroh, sind diejenigen Stroharten, welche man den Schafen entweder als Wirr- und Bündel-, oder als Lang- und Schüttenstroh vorgiebt.

Man hat gewöhnlich drei Pfund, Einige gar nur zwei Pfund trocknes Futter für ein ausgewachsenes Schaf täglich angenommen, häufig aber nur ½ Pfd. Heu darunter gerechnet, indem man 75 Centner Heu auf 100 Stück Schafe oft als zureichend annimmt. Wenn die Schafe gut mit Heu gefüttert werden und bekommen sonst noch gutes futterreiches Stroh, so muß man wenigstens auf 100 Schafe 150 Centner nehmen, und daher erhält ein Schaf kein Pfund Heu täglich und muß also noch wenigstens drei Pfund gutes futterreiches Stroh erhalten, das heißt, für ein altes Schaf. Diese Quantität Heu kann aber in sehr wenigen Wirthschaften auf 100 Stück Schafe gegeben werden, weil man überall Mangel an dieser Fütterung hat, und Gaudich sagt: „es

sind mir sehr viele Landgüter bekannt, wo man für 100 Schafe den Winter hindurch kaum 50, 60 bis 70 Centner Heu erübrigen oder hergeben kann. Manche Wirthe, die sich hauptsächlich auf die Stallfütterung beschränken, rechnen auf ein Schaf im Winter durch die Bank wenigstens ein Schock Stroh zum Futter, welches aber ganz andere Getreide-Erndten voraussetzt, als solche Strohfutterer gewöhnlich erhalten; denn wenn man z. B. annimmt, daß nach ihrer Angabe ein Schaf 1 Schock Stroh erhalten soll, und die Schäferey 1000 Stück stark ist, so werden hierzu 1000 Schock Stroh zum Futter nothwendig, welches aber eine Getreide-Erndte von ungefähr 2000 Schock erfordert. Man kann gewiß bei wenigen Landwirthen erwarten, besonders nicht bei denjenigen, die nach der alten gewöhnlichen Art der Hütung, Trift und Brache wirthschaften, daß sie bloß für die Schafe 1000 Schock Stroh zum Futter bestimmen können. Daher steht das Futterstroh, fürs Stück 60 Gebund, vielleicht nur auf dem Papiere, nicht in der Scheune, und wenn nun auch keine Heuvorräthe vorhanden sind, um durch diese das fehlende Stroh zu ersetzen, so ist es sehr natürlich, daß das Vieh Noth leiden, und man ihm bloß das Leben bis zum Frühjahre zu erhalten suchen muß, und alt und jung muß sich bis zur eben so magern Frühlingshütung gedulden. Gaudich hat viele dergleichen Strohwirthschaften, aber auch eben so strohene Schafe daselbst gesehen. Man muß ja auch auf die Kühe, Ochsen und Pferde eine ziemliche Quantität Stroh zum Winter rechnen, und da man auf einem dergleichen Gute, woselbst 1000 Schafe eingewintert werden, doch etliche 30 — 40 Kühe, 10 bis 12 Ochsen, etwas junges Vieh, und nach Befinden der Ackerzahl wohl vier bis sechs Pferde halten muß, so kann man leicht einen Ueberschlag ma-

chen, daß auf einem solchen Gute 2000 Schock Getreide zu erndten, noch lange nicht genug sind; mithin läßt sich die vorgegebene Quantität Futterstroh für die Schafe gar nicht denken, wohl aber eher, daß manches Schock an die Raufen geschrieben wird.

Der Herr Geheime Staatsrath Thaer sagt: „Soll eine Schäferey auf ein solches Futter, ohne daß man ihr durch Körner, durch halb abgedroschene Garben oder andere nahrhafte Futterungsmittel Ersatz giebt, beschränkt seyn; so gebe man jeden Gedanken an Veredlung auf; denn in dem Falle ist es wahr, daß man das, was man am Preise der feinen Wolle gewinnt, an der Quantität und auf andere Weise wieder verliert. Wenn das Gewicht der Merino-Wolle dem Gewichte der groben Landwolle gleich kommen oder es noch übertreffen soll, so ist ihnen eine reichliche und wahrhaft nahrhafte Fütterung durchaus nöthig. Diese bezahlt sich dann aber um so mehr, je stärker sie ist, und wenn man den Ertrag der Schäferey und selbst die Benutzung des Futters aufs Höchste treiben will, so muß der Appetit der Thiere der einzige Maaßstab für dasselbe seyn; es versteht sich unter der Bedingung des allmähligen Gewöhnens an kräftiges Futter."

Begründet man die nahrhafte Fütterung allein auf Heu, so muß man, nach dem oben erwähnten Schriftsteller, auf jedes Schaf wenigstens 2 Centner Heu rechnen. Giebt man nun dabei Erbsen- und Sömmerungs-Stroh, so kann eine Merino-Schäferey gut durchgewintert werden.

Nach Petri ist auf der dem Erzherzoge Karl gehörigen Herrschaft Ungarisch-Altenburg folgender Futterungssatz bei der Stallfütterung eingeführt: Fünf bis sechs monatliche Lämmer das Stück täglich $\frac{1}{2}$ Pfund Heu mit etwas Hafer untermischt; sieben, acht bis neun monatliche im Durchschnitt $\frac{2}{3}$ Pfund

Heu, mit ein wenig Hafer, zehn, eilf bis zwölf monatliche $\frac{1}{12}$ Pfund Heu im Durchschnitt; dreizehn, vierzehn bis funfzehn monatliches Vieh täglich $\frac{7}{12}$ Pfd. Heu, $\frac{7}{12}$ Pfund Stroh, sechzehn, siebzehn, achtzehn monatliches $\frac{17}{24}$ Pfund Heu und $\frac{17}{24}$ Pfund Stroh, neunzehn, zwanzig und ein und zwanzig monatliches $\frac{10}{12}$ Pfund Heu, $\frac{10}{12}$ Pfund Stroh; zwei und zwanzig, drei und zwanzig bis vier und zwanzig monatliches $\frac{23}{24}$ Pfund Heu, $\frac{23}{24}$ Pfund Stroh. Bei diesen reichlichen Aussatz nehmen die Thiere auch an Kraft und Körperentwickelung vortrefflich zu, besonders zeichneten sich die Lämmer an Größe der Körpergestalt und Reichwolligkeit aus, Ueberhaupt ist aus Erfahrung bekannt, daß für veredelte Schafe von mittlerem Schlage ein Frühfutter von 45 Pfund Gerstenstroh, 1 Pfund Heu, als Mittagsfutter, und $\frac{5}{4}$ Pfund weizenes und korniges Rittstroh als Nachtfutter oder in der Frühe 1 Pfund Sommerstroh, Mittags $\frac{5}{9}$ Pfund Heu und Abends $\frac{5}{4}$ Pfund Winterfrüchtenstroh bei kurzen Wintertagen hinlänglich befunden worden ist. Bei Heranwachsung der Lämmer und in längeren Tagen, werden diese Portionen nach Maaßgabe verstärkt. Es kommt hierbei Alles auf die Größe der Schafe an und ein vernünftiger Schäfer kennt gleich bei dem Füttern, ob sein Vieh Mangel hat, satt ist, oder Futter verwüstet.

Die gewöhnliche Beihülfe des oben genannten Futters, Heues und Strohes, in bedeutenden Schäfereyen war bisher Getreide aller Art. Wie weit man mit der Getreidefütterung gegangen und wie hoch diese in den theuren Jahren zu berechnen sei, sagt der Staatsrath Thaer, erfährt man von Schäfereyliebhabern, die auf Getreidefütterung fußen, selten. Das Getreide wird ihnen in Garben, die gar nicht, oder nur halb ausgedroschen worden, gegeben; oder man giebt die Körner mit der Spreu gemengt

und etwas angefeuchtet, oder geschroten in Trank, oder auf Häckfel gestreut, oder aber aufgequollen. Auf die letztere Art giebt man besonders die Erbsen, Bohnen und Wicken, die ihnen noch gedeihlicher, als eigentliches Getreide seyn sollen; auch fressen sie den Buchweitzen gern. Die Körnerfütterung ist übrigens den Schafen gesund; nur dürfen ihnen die kräftigeren, wie z. B. der Rocken und Weitzen, nicht plötzlich im Uebermaaß gegeben werden. Man muß damit anfänglich in kleinen Gaben, mit Häckfel vermischt, anfangen, bis das Vieh nach und nach daran gewöhnt ist. Diese Getreidefütterung, obgleich kräftig und zuträglich, ist in Jahren, wo das Getreide in hohen Preisen steht, sehr kostbar; daher ist man auf andere Fütterungsmittel bedacht gewesen, die den Zweck, bei unzureichendem Heu die Schafe im besten Stande zu erhalten, vollkommen und wohlfeiler erfüllen, und dies sind die bekannten Wurzelgewächse aller Art. In England beruht der große Schafstand fast allein auf den Bau der Wasserrüben und ihrer Abarten, und man glaubt gar nicht, daß ohne Rübenfütterung eine Schäferey bestehen könne. Die Rüben werden nur zum Theil, und zwar die größeren vor Winter, aufgenommen und aufbewahrt, um sie den Schafen im strengsten Winter zu geben; der größere Theil bleibt aber im Acker, um sie daselbst im Frühjahre und auch im Winter bei milder Witterung von den Schafen ausfressen zu lassen. Sie erfrieren in dem zum Rübenbau geeigneten lehmigen Sandboden, im Julius gesäet, selten, weder in England, noch bei uns. Auch der Kartoffelbau hat sich zu diesem Zwecke in England erst in den neueren Zeiten verbreitet. Man hat ihn als vortheilhafter nnd sicherer anerkannt, jedoch umständlicher wegen der Einerndtung und Aufbewahrung. In Deutschland sind die Kartoffeln früher

und häufiger, als die Rüben zur Winterfütterung der Schafe benutzt worden. Unter welchen Verhältnissen und Umständen Kartoffeln, Wasserrüben, Runkelrüben, Kohlrüben, Möhren, Pastinaken ꝛc. anzubauen vortheilhafter sey, sagt Thaer, kann hier nicht ausgemittelt werden, da die Umstände zu mannigfaltig sind; allein sie sind sämmtlich für die Schafe ein vortreffliches und gleich gedeihliches Futter, wenn sie nach Verhältniß ihrer Nahrhaftigkeit gegeben werden, und die geäußerte Besorgniß, daß diese Gewächse Schafen, ihrer wässerigen Bestandtheile und kühlenden Eigenschaft wegen, nachtheilig werden könnten, weil solche ohnehin eine Anlage zur Bleichsucht und der daraus erfolgenden Fäule oder Wassersucht hätten, und daß in solchem Falle dennoch Körnerfütterung den Vorzug verdiene, scheint, nach dem eben genannten Schriftsteller, bisjetzt auf einer falschen theoretischen Ansicht, nicht auf besonderer Erfahrung zu beruhen; denn jene Gewächse haben eben so nährende, den Organismus stärkende Bestandtheile in sich, wie die Körner, und wenn sie gleich mit Wasser vermischt sind, so ist es wenigstens der Gesundheit nicht nachtheiliger, als das rohe Wasser, und genießen sie es in diesen Früchten, so saufen sie um so weniger; denn dieses mit Schleim gemischte Wasser macht die nährenden Theile um so auflöslicher; auch hat die Erfahrung da, wo dieses Futter eingeführt worden, gar keinen Nachtheil gezeigt. Dagegen hat man die Bemerkung gemacht, daß diese Früchte die Milch stärker vermehren, als Körnerfütterung, und daß die Lämmer vorzüglich dabei gedeihen, welches sich aus dem vielen Eyweiß und Zuckerstoff, den sie enthalten, und der in dem schleimigen Wasser aufgelöst ist, genug erklären läßt. Auch Erdäpfel oder Kartoffeln mit Schrot vermengt, befördern in der Lammzeit die Milcherzeugung un-

gemein und empfehlen sich nicht nur hierdurch, sondern auch wegen der Wohlfeilheit. Petri hält die Topinambürs und süßen Krautrüben noch weit vorzüglicher zu diesem Zweck. Wie stark diese Gewächse gegeben werden müssen und können, wenn sie die Nahrung der Schafe neben Stroh allein ausmachen sollen, davon hat man bei den Merinos noch keine bekannte Erfahrung. Folgendes ist aber diesen Schafen neben etwas Heu, besonders bei dem Säugen, mit dem besten Erfolge pr. Stück täglich in zwei Mahlzeiten gegeben worden:

Kartoffeln	1 Pfd.
Runkelrüben	2 —
Möhren	2 —
Kohlrüben oder Rotabaga	1½ —

Die Fütterung wird nun noch um so gedeihlicher, wenn diese verschiedenen Früchte wechselweise oder vermischt gegeben werden können, besonders aber, wenn die mehlreichen Kartoffeln mit den mehreren Zuckerstoff enthaltenen Wurzeln verbunden werden, auch muß man nicht plötzlich von einem zum andern übergehen, sondern sie das neue Futtergewächs kennen lehren und ihre Freßlust, wie schon oben angeführt worden, dnrch kleinere Portionen dazu reizen; auch scheuen sie sich manchmal vor einem ihnen unbekannten Futter; wenn aber nur erst das eine Thier davon frißt, so folgen die übrigen gleich nach.

Nach Petri's physiologisch comparativen Versuchen über die Nahrungskräfte und Eigenschaften der Futterpflanzen, sind 100 Pfund unberegentes aromatisches Heu, von trockenen, süßen Wiesen gleich

200 Pfund Erdäpfel,
300 = Krautrüben,
200 = unberegentes Haferstroh,

180 Pfund Heidestroh,
180 = Gerstenstroh,
360 = Weizenstroh,
500 = Korn- oder Rockenstroh,
71 = Haferkörnern,
64 = Heidekörnern,
61 = Gerstenkörnern,
50½ = Kukuruz.

Es erscheint daher folgendes Verhältniß dieser Futterarten gegen einander. In 100 Theilen Kukuruz sind enthalten, 95 nahrhafte. Nimmt man nach diesen Erfahrungen an, daß der Türkische Weizen wegen seines reichen Zuckerstoffgehaltes, Stärkemehls und Klebers unter allen bekannten Körnergattungen am stärksten auf Fleisch und Fett wirkt; so dürfte ihm daher der Winterweizen, wegen seines Stärckemehlgehaltes von 78 Prozent, ohne Kleber und Zuckerschleim, gleichkommen. Der Winterrocken aber, der die Schafe zu stark nährt und auch zu hitzig ist, und wegen des Blutschlages oft gefährliche Folgen veranlaßt, enthält kaum um 4 bis 5 Prozent weniger Nahrungstheile

Gerste	82	Pfund.
Heidekorn	78	—
Hafer	70	—
Buchweizen	60	—
Bohlrocken	58	—
Weizenkleie	48	—
Rockenkleie	46	—
Heu	50	—
Kartoffeln	25	—
Krautrüben	25	—
Haferstroh	25	—
Gerstenstroh	27½	—
Heidestroh	27½	—
Weizenstroh	14	—

Rockenstroh . . . . . 10½ Pfund.

Demnach würde Nahrungsmaterie enthalten seyn:

In einer	Metze	Weizen	von	90	Pfd.	85½	Pfd.
—	—	—	Kukuruz	— 80	—	76	—
—	—	—	Korn	— 80	—	74½	—
—	—	—	Gerste	— 62	—	50¾	—
—	—	—	Heidekorn	— 64	—	50	—
—	—	—	Hafer	— 50	—	35	—
—	—	—	Bohlweizen	— 50	—	30	—
—	—	—	Bohlrocken	— 50	—	29	—
—	—	—	Weizenkleie	— 25	—	12	—
—	—	—	Rockenkleie	— 25	—	11½	—

Auch die Roßkastanien und Eicheln geben nach den Erfahrungen mehrerer Landwirthe ebenfalls ein sehr nahrhaftes Futter, welches zugleich als ein wirksames Präservativ wider das Faul- und Anbrüchigwerden der Schafe befunden worden. Man giebt sie entweder unvorbereitet, oder sie werden einige Tage im Wasser ausgelaugt, dann im Backofen wieder getrocknet, wo sich dann ihre Schale ablöset und ihr barscher Geschmack, woran sich die Schafe endlich auch gewöhnen, verliert. Man hat sie zu 1 Pfund täglich auf das Stück gegeben; Petri spricht nur von ¼ Pfund täglich, statt eben so vielen Hafers oder des doppelten Quantums an Heu.

In Nieder-Schlesien ist die Laubfütterung der Schafe gebräuchlich. Es werden daselbst die Zweige der Rüstern, Linden, Pappeln, Ahorn, Eschen und Erlen im Julius am Stamme weggehauen, in Bündel zusammen gebunden, und wenn die Blätter völlig getrocknet sind, in die Scheuren gebracht, wo sie dann den Schafen besonders zur Lammzeit gegeben werden. Einige theilen die Bäume, die zur Schaffütterung bestimmt sind, in drei Schläge, und behauen jährlich einen derselben. Wenn die Blätter

abgefressen sind, bedient man sich des Reisigs zum Verbrennen. Einige rühmen diese Fütterung, Andere halten sie nur für einen Nothbehelf. Linné führt folgende Holzarten an, deren Blätter die Schafe fressen sollen:

1) Die Esche, Fraxinus excelsior.
2) Die Ulme, Ilme, Rüster oder Yper, Ulmus campestris.
3) Die Reinweide, Ligustrum vulgare.
4) Der Epheu, Hedera helix.
5) Die Beinheckenkirsche, der Walpermey, das Seelenholz, Lonicera Xylosteum.
6) Der Kreuzdorn, Wegedorn oder die Kreuzbeere, Rhamnus catharticus.
7) Der Faulbaum, das Pinnholz, Pulverholz, Rhamnus frangula.
8) Der rothe Johannisbeerstrauch, Ribes rubrum.
9) Der Straußbeerenstrauch oder die Corinthenstaude, Ribes alpinum.
10) Der Schwalkenbeerstrauch, Viburnum opulus.
11) Der Weinstock, Vitis vinifera.
12) Die Traubenkirsche, Prunus padus.
13) Der Mehlbeerbaum, Crataegus aria.
14) Die Ebereschen, Sorbus aucuparia.
15) Der Birnbaum, Pyrus communis.
16) Der Apfelbaum, Pyrus malus.
17) Der Himbeerstrauch, Rubus idaeus.
18) Die Linde, Tilia Europaea.
19) Die Erle, Betula alnus.
20) Die Eiche, Quercus robur.
21) Die Rothbuche, Fagus sylvatica.

22) Verschiedene Arten von Weiden, als:

a) Die fünfmännige Weide, Salix pentandra.

b) Die Sahl- oder Sohlweide, auch Werft- und Palmweide genannt. Salix capraea.

c) Die weiße oder Silberweide, Salix alba.

d) Die Korbweide, Salix vitellina.

23) Die Aespe oder Zitterpappel, Populus tremula.

24) Die schwarze oder gemeine Pappel, populus nigra.

25) Die weiße oder Silberpappel, Populus alba.

Nach Gotthard sollen die Schafe die Eschen vorzüglich lieben. Daß sie übrigens die jungen Anpflanzungen der übrigen Holzarten nicht verschonen ist bekannt, und auch schon oben, S. 113, erwähnt worden. Was die Benutzung der Weidenblätter zum Schaffutter anbetrifft, so heißt es in der Anzeige der Kurfürstlich Sächsischen Oekonomischen Societät von der Ostermesse 1792: der Wirthschafts-Direktor auf der Gräflichen Chodekischen Insel bei Weldruß in Böhmen, Herr Krzizeck, suchte auf seiner unter sich habenden Schäferey von tausend Schafen, den Futtermangel der beiden Jahre 1790 und 1791, durch Blätter von Baum- und Busch-Weiden zu ersetzen. Durch arme Bauern ließ er die grünen Blätter abstreifen, und zahlte für einen Sack voll, welcher zur täglichen Fütterung eines Schafes hinlänglich war, einen Kreuzer. Auf diese Art bekam er große Beihülfe an Futter, daß er die Zahl seiner Herde nicht vermindern durfte. Hierbei versichert derselbe, diese Blätter wären von den

Schafen gern gefressen worden und ihrer Gesundheit nicht nachtheilig gewesen, auch hätten hierdurch die Weiden keinen Schaden gelitten.

Das Einsammeln der Blätter, zu diesem Behufe, geschieht im August oder September. Man haut oder bricht in diesen Monaten die zarten und dünnen Zweige ab, bindet sie in Bündelchen, trocknet sie und legt sie dann im Winter den Schafen abwechselnd vor. Das Reisig, nachdem die Blätter abgefressen worden, wird verbrannt, wie schon oben angeführt worden. Das im Herbste beim Eintritte des Winterschlafes der Bäume herabgefallene Laub, fressen die Schafe nicht; es taugt daher nicht zum Schaffutter. Diese Art der Fütterung geht wohl bei dem geringen Landmann oder Oekonomen an, der nur wenig Vieh hat, bei großen Schäfereyen, und wo hauptsächlich auf die Wolle gesehen wird, möchte diese Fütterungsart wohl nicht Anwendung finden. Man giebt den Schafen auch Branntweinspühlig und Oelkuchen.

Gewöhnlich erhalten die Schafe in der Frühe Wicken-, Gersten-, oder anderes Sommerstroh; Mittags Heu, und Abends Stroh von Winterfrüchten. Eine bessere Futtereintheilung in vier Portionen ist folgende: In der Frühe Heu; um 10 Uhr gutes Sommerstroh; Nachmittags abermals Heu oder Kartoffeln; Abends Winterstroh. Im Fall der Noth können nach Petri die alten Hämmel bloß mit Sommer- und Winterstroh, und etwas Wurzelgewächsen, abwechselnd gefüttert, im Winter erhalten werden. Die Wechselung und die Verhältnisse der verschiedenen Fütterungsmittel richten sich nach der Lokalität. In der Königl. Sächsischen Stammschäferei zu Rennersdorf im Thiergarten, wird auf 400 Schafe und Zuchtstähre täglich 10 Centner Heu in zwei Mahlzeiten, also auf das Stück täg-

lich 2¾ Pfund gegeben. Dabei eine Mahlzeit gutes Gersten- oder Erbsenstroh, und während der Lammzeit erhalten die Mütter täglich ½ Berliner Scheffel Hafer. Die Lämmer erhalten, bis sie auf die Weide gehen, gequollene Wicken und Erbsen, im Herbste und Frühjahre Oelkuchen-Mehl im Trank. — In Dröschkau, einem von Heinitzischen Gute und zu Dahlen, einem Gräflich Bünauschen Gute werden sie auf gleiche Weise gefüttert. — In den Fürstlich und Gräflich Schönburgischen Schäfereyen zu Waldenburg, Remissen und Roxburg bekommen sie zwei Mahlzeiten Heu, auf's Stück reichlich 2½ Pfund im Durchschnitte, eine Mahlzeit Rübsen-, Erbsen- und Gerstenstroh; das Heu wird ihnen aber zum Theil durch Kartoffeln ersetzt, die man allem frischen Futter vorzieht, und wovon man 5 Pfund 2 Pfund Heu gleich rechnet.

Die Art der Fütterung der Schafe in Schlesien, auf den Gütern des Herrn Grafen von Magni, s. oben, S. 674. Hier ist noch nachzuholen, daß daselbst 181 Zibbenlämmer bekommen;

Erstes Futter 2¾ Scheffel Klee, 4¼ Scheffel Strohhäcksel	112	Pfund
Zweites Futter, dasselbe	112	—
Drittes Futter, 90 Pfund Kleeheu .	90	—
Viertes Futter, 1⅓ Scheffel Wurzelwerk, 4¼ Scheffel Strohhäcksel . . .	240	—
Fünftes Futter Ueberkehr	136	—
	690	Pfund.

Nach dem verschiedenen Futtergewinne in jedem Jahre wird zwar die Fütterung verschieden eingerichtet, das Verhältniß bleibt sich jedoch im Ganzen gleich, und ein nahrhaftes Futter wird durch das andere ersetzt. Nach dem inneren Nahrungsverhältnisse des Heues berechnet, hat sich Petri des nachstehenden Futterwechsels mit dem besten Erfolge in manchen Umständen bedient:

	Pfund.	Loth.	Morgens.	Pfund	Loth.	Mittags.	Pfund	Loth	Abends.
1	—	21	Heu	—	21	Heu	—	21	Heu
2	1	1	Rockenstroh	1	22	Heu	1	1	Rockenstroh
3	—	23	Bohnenstroh	—	26	Wickenstroh	—	23	Bohnenstroh
4	1	—	Weizenstroh	1	—	Esparcette	1	—	Weizenstroh
5	1	6	Haferstroh	—	21	Heu	1	6	Haferstroh
6	1	6	Topinambur-stroh	—	19	Rothen Klee	1	6	Topinambur-stroh
7	1	8	Türkisches Weizenstroh	1	12	Lüzerne	1	8	Türkisches Weizenstroh
8	1	8	Heidestroh	1	16	Heu	1	8	Heidestroh
9	1	6	Haferstroh	—	7	Pferdebohnen	1	6	Haferstroh
10	—	19	Rothen Klee	—	19	Rothen Klee	—	19	Rothen Klee
11	—	18	Esparcette	—	18	Esparcette	—	18	Esparcette
12	1	6	Hirsestroh	1	6	Hirsestroh	1	6	Hirsestroh
13	—	30	Linsenstroh	—	21	Heu	—	30	Linsenstroh
14	—	30	Erbsenstroh	—	21	Heu	—	30	Erbsenstroh
15	—	30	Linsenstroh	—	21	Heu	—	30	Linsenstroh
16	—	30	Gerstenstroh	1	—	Topinamburstroh	1	—	Gerstenstroh
17	1	10	Pferdeboh-nenstroh	1	10	Pferdebohnenstroh	1	10	Pferdeboh-nenstroh
18	1	6	Hirsestroh	1	6	Hirsestroh	1	6	Hirsestroh
19	1	1	Rockenstroh	1	11	Hafer	1	1	Rockenstroh
20	1	3	Weizenstroh	1	9	Hafer	1	3	Weizenstroh
21	1	6	Rockenstroh	1	—	Türkischer Weizen	1	3	Weizenstroh
22	1	6	Haferstroh	—	21	Türkischer Weizen	1	6	Haferstroh
23	1	3	Weizenstroh	1	22	Topinamburstroh	1	6	Haferstroh
24	—	30	Linsenstroh	—	30	Wickenstroh	—	30	Linsenstroh
25	1	6	Haferstroh	1	6	Weizenstroh	1	6	Haferstroh

Eine Hauptregel bleibt es immer, die Fütterung im Ganzen so einzurichten, daß das ganze Jahr die Quantität gleich sei; und wenn es die Umstände zuweilen nöthig machen, daß man den Abgang der Quantität durch Qualität ersetze; indem der Zweck der Viehhaltung nicht darin besteht, bloß das Leben der Thiere kümmerlich zu erhalten, sondern um Nutzen aus ihnen durch die zu liefernden Produkte

zu ziehen, und dieses kann man nur durch eine zweckmäßige und hinlängliche Ernährung des Thiers erhalten. Je gleichartiger nun die Nahrung bis zur vollen Sättigung ist, je besser verzinset auch das Vieh das Futter, und so umgekehrt.

Nach Petri's Erfahrungen geschieht das Füttern am besten und schicklichsten in Bahren oder Futterraufen, Fig. 7870, die oben 8 und unten am Boden 18 Zoll im Lichten haben. Am Boden des Bahrens ist ein Laden befindlich, damit die Heublumen und Wurzelgewächse nicht durchfallen und die Schafe solche, nachdem sie gefressen, nicht zwischen den Sprossen herausziehen können. Wenn man auf diesem Bodenbrette noch einen kleinen, 5 Zoll breiten Sattel, Fig 7871, aus einem Brette verfertiget, anbringt, so erreicht man diesen Zweck noch um so gewisser. Füttert man Wurzelgewächse, so braucht man unten an den Sprossen, die 5 Zoll weit auseinander kommen müssen, nur eine Latte anzunageln, wodurch nichts von den zerstampften Wurzelgewächsen aus der Raufe fallen kann. Auch zu Salzlecken kann man diese Art Raufen gut gebrauchen. Die Raufe selbst liegt auf drei Stück Blöcken, welche man nach Maaßgabe, als der Mist höher wird, von Zeit zu Zeit erhöht. Durch diese Art Raufen kann keine Wolle verunreiniget und kein Futter verwüstet werden. Späterhin gewahrte aber doch der genannte Schriftsteller, daß das Vieh von diesem Futteraussatz mehr aus den Raufen verstreute und verwüstete, als zur Streu erforderlich ist. Er ließ daher Krippen von willkührlicher Länge und nur 4 — 5 Zoll hoch machen, damit sich die Schafe die Wolle am Kader nicht verderben können, und seine sämmtlichen Theresienfelder Schafe mit Heu und Strohhäckerling füttern. Diese Krippen, wovon Fig. 7872 eine Vorstellung giebt, kosten nicht den

vierten Theil so viel als Raufen, und sind, nach der Art, wie die Figur zeigt, verfertiget, wenn unten bei den Sprossen ein Brett angenagelt wird, hierzu eben so tauglich. Bei Anwendung dieser Krippen hat die Erfahrung gelehrt, daß im November und December ein Merinosschaf vor der Lammzeit täglich nicht mehr als $2\frac{1}{4}$, höchstens $2\frac{1}{2}$ Pfund Häckerling verzehren kann, wovon $\frac{1}{3}$ Stroh und $\frac{2}{3}$ gutes Heu ist. Beim Zunehmen der Tage und dem Eintritte der Lammzeit fressen sie verhältnißmäßig mehr. Die Merinos in den Petrischen Schäfereyen haben den ganzen Winter von 1813 — 1814, ohne Ausnahme, keine andere Nahrung erhalten, als Häckerling, 1 Zoll in der Länge geschnitten, wovon $\frac{1}{3}$ aus Kornstroh und $\frac{2}{3}$ aus mittelmäßigem Heu bestanden hatte. Das Heu und Stroh wurde in dem eben angegebenen Verhältnisse zusammengeschnitten und in einem Gefäße, das 10 Pfund enthält (eine Metze Korn- oder Rockenstroh wiegt 11 und eine Metze Heu 9 Pfund) nach der Zahl der Schafe täglich bei jedem Futter ausgemessen. Die Schafe fressen alles rein auf, befinden sich wohl bei diesem gesunder Futter, es kann davon nichts verschwendet werden, und diese Art der Füttterung ist durch die Behandlung des Gehackschneidens zugleich die sicherste Futter-Controlle.

Bei dem Zusammenschneiden des Strohes und Heues, welches auch zu Eckersdorf in Schlesien und in vielen andern Schäfereyen geschieht, und daß man für Futter ersparend hält, sagt Thaer folgendes: „daß es Futter ersparend sei, hat keinen Zweifel, indem die Schafe dadurch mehr Stroh zu fressen genöthiget werden; ob es aber vortheilhaft sei, scheint mir noch zweifelhaft, indem durch das Schneiden der Nahrhaftigkeit, zumal bei wiederkäuenden Thieren, nichts zugesetzt werden kann. Wenn

man dagegen das Stroh dem Vieh lang in Raufen vorlegt, wird es die darin steckenden nahrhaften Theile am besten herausſuchen. In den übrigen ſind wenig wahrhaft nährende Subſtanzen vorhanden, und man bedient ſich deſſen dann zum Enſtreuen in dem Schafſtalle ſelbſt, oder im Rindviehſtalle. Auf keine Weiſe ſcheint es mir rathſam, das geſchnittene Wurzelwerk mit Strohhäckſel zu vermengen. Das Vieh ſucht jenes heraus und läßt dieſes liegen, dagegen kauet das Vieh, nachdem es Wurzelwerk gefreſſen hat, ſehr gerne Stroh, wenn man es ihm lang vorlegt. Auch ſcheint mir das ſehr feine Zerſchneiden der Wurzelgewächſe in Streifen und Würfel, welches erforderlich iſt, um es mit dem Häckſel zu vermengen, nicht rathſam, indem es in dem Zuſtande leichter, als in großen Stücken oder Scheiben, ſäuert und verdirbt."

Nach Petri empfiehlt ſich dieſes Futterſchneiden bei Wirthſchaften, wo die Wechſelwirthſchaft eingeführt worden, und es anfänglich an Stroh mangelt, von ſelbſt, ſo wie auch in Jahren, wo das Futter ſehr theuer oder ſchlecht iſt, und wo eine Miſchung von Heu und Stroh zugleich rathſam wird; in wohlfeilen Futterjahren würde aber das Gehackſcheidelohn kaum herauskommen; es ſei dem, mit guten Häckſelmaſchienen, wie eine von dem Straßenbau-Kommiſſarius Herrn Vitus Ugazi in Oeſterreich erfunden worden ſeyn ſoll. Sie wird durch ein paar Ochſen leicht betrieben, ſchneidet täglich 500 Metzen Häckerling, quetſchet zugleich täglich 12 — 15 Metzen Körner, mahlt Salz und vereiniget in ſich eine Schleifmaſchiene. In den berühmten Graf Salm'ſchen Eiſenwerken zu Blansko bei Brünn in Mähren, werden dieſe Maſchienen, nach der Verbeſſerung des Herrn Ugazi, ganz von Eiſen gegoſſen und ſollen kaum die Hälfte ſo viel koſten,

als jene meistens unbrauchbare Maschienen, die man überall findet.

Den Einwinterungsstand bestimmt man in der Regel nach dem Düngerbedarf, um die Felder nach einem festgesetzten Dünger-Turnus auszumisten; auch hat man durch die Unentbehrlichkeit des Düngers für den Getreidebau, die Ueberzeugung erhalten, daß Ackerbau und Viehzucht in unzertrennlichem Zusammenhange und in engster Verbindung mit einander stehen. Das gehörige Verhältniß von beiden ist zwar nach Boden, Klima ꝛc. sehr verschieden, jedoch lehrt die allgemeine Erfahrung, daß eine Düngung von 300 Centnern zeitigen Mistes auf ein Joch von 1600 Quadrat-Klaftern im Mittelboden bei gehöriger Bearbeitung und zweckmäßigem Fruchtwechsel, 3 bis 4 Jahre hinlänglich anhält, und wenn man das Gewicht der Erndte von einer Düngung zur andern berechnet, so findet man, daß sie beiläufig so viel an Gewicht von Früchten und Stroh in getrocknetem Zustande geliefert haben, als dem Acker an Dünger, als Ersatz zurückgegeben worden ist, und daß sich der Acker nach dieser Zeit wieder in dem nämlichen erschöpften Zustande befindet. Hieraus läßt sich nach Petri die Wichtigkeit eines regulirten Viehstandes zur Dünger-Erzeugung, als Hülfsmittel zu einer höheren Körner-Produktion für jeden einzelnen Grundbesitzer sowohl, als für den ganzen Staat, beurtheilen. Man nimmt an, daß zehn mittlere Schafe das Futter einer Kuh von mehr als mittlerem Schlage jährlich im Stalle aufzehren, und wenn diese täglich 15 Pfund gutes Heu und 15 Pfund gutes Futterstroh zu ihrer Sättigung bedarf, so fällt ein täglicher Bedarf an Heu und Futterstroh von 30 Pfund, welches das ganze Jahr, mit täglicher Einrechnung von 5 Pfund Streustroh, 127 Centner beträgt, und nach Maaßgabe der Streu erzeugt eine dergleichen Kuh oder zehn Stück mittlere, im

Stalle gehaltenen Schafe eben so viel Düngergehalt. Es herrscht zwar der Glaube, daß die Masse des Futters im Dünger sich durch den Urin vermehrt; da aber die darin enthaltenen festen Theile von der Nahrung, nicht aber vom Wasser herrühren, und ein bedeutender Theil der Nahrung auf Ersatz der abgenützten und ausgedünsteten Theile auf Lebenserhaltung, Zunahme des Körpers, Wachsthum der Haare, Wolle und ihre Reproduktion oder Wiederhervorbringung verwendet wird, und während der Fäulniß des Düngers auch ein großer Theil der Bestandstoffe sich in Gas- oder Dunstgestalt verflüchtiget, so kann man nach diesen Ansichten nur das vom Vieh verzehrte Heu und Stroh nach seiner Nahrungskraft berechnet, nebst der Streu als den zuverläßigsten Maaßstabe zur Berechnung der Dünger-Erzeugung annehmen, indem auch der Produktions-Effect diese Behaupttung bestätiget. Die Düngermasse von einer Kuh oder zehn Stallschafen kann durch starkes Einstreuen und durch ein kraftvolles Futter auf 150 Centner Kraft, folglich für den Bedarf eines halben Joch Landes Mittelboden, jährlich nach dem innern Gehalte vermehrt werden. Vier bis fünf und zwanzig Stück Weideschafe von mittlerem Schlage, die des Nachts, und im Sommer auch des Mittags eingestalt werden, liefern bei guter Streu jährlich ungefähr 200 Centner an Dünger, oder den Düngerbedarf auf $\frac{5}{4}$ Joch Mittelboden. Petri rechnet 400 Centner Dünger für eine sehr starke, 300 Centner für eine mittlere und 200 Centner für eine schwache Düngung pr. Joch von 1600 Quadrat-Klaftern, um einen hohen Ertrag auf dem Mittelboden zu bewerkstelligen. Mit 300 Centner gutem Dünger soll der Acker nicht einmal vollständig bedeckt werden, nachdem nämlich der Dünger auseinander gebreitet ist.

Nachdem nun die ganze Stallfütterung der Schafe abgehandelt worden, wird es nun auch nöthig seyn, die Gründe für und wider dieselbe, welche von Zeit zu Zeit erhoben worden, hier anzuführen.

Die Möglichkeit, Schafe zu Hause zu füttern, sie dabei gesund zu erhalten, selbst die Wolle dadurch zu vermehren und zu veredlen, sagt der Freiherr von Ehrenfels*) ist jetzt fast einstimmig ökonomischer Glaubensartikel geworden; aber mit diesem Glauben sind wir erst mit unserer Ueberzeugung und nicht mit den Mitteln abgefunden. Wer auf ein Mutterschaf jährlich 7 Centner Heu und 1 Metze Hafer oder ein diesem gleiches Futter nebst Streustroh wenden kann, dem ist, wenn er seine Weiden anders benutzen kann, Hausfütterung anzurathen. Dieses Grundprinzip wird sich aller Orten bewähren, aber es aller Orten ökonomisch richtig, das ist, mit Ausdauer und Nachhalt, und compensirt mit alter und neuer Geldrechnung durchzuführen, das ist eine ungeheure Aufgabe, die sich an wenigen Orten unter seltenen Umständen glücklich lösen wird. Im Futter und in den Verhältnissen, solches zu erzeugen, liegt die Schwierigkeit der Stallfütterung. Hat man einmal das nöthige Futter, so ist die Art der Veredlung leicht gefunden. Schwieriger und nur wenigen ganz auflösbar, ist die Aufgabe, das obige Futter ohne Verletzung des Ackerbaues mit sicherem Nachhalt von Jahr auf Jahr zu erzeugen und seine Geldrechnung, den einzig wahren Maaßstab aller ökonomischen Meliorationen mit Jetzt und Vormals, mit Alt und Neu, günstig auszugleichen. Diese Aufgabe setzt nichts mehr und nichts weniger voraus, als die Vorfrage: Wie muß eine Ackerfläche bewirthschaftet werden, um von den zu

*) Oekonomische Neuigkeiten, Aprilheft, 1819.

Hause gefütterten Schafen den für die Oberfläche nöthigen Dung und für das Hausfüttern der dazu nöthigen Schafe das erforderliche Futter zu erzeugen? Wie verhält sich nach dieser Ausmittelung die daraus resultirende neue Geldeinnahme zur alten? — Das Neue ist gut, aber es ist schwieriger, als das Alte. — Schnee sagt in seinem Handbuche der Land- und Hauswirthschaft mit wenigen Worten, aber sehr richtig und beherzigend: „Die Stallfütterung der Schafe kann gegenwärtig nur noch als Ausnahme von der Regel betrachtet werden, indem sie nur einzeln hier und da betrieben wird; auch dürfte sie wohl schwerlich allgemein eingeführt werden, indem man die Berge, Hügel und andere kärglichen Weideplätze nicht anders und nicht besser, als durch Schafweide benutzen kann.

Vortheile der Stallfütterung oder die Gründe dafür. 1) Bei der Stallfütterung kann bei Abschaffung des Weideganges zugleich auch die Brache abgeschafft, und die bisherigen Weideplätze, wie auch schon oben angeführt worden, urbar gemacht werden, wodurch der Futter- und Getreidebau gewinnt. Mehrere Menschen können durch diese Kultur in Thätigkeit und mithin auch in Nahrung gesetzt werden. Der Landwirth, der bisher bloß wegen der Befugniß der Triftberechtigten einen Theil seiner Felder brach liegen und bis vor Johanni von Unkraut aussaugen lassen mußte, kann solche dann benutzen, wie er will; er kann das Stück, welches ihm bisher nichts eintrug, besäen, mit Futterkräutern und solchen Gewächsen bestellen, die ihm ein schönes Stück Geld einbringen.

2) Fällt bei der Stallfütterung die Frühjahrsweide auf den Wiesen weg, die Schafe fressen sich

daselbst nicht mehr faul und die Wiesen können wohl noch ein Viertel Heu mehr liefern, als bei dem Weidegange der Schafe.

3) Bleiben die Schafe bei der Stallfütterung gesünder, als bei dem Weidegange; denn hier müssen die Thiere alles Ungemach der Witterung ausstehen, auf kahlen Bergen und unfruchtbaren Feldrainen kümmerlich ihr Futter suchen, und dann oft ermüdet in ihren Stall zurückkehren. Bei der Stallfütterung fällt dieses weg; denn sie genießen hier mehr Gemächlichkeit und ein volles gesundes Futter. Ueberhaupt hat man hierbei den Gesundheitszustand seiner Herden mehr in der Gewalt, in der Art, daß sie nicht verhütet werden können.

4) Liefern sie eine größere Menge eines vortrefflichen, schnell wirkenden Düngers, wovon ein großer Theil bei dem Weidegange verloren geht, ohne recht eigentlich den Weideplätzen zu Gute zu kommen. Und da sie bei dem guten Futter, auch mehr Dünger liefern, als auf den Weideplätzen, so kann der Ackerbau dabei nur unendlich gewinnen; denn der Ertrag der Aecker verhält sich bei gleichem Boden und bei gleichem auf sie gewendeten Fleiße, wie der Dünger, der ihnen ist zugetheilt worden, so daß zum Beispiel von zwei neben einander liegenden Aeckern, bei gleichem Boden und gleicher Bearbeitung gewiß der die beste Erndte liefern wird, der den besten Dünger bekommen hat.

5) Liefern die Schafe bei der Stallfütterung weit mehr Fleisch und Wolle, als bei dem Weidegange, wo sie nur kümmerlich ihre Nahrung suchen müssen; denn bei der Stallfütterung kann man ihnen ausgewähltes, süßes Futter reichen, und sie dabei so behandeln, daß der Körper durch diese Pflege auch produktiver wird. Gotthard führt hierbei als ein Beispiel nur einen sogenannten Haushamm-

mel oder ein Schaf an, das man den Kindern zum Vergnügen zu Hause behält, es daselbst füttert und frei herumlaufen läßt. Gegen dieses stelle man nun ein Schaf, welches die Weide genießt, und der Unterschied in der Fleischmasse und der Wollmenge wird sich auffallend zum Vortheil des ersteren zeigen. Hierbei muß die Anmerkung gemacht werden, daß neuere Oekonomen, unter andern Petri, gerade das Gegentheil anführen und behaupten, daß Fleisch, Fett und Wolle der Schafe bei der Stallfütterung weniger Güte erlangen, als in freier Weide. Dieses bezieht sich jedoch wohl nur auf die Produktion der Wolle, wobei die Luft besonders einwirkt.

Nachtheile der Stallfütterung oder die Gründe dagegen. 1) Erfordert die Stallfütterung viel Zeit, Kräfte und mithin auch Kosten, um das benöthigte Futter alle Tage herbeizuschaffen. Mehrere praktische Oekonomen halten dafür, daß eine ganze Stallfütterung der Schafe, denn halbe und Viertel-Stallfütterung treiben gewöhnlich schon alle diejenigen Landwirthe, die viel auf ihre Schäferey halten, bei weitem mehr kostet, als einbringt; denn 150 Wintertage erfordern schon eine große Menge Futter, und wenn man nun noch das Grünfutter auf 215 Tage dazu rechnen will, so wird manchem angst und bange dabei werden, wenn er bedenkt, daß jedes Schaf in einem Tage 10, 12 auch wohl 15 bis 18 Pfund Gras verzehrt. Zehn Schafe verlangen mehr als eine Kuh, man darf nur acht gegen eine Kuh rechnen. Giebt ein Joch 200 Centner grünen Klee und braucht ein Schaf in 200 Tagen 20 Centner davon, so muß man auf 10 Schafe ein Joch, also für 1000 Schafe 100 Joch Klee oder gleiches Futter rechnen. Wenige Güter, wo noch neben der Schäferey ein Rindviehstand von 50 — 60 Stück im Stalle gefüttert

wird, welcher auch 40 — 50 Joch Klee erfordert, möchten wohl im Stande seyn, die Stallfütterung einzuführen; an reinen Gewinn wäre da gewiß nicht zu denken, man darf hier nur die Arbeit und die Kosten, welche das Herbeischaffen des grünen Futters verursacht, und welche schon von der Stallfütterung des Rindviehes abschrecken, anführen.

2) Ist es so ziemlich gewiß, daß der grüne Klee eben nicht das gesundeste Schaffutter ist, weil sich die Schafe leicht daran überfressen, oder sich auch wohl die Lungensucht zuziehen können.

3) Fällt sehr oft im Sommer lange dauerndes Regenwetter ein, wo soll man dann den Klee hernehmen? Ihn vom Felde zu holen und den Schafen ganz naß vorzugeben, ist gegen die Erfahrung der Oekonomen, die den Nachtheil einer solchen Fütterung kennen; ihn herbei zu schaffen und abzutrocknen, möchte wohl nicht angehen; denn woher will man den Platz nehmen, eine so ungeheure Kleemasse auszubreiten und abzutrocknen. Im Freien geht es nicht, indem es nasse Witterung ist; in den Gebäuden ist so viel Platz nicht, und den Schafen unter der Zeit Stroh vorzulegen, dürfte ihnen wohl nicht besonders schmecken, und daher ist diese Fütterung schwieriger, als der Weidegang.

4) Blieben die schönsten, gewürzhaftesten und nahrhaftesten Kräuter an den Bergen unbenutzt, welche jetzt fast einzig durch die Schafe auf freier Weide zum Nutzen der Menschen verwendet werden können.

Der Hürdenschlag oder das Pferchen der Schafe.

Die Einrichtung des Hürdenschlages ist da, wo man sehr abgelegene oder bergige, mit dem Dängerwagen schwer zu erreichende Felder zu düngen hat, und besonders wenn die Schafweide in deren Nach-

barschaft dagegen vom Wirthschaftshofe sehr entfernt liegt, so wie auch da, wo es an genugsamer Einstreuung für die Sommernächte fehlt, eine so bequeme Einrichtung, daß man ihn in solchen Fällen ohne Zweifel beibehalten oder einführen muß. Den Schafen ist aber an sich dieses widernatürliche nächtliche Einsperren in einen sehr engen offenen Raum, wo sie oft ungestüme Witterung befällt, keinesweges vortheilhaft, sondern kann ihnen Krankheiten zuziehen. Es giebt Schafarten, die es durchaus nicht ertragen, obgleich sie bei freier Bewegung sehr gut die Nacht außer dem Stalle zubringen. Die Merinos gehören aber nicht zu diesen Arten; denn da es immer mit Verunreinigung der Wolle verbunden ist, weil die Schafe auf dem gepflügten nassen Boden liegen müssen, so haben viele Besitzer edler Schäfereyen das Hürden verworfen, indessen kann der Hürdenschlag in der trocknen und warmen Jahreszeit, ohne Nachtheil für die Gesundheit der Schafe, Statt finden, nur müssen die ausgewachsenen Schafe einen Raum von sieben Quadratfuß haben. Der Hürdenschlag dauert vom Frühjahre an, das heißt, sobald die Nächte nur gelinde zu werden anfangen, bis in den Spätherbst, so lange nämlich das Wetter offen ist. Die Hürden sind entweder von Latten zusammengesetzt oder auch von Weiden oder Haselstöcken geflochten, und die Schäfer bekommen die Hürdenlatten oder Ruthen von dem Eigenthümer der Schäferey geliefert, oder sie müssen solche für ihr eigenes Geld anschaffen; in dem letzten Falle sind sie auch ihr Eigenthum, und sie überlassen solche gewöhnlich, wenn sie abziehen, ihrem Nachfolger. Auf Gütern, welche die Schäferey ausschließlich haben, muß der Gutsherr für die Hürden und die dazu nöthigen Latten oder Ruthen sorgen; daher denn auch den Pächtern, wenn ein solches Gut verpachtet

wird, im Pachtcontrakte dergleichen Befriedigungsmittel für jedes Jahr ausgeworfen werden. Man muß nun die Größe des Hürdenstalles bestimmen können und wie viel Hürden er haben müsse, wie viel Platz jedes Schaf haben muß, um einen gewissen Bezirk düngen zu können; denn der Umfang des Hürdenstalles muß nach der Anzahl der hineinzubringenden Schafe abgemessen werden, damit die Herde auch darin so viel Dünger liefere, daß damit das Stück Acker, welches der Hürdenstall einschließt, hinlänglich gedüngt werde. Da nun jedes Schaf einen Bezirk von zehn Quadratfuß düngen kann, so läßt sich die Anzahl der nöthigen Hürden hiernach leicht berechnen. Wenn demnach die Hürden zehn Fuß lang sind, so werden für einen Hürdenstall für 90 Schafe nicht mehr als zwölf Hürden erfordert, für 200 Schafe gehören achtzehn und für 300 Schafe zwei und zwanzig Hürden. Sind die Hürden nur neun Fuß lang, so erfordert jeder der angegebenen Hürdenställe noch zwei Hürden mehr; sind sie nur acht Fuß lang, so werden noch vier, und wenn ihre Länge nur sieben Fuß beträgt, werden noch sechs Hürden mehr erfordert. Gotthard ist der Meinung, daß man die Sache nicht gar zu genau nehmen müsse, so daß man auf jede gegebene Anzahl von Hürden, mehr oder weniger Schafe nehmen kann. Sollte übrigens die Zahl der Hürden wegen der Gestalt des Stücks nicht auf allen Seiten gleich seyn können, so mache man den Stall um so breiter oder länger, nachdem es die Lage der Sache erfordert. An manchen Orten ist es gebräuchlich, daß einem nach dem Loose nur gewisse bestimmte Nächte der Hürdenschlag zusteht, und man damit doch gern weit reichen und das bestimmte Stück durchdüngen will; man pflegt dann sogenannte Morgenställe zu machen, das heißt, die Hürden gegen Morgen weiter

zu schlagen oder fortzurücken, und dann die Schafe so lange darin zu lassen, bis sie auf die Weide getrieben werden.

Bei Regenwetter müssen die Schafe entweder in die Stallungen oder in die Sommerschuppen eingetrieben werden; denn obgleich der warme nicht anhaltende Regen der Gesundheit der Merinos nicht schadet, so leiden doch die guten Eigenschaften derselben in Hinsicht der Wolle darunter. In Spanien empfinden die Merinos durch das Hürden in der schönen Jahreszeit gar keinen Nachtheil, das heißt, wenn der anzupferchende Boden trocken ist; welche Trockenheit man auch daselbst antrifft, da die Witterung in diesem Lande sehr beständig ist, und es, außer der Winterszeit, selten regnet. Die ganze Herde wird zu diesem Zwecke mit einem Garne oder Lattenwerke umfaßt. Von anhaltender naßkalter Witterung erhalten die Merinos gewöhnlich den Schnupfen, wovor man sie zu beschützen suchen muß, welches am besten durch das Nichthürden geschieht.

Nach Petri darf man zur Gewinnung eines guten Getreidebodens weder zu wenig, noch zu viel pferchen, indem man im ersten Falle zu wenig Wirkung an den Früchten spüren und im andern Falle Lagerkorn erzielen würde. Der Mißcredit, worin man das Hürden ohne Unterschied gebracht hat, soll meistens durch die Faulheit und Nachlässigkeit der Schäfer verursacht worden seyn, denen diese Arbeit nicht gefällt. Die Thiere setzen ihren Auswurf aller Art hier ab, und dieser Dünger, sobald er unvorzüglich nach dem Hürden eingearbeitet oder der frisch gepferchte Boden mit der Hacke eingehackt wird, soll von dem Stalldünger in seiner Wirkung nicht übertroffen werden. Das Beispiel vieler Länder, die im Rufe der Kenntniß des Ackerbaues und der Schafzucht stehen, sprechen für das

Hürden, z. B. England, Frankreich, Spanien, die Rheinpfalz ꝛc. Man rechnet, daß 1000 Schafe in einer Nacht eine mittlere, und 1500 Stücke eine starke Düngung auf ein Drittel-Joch geben. Die Gründe für und wider den Hürdenschlag, die theils schon aus dem oben Angeführten hervorgehen, sind nun im Zusammenhange folgende:

Gründe für den Hürdenschlag. 1) Kommt der Schafmist gleich ohne große Mühe des Eigenthümers auf den Acker und braucht nicht erst dahin gefahren zu werden.

2) Kann man durch den Hürdenschlag auch solche Aecker düngen, zu denen man wegen der Lage mit dem Fuhrwerke nicht kommen kann, wie auch schon oben angeführt worden.

3) Erspart man dabei die Arbeiter oder Taglöhner, die den Mist sonst auf den Acker streuen oder ausbreiten müssen.

4) Sind die Schafe bei dem Hürdenschlage des Morgens ihrer Weide gleich näher und brauchen nicht erst durch einen weiten ermüdenden Gang dahin getrieben zu werden, auch können sie gegen Abend länger auf der Weide bleiben.

5) Können die Schafe bei dem Hürdenschlage auf den Gränzen durchgehütet werden, da solche sonst die Nachbarn betreiben.

6) Wird der Acker hierbei nicht durch Unkraut verunreiniget, da hingegen durch den Stallmist der Same von den verschiedenen Unkräutern mit auf die Aecker gefahren, und so dem Boden mitgetheilt wird.

Gründe gegen den Hürdenschlag. 1) Hat der Eigenthümer der Schafe bei dem Hürdenschlage nicht den Nutzen von seinem Vieh, den er beim Nachhausetreiben desselben haben würde; denn er muß die Excremente seiner Thiere den Aeckern sei-

ner Nachbarn zukommen lassen, vorausgesetzt, daß die Herde den einzelnen Gliedern einer Gemeinde gehört. Wenn die Herde einem einzelnen Gutsbesitzer zugehört und dieser den Hürdenschlag bloß auf seine eigenen Aecker anwendet, da fällt dieser Einwurf weg.

2) Haben die Schafe bei dieser Art der Fütterung nicht nur, wie überhaupt das Ungemach der Tagswitterung, sondern auch jenes der Nacht auszustehen; denn sie sind da dem Winde, Gewittern, Hagel ꝛc. ausgesetzt.

3) Sind da, wo auch der Hürdenschlag in den Mittagsstunden Platz greift, die Thiere sehr der drückenden Sonnenhitze ausgesetzt, indem sie auf diesen Fall nicht unter den wohlthätigen Schatten der Bäume getrieben werden können.

Ein Mehreres über den Weidegang, über die Sommer- und Winterstallfütterung und über den Hürdenschlag der Schafe, in den verschiedenen Ländern Europas, siehe auch oben, unter: Geschichte der Veredlung der Schafe in Europa, S. 619 u. f. nach.

Die Schäferey.

Unter dem Namen Schäferey versteht man die Wohnung des Schäfers, die Stallungen für das Vieh und die Behältnisse für die Geräthschaften desselben, und dann auch die nöthigen Wirthschaftsgebäude zur Unterbringung der Futtervorräthe und der Feldfrüchte. Alle diese Gegenstände müssen so eingerichtet seyn, daß sie dem Zwecke ihrer Bestimmung genau entsprechen.

Der Schafstall.

Bei der Schafzucht verdienen die Ställe nebst den darin angebrachten Raufen und Krippen die

größte Aufmerksamkeit eines jeden Landwirthes. Die ersteren haben einen großen Einfluß auf die Gesundheit der Schafe, und von der Beschaffenheit und Einrichtung der letzteren hängt der größere oder mindere Werth der Wolle in Beziehung auf ihre Verarbeitung ab. Daß die Schafe geräumige, durchaus luftige und vieles Licht zulassende Ställe haben müssen, und daß dagegen die Temperatur nur sehr geringe zu seyn braucht, haben denkende und beobachtende Oekonome jetzt zur Genüge eingesehen; denn reine unverdorbene Luft ist das Element der Schafe, die halbe Fütterung und die halbe Arzeney, sagt Petri. Die Eigenschaften eines guten Schafstalles sind daher folgende: Er muß, nebst einem sehr trockenen Grunde und einer freien Lage, hinlänglichen Raum für die Schafe erhalten, und innerhalb wenigsten zwölf, besser aber vierzehn Fuß Höhe im Lichten haben. Die Größe und Breite desselben richtet sich nach der Zahl der Schafe und ihrer Größe. Man rechnet auf ein mittleres Mutterschaf mit Inbegriff des Lammes 8 bis 9 Fuß Raum, und für ein Stück geltes Vieh einen Fuß weniger. Bei diesem Maaße erübriget man den hinlänglichen Raum für die Raufen und Krippen. In Sachsen rechnet man auf jedes Schaf, mit Inbegriff der Krippen und Raufen, 4 Sächsische Quadrat-Ellen. Hastfer rechnet auf jedes Schaf drei Ellen im Quadrat und in einer Anmerkung wird gesagt, daß ein Stall, der 30 Ellen lang und 15 Ellen breit ist, für 150 Schafe, Widder und Lämmer mitgerechnet, ganz hinlänglich sei. Ein Stall von 10 Ellen im Quadrat ist für 30 Schafe hinlänglich. Giebt man den Schafen zu viel Raum, so ist dieses im Sommer zwar zuträglich, im Winter aber leiden die Lämmer dadurch von der Kälte. Er muß ferner Fenster und große Thore an der Südseite ha

ben, die außer der Kälte gar nicht, oder nur mit Gitterthüren verschlossen werden. Der Boden über den Balken muß dicht geschlossen seyn, damit der Dunst sich weder in das darauf gebrachte Futter ziehe, noch der Unrath von diesem den Schafen auf den Pelz fallen kann. In finsteren, dumpfigen, und engen Ställen, die man den Schafen aus Besorgniß der Erkältung sonst gegeben hatte, hat man die übelsten Folgen auf die Gesundheit und die Wolle dieser Thiere erfahren. Auch hinlängliche Oeffnungen sind den Schafställen höchst nöthig, damit das Licht gehörig einfallen kann, welches vorzüglich bei der Entwickelung der Lämmer von besonderer Wirkung ist; aber auch auf die Schafe und deren Wolle ist es von besonderer Wichtigkeit; denn die Krankheit, die man gewöhnlich Lungensucht zu nennen pflegt, entspringt daher. Ein Stall, der vorzüglich an der Morgen- und Abendseite mit vielen Fenstern versehen ist, kann daher jederzeit von üblen Dünsten gereiniget werden. Auf der Winterseite pflegt man nur kleine Fenster anzulegen, um der Luft im Sommer einen Durchzug zu gewähren. Am besten sind Fenster von etwa drei Quadrat-Schuhen, die ungefähr fünf Fuß weit auseinander in die Mauern gebrochen sind, sie müssen die obersten Luftlöcher ausmachen; die mittlern und die untersten Luftlöcher müssen in langen, oder schmalen Oeffnungen bestehen, deren Länge vertikal ist; von aussen müssen sie zwei bis drei Zoll Oeffnungen haben, und sich allmählig bis ins Innere des Stalles erweitern. Letztere Einrichtung hat einen doppelten Zweck, die Stärke des Luftstromes, ehe derselbe in den Stall hineinkömmt, zu schwächen, und dann mehreren Schafen den Vortheil zu verschaffen, daß sie zugleich den Genuß der eindringenden frischen Luft haben können, wenn sie sich an diese Oeffnungen stellen.

Obgleich die Temperatur in den Schafställen, wie schon oben angeführt worden, nur sehr geringe zu seyn braucht, so muß man doch in der Lammzeit suchen das Eindringen des Frostes, so viel ohne Sperrung der Luft möglich ist, zu verhüten, oder doch einen Platz, wohin man die neugebornen Lämmer bringt, bis sie trocken geworden sind, über dem Gefrirpunkte zu erhalten; sonst soll eine Temperatur beträchtlich unter dem Gefrierpunkte den gut genährten, einschürigen Schafen ganz unschädlich seyn, wenn sie nämlich, nach Thaer, fortdauernd kühl und luftig und nicht in einem Schwitzkasten erhalten worden, weil im letzten Falle ihnen die plötzliche Einwirkung der Kälte nachtheilig ist, besonders wenn sie aus den warmen, stark mit Ausdünstungen beladenen Ställen in eine weit kältere Luft kommen, als sie im Stalle gewohnt waren. Petri bestimmt die Temperatur auf 8 bis 10 Grad Reaumür. Uebrigens haben auch schon die älteren Schriftsteller, die über die Schafzucht geschrieben, nur einen mäßigen Wärmegrad in den Ställen des Winters angerathen. Hastfer sagt über diesen Punkt:

„Man wird sich wundern, wenn ich sage, daß ein Schafstall auch im kältesten Winter die Wärme abhalten muß. Es scheint zwar, daß man selbige den Schafen vergönnen könnte, wenn sie nicht so stark ist, wie in einer Badstube; allein die Mittelstraße ist die beste. Wir können die Schafe von einer schädlichen Kälte befreien, ohne dazu eine schädliche Wärme zu gebrauchen. So lange die Schafe im Stalle bleiben, haben sie zwar keine Empfindung von einer starken Wärme; allein das Uebel setzt sich unter der Zeit in ihren Magen und in ihre Leiber, und greift sie desto nachdrücklicher an, wenn sie den folgenden Winter ausgetrieben werden, da so viele gute Schafe alsdann ihr Leben

einbüßen müssen. Es muß also der Wahn hinwegfallen, daß, je wärmer der Schafstall ist, es desto besser den Schafen sei; vielmehr muß es im Schafstalle wirklich mehr kalt, als warm seyn, ausgenommen zur Zeit des Lammens, um welche Zeit man gar keine Kälte in den Schafstall hinein lassen muß, und weil dieses nicht länger, als drei bis vier Wochen dauert, und das Lammen um die Zeit des Jahres angeht, da die größte Kälte sich schon meistens gelegt hat, so haben die Schafe keinen Schaden davon. Die übermäßige Wärme im Schafstalle wird theils vom Gedränge, theils vom Mangel der gesunden Luft verursacht. Wenn die Schafe zu enge bei einander stehen, schwitzen sie zu stark, daher je weiter und räumlicher der Stall ist, desto besser gedeihen sie. Je niedriger der Stall, oder je kürzer die Höhe zwischen dem Fußboden und dem Dache ist, desto wärmer ist es darin; denn die heiße Ausdünstung der Schafe hat nicht Raum genug, wo sie hinauf steigen kann, sie fällt immer herunter, beschweret die Lungen der Schafe und öffnet die Schweißlöcher zu stark, daß sie überflüssig schwitzen und ausdünsten. Es muß also bei Erbauung eines Schafstalles sowohl die Höhe, als die Weite in Acht genommen werden, um der übermäßigen Wärme vorbeugen zu können."

Dieser Schriftsteller sagt ferner: „Die Wärme muß in dem Schafstalle beständig wie eine recht kühle Sommerluft seyn oder wie sie an hellen Herbsttagen zu seyn pflegt."

Auch unsere neueren landwirthschaftlichen Schriftsteller, die über die Schafzucht geschrieben, haben Hastfer's und anderer Schriftsteller Rathschläge und aufgestellte Theorien in dieser Hinsicht treulich genutzt. Was die Construction der Ställe ꝛc. anbetrifft, s. Schafstall.

Was die Raufen anbetrifft, so sind diese ein wesentliches Bedürfniß in einem Schafstalle, und die alte Methode, das Futter den Schafen auf der Erde vorzuwerfen, wodurch es verunreiniget und verwüstet wird, ist jetzt allgemein als nahtheilig anerkannt worden. Die Form dieser Raufen ist mannigfaltig; Thaer hält folgende Construction für die zweckmäßigste, welche die Forderungen, die man an solche zu machen hat, am besten erfüllt. Auf drei untergesetzten Böcken ruhet ein Brett von etwa 16 Zoll Breite, welches mit einer zwei Zoll hohen Leiste eingefaßt ist. Dieses Brett dient zum Auffangen des darauffallenden Heusames, und um Körner oder Wurzelwerk darauf zu verfüttern. Auf dieses Brett, werden die doppelten mit einander verbundenen Raufen gesetzt. Diese stehen unten ungefähr 12 Zoll, oben aber nur 9 Zoll auseinander, so daß sie sich schräg nach innen neigen, daß also bei dem Herausziehen des Futters den Schafen nichts in den Pelz falle, und sie bei dieser Stellung auch nicht eins dem andern über den Kopf wegfressen, noch weniger aber auf die Raufen aufspringen und darauf herumlaufen können, was bei den oben weiter abstehenden Raufen nur durch übergelegte Deckel zu verhindern ist. Diese doppelte Raufe kann nun in die Höhe gehoben und mittelst der auf jeder Seite stehenden Pfosten erhalten werden. An diese wird nämlich die Raufe mittelst durchgestochener Pflöcke aufgehangen, so daß sie genugsam über das untere Brett oder Krippe erhoben wird, wenn darauf Körner oder Wurzelwerk gegeben werden soll. Man kann diese Raufen mit ihrem Gestelle bis auf die feststehenden Pfosten wegnehmen, wenn ausgemistet werden soll; oder man kann sie höher stellen, wenn der Mist sich auf dem Boden anhäuft.

Eine zweite sehr vortheilhafte Einrichtung der

Raufen und Krippen gegen die Verunreinigung der Schafwolle durch das Rauchfutter, und gegen den Verlust der noch im Stroh befindlichen Körner bei der Fütterung, rührt von dem Grafen von Magni in Schlesien her. Diese Art Raufen und Krippen Fig. 7873, 7874, und 7875, wovon Leonhardi eine Beschreibung liefert, *) können mit großer Bequemlichkeit und Leichtigkeit, sowohl an den Wänden, als auch in der Mitte des Stalles, wenn es nöthig seyn sollte, angebracht werden; man befestiget sie an geraden in die Höhe laufenden drei zölligen Säulen; diese Säulen muß man auch an den Wänden herumlaufen lassen, wenn dieselben ganz steinern sind; bestehen sie aber aus Fachwerk, so kann man an den Wänden diese Säulen ersparen und braucht sie bloß zu den mittelsten Futterreihen im Stalle. Bei diesen mittleren Reihen ist es nicht nur eine große Ersparniß, sondern es verhindert auch alle Verunreinigung und Verstreuung des Futters noch besser, wenn nach Fig. 7875 zwei Raufen und Krippen neben einander angebracht werden. Die Aufstellung der Krippe bei einem mistleeren Stalle geschieht in einer Höhe von einem Fuße, und unmittelbar auf die Kanten der Krippe kommt die Raufe, und wird also in einer Höhe von anderthalb Fuß stehen. Hat man eine große Schafrace, so wird die Krippe in dieser Beziehung nur auf diese Größe 2, 3 und 4 Zoll höher gestellt, und die Raufe wird dann jedesmal die richtige und zweckmäßige Höhe haben. Da zur leichtern Hoch- und Niedrigstellung der Krippen und Raufen in den Säulen b alle zwölf Zoll sich eiserne Haken, Fig. 1873, 7874 und 7875, in o befinden, so können die Krippen und Raufen des Grafen von Magni leicht bei anwachsendem

*) Journal der theoretischen Oekonomie. Jahrgang, 1800.

Miste erhöhet werden. Ueberhaupt ist es bequemer und besser für das Schafvieh, wenn die Krippen und Raufen bloß an den Wänden herumlaufen, indem die Schafe mehr Raum zu ihrer Bewegung behalten; auch stehen sie in dergleichen Ställe nicht so warm, drücken und drängen sich nicht beim Liegen und werden weit weniger in Schweiß gerathen, wodurch ihre Gesundheit weit dauerhafter bleibt, und die Stallluft nicht so geschwind verdorben wird. Sollte es aber wegen der Kleinheit des Stalles nicht möglich seyn, bloß mit den an den Wänden herumlaufenden Krippen auszukommen, und man müßte dergleichen in der Mitte anlegen, so ist dann zur besseren Erhaltung der Gesundheit des Schafviehes nöthig, im Winter alle zwei Tage die Dunströhren und Fenster zu öffnen, damit die verdorbene Luft herausziehet und durch gesunde, frische Luft ersetzt wird. Die Einrichtung dieser Art Krippen und Raufen ist folgende: Fig. 7873 zeigt die Krippe und Raufe, nach der vordern Ansicht, wie an der Wand a die Säulen und Riegel b befestiget werden, und mit welchen die Raufe c, und die unter derselben befindlichen Krippe d verbunden und durch eiserne Hacken, wie in Fig. 7873, 74 und 75 in o zu sehen, angemacht sind. Die Raufe e sitzt auf der Vorderseite der Krippe d oben auf der Kante e dicht und senkrecht auf, und läuft an den Säulen entweder in ein Paar Ringen, oder, welches besser ist, in einem Haken in f auf und niederwärts. Zum Befestigen der aufgezogenen Raufe, Fig. 7873, 7874 und 7875, dient die aufgezogene Raufe selbst, Fig. 7874 m; sie wird theils durch die kurz gehängte Kette, theils durch einige in den Riegeln so angebrachte Wirbel, Haken, Stricke oder anderes Bindewerk angeheftet und dadurch der innere Krippenraum, Fig. 7847 n, zum Ausfressen der hineingefallenen

Samenkörner für die Schafe frei. Damit nun die Schafe weder durch das in die Raufe gesteckte Futter h sich die Wolle verunreinigen, noch von oben und von den Seiten in die Raufe hineinsteigen und hineinkriechen können, sind die Raufen oben in i mit einem beweglichen Brette, Fig. 7875 i, an den Stirnwänden k aber entweder mit dichten Sprossen oder mit Brettern versehen. Die oberen Bretter sind deswegen beweglich und können an die Riegel angeheftet werden, um beim Einstecken des Futters in die Raufen nicht im Wege zu seyn. Der dicht auf der Krippe liegende oder untere Theil der Raufe hat hingegen bei l anstatt des obern Brettes von der Rückseite nach vorne zu enge quer überlaufende Sprossen, damit kein Stroh, sondern nur die in demselben beim Dreschen zurückgebliebenen Körner und das Heugesäme in die Krippe fallen kann, welche überhaupt zur Salzfütterung, Kastanienfütterung, Schrotfütterung ꝛc. dient. In Gegenden, wo das Eichenholz einheimisch ist, macht man die Krippen aus einem Zoll starken Pfosten; sonst aber aus $1\frac{1}{2}$ Zoll starken Nadelpfosten. Wenn die Schafe die Raufen ausgefressen haben, so zieht man dieselben vermittelst der Kette g auf, wie in Fig. 7874 m gezeigt worden, und die Schafe können dann alle Körner aus der Krippe in n bequem fressen. In Fig. 7875 hat man auf der einen Seite das Brett an der Stirnwand k weggelassen, damit die Einrichtung der untern, querlaufenden Sprossen l deutlicher eingesehen werden kann, wozu auch Fig. 7876 gute Dienste leistet. Wegen des in Schafställen sich sehr bald und stark anhäufenden Mistes dürfen die Krippen und Raufen nicht mit nietfesten Haken in o, Fig. 7873, 7874 und 7875, angemacht werden, sondern man muß sich anstatt derselben entweder der Schrauben-

haken, oder bloß eingeschlagener Ringe mit Vorsteckern bedienen, und dergleichen an den Säulen von den obern Krippen- und Raufenseiten an, immer in der oben bereits angezeigten Entfernung anbringen, damit der Schäfer die Krippen und Raufen in gleichen Graden mit dem zunehmenden Dünger ohne viele Mühe erhöhen kann. Bei der ersten Einrichtung dieser so nothwendigen, als nützlichen Veränderung der Raufenfütterung können jedesmal die vorhandenen Raufen gebraucht werden, nur passen die gewöhnlichen Schafkrippen dazu selten; sie müssen größtentheils neue Boden bekommen. Diese Krippen haben noch überdieß den Vorzug vor den auf Füßen feststehenden oder vor den in manchen Ställen gar an Strängen hängenden, daß die Schafe keinen Schaden nehmen können; denn die auf Füßen stehenden Krippen werden oft von den alten Schafen beim Drängen zum Fressen umgeworfen, und dabei oft die schwächern Schafe, besonders aber die Lämmer stark beschädiget. Die in der Luft an Leinen hängenden sind hingegen zum Fressen selbst unbequem, und wenn die Schafe hineinspringen, wie dies oft geschieht, so nehmen viele dann beim Herausspringen Schaden. Diesen Uebeln beugt man bei oben beschriebenen Krippen oder Raufen vor.

Ueber die Raufen im allgemeinen bemerke man Folgendes:

1) Müssen die Sprossen der Raufen nicht eckig, sondern rund seyn, weil sich die Schafe nach dem Heue sehr hineinpressen und sich daher bei den viereckigen Sprossen wund reiben, so daß ein Schorf entsteht, der, da er wegen des steten Reibens an den scharfen Sprossen immer im Heilen aufgehalten wird, zuletzt krebsartig werden kann. Runde abgeschälte, mäßig dicke Stäbe von Haseln oder Weiden sind am besten zu gebrauchen. Die Spros-

sen müssen nicht weiter, als 3 Zoll von einander abstehen, stehen sie weiter von einander, so fällt das feine Heu, welches meistens das beste für die Schafe ist, durch die Sprossen; auch durchwühlen sie es zu sehr, wenn sie mit den Köpfen zu weit hinein kommen können.

2) Müssen die Kanten des Brettes als auch die Latte, welche sich vorn an manchen Raufen befindet, abgerundet werden, weil sich sonst die andrängenden Schafe vorn an der Brust oder am Halse die Wolle abreiben, welches nicht nur häßlich aussieht, sondern auch einen Schaden an der Wolle verursacht, besonders da der kahle Fleck sich immer weiter ausbreitet.

3) Müssen die Raufen und Krippen in solcher Höhe angelegt werden, daß die Schafe nicht hineinspringen und das Futter verderben können. Für die Krippen nimmt man gemeiniglich $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch von der Erde an, sind aber die Schafe großer Art, so muß noch etwas zugegeben werden. In manchen Schäfereyen hat man in den Ställen ein Paar Krippen mit Rollen oder Rädern, damit man die Schafe zusammen treiben kann, ohne sie zu jagen, wenn sie nämlich einzeln besehen, geschmiert oder ihnen etwas eingegeben werden soll.

4) Müssen die Raufen und Krippen beweglich seyn, damit man sie erhöhen und erniedrigen kann, wenn man den Mist für einige Zeit auf einander liegen lassen will. Die Raufen müssen aber bei dieser Einrichtung so gut verwahrt seyn, daß sie nicht umfallen und den Schafen Schaden thun können.

5) Werden die Raufen so gestellt, daß die untere Seite etwas weiter von der Wand absteht, als die obere, und die Raufe sich so neige oder schräg sei, wie ein nicht zu steiler Wall zu seyn pflegt.

6) Wenn die Raufen nicht in der Mitte, son-

dern an den Wänden des Stalles herumgehen, so macht diese! vergrößerte Strecke dem Viehe nicht nur um so mehr Raum und Bequemlichkeit, sich zu verbreiten, ohne sich zu drücken, sondern man kann auch das feine Schafheu, ohne daß viel beim Umhertragen davon verstreuet wird, auflegen. Man darf nur in den Ecken des Heubodens über den Schafstall eine aus Brettern zusammengeschlagene viereckige Röhre einrichten, die von der Höhe einer Elle von der Raufe abstehet, aber gerade auf sie zugerichtet ist. Oben, nach dem Heuboden zu, muß sie immer weiter werden, damit viel Heu von oben hineingeworfen werden kann, und unten muß ein Fallthürchen seyn. Statt der Bretter können auch Latten in gleicher Form, welche aber nicht weit von einander stehen müssen, genommen werden, und zwar so, daß diese Lattenröhre ein längliches Viereck vorstellt, daß Alles, was auf den Seiten und vorn durchfallen kann, in die Raufe hinein und nicht darüber fällt. Oeffnet man nun das Fallthürchen, so wird das nach und nach zum Herunterfallen gebrachte Heu armweise, und zwar immer längst und über die Raufen hingetragen und ausgetheilt, so daß fast kein Halm verloren gehen kann. Wenn sich das Heu in der Röhre stopfen sollte, so muß man einen Haken zur Hand haben, der durch die Latten hindurchgreift, und das Heu zum Vorrücken befördert. Ein Mehreres über die Raufen der Schafe, s. auch oben, S. 184, und unter Raufe, Th. 121, S. 145 u. f.

Der Vorhof.

Ein trockner, mit Bäumen und einer Mauer hoch umgebener, geräumiger Vorhof ist wesentlich nothwendig zur Gesundheit der Schafe. Man läßt sie darein während des Futterns, Tränkens und Salzgebens, und im Sommer, wenn die Stallungen nicht Fenster und Luftzüge genug

haben, läßt man sie darin des Nachts zubringen. Ein solcher Vorhof leistet auch in der Begattungsperiode sehr wichtige Dienste, wo dieser Aktus hier mehr unter Aufsicht bei den edlen Racen geschehen kann. Uebrigens muß derselbe, wie der Schafstall, eine trockne, abhängige Lage haben, damit er jederzeit reinlich und trocken erhalten werden kann, wodurch zugleich manche Klauen- und anderen Krankheiten vorgebeugt wird. Die Düngerstätte muß sich im Mittelpunkte des Hofes befinden. Petri schlägt noch vor, unmittelbar an die Stallung einen geräumigen Weidegarten anzulegen, welcher, mit Obstbäumen besetzt, zu allerlei Absonderungen, z. B. für einen Spital-, Spring- und Schurgarten, und selbst bei Feuersbrünsten nützliche Dienste leisten kann. Eine besondere gute Einrichtung auf den Vorhöfen ist, nach dem Herrn Herzoge von Hollstein Beck, die Errichtung eines in der Mitte von einer Giebelseite zur andern durchbrochnen Stalles, dessen eine nördliche Hälfte mit Wänden umgeben, dessen andere südliche aber nur auf Pfeilern ruht, und an drei Seiten offen ist. Beide stehen durch ein oder mehrere Thore in Kommunikation, und die Schafe können sich in den verschlossenen oder offenen Theil hinbegeben, wie sie wollen; bei milder Witterung werden sie in dem offenen gefüttert. Diese Einrichtung hat nur das wider sich, sagt der Herr Staatsrath Thaer, daß das Gebälk und der Boden doppelt so groß, als bei einem einfachen Stalle seyn muß, folglich kostbar ist. Auch der Herr Professor Sturm in Jena hat den Vorschlag gethan, nur an der Nordseite eine volle Wand aufzuführen, an der andern Seite aber nur Pfeiler, zwischen welchen Bretter nach Gefallen eingeschoben und herausgenommen werden können, um den Stall nach Gefallen mehr oder weniger zu verschließen, oder zum

offnen Schuppen zu machen; s. auch oben, Sommerschuppen, S. 165.

Viele Landwirthe haben auch in unserem Klima nach dem Beispiele der Engländer, Versuche gemacht, die Schafe entweder ganz im Freien, in unbedeckten Hürden, oder unter bedachten, aber an den Seiten offenen Schuppen, wie oben angeführt worden, durchzuwintern; allein der Erfolg ist nicht ganz günstig ausgefallen, wie auch zu erwarten stand, weil die Englischen Racen von den unsrigen abweichen. Die Oekonomen, die diese Versuche machten, führen dafür den allgemeinen Gebrauch in England und Schottland an, wo man nicht daran denkt, ein Schaf im Winter in den Stall zu nehmen, so wenig bei den eingebornen Racen, als bei den eingeführten Merinos. Thaer sagt: „Was man darauf in Rücksicht des wärmeren Englischen Klimas erwiedert, hat in der That keinen Grund; denn dieses findet nur in dem südlichen und westlichen Theile Englands, keinesweges im nördlichen und östlichen, und noch weniger in Schottland Statt. Und wo auch das Klima in der Regel milder ist, da steigt doch die Kälte in einzelnen Jahren zu einer selbst bei uns ungewöhnlichen Höhe von 21 Grad unter 0, wie in den Wintern von 1788 und 1794, *) wo ich demnach nirgends Bemerkungen über den unmittelbaren nachtheiligen Einfluß der Kälte auf die Schafe selbst, wohl aber über den mittelbaren, durch das Erfrieren der Turnips auf dem Felde gefunden habe. Von den Schafen dagegen, die in dem Schottischen Hochlande, so wie in Schweden und Norwegen, im halbwilden Zustande den Winter, selbst ohne gefüttert zu werden, aushalten, kann man für unsere Schafe keine Regel hernehmen, weil es gan

*) Hiermit kann man in unserem Klima die Kält in den Jahren 1819 — 20, 1820 — 21 und 1822 bis 23 vergleichen.

verschiedene Racen sind. Bei der Englischen Schafhaltung muß man aber wohl erwägen, daß hier überall keine Einsperrung statt finde, sondern daß die Schafe entweder auf den befriedigten Koppeln frei herumlaufen und daselbst gefüttert werden, oder auf den Hof kommen und offene Schuppen finden, um sich nach Gefallen zu verbergen; eine Einrichtung, die nach unsern Wirthschaftsverhältnissen durchaus nicht Statt finden kann. Diese beständige freie Bewegung wirkt aber dem nachtheiligen Einflusse der Witterung entgegen, und erhält die vollen Kräfte der Natur."

Nach Petri sind die offenen Winterstätte zur Schafzucht in unserem Klima nur ein Hirngespinst, und sollen sich nicht einmal mit einer gesunden Theorie vertragen; indessen sagt er gleich darauf: „Gegen die Möglichkeit dieser Durchwinterung in offenen Schuppen und Stallungen, läßt sich wohl, wie dies Ungarn beweiset, nichts sagen; aber der Effect davon für feinwolligere Schafe kann nie entsprechend ausfallen, wenn man auch keinen Sinn für andere Rücksichten haben will, z. B. daß eine ungemein verschwenderische Einstreuung des Schafhofes, bei Regen und Schnee erforderlich ist; daß die Gesundheit dieser Thiere bei Regengüssen, bei heftigem Froste und Schneewehen außerordentlich gefährdet wird, daß wegen Unverläßlichkeit der Witterung durch Bewegung, Schneewehen, Gefrieren des Futters, ein zweifach größeres Quantum desselben zum Lebensunterhalt der Schafe erforderlich ist, als wenn diese Thiere in zweckmäßigen Stallungen gepflegt werden können; daß der elende Strohmist in seiner Qualität keinen Vergleich aushält gegen den Stallmist ꝛc."

Uebrigens sind auch in unserem Klima glückliche Versuche mit der Durchwinterung der Schafe

in offenen Schuppen oder in Hürden, die nur an den kältesten Seiten gedeckt waren, angestellt worden. Besonders hat ein Herr von Trembicki zu Lomna in Warschau hierin Versuche gemacht, welche glückliche Resultate darboten; s. Annalen des Ackerbaues, 1805, I, S. 721. Ein neuer Versuch wird gleichfalls in diesen Annalen 1810, I, S. 450. beschrieben.

Da das Winterfutter der Schafe ein höchst wichtiger Artikel ist, so verdient es auch in Hinsicht der Aufbewahrung eine besondere Beachtung. In vielen Schäfereyen wird darauf wenig Aufmerksamkeit verwendet; allein die Nutzungen dieser Schäfereyen sind dann auch nur sehr geringe und mit denjenigen, in welchen man die Schafe mit gutem Futter besorgt, gar nicht in Vergleichung zu stellen. Wenn das Heu oder sonstige Futter, als Erbsen-, Wicken-, Rocken- ꝛc. Stroh, welches für die Schafe bestimmt worden, gut bleiben und nicht verderben, und dann dem Thiere schädlich werden soll, welches auch für anderes Vieh, als Pferde, Rindvieh ꝛc., gilt, so muß man, wenn hierzu in der Scheune, oder sonst in einem trocknen Schuppen kein Raum vorhanden ist, und dasselbe daher aus Noth über die Viehställe gelegt werden muß, vor allen Dingen Sorge tragen, daß sowohl die Schaf- und Rindviehställe mit guten Decken, welche aus Lehmestrig bestehen können, versehen, und, um mehrerer Reinlichkeit willen, über denselben noch mit Brettern bedeckt werden, damit der Dampf oder vielmehr die Ausdünstung von dem Viehe nicht an das Futter kommen und es verderben könne. Am besten thut man, wenn man Dunströhren in den Ställen anbringt, wie schon von mehreren Schriftstellern vorgeschlagen worden. Durch diese Dunströhren können leicht alle unreine Dünste abgeleitet, und dadurch die Stall-

atmosphäre gereiniget werden. Diese Röhren, welche mit Brettern verschlagen sind, werden von dem Stalle aus, gleich Schornsteine, bis zum Giebel oder Dache hinausgeführt. Man erlangt hierdurch nicht nur den Vortheil, das Futter gut zu erhalten, sondern auch daß das Vieh gesund bleibt. Man sehe ferner auch bei der Aufbewahrung des Futters auf den Stallböden, daß dasselbe nicht ganz nahe an die Dächer zu liegen komme, sondern stets so gelegt werde, daß man einen schmalen Gang um dasselbe herum behalte, damit auch die Feuchtigkeiten des Daches, welche durch Regen und Schnee entstehen, und die besonders bei leichten Ziegeldächern oftmals nicht geringe sind, dem Futter nicht nachtheilig werden, und dasselbe verderben können. Daß ein solches mit Ausdünstungen geschwängertes Futter, dem Viehe sehr nachtheilig ist, führt auch Oehlers an *). Dieser Landwirth sagt von der Aufbewahrung des Heues über den Schafställen folgendes: „Ist dieser Heuboden bloß mit Stangen oder Schwarten (dünnen Brettern) belegt, so dringt der Brodem (Dunst) hinauf in das Futter, und bleibt in selbigem, wodurch nicht nur die Fütterung verdorben und geschmackwidrig, sondern auch der Gesundheit des Viehes, welches dieses verdorbene Futter aus Hunger, und beim Mangel eines bessern genießt, doppelten Schaden zugefügt wird."

Da die Landleute in holzarmen Gegenden selten einen mit Brettern verschlagenen, oder zugespundeten Boden über dem Schafstalle haben können, und sich nur mit Stangen behelfen müssen, so schlägt Germershausen vor, um das Heu gegen die aufsteigenden Stalldünste zu bewahren, auch das einzelne Herunterfallen zu verhüten, recht langes Rockenstroh, ehe das Heu aufgelegt wird, und zwar

*) Leipziger Intelligenzblatt, Jahrg. 1785, S. 416.

je dicker, je besser, über die Stangen auszubreiten. Hierdurch erlangt man, daß nicht nur kein Heu herabfallen, und die Wolle der Schafe verunreinigen, sondern auch, daß keine Ausdünstung aus dem Stalle in das Heu hineindringen kann. Das Stroh muß zu diesem Zwecke recht rein aus gedroschen, oder die Aehren abgehauen seyn, damit die Mäuse keine Nahrung darin finden, und es zerschroten. Ein solcher Strohboden kann viele Jahre liegen; jedoch ist es besser, wenn man es haben kann, und man das Stroh nicht anderweitig nöthiger braucht, das alte Stroh alle Jahre zu erneuern.

Wie sehr dergleichen mit Dünsten angefülltes und dadurch dumpfig und moderig gewordenes Heu den Schafen schädlich ist, beweiset Gaudich durch einige Beispiele. Ein Landwirth benutzte nämlich den mit Stangen ohne weitere Vorkehrungen belegten Raum über seinem Schafstalle, um Heu hinaufzulegen. Aus Nachlässigkeit versäumte er, da er von einem Freunde gewarnt worden war, daß das Futter durch die Ausdünstungen verderben könne, das Heu an einen andern guten, trockenen Ort bringen zu lassen. Das Heu war nun durch die starken Ausdünstungen einer nicht geringen Anzahl Schafe angelaufen und dumpfig geworden; anderes Futter hatte man nicht, und wollte auch vermuthlich das Geld, um anderes Futter zu kaufen, ersparen, und so geschah es denn, daß die Schafe aus Hunger und Noth dieses verdorbene Futter fressen mußten. Die üblen Folgen zeigten sich schon im folgenden Sommer, viele Schafe erkrankten und fielen, und ehe noch der darauf folgende Winter halb zu Ende war, so war die sonst nicht schlechte Schäferey von 800 Stücken bis auf 350 geschmolzen. Diese erhielten sich zwar, allein sie hatten die Munterkeit verloren, und man sah sich genöthiget, auch diese vollends ab-

zuschaffen, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, auch diese noch zu verlieren. Die geretteten 350 Schafe mochten entweder nicht so viel von diesem schlechten Heu gefressen haben, oder sie genossen schon anfangs eine dauerhafte Gesundheit, waren von einer kräftigern Constitution, als die gefallenen. Auch dem oben angeführten Schriftsteller begegnete ein ähnlicher Fall mit verschlemmten Heu, welches er von einer Wiese hauen ließ, die vorher durch Uebertretung eines Flusses überschwemmt worden. Er gebraucht jedoch dabei die Vorsicht, es erst vom Schlamme durch den Regen abspülen, dann trocknen und so nach Hause schaffen zu lassen. Ferner wandte derselbe die Kosten daran, und ließ das ganze Heu dreschen, damit der noch daran befindliche Schmutz abgehen sollte; allein bei aller Vorsicht und Arbeit war es nicht möglich, den daran sitzenden Schlamm, der wie angeleimt war, davon loszubringen. Dieses Heu wurde nun an einem sehr trocknen Orte aufbewahrt, aber nicht den Schafen auf den Winter gegeben. Im darauf folgenden Herbste wurden 150 Stück Schafe von verschiedenen Gattungen ausgemärzt, und diese sollten nun mit dem verschlemmt gewesenen Heue fett gemacht werden, um sie dann nach und nach an die Fleischer zu verkaufen. Dieses wurde nun auch ins Werk gesetzt; allein die Schafe wollten weder fett werden, noch zum Theil recht fressen, und ehe der Winter zu Ende ging, waren an zwanzig Stück gefallen. —

Verrichtungen bei der Sommer- und Winterstallfütterung.

Vom Ausmisten.

Das Ausmisten der Schafställe ist höchst wichtig, da von der Reinlichkeit der Ställe, Hürden-

ställe und Schuppen, das Gedeihen des Viehes mit abhängt. Viele Landwirthe sind der Meinung, daß wenn der Mist ungefähr alle Vierteljahre einmal herausgeschafft würde, es genug sei; allein dieses ist nur der längste Aufschub, den man gestatten darf, und dieses nur in solchen Ställen, die groß, geräumig und mit hinlänglichen Luftdurchzügen versehen sind, wo dieses aber nicht der Fall ist, wo die Ställe niedrig, düster und verbaut sind, da muß das Ausmisten, Fegen und Säubern der Ställe öfter geschehen.

Von der Streu.

Je öfter man dem Viehe frisches Stroh giebt, und je fleißiger man den Mist aus dem Stalle schafft, desto größer wird die Quantität des Düngers, den man gewinnt, und desto reinlicher befinden sich die Schafe. Wer am öftersten wechselt, thut es wenigstens alle vier Tage. Jedoch ist hierzu auch ein hinlänglicher Vorrath nöthig, den man freilich nicht überall antrifft. Uebrigens ist bekannt, daß frisches Futter flüssigere Excremente und eine größere Quantität Harn erzeugt, und daß man dabei öfter Stroh geben muß, als wenn die Schafe mit dürrem gefüttert werden.

Vom Winter- und Sommereinzählen der Schafe ꝛc.

Bei ordentlichen Schäfereyen ist es nothwendig, daß die Schafe, so wie sie in die Winterfütterungen gebracht werden sollen, vorher eingezählt werden. Diese Einzählung ist auf mancherlei Art nothwendig und nützlich. Erstens pflegen die Schäfer an vielen Orten, zu Michaelis abzuziehen; zweitens wird alles Vieh, ohne Unterschied, besichtiget, und was man als untauglich zur Zucht findet, es sei jung oder alt, wird dann ausgemärzt, damit man das

ohnehin rare Winterfutter nicht an solche Schafe verschwende, welche vielleicht gegen Ausgang des Winters oder im Frühlinge Abschied nehmen; drittens, daß man genau wisse, wie stark die Schäferey sei, um hiernach seine Winterfütterung einzurichten; viertens, damit man auch sehe, ob die Schäfer oder Schafknechte nicht fremdes Vieh mit unter der Herde haben, und dieses ohne der Herrschaft Wissen und Willen im Futter erhalten, und den Gewinn davon ziehen, und fünftens geschieht diese Einzählung auch darum gegen Michaelis, weil jetzt die Mutterschafe erst besprungen worden, mithin noch recht hochtragend sind, und ihnen daher durch das Hin- und Herheben nicht leicht Schaden zugefügt werden kann. Das Einzählen geschieht auf folgende Weise: Für jede Gattung Schafe muß der Schäfer einen besonderen Hürdenstall machen, und dann wird jede Gattung in Gegenwart der Herrschaft oder des Verwalters hergezählt, und dieser sieht dann in seinem darüber gehaltenen Verzeichnisse nach, ob auch die Gattung richtig zutrifft. Fehlt etwas daran, so wird der Schäfer sogleich zur Verantwortung gezogen, und er muß das Fehlende entweder von dem Seinigen ersetzen oder mit Geld vergüten Das gezählte Vieh trägt der Verwalter in sein Verzeichniß ein und dem Schäfer wird die Summe auf ein Kerbholz geschnitten. Während des Zählens wird auch zugleich untersucht, ob das herrschaftliche Zeichen an den Schafen richtig ist; dann ob ein Schaf schlechte Wolle hat, oder an den Augen einen kranken Zustand des Körpers verräth, oder sonst einen Mangel hat, welcher dasselbe zum Einwintern untauglich macht; es wird dann sogleich ausgemärzt und von der Herde entfernt.

Auf verschiedenen Schäfereyen wird das herrschaftliche Vieh auf eine oder die andere Art ge-

zeichnet, entweder mit einem Eisen an den Ohren, oder es wird ein Schlitz darein gemacht, oder ein Stückchen vom Ohre weggeschnitten, s. auch oben, unter Zeichnen der Schafe, S. 102 u. f.; Gaudich verwirft alle diese Zeichnungen, indem sie nicht hinreichend sind den Betrug abzuhalten, da sie alle nachgemacht werden können. Nach diesem Schriftsteller soll man gar keine machen, sondern die Ohren ganz lassen; denn wenn der Schäfer ein Betrüger ist und alle Zeichen leicht nachmachen kann, so kann er doch den Schafen keine ganzen Ohren machen. Das Vieh des Schäfers und das der Knechte muß aber gezeichnet werden, welches entweder beim Anzuge, oder etwa wenn das junge Vieh gehammelt wird geschieht, indem man ein Stückchen vom Ohre wegschneidet, wie auch schon oben, S. 104, angeführt worden.

An demselben Tage, wo das herrschaftliche Vieh im Winter eingezählt wird, muß auch das Vieh der Knechte sogleich mitgezählt werden. Auch bei diesem Viehe wird dasselbe in Hinsicht des Einzählens beobachtet, was oben beim herrschaftlichen Viehe angeführt worden, damit man auch hier sogleich übersehen kann, wie viel von jeder Sorte des Gesindeviehes eingewintert werde; auch hier werden die verschiedenen Gattungen von dem Verwalter in sein Verzeichniß eingetragen, und von dem Schäfer auf ein Krebholz geschnitten; s. auch weiter unten.

Es kommt nun auf die Herrschaft an, wie viel Stück von jeder Gattung den Knechten einzuwintern erlaubt wird. Gewöhnlich wird ihnen von jeder Gattung, als von Mutterschafen ein Theil, ein Theil von den Hämmeln und etwa der dritte Theil von den Jährlingen erlaubt. Zum Beispiel, wenn einem Knechte erlaubt ist 30 Stück zu halten, so zählt

derselbe 10 Stück tragende Mutterschafe, 10 Stück Hämmel und Zuchtvieh, und 10 Stück Jungvieh in den Winter mit ein, welches ihm dann auch, den Gattungen nach, unter dem herrschaftlichen Viehe, bei gleichem Futter erhalten wird. Zuweilen werfen die Schäferknechte ihre Hämmel unter die Mutterschafe oder Lämmer, welches sie darum thun, damit diese eher fett werden, mehr Wolle bekommen, und sie beim Verkauf dann auch mehr dafür erhalten können; wenn nun aber das Futter für die Mutterschafe und Lämmer ohnehin knapp ist, so leiden diese, wie natürlich, darunter, weil ihnen diese Schöpse das Futter mit verzehren helfen. Wenn dergleichen Betrügereien nur mit einigen Stücken oder von einem Knechte geschehen, so hat dieses eben nicht viel zu bedeuten; allein sobald der eine Knecht gewahrt, daß dieses sein Nebenknecht thut, so will dieser, und auch die anderen bei einer großen Schäferey den Vortheil bei den Hämmeln genießen, mithin werfen auch die übrigen Knechte diese Gattung Schafe mit unter die herrschaftlichen Mutterschafe oder Lämmer, wodurch diese alsdann bei ihrer guten Fütterung sehr zu kurz kommen, und darunter leiden müssen. Kommt nun hierzu noch, daß der Schafmeister vielleicht selbst dem Gesinde von seinem eigenen Viehe in die Miethe gegeben hat, welches gemeiniglich bei den Schafjungen, die noch kein eigenes Vieh haben, geschieht, so darf der Schäfer den Knechten, um nicht selbst verrathen zu werden, nichts sagen, wenn sie dergleichen Betrügereien machen. Daher kommt es dann auch, daß die Knechte immer besseres und fetteres Brackvieh haben, als ihre Herrschaft, und daß die Schlächter den Knechten ihre Schafe lieber und eher abkaufen, als diejenigen der Herrschaft, und auch besser bezahlen. Diese Betrügerei kann aber ein Verwalter oder Aufseher bald

entdecken, wenn er die Herde auf dem Felde, und die Schafe im Stalle fleißig besucht. Denn die Hämmel sind leichter unter den Mutterschafen zu erkennen, und eben so auch diejenigen mit verschnittenen Ohren, wenn die herrschaftlichen Schafe ganze Ohren haben. Verlangt die Herrschaft, daß ihre Hämmel oder Schöpse, welche ausgebrackt werden sollen, von ihrer Herde genommen und auf bessere Weide unter die Mutterschafe oder Lämmer gebracht und besser gefüttert werden sollen, damit sie eher fett werden, so ist es auch den Knechten erlaubt ihr Brackvieh mit darunter zu thun.

Bei der erwähnten Wintereinzählung der Schafe ist es auch nothwendig, daß der Verwalter in sein Verzeichniß auch die jungen Mutterschafe, welche gelte sind, mit eintrage. Hierzu werden immer die ältesten Mutterschafe, und diejenigen, so wenig und schlechte Wolle tragen, ausgesucht, und diese solchergestalt gelte gebliebenen Schafe werden oftmals bei guter Weide so fett, als die Hämmel. Wenn ferner die Schafknechte bei der Wintereinzählung noch Vieh übrig behalten, welches nicht zur Einwinterung kommt, so muß solches sogleich aus der Schäferey fortgeschafft werden, und damit die Herrschaft oder deren Verwalter sogleich sehen können, ob dergleichen Vieh noch etwa nach der Zeit vorhanden ist, so muß gedachtes Vieh sogleich durch ein besonderes Zeichen mit Pech ꝛc. auf dem Rücken oder der Nase kenntlich gemacht werden. Uebrigens kommt es bloß auf den guten Willen der Herrschaft an, wie lange das ausgebrackte Vieh der Schäfer oder der Knechte nach der Winter-Einzählung noch bei der Schäferey mit gelassen werden soll. Es soll eigentlich nicht länger geschehen, als die Schafe noch Futter genug im Felde finden; sobald aber den Schafen Futter in den

Ställen gereicht wird, dann muß eigentlich dieses Brackvieh der Knechte fortgeschaft werden, weil dasselbe dem übrigen Vieh das Futter mit verzehrt. Findet man nun in der gedachten Zeit noch unerlaubtes Vieh in den Ställen bei der Herde, so ist solches der Herrschaft, als eine Strafe der Schäfer verfallen.

Eckhart hat folgende Grundsätze bei der Wintereinzählung angegeben, die auch Geutebrück, Germershausen und viele andere landwirthschaftliche Schriftsteller, die über die Schafzucht geschrieben, beibehalten haben, und die, nach dem zuletzt genannten Schriftsteller, allen Schäfereyen zur Befolgung zu empfehlen sind.

1) Soll das Drittheil der eingezählten Herde fast jederzeit in trächtigen Mutterschafen bestehen, in Betracht, daß viele Lämmer und Jungvieh verloren gehen kann.

2) Muß also die Hälfte der ganzen Herde und zwar immer 40 bis 50 darüber weiblichen Geschlechtes seyn.

3) Muß jederzeit die Proportion der Lämmer, als Zweischaufler, dann Vierschaufler bis Sechsschaufler genau beobachtet werden, weil sonst im nächstfolgenden Jahre das Ausmärzen unordentlich ausfallen muß, eine unordentliche Schäferey aber sehr mißlich ist.

4) Muß kein Stück ohne genaue Besichtigung, ob es gesund und dauerhaft sei, eingezählt werden. Siechlinge werden das theuere Winterfutter umsonst fressen, da sie entweder noch im Winter oder im nächsten Frühjahre krepiren.

Um Walpurgis werden in den meisten Schäfereyen die Lämmer abgesetzt, da dann die Mutterschafe, wo es gebräuchlich ist, gemolken werden. Dann geschieht die Sommereinzählung. Hier-

bei wird nun alles ausgewintert gewesene Herrschafts- Schäfer- und Knecht-Vieh, jedes nach seiner Art genau aufgeschrieben, also mit dem Schäfer auf die ihm zu Michaelis vorigen Jahres übergebene Winterzahl der ganzen Schäferey abgerechnet, und ihm jedes Vieh nach seiner nunmehrigen Eigenschaft wieder übergeben; nämlich nach folgender Art: Ein Lamm, das zu Michaelis des verwichenen Jahres ein halbjähriges Lamm gewesen, wird nun ein Jährling. — Ein Hammel, der zu eben der Zeit ein Jährling gewesen, kömmt unter die vierzähnigten Schafe (Vierschaufler). — Ein Zibbejährling wird ein vierzähnigtes Schaf, (Vierschaufler). — Ein gewesener vierzähnigter Hammel wird ein Zeithammel. — Ein gewesenes Zeitschaf wird ein Tragschaf. — Ein altes Schaf oder ein alter Hammel kommt unter das Märzvieh ꝛc. Bei dieser Sommerzahl muß man hauptsächlich beobachten: Wie viel Zwillingslämmer gefallen sind? — Ob unter den Zeitschafen nicht auch einige tragbar geworden, so Spätlinge bringen? — Ob noch einige Tragschafe lammen sollen? Denn wenn der Schäfer den besten Hammel hinwegnimmt, schlachtet oder verkauft, und dessen Stelle mit einem Zeithammel, die Stelle des Zeithammels mit einem Jährlingshammel, diesen wieder mit einem starken Hammellamme, das Hammellamm aber mit einem Zwilling oder Spätling besetzt, so liefert er seine Zahl vollkommen, und hat den Hammel gewonnen. Um nun dergleichen Betrügereien zu verhüten, hat man in gut eingerichteten Schäfereyen die Monats- oder Wochenrechnungen eingeführt, welche theils durch Kerbhölzer, theils durch die zu liefernden Felle, und die darüber zu fertigende Tabelle das ganze Jahr über von einer Hauptrechnung zur andern gehalten wird, welche dann diesen letz-

tern mit einverleibt werden. In großen Schäfereyen ist es auch eingeführt, daß der Schafmeister bei jedem Abgange eines Stückes zu dem Verwalter kommen und das Fell, Ohr oder andere Zeichen bringen, und dabei die Umstände, wie solches zugegangen, treulich berichten muß; auch muß er täglich in der Lammzeit eine Angabe der neugebornen Lämmer machen, welches dann Alles im Verzeichniß notirt und auf den Kerbhölzern ab- oder angeschnitten wird, damit sowohl der Schäferey-Inhaber, als auch der Schäfer wissen kann, wie viel Vieh täglich vorhanden ist. Auch darf der Schäfer kein gestorbenes, gewürgtes oder sonst umgekommenes Schaf eher abziehen, als bis er es der Herrschaft zuvor angezeigt, und das todte Stück vom Verwalter, Rechnungsführer oder wer dazu bestimmt ist, besichtiget worden. Hierauf hat der Schäfer das abgezogene Fell dem Rechnungsführer zu überbringen, welcher davon ein Ohr abschneiden und alle abgeschnittenen Ohren an eine Schnur hängen, das abgegangene Stück von dem Schäferkerbstocke ab- und auf den seinigen anschneiden und das Fell dem Schäfer bis zur Hauptrechnung wieder zurückgeben muß. Das Fell muß von dem Rechnungsführer genau besichtiget werden. Die darin befindlichen bleichen oder weißen Adern deuten auf Krankheit, die rothen aber auf Gesundheit, und daß das Thier vom Schäfer untergeschlagen worden, es müßte denn durch einen Zufall, den der Schäfer genau anzugeben hat, getödtet worden seyn. Hämmel, Schafe oder Lämmer, die in der Haushaltung geschlachtet oder verkauft werden, müssen ebenfalls auf dem Kerbstocke an- und abgeschnitten werden. Die von den Sterblingsfellen abgeschnittene und an eine Schnur angereihete Ohren, werden bei der nächsten Hauptrechnung gegen die Zahl der alsdann vom Schäfer wieder beizubringenden Felle

gehalten, und mit ihren Fellen verglichen, ob sie dazu gehören oder nicht, damit, wenn vorher etwas übersehen worden, man solches jetzt noch erinnern kann. Wie man dergleichen Tabellen anfertiget, woraus man genau den Zuschuß und Abgang der Schafe ersehen kann, s. oben, S. 35.

Von den Stammschäfereyen.

Unter diesem Namen versteht Petri eine Anstalt, worin eine oder mehrere für zweckmäßig und nützlich erkannte Racen hochedler Thiere von ausgezeichneten Eigenschaften aus unveränderter reiner Abstammung von Eltern gleichen Blutes entsprossen sind, über deren reine Abkunft vorhandene authentische Stammbäume die vollste Gewißheit gewähren, deren reine Originalität durch die strengste Inzucht erhalten, und deren reine Abstammung durch Einmengung fremdartiger Race-Individuen, mögen sie auch immerhin Originale seyn, verloren gehen würde. Daher sollten, nach dem angeführten Schriftsteller, Staats-Stammschäfereyen zugleich auch Muster- und Versuchsschäfereyen seyn, die das vortheilhafteste, wirthschaftlichste und sicherste Verfahren, in Bezug auf Behandlung und Haltung der Schafe zugleich beurkunden; auch durch Beispiele die Veredlungsperioden, anschaulich und genau belehrend, durch lebendige Beweise enthalten, und nebst andern gemeinnützigen Resultaten, z. B. Wäsche der Wolle ꝛc., auch zugleich factischen Aufschluß liefern können, ob Stallfütterung oder Weideschäferey, in welchem Maaße und in welcher Güte, vorzüglicher sei?

Da sich nun diese Stammschäfereyen hauptsächlich auf die Veredlung der Schafracen beziehen, so hat man besondere Stamm- und Einschreibe-Register eingeführt, worin strenge nachgewiesen werden kann, von welchen Stamm-Eltern die

Schafe entfallen sind. Ich folge bei dieser Beschreibung ganz dem Herrn Wirthschaftsrath Petri. Dergleichen Stamm- und Einschreibe-Register können zur Gewißheit nach folgenden Grundsätzen geführt werden:

Herrschaft N. Stammschäferey N.

Stammregister.

Der Kraftvolle befindet sich als Springwidder in der Stamm-Schäferey N., auf der Herrschaft N. Er wurde 1812 zu N., Herrschaft N., geboren, lieferte im dritten Jahre 11 Pfd. Wolle. Sein Vater war der Gefaltete, und erzeugte . 9¾ Pfd. Wolle.
Sein Großvater, der Wollreiche . 10 — —
Sein Urgroßvater, der Fettwollige . 9¾ — —
Sein Ur-Urgroßvater, der berühmte Sanftwollige, ein Original-Spanier, 10¾ — —

Die Mutter des Kraftvollen war die Schöngestaltete, Tochter der Gleichwolligen, lieferte . . . . . 8 — —
Ihre Mutter die Feine, Schwester des Gefalteten, auch der Wollreichen 7¾ — —
Die Großmutter nach der Fettwolligen 8½ — —
Die Urgroßmutter nach dem berühmten Sanftwolligen, eine Original-Spanier, 9½ — —

Der Gleichwollige (Vater des Kraftvollen; Mutter, die Schöngestaltete) nach dem Fettwolligen gefallen, lief. 10 — —
Die Mutter nach dem berühmten Sanftwolligen, ein Original-Spanier. . . . . 9¾ — —

Stamm-Register.

Eingebranntes Race-Zeichen.	Laufende Nummer des Lammes nach der Mutter.	Widder.	Mutter.	Die Abstammung der Infantado-Herden.				In der Rangliste behauptete		Der Vater	Die Mutter	Anmerkungen.
				von väterlicher Seite.	von mütterlicher Seite.	von großväterlicher Seite.	von großmütterlicher Seite.	der Vater	die Mutter	lieferten gewöhnlich an ungewaschner Wolle		
										Pf. Lth	Pf. Lth	
J	2		1	Der Springwidder der Infantado wurde 1808 zu Thereſienfeld geboren und ſtammt unmittelbar von Infantado dem Erſten ab, welcher im Jahre 1803 aus der Stammherde von Infantado in Villacaſtin in Spanien erkauft wurde.	Von mütterlicher Seite ſtammt er unmittelbar von la Gaita aus der erſten Zeugung von Infantado dem Erſten, beide von Infantado ab. Sie wurde ebenfalls im Jahre 1803 zu Villacaſtin in Spanien erkauft.	Der Großvater war ein Springwidder, in der Wanderherde des Herzogs von Infantado in Spanien.	Die Großmutter wurde in einem dreijährigen Alter aus d. Stammherde von Infantado zu Villacaſtin in Spanien erkauft.	1	2	16 8	11 4	Iſt den 10. December 1808 mit allen guten Kennzeichen eines Race-Thieres geboren worden u. wog nach der Geburt 6 Pfund.

Vom Zeichen-Stammregister. Um die Stammschafe durch authentische Stammbäume darzuthun, und ihre unvermischte Abkommenschaft dadurch für die spätesten Zeiten verbürgen zu können, hat Petri folgendes einfache und zuverläßige, durch viererlei Zeichen auf einem Täfelchen mit einem Blicke zu übersehende Zeichen-Stammregister erfunden, welches durch seine Special-Generations-Zeichen auch zugleich den Vortheil gewährt, das Alter von jedem Schafe zuverläßig zu wissen. Er nimmt den Grundsatz an, daß die Stammherden sich alle sieben Jahre in einer Abstammung erneuern, das ältere übrig bleibende Vieh nach dieser Epoche nach und nach eingeht, oder sich durch sein früheres Haupt-Generations-Zeichen von dem Jüngern der spätern Generationen mit einem Blicke sehr kennbar unterscheidet. Um nun das erwähnte wichtige Ziel auf eine untrügliche Weise zu erreichen, theilte Petri die Hauptgenerationen seiner Stammherden in siebenjährige Zeiträume oder Haupt-Epochen, und beginnt mit dem Jahre 1803, wo das Stammvieh ursprünglich aus Spanien kam, bis 1809 einschließlich, als erste Haupt-Generation: sieben Jahre — von 1810 bis 1816 einschließlich, als zweite Haupt-Generation, ebenfalls sieben Jahre — von 1817 bis 1823, als dritte Haupt-Generation ebenfalls sieben Jahre. Die sämmtlichen Schafe der ersten Haupt-Generation, erhielten zum Zeichen der ersten General-Generation I; die Widder auf ein Horn eingebrannt, und die Mütter auf kleine Täfelchen um den Hals, s. unten. Jene der zweiten General-Generation auf gleiche Weise II. — Jene der dritten General-Generation auf gleiche Weise III ꝛc. — Die Special- oder Zwischen-Generationen werden durch sechs Buchstaben, nämlich a, b, c, d, e, f, kennbar gemacht; nämlich die Widder an den Hör-

nern und das Muttervieh auf ihren kleinen Täfelchen, welche sie zu diesem Behufe mit Messingdraht befestiget, um den Hals tragen müssen, und worauf diese Buchstaben eingebrannt werden. Das Stammzeichen wird über das Generations-Zeichen bloß durch den Anfangsbuchstaben, z. B. J (Infantado), N (Negretti), G (Guadaloup) gesetzt. Es hätten demnach z. B. die Abkömmlinge vom Jahre 1820 aus der Stammherde von Infantado, das Muttervieh auf der Rückseite der kleinen Stammtafel unter dem Stammzeichen auch das Generations-Zeichen, z. B. J/III, auf der Vorderseite dieser Tafel aber, nach ihrer Rangordnung, von Nr. 1. anfangend, laufende Nummern zu erhalten, und darunter das Special-Generationszeichen c, weil nach dem Jahre 1817, wo die dritte Haupt-Generation eingetreten ist, die im Jahre 1818 fallende Nachkommen mit a; jene vom Jahre 1819 mit b; die vom Jahre 1820 mit c bezeichnet werden müssen; z. B. 1/c 2/c 3/c. Im Jahre 1821 auf der Rückseite der kleinen Stammtafel J/III, auf der Vorderseite derselben 1/d. Im Jahre 1822 auf der Rückseite der kleinen Stammtafel J/III; auf der Vorderseite derselben 1/e. Im Jahre 1823 auf der Rückseite der kleinen Stammtafel J/III; auf der Vorderseite 1/f. Im Jahre 1824 fängt die vierte Haupt-Generation IIII oder IV an, und die in diesem Jahre gebornen Lämmer empfangen, nebst ihrem Stammzeichen J auch das vorerwähnte Haupt-Generationszeichen IV auf folgende Art J/IV. Die im Jahre 1825 gebornen, erhalten ihr Stamm- und Generations-Zeichen rückwärts von der kleinen Stammtafel J/IV; auf der Vorderseite derselben 1/a 2/a 3/a. Im Jahre 1826 rückwärts von der kleinen Stammtafel J/IV; auf der Vorderseite derselben 1/b 2/b 3/b. Im Jahre 1827 rückwärts von der kleinen Stammtafel J/IV;

auf der Vorderseite derselben 1/c 2/c 3/c. Im Jahre 1828 rückwärts von der kleinen Stammtafel J/IV; auf der Vorderseite derselben 1/d 2/d 3/d, ꝛc. In dem Verhältnisse, daß, in dem gedachten Zeitraume von sieben Jahren, die Herden dieser Original-Spanischen Merinos durch Inzucht in ihrem festbegründeten Organismus, die Race-Eigenschaften befestigend, sich fortpflanzen, oder man für gut findet, besondere technische Zwecke durch die Inzucht zu erzielen. In eben diesem Verhältnisse wird man durch dieses Zeichenregister bei den Mutterherden eben so, wie bei jenen der Widder, mit einem Blicke jederzeit bestimmt erfahren können: Erstens, rückwärts a) das Zeichen der Abstammung, und b) der Haupt-Generation. Zweitens, vorwärts c) die Special-Generationen, d) die Grade der vereinigt vollendeten Vollkommenheiten nach den laufenden Nummern; z. B. wenn das vorzüglichste im Range Nr. 1, das zweite Nr. 2 ꝛc. erhält, und endlich das genaue Alter eines jeden Thieres durch die Buchstaben a, b, c, d, e, f, z. B. hat man in der Special-Generation den Buchstaben f erreicht, so sind die mit a bezeichneten Thiere 5 — mit b, 4 — mit c, 3 — mit d, 2 — mit e, 1 Jahr alt.

Dieses Zeichen-Stammregister vereiniget alle Zwecke in sich, und die Abstammung eines jeden Thieres kann aus einer Stammherde daraus ersehen werden; aber auch bei Veredlungsherden erfüllt solches alle Erfordernisse, wenn man nur ein schriftliches Register verlangt, worin die Abstammung der männlichen Individuen alljährlich genau eingetragen werden müssen. Bei dieser einfachen Behandlung ist es nothwendig: a) daß das sämmtliche Vieh, so viel als möglich, nach der Rangordnung seiner vollendeten Vollkommenheiten numerirt; b) daß alljährlich vier Wochen vor der Schur eine Wollproben-

Karte des sämmtlichen Zuchtviehes verfertiget; c) daß diese Wollmuster-Karte unvorzüglich durchgesehen, die schlechtesten Stücke vorgemerkt, und sodann die Bracke vor der Schur, mit der Wollmuster-Karte in der Hand, vorgenommen werde. d) Unter 1 wird eine bedeutend große Mutterherde in die nöthigen Abtheilungen und Klassen zum Springen vorgemerkt, und jeder Abtheilung werden solche Stähre zugetheilt, als sie zu ihrer Verbesserung bedürfen, weil diese Thiere in diesem Augenblicke am sichersten zu beurtheilen sind.

Da weder Schnüre, noch Eisendraht die oben angeführten Täfelchen dauerhaft befestigen, da erstere verfaulen oder durch die Schafe abgebissen werden, letzterer aber rostig und brüchig wird, so hat Petri weichen Messingdraht, der nicht gehärtet ist, zur Befestigung der Täfelchen angewendet. Dieser biegt sich leicht nach allen Richtungen, rostet nie, und ist gleichsam unvergänglich, indem ein starker Draht von dieser Art gewiß zehn Generationen aushalten kann. Die Täfelchen läßt man von dem Drechsler oder Tischler von Linden-, Eschen-, Buchen- oder Birkenholz verfertigen; als Form wähle man die ovale, und mache sie 2 Zoll breit und 1 Zoll hoch, und damit das Ausbrechen verhindert wird, $\frac{1}{4}$ Zoll dick. Auf der breiten Seite des Täfelchens werden links und rechts zwei kleine Löcher eingebohrt, wodurch die beiden Enden des messingenen Drahtes, welcher dem Thiere um den Hals befestiget wird, durchgezogen, ein Ende davon sodann in eine Schlinge gebildet, der andere Theil durchgezogen, und endlich mit einer Drahtzange ganz fest zusammengewunden werden müssen. Fig. 7877 erklärt dieses genauer. Der Draht von Messing, welcher dazu verwendet werden soll, muß, wie schon erwähnt worden, von

der weichesten Art und von der Stärke seyn, wie die Figur zeigt.

„Durch diese eben so solide, als zweckerfüllende Numerirungsart mit weichem Messingdrahte, sagt Petri, der den Schafen ziemlich fest um den Hals kann befestiget werden, indem sich solcher nach jeder Form leicht bieget, lassen sich die Stammregister in dem Veredlungsgeschäfte sehr vereinfachen, da in der Praxis im Großen, wegen der ohnehin vielfach verlorengehenden, mit Schnüren befestigten Nummern, große Unrichtigkeiten unvermeidlich sind, welchen allen aber durch diese Erfindung und Verfahrungsart vollkommen vorgebeuget, und dieses höchst wichtige Geschäft dadurch sehr vereinfacht wird; denn bei großen Mutterherden ist die besondere Abstammung zu wissen ohnehin kaum möglich, und nur auf dem Schreibtisch ausführbar, auch im Grunde nach dieser Einrichtung überflüssig.“

Derselbe Schriftsteller macht in einem Nachtrage zu seinem Werke eine neue Entdeckung der Stammzeichnung bekannt, welche, wegen ihrer Dauerhaftigkeit, ja Unauslöschlichkeit, alle andere übertrifft. Diese Entdeckung besteht darin: daß Schwefelsäure, vorzüglich aber concentrirte Salpetersäure, die durchdringende Schärfe und Aetzbarkeit besitzt, in sehr mäßiger Anwendung nicht nur die Oberhaut, Netzhaut und die Fetthaut zu durchdringen, sondern auch die Zwiebeln in dem Zellgewebe zu vernichten. Petri hat sich dieser Entdeckung auf folgende Weise bedient: Mit einem 4 bis 5 Zoll langen Hölzchen, von der Stärke eines starken Federkiels, das an demjenigen Theile, womit man schreiben will, flach geschnitten werden muß, wird innerlich im rechten Ohre, z. B. das Stammzeichen Negretti durch den Anfangsbuchstaben N., äußerlich aber die Nummer des Ranges des Stammbockes, z. B 10; im linken

Ohre dagegen innerlich die Haupt-Generations-Epoche, z. B. III, äußerlich aber die Nummer des Ranges von der Mutter geschrieben, z. B. 500. Jedes Individuum empfängt seine Rangnummer nach der Edelheit seiner Wolle, z. B. 300, auf die Nase geschrieben, und unmittelbar darüber werden die Special-Generationen in siebenjährigen Epochen, mit 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, welche zugleich das Alter eines jeden Thieres andeuten, $\frac{I}{300}$, bezeichnet. Die vorstehende Bezeichnung Nr. 10 — III 500 — $\frac{1}{300}$ bedeutet, daß das Lamm ein Jahr nach der dritten Hauptgeneration geboren worden, und in der Veredlung der Wolle das dreihunderste im Range ist; Negretti den zehnten im Range von väterlicher Seite, und die Negretti 500 von mütterlicher Seite zu Eltern hatte, deren Abstammungen auf den Ohren genau ausgewiesen sind. Wenn man nun ferner rücksichtlich der Namen-Numerirung die Eintheilung macht, daß nach Verhältniß der Zahl einer Herde, z. B. von Nr. 1 bis 299, die erste Wollklasse oder erste Geschlechtsfolge, oder dieser oder jener Stamm begriffen ist; von 300 bis 599 die zweite, Wollsorte oder Geschlechtsfolge; von 600 — 1000 oder 1500 die dritte Wollklasse oder Geschlechtsfolge oder dieser oder jener Stamm ꝛc., so hat man durch dieses Zeichen-Stammregister einen offenbaren unvergänglichen und immerwährenden Schlüssel für die ganze Lebensdauer eines Thieres, um alles Nothwendige mit einem Blicke durch diese wenigen Zeichen bei der zahlreichsten Herde zu erkennen.

Es soll in diesem Zeichen-Stammregister keine andere Vorsicht nöthig seyn, als daß man dem Lamme nach der Geburt ein hölzernes Schild um den Hals bindet, worauf des Vaters und der Mutter Nummer geschrieben worden, und daß man diese Nummer dem Lamme so lange anhängen läßt, bis

man nach 4 bis 6 Wochen ihm seine Abstammung von innen und außen aufschreibt. Die Nasen-Numerirung geschieht erst einige Wochen vor der zweiten Schur, wenn nämlich die Wolle des Thieres gründlich beurtheilt werden kann. Die Ziffern erhalten auf der Nase und den Backen eine Größe von $1\frac{1}{2}$ Zoll, damit man sie von weitem erkennen kann, auf den Ohren aber nach Maaßgabe des Raumes. Bei jeder Special-Generation, welche nach Maaßgabe ihrer Zahl mit 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 bezeichnet wird, wird die Numerirung nach dem Range, welche die Wolle in der Veredlung einnimmt, jedes Jahr mit Nr. 1 angefangen, z. B. $\frac{1}{1}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ oder $\frac{2}{1}$, $\frac{2}{2}$, $\frac{2}{3}$ ꝛc., wodurch die Zahlen vermindert werden, die Jahrgänge sich deutlicher markiren, und das Alter sich durch die Special-Generationszeichen desto leichter zugleich unterscheiden läßt. Die Schafe sollen sich übrigens bei diesem Zeichnen sehr ruhig verhalten, und man Muße haben, jede Zahl doppelt mit dem in Salzsäure eingetauchten Hölzchen zu überfahren, welches hinlänglich ist. Bei den Pferden und dem Hornvieh zweifelt Petri, daß sich dieselben dabei ruhig verhalten werden, und der Brand mit dem glühenden Eisen soll hier daher beim Zeichnen anwendbarer seyn.

Mir scheint das Zeichnen mit der Schwefel- und Salpetersäure doch die höchste Vorsicht zu bedürfen, besonders da es an so empfindlichen, reizbaren Stellen, als das Ohr und die Nase darbieten, geschehen soll. Wie leicht kann nicht aus Unachtsamkeit ein Tropfen, beim Zeichnen der Ohren mit diesen Säuren, ins Ohr fallen, und beim Zeichnen auf der Nase in die Gefäße der Nase zu tief eindringen, und durch den flüchtigen zerstörenden Reiz Gehirnentzündungen, überhaupt tödliche Kopfübel erzeugen. Mir scheint daher, daß diese Zeichnungs-

Methode nicht so unbedingt empfohlen werden sollte, und allenfalls nur da, wo sich der Schäferey-Eigenthümer selbst mit dieser Beschäftigung abgiebt, oder sie einem sorgsamen Verwalter überläßt, wo aber der Schafmeister oder sonst andere Personen, ohne gehörige Aufsicht, dieses Zeichnen übernehmen sollen, da ist es wohl nicht zu empfehlen, und die zuerst von diesem Schriftsteller angerathenen Täfelchen verdienen dann gewiß den Vorzug, da hierbei gar keine ängstliche Vorsicht nöthig ist, und die Dauer doch auch über das Lebensziel der Schafe hinausreicht. Das Brennen mit dem Eisen verursacht zwar einen augenblicklichen größeren Schmerz; allein es ist bei weitem so nachtheilig nicht.

Eintheilung der Schäfereyen.

Außer den oben angeführten Stammschäfereyen, welche sich besonders auf die veredelten Racen beziehen, kann man die Schäfereyen noch nach ihrer Lage, Fütterung, Besitzer ꝛc. in besondere Abtheilungen bringen. Germershausen führt an:

a) Isolirte Schäfereyen, welche nicht in oder bei den Städten und Dörfern, sondern ganz abgesondert in entlegenen Feldern oder Feldmarken liegen. Dergleichen findet man bei uns, in der Mark Brandenburg, in ziemlicher Anzahl. Sie gehören theils zu Rittergütern, theils zu anderen Stiftungen ꝛc. Germershausen fand zwischen seinem Wohnorte und zwei Meilen jenseits der Stadt Brandenburg an funfzehn dergleichen Schäfereyen von bedeutender Größe, welche theils Rittergütern, theils zur Kämmerey und dem Domkapitel der genannten Stadt gehören. Diese Schäfereyen haben wahrscheinlich ihre Entstehung dem schlechten Boden zu verdanken, wozu sich keine Anbauer gefunden haben; daher findet man dergleichen Schä-

fereyen auch hauptsächlich in unwirthsamen Gegenden wo der Sandboden herrscht.

b) Heideschäfereyen. Diese liegen theils in, theils nahe an den Wäldern und Heiden, weil sie darin die Hütung haben. Auch diese Schäfereyen verdanken größtentheils einem schlechten Boden ihre Entstehung oder vielmehr Fortdauer; denn dürrer Sandboden, der einmal mit Holz bewachsen ist, kann überdies zu nichts besserem, als zu Schaftriften benutzt werden. Dergleichen Sandheiden, die Kiefern enthalten; auch Wälder von Eichen, Buchen, Birken ꝛc. behalten immer noch Gras, wenn solches in heißen und trockenen Sommern auf dem freien Felde, auf Wiesen und auf Triften mangelt, und dieses verbleibt also den Schafen.

c) Bürger- und Bauerschäfereyen. In Ackerstädten haben die Ackerbürger, aber auch in beteudenden Provinzial- ja selbst Residenzstädten haben die Bürger-Schafherden, die auf den Stadtfeldern die privative Hütung haben. Eben so ist es auch mit Bauerschäfereyen; da es viele Dörfer giebt, deren Fluren nicht von Fremden behütet werden.

d) Amts- und Rittergutsschäfereyen. Diese haben entweder mit Ausschuß der Bürger oder Bauern ihres Ortes allein die Schafherden, und behüten damit alle Felder der Unterthanen, oder, wenn diese auch Schafe halten dürfen, so haben die Obrigkeiten mit ihnen fast überall gemeinschaftliche Hütung. Zu diesen kann man auch die Schäfereyen der Klöster und geistlichen Stifter in den katholischen Theilen von Deutschland rechnen, wo solche nicht aufgehoben worden, sondern noch mit allen ihren Privilegien und Vorrechten bestehen, wozu auch dieses gehört, die Aecker ihrer Nachbarn, so weit sie kommen können, mit ihren Herden zu behüten.

e) Zuchtschäfereyen werden diejenigen Schä-

fereyen genannt, welche sich ausschließend, oder doch am meisten mit der Aufzucht der Schafe beschäftigen. Man kann hierzu wohl die meisten Schäfereyen rechnen, welche die Schafe der Wollerzeugung wegen halten.

Was die Grünfutterschäfereyen, Weideschäfereyen, Dürrfutterschäfereyen, Stroh- und Heuschäfereyen, halbe, Viertel- und drei Viertel-Schäfereyen, welche letztere, solche Schäfereyen sind, die ein Viertel-, ein halbes oder drei Viertel-Jahr Hürden- oder Stallfütterung haben, die übrige Zeit aber auf dem Felde ꝛc. weiden, anbetrifft, so erklären sich dieselben schon aus dem oben abgehandelten Weidegange und der Stallfütterung, Hürdenfütterung ꝛc. der Schafe.

Man hat früher viel darüber gestritten, ob ausgedehnte Schäfereyen dem Staate nützlich oder schädlich wären. Jetzt werden diejenigen, die nur den Ackerbau und die Viehzucht befördert, alle Weiden und Triften in tragbares Ackerland umgeschaffen, und daher die Schafzucht so viel als möglich beschränkt wissen wollten, wohl andere Ansichten gewinnen, indem der Ertrag des Ackerbaues durch eine ausgedehntere Kultur desselben, durch reichliche, gesegnete Erndten, und durch die dagegen nur geringe Ausfuhr, da England und alle diejenigen Länder, welche früher ihren Bedarf an Getreide aus Deutschland, namentlich aus Preußen, zogen, während der Continentalsperre unter Napoleon, sich theils andere Kanäle eröffneten, z. B. Nord-Amerika, theils auch den eigenen Werth ihres Bodens schätzen lernten, sehr gesunken ist. Dagegen ist die veredelte Schafzucht, in Hinsicht der Wollproduktion, eine so ergiebige Quelle des allgemeinen National-Wohlstandes geworden, daß jetzt die mehrsten Regierungen, vor allen andern Zweigen des

ländlichen Gewerbes, nur ihre Vorsorge auf diesen richten, wozu besonders die Gewerbe-Freiheit auch in dieser Hinsicht eingewirkt, und eine größere Concurrenz in den Tuchmanufakturen hervorgebracht hat.

Hier nun alle die Gründe, welche für und wider die Vermehrung der Schafzucht ans Licht getreten sind, anzuführen, würde zu weitläuftig seyn, und auch nur von dem Hauptzwecke dieses Artikels ablenken; allein eine Frage und Beantwortung über diesen Gegenstand, welche Germershausen in seinem Werke über die Schafzucht, unter dem Artikel: Futterschäferey, anführt, scheint mir nicht unwichtig zu seyn, hier einen Platz zu verdienen, um so mehr, da diese Erörterungen vor der eigentlichen allgemeinen Einführung der Spanischen Schafracen in diesem Jahrhunderte fallen, und auf diese jetzt eingetretene Periode, wo die Schafzucht in Hinsicht des Ertrages sich über den Ackerbau erhoben hat, hindeuten. Ein Recensent hatte nämlich in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Nr. 29, 1790, Germershausen folgende Frage vorgelegt.

> Es wünscht Recensent den Verfasser dieses Werkes (das Ganze der Schafzucht ꝛc. 1r. Th.) einmal zu einem Urtheile über das Ganze der Schafzucht aus einem andern Gesichtspunkte, nämlich zu nichts geringerm, als zur Verhandlung und Beantwortung der Frage: ob und in wie fern sie, privatökonomisch betrachtet, vortheilhaft sei oder nicht, zu veranlassen. Wenn die Stallfütterung des Rindviehes, die Vermehrung des Düngers und der Anbau der Brache fortschreiten, wie sie jetzt unter allem Druck und Widerspruch wirklich anfangen, so wird diese Frage bald ernstlich und praktisch werden, ja was noch mehr ist, so glaubt Recens. Grund zu der Bemerkung zu haben, daß diese Frage, sobald von einem fruchtbaren und stark bevölkerten Lande, und von der Schafzucht

nach der bisherigen Trifft- und Fütterungsmethode die Rede ist, verneiend wird entschieden werden müssen. Der Gewinn von der Schäferey ist wirklich etwas nomadischer Art; er gehört zu den freiwilligen Geschenken der Natur, die man nebenher gern mitnimmt, die aber zurückstehen müssen, sobald Menschen da sind, die Zeit und Lust (und Bedürfniß) haben, der Erde reichlichere Gaben abzuverdienen. Bis jetzt besteht keine große Schäferey mit Vortheil ohne weitläuftige, oder, und doch fruchtbare Strecken Landes zur Trift ohne das Recht, des Nachbars Felder zu betreiben. Die Zeit muß aber kommen, daß man die Lehden zu einträglicherm Getreidebau bestimmen, und jedem Bauer auch das dritte Drittheil seines Eigenthums wird lassen müssen; was soll alsdann aus den Schafen werden, die uns doch so wichtig und unentbehrlich sind? — Ein ganz ähnliches entdeckt sich nicht nur in Ansehung der Jagd und des Wildprets, und das wäre doch noch zu verschmerzen, — sondern auch bei einer ebenfalls unentbehrlichen Sache, bei der Holzcultur. Man spricht von ihrer Nothwendigkeit, man ermuntert zum Anbau, man sieht etwas Waldung bei einem Gute als ein Kleinod an, und doch ist auf einem gegebenen Stück Erde keine Pflanzung so wenig einträglich, als der Waldbau, sonst würden wir Wälder genug haben. Diese Lage der Sache ist, dächten wir, nicht zu widersprechen, und sie ist so wichtig, daß sie in Zeiten die Beherzigung und gute Veranstaltung denkender Oekonomen und Staatswirthe verdient, denen sie bisher unbemerkt geblieben zu seyn scheint. Entweder müssen wir die Schäfereyen höher nützen, das ist, die Wolle theurer zu verkaufen wissen, oder wir müssen Mittel finden, die Schafzucht so wohlfeil zu halten, daß nicht mehr, wie jetzt der Fall ist, andere Viehzucht oder Getreidebau bei gleichen Portionen und Feldarbeit sich ungleich stärker verintereſſiren, oder — unsere Schafzucht geht nach und nach verloren. Am meisten wünschenswerth wäre es unstreitig, wenn wir den

zweiten Fall setzen könnten, und es wäre kein kleines Verdienst, die Aufgabe glücklich zu lösen. —

Germershausen beantwortet nun diese Frage, nachdem er die verschiedenen Schäfereyen, wie oben, S. 235, angeführt worden, klassificiret, auf folgende Weise:

Die Hauptfrage kommt nun darauf an, ob privatökonomisch betrachtet, die Schäfereyen Vortheil bringen, und wenn dieses nicht ist, bei zunehmender Aufhebung der Brachen und der damit verknüpften Stallfütterung des Rindviehes gar eingehen werden müssen, und besonders aus dem Grunde, weil bei zunehmender Volksmenge der Ackerbau mehr einbringen wird, als das Behüten der Brachäcker mit Schafen, so wie auch die Stallfütterung der Kühe, die sich auf den Futterbau gründet, mehr einbringen muß, als wenn die mit Futterkräutern bestellte Felder, den Schafen überlassen werden müssen. Isolirende Schäfereyen haben ohnstreitig daher ihren Bestand bekommen, daß sich wegen des schlechten Bodens (wie auch schon oben bemerkt wurde), keine Anbauer dazu gefunden haben. Inmittelst wird ein Theil des Feldes, als drei- sechs- oder gar neun jähriger Acker bestellt, um theils Stroh, hauptsächlich zum Einstreuen, theils zur Winterfütterung zu haben, so wenig auch der Ertrag solcher Felder seyn kann, da das Korn sehr dünn und kurz darauf wächset, in heißen und trocknen Sommer aber nicht schlechter gesehen werden kann. Diese zum Kornbau am wenigsten geschickte Felder sollten nie unter dem Pfluge seyn, weil durch das Bracken die Graswurzeln zerstört und die Schafweide für die nächsten Jahre davon gemindert wird. Dieses würde aber doch weniger geschehen, wenn mit der Roggensaat im Herbste zugleich allerlei dienlicher Grassamen ausgestreut würde, als welcher der Erbauung des Roggens nicht im Wege stehen könnte, und noch weniger, als wenn in besseren Boden unter Gerste, Hafer ꝛc. Kleesamen ausgesäet wird. Es werden daher diese isolirenden Schäfereyen immer in der Zukunft bleiben

müssen, was sie gewesen und noch sind. — Heideschäfereyen werden eben so unwandelbar bestehen, weil man nirgends mehr an Verwandlung der Wälder auch bei dem fruchtbarsten Boden in Aecker und Wiesen wird denken können, (s. auch oben, S. 236). — Bei Bürger- und Bauerschäfereyen kann der vom Anfrager vorausgesehene Fall um desto eher eintreten, da sie von der Hütungsservitut befreiet sind. Mir sind in der That hier in der Nähe zwei Bauerschäfereyen bekannt geworden, die deshalb eingegangen sind, weil, da sie zum öftern verhütet worden, die Theilnehmer nunmehr ihre Rechnung bei der Rindviehzucht zu finden glauben. — Die Amts- und Rittergutsschäfereyen können zum letzten an Veränderungen oder Vertauschungen mit andern Wirthschaftsoperationen kommen, wenn Stallfütterung des Rindviehs und Anbau der Brache bei zunehmender Volksmenge sich mehr verintereſſiren sollten. — Nun wäre also dieser angenommene Fall da, und die Aussicht des Anfragers in ihrem Lichte. Es sei nun also, daß im Anfange viele Schäfereyen bei aufgegebener Hütungsservitut sich vermindern und ganz aufhören, was wird hieraus folgen? Die Wolle wird nach Maaßgabe der abnehmenden Schäfereyen von Jahr zu Jahr theurer werden, so daß die kleinste Schäferey mehr einbringen wird, als die stärkste Rindviehzucht bei der Stallfütterung. Die Arithmetik wird also früher oder später die Revolution doch bewirken müssen. Dergleichen Wirthschaftsrevolutionen haben wir schon mehr erlebt. In der Mark Brandenburg ist von jeher Flachs gebauet worden; der Preis eines Steines war unter Friedrich Wilhelm I. nicht höher, als 1 Rthlr. 8, 12, selten 16 Gr. Unter der Regierung Friedrichs II. wuchs bekanntermaßen die Volksmenge, es ward also die Consumtion des Leinen immer stärker. In den letzten Regierungsjahren des gedachten Königs ging der Stein Flachs schon öfter über 2 Thlr. hinaus, manchmal bis zu 2 Rthlr. 8, bis 12 Gr. Der Flachsbau ward hierin immer stärker, da z. B. im

Zauchischen Kreise, der an den meisten Orten guten Boden zum Flachsbau hat, diejenigen Landwirthe, die nur zum nothdürftigen Hausgebrauch Lein säeten, um dergleichen zum Flachsverkauf aussäen, und diejenigen, die ehedem zum Verkauf Flachs gebauet hatten, nunmehr noch einmal so viel, als sonst erbauen. — Im Dessauischen ward vor funfzig und mehreren Jahren der Tabacksbau stark getrieben. Man fand sich gut dabei. Es breitete sich aber dieser Bau in benachbarten Ländern immer mehr und mehr aus, so, daß jetzt (1790) der Centner Taback nur 3 Rthlr. gilt. Was thut man nun? Es wird immer weniger gebauet und er muß bei so niedrigen Preisen ganz eingehen. Der auf das Wohl seines Landes so aufmerksame Fürst (Leopold Friedrich Franz, welcher über 60 Jahre regierte) bietet sofort einer Revolution die Hand. Er läßt einen Sachkundigen kommen, der seine Unterthanen im Flachsbau unterweisen muß, und läßt zur geschwindern Einführung desselben aus der Ferne Leinsamen kommen, damit es nirgends daran fehlen möge. Er ließ es bisher immer dabei bewenden, so lange der Tabacksbau sich gut verintereſſirte. Aber nun sollen seine Unterthanen nicht mehr Käufer, sondern Verkäufer des Flachses seyn. Eben so ist es in seinem Lande mit dem Hopfenbau. Der Hopfen in dem Dessauischen, besonders in Kalau, war einer der stärksten in Deutschland; er ging in die Mark und sogar bis in die Seestädte. Friedrich II. ermunterte sein Land zum Hopfenbau. Er vermehrte sich; die Preise fielen, man fand nun im Dessauischen, daß die Hopfenpflanzungen vom Kornbau übertroffen werden. Man hat sie daher zum Theil eingehen lassen und bauet Weizen und Gerste statt des Hopfens. Ich könnte mehrere Beispiele von dergleichen Wirthschaftsrevolutionen anführen, lasse es aber hier genug seyn, weil der Anfrager mit mir darin eins ist, daß theure Wollpreise eine gleiche Revolution der Schäfereyen dereinst würden hervorbringen müssen.

Nun wollen wir die Sache noch auf der an-

deren Seite betrachten. Weideschafe und Weiderindvieh können sich nicht nur im Ertrage gleich seyn, sondern diese von jenen meistens übertroffen werden. Zum Beweise will ich die speciellen Berechnungen von Kuhmelkereyen und Schäfereyen aus dem zweiten Bande ökonomischer Briefe anführen. Erstlich hat der Verfasser; S. 193, das Resultat herausgebracht, daß in D ** die Schäferey à 400 Stück bei wenigem und schlechtem Futter binnen zehn Jahren mehr eingetragen, als 40 Kühe in eben dieser Zeit. Hierauf vergleicht er die Kuhmelkerey à 40 Stück jährlich zu H** mit dem daselbst befindlichen Schafstapel à 400 Stück. Die Kühe dieses Ortes gehen zwar vom Mai bis zum October auf die Weide, ihnen ist aber zur Sommerfütterung ein großer Grasgarten à 8 Aecker und eine Kleebrache à 12 Aecker zugeeignet. Hiervon bekommen die Kühe im Sommer früh um 4 Uhr, bevor sie auf die Weide getrieben werden, wechselsweise Heu und Klee. Während des Fressens werden sie mit Strohwischen abgerieben, darauf mit kaltem Wasser, in welches die überflüssige, abgerahmte Milch gegossen wird, getränkt, und dann gemolken. Alle Woche erhält jede Kuh eine Handvoll Küchensalz. Des Mittags, wenn die Kühe von der Weide wieder herein kommen, wird abermals Gras oder Klee gefüttert und mit Wasser getränkt, in welches etwas Branntweinspülicht gegossen wird. Dann folgt wieder das Melken. Des Abends bekommen die Kühe das nämliche Futter, aber aufgebrühet, wovon der Verfasser aber sagt, daß er solches keinesweges im Sommer thun würde. Nach dem Melken wird Gras oder Klee für die Nacht in die Raufen gesteckt. Auf den Winter erhält jede Kuh 2 Fuder Heu, beide ungefähr zu 25 Centner gerechnet, und alle Wurzelgewächse nebst Kraut (Weiß- und Kopfkohl) von 8 Acker Land, wie auch das schwarze Mehl und die Kleye von 180 Scheffel Brodgetreide. Das Winterfutter bekommen nun die Kühe früh um 5 Uhr. Dieses am Abend zuvor aufgebrühete Futter besteht aus Af-

ter mit Heu vermengt, oder aus Wurzelgewächsen und Kraut, in welches jedesmal eine Metze Küchensalz gethan wird. Uebrigens verfährt man wie im Sommer. Das Mittagsfutter besteht aus Siede, angefeuchtet mit Branntweinspühlicht, worauf sie mit überschlagenem Wasser getränkt und gemolken werden. Nach dem Melken werden sie zwei bis drei Stunden in den Hof gelassen. Unter dieser Zeit wird der Stall gereiniget und Heu in die Raufen gesteckt. Zum Abendfutter erhalten sie das nämliche wie des Morgens abgewechselt; für die Nacht wird statt des Heues Wirrstroh aufgesteckt. Sollten nun die nach dieser Beschreibung so reinlich, ordentlich und mühsam gefütterten 40 Kühe nicht mehr, als der Schafstapel à 400 Stück, die von gemeiner, unveredelter Art sind, die nach gemeiner Weise Weideschafe sind, und so lange sie auf der Weide bleiben, des Sommers im Stalle gar kein Hülfsfutter bekommen, in der Winterfütterung aber auch nicht Noth leiden dürfen, nicht einen größeren Ertrag geben. Der zehnjährige reine Ertrag der Schafe war 3553 Rthlr. 13 Gr. 6 Pf.; der zehnzährige Ertrag der Kühe 3600 Rthlr. Alle Landwirthe werden aber mit mir übereinkommen, daß diese Rindviehzucht, wenn die Stallfütterung nicht da wäre, zum allerwenigsten von der Schafzucht um ein Drittheil im Ertrage würde übertroffen werden müssen. In den oben erwähnten, ökonomischen Briefen, S. 144 u. f., wird der Ertrag von einer Kuh auf einem andern Gute, und welches einerlei Lage, Boden und Wiesewachs hat, auch ebenfalls Klee zur Sommerfütterung der Weidekühe bauet, aus Mangel einer guten Fütterungsmethode, nur 6 Rthlr. berechnet. Wenn wir nun endlich die Weidekühe ohne halber oder ganzer, also gar keine Stallfütterung, da ihnen im Sommer kein Hülfsfutter gegeben wird, annehmen, und solche gegen gemeine Weideschafe ausgleichen, so wird der Ertrag der Schäferey, den Ertrag der Kühe um die Hälfte übertreffen. Noch muß ich hierbei erinnern, daß die Schäferey in D * * , wenn sie veredeltes Vieh gehabt hät-

te, die daselbst so wohl erhaltene Rindviehzucht bei weitem würde übertroffen haben, wenn solche für veredelte Wolle den Stein zu 12 bis 15 Rthlr. hätte zu berechnen gehabt, da sie solchen, von gemeiner Wolle, nur zu 6, 7 bis 8 Rthlr. verkaufen können. Es muß uns also auser Zweifel seyn, daß Weideschafe gegen Weidekühe gerechnet, zum allerwenigsten ein Drittheil mehr einbringen, als letztere.

Wie aber, wenn wir Futterschäferey gegen Stallfütterung des Rindviehes setzen, sollte jene diese nicht im Ertrage ebenfalls übertreffen? Weil Oekonomie-Rechnungen beweisen, daß 10 Schafe einer Kuh in der Winterfütterung gleich gehalten werden, so bleibe ich bei diesem Satze stehen, so wie auch in den oben gedachten ökonomischen Briefen 40 Kühe mit 400 Schafen die Parallele ausmachen. Um also kurz aus der Sache zu kommen, so kann man jeden Orts eine Kuh gegen 10 Schafe beide in der Stallfütterung aufstellen. So sehr eine Kuh in der Stallfütterung sich besert, oder welches einerlei ist, mehr Milch und größere Kälber giebt, so ist das nämliche von 10 Schafen in der Stallfütterung zu erwarten. Es seyen nun diese 10 Schafe in der ganzen Grün- oder Dürrfütterung, oder sie werden als eine Dreiviertelschäferey gehalten, so werden sie größere Lämmer bringen, daß wir also in der dritten und vierten Generation Schafe haben werden, die den größten in Europa gleichen und also an Wolle und Fleisch desto mehr einbringen. Wir wollen annehmen, daß jedes unsrer, in guter Stallfütterung gepflegter Schafe nur etwas über $6\frac{1}{2}$ Pfd. Wolle trage, so haben wir davon jährlich 3 Stein à 22 Pfund. Die Wolle sei veredelt und der Stein gelte nur 10 Rthlr., da doch dergleichen mit 12 bis 15 Rthlr. bezahlt wird, so ist die jährliche Einnahme davon 30 Rthlr. Nun wollen wir nur von 9 Schafen jährlich ein Lamm rechnen, das, wenn es 6 Monat alt ist, mit 2 Rthlr. bezahlt wird, so haben wir davon 18 Rthlr einzunehmen. Die ganze Summe der jährlichen Ein-

nahme macht also 48 Rthlr. Kommt es aber von diesen alten Schafen mit der Zeit zum Ausmärzen oder zum Verkauf, so wird das Stück unter 5 bis 6 Rthlr. nicht weggehen können. Wir wollen für die Folge jährlich von unsern Schafen nur zwei Stück rechnen, so kommen wir an 60 Thaler heran. Kämen wir wohl mit der Stallfütterung der Kühe so hoch? Wir kommen, wird man einwenden können, doch in großen Städten, oder in der Nähe derselben, mit einer Kuh wohl eben so hoch und noch höher, weil daselbst das Maaß Milch, wie z. B. in Berlin, Potsdam ꝛc. mit 1 Gr. bezahlt wird. Es sei so. Der Milchverkauf bringt ungleich mehr ein, als der Butter- und Käseverkauf. Man rücke mit unsern 10 Schafen eben dahin und nutze sie als Milchschafe. Ein Futterschaf wird täglich wenigstens 1 Maaß Milch geben und das Maaß Schafmilch gilt in oben genannten Städten, wie bekannt, sehr frühzeitig 3 Gr., wenn es besserhin kommt, niemals unter 2 Gr. Wir bleiben ganz disseits der Mittelstraße, unsere Schafmilch soll nur 1 Gr. gelten. Im April also 300 Maaß, Mai 300 Maaß, Junius 300 Maaß, Julius 300 Maaß, August 300 = 1500 Maaß à 1 Gr. = 62 Rthlr. 12 Gr. Verkaufte oder abgesetzte Lämmer 9 Rthlr. Wolle, weil gemolkene Schafe etwas weniger geben, 28 Rthlr. = 99 Rthlr. 12 Gr. Wir wollen 100 Rthlr. voll rechnen, wenn wir die in der Folge zu verkaufenden Märzschafe hinzuthun. Lassen wir aber unsere Schafmilch das Maaß, wie es in großen Städten ist, 2 Gr. gelten, so kommen wir an 163 Rthlr. heran. So wäre die Lage der ganzen Sache, wie sie jetzt steht. Würde nun einst die Schafzucht durch Aufhebung der Gemeinhütung in Ansehung der Brache und Trift eingeschränkt, so würde für Privat-Oekonomien doch die Schafzucht durch ganze, halbe oder Dreiviertelfütterung mit gleichen Schritten fortgehen müssen. Und wenn nun ja des Anfragers Fall einträte, daß die Wolle theurer würde, so wird die Privat-Oekonomie bei aller Zunahme der Rindviehstall-

fütterung oder Anwendung der Brache zum Futterbau oder sonst wozu nie verlieren können. Es bleibt für unsere nördlichen kälteren Klima gedoppelt fest, was Melon für sein ungleich wärmeres Klima sagt: Le pain est de première et la laine de seconde necessité.

Beziehen wir nun unsern gegenwärtigen Ackerbau, unsere Rindvieh- und Schafzucht auf Germershausen's oben aufgestellte Erfahrungssätze zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, so werden wir die dort angezeigten Wirthschafts-Revolutionen auch jetzt wieder finden. Vergleichen wir ferner den Ertrag der Rindvieh- und der Schafzucht nach dem damaligen und jetzigen Stande der Dinge, so hat die Schafzucht nicht nur das Uebergewicht über die Rindviehzucht behalten, sondern durch die Veredlung der Landesracen mit Spanischen Widdern, so wie überhaupt durch die Einführung der Merinos im gegenwärtigen Jahrhunderte, ist sie, so zu sagen, bei dem geringen Ertrage des Ackerbaues, der Haupthebel des landwirthschaftlichen Betriebes geworden, indem die Wollerzeugung zum Theil in der Privat-Oekonomie das Deficit oder Fehlende im Ackerbaue ersetzt. Aber auch der Ackerbau könnte den jetzt durch die niedrigen Getreidepreise verursachten Ausfall auf eine andere Art decken, wenn der Landwirth einen Theil seines Ackers dem Bau anderer Pflanzen widmete, wie der um die Landwirthschaft so hoch verdiente Germershausen oben zur Genüge durch die angeführten landwirthschaftlichen Revolutionen oder Umwälzungen darthut. So zum Beispiel könnten die Landwirthe in der Mark Färberkräuter, als Röthe, (Rubia tinctorum), Wau (Reseda luteola) etc.; Oelpflanzen, als Raps (Brassica campestris, Franz. le Colsa oder Colza) ꝛc. anbauen. Man wird mir diese kleine Abweichung, von dem eigentlichen Gegenstande, der Schafzucht, hier

verzeihen, da Ackerbau und Viehzucht zu nahe mit einander verwandt sind, und, wo die Fütterung eintritt, unmerklich in einander fließen. Uebrigens wird aus dem oben von Germershausen Angeführten ersichtlich seyn, wie wichtig es dem Landwirthe ist, auch die älteren ökonomischen Schriftsteller zu studiren. —

Hier noch einige von Landwirthen aufgestellte Gründe gegen die Vergrößerung der Schäfereyen. — Die Absicht, warum man früher Schäfereyen beschränkte, und den unbeschränkten ein Ziel setzte, war wohl hauptsächlich, dem übrigen Viehe des Landmannes, besonders seinem Rind- und Pferdeviehe, die Nahrung auf den Weiden und Koppelhütungen zu sichern, weil solches in vielem Betrachte, sowohl den Bürgern, als Bauern weit nützlicher ist. Daher sollen da, wo die Herden unbeschränkt sind, nach landwirthschaftlichen Grundsätzen, die auch bei den Gerichtshöfen zur Entscheidung gelten, nicht mehrere Schafe auf gemeine Hut und Weide gebracht werden, als der Besitzer mit dem auf seinem eigenthümlichen Lande ihm zugewachsenen Stroh und Heu den Winter über auszufuttern vermag. Jene Bestimmungen und die Regeln der Rechtslehrer, daß alle Schäfereyen nicht vermehrt, noch neue angelegt werden dürfen, haben den Nachtheilen, die sie hervorbringen, vorbeugen wollen. Dieserhalb sind auch in Sachsen, im Schwarzburgischen, in Bayern, in Pommern Schäfereyordnungen erschienen.

So nützlich nun das Schafvieh von der einen Seite, in Hinsicht seines Wollertrages ist, so nachtheilig ist es von der andern, und solches aus folgenden Gründen:

1) Müssen die Kühe im Winter ihnen nachstehen; denn sie bekommen das gesundeste Heu, das fut-

terreichste schönste Stroh, und werden am besten verpflegt.

2) Sind sie im Frühlinge und Herbste der Saat, worauf gewissenlose Schäfer hüten, und viele Pflanzen, zumal wenn die Erde nicht trocken ist, zugleich vertreten, sehr nachtheilig. Was ihr Maul nicht zerstört, verdirbt ihr Fuß, und statt langer Aehren, werden kleine, sogenannte Knipähren geerndtet. Geht ihre Trift zu und aus den Hürden durch Kornfelder, so verüben sie Schaden, der alle Erwartung übertrifft, und auffallender seyn würde, wenn man solchen jedesmal auf frischer That schätzen ließe; so auch den Schaden, den sie in den Weiderevieren anrichten. Leichte Verzäunungen vor den Feldern helfen nichts; denn sie brechen hindurch und springen über.

3) Frißt da, wo kurz vorher Schafe geweidet, das ihnen nachfolgende Rindvieh nicht anders, als aus großem Hunger, weil solchem der Geruch von den Schafen und deren Miste ekelhaft und zuwider ist. Auch lassen sie wenig für anderes Vieh übrig, weil ihr Zahn zu gierig ist, im Weidegange Alles rein abnagt, und dem größeren Viehe nicht einmal das Nöthige läßt, daher auch solches von seinem Wohlstande sichtlich abnimmt, und dessen stärkere, ungleich einträglichere Zuzucht verhindert. Dieserhalb sollte es billig eine allgemeine und Hauptregel seyn, den Schafen nicht eher auf Angern, Brach- und Stoppelfeldern, oder abgemäheten Wiesen das Weiden zu gestatten, bevor nicht das Hornvieh selbige abgehütet hätte. Die geringere Klasse der Bauern, welche gewöhnlich die größte Zahl der Bewohner des platten Landes ausmacht, die nur wenige oder gar nur eine oder zwei Kühe zu ihrem Lebensunterhalte durchbringen kann, leidet darunter mehr, wie man vielleicht glaubt, besonders wenn es Leute sind, denen

es an Grünfutter fehlt, und ihrem Vieh so wenig des Morgens vor dem Austreiben, als des Abends, wenn es von der Weide zurückkehrt, was zu geben wissen; es sei denn, daß sie der Nachbarn Gärten, Felder oder Wiesen bestohlen haben. Eine oder zwei Kühe könnten und sollten einer solchen ganzen Familie die Nahrungsmittel vorzüglich mit darbieten; allein ihr Vieh kommt mit hungrigem Magen und nüchtern aus der Weide nach Hause. So schmälern nun die großen Schafherden das Molkenwerk des ärmern Theiles des Landmannes, und thun den übrigen Weidegenossen Abbruch.

4) Soll der auf einem behürdeten Acker gewachsene Weizen, Rocken oder Gerste in den Branntweinbrennereyen und Brauereyen nicht vortheilhaft gefunden werden; auch geben die Oelschläger vor, daß die Winterrübesaat, welche auf einem solchen Lande gebauet worden, nicht so ölreich sei. Die Ursache, warum das Getreide nicht so nutzbar seyn soll, ist nach Darjes*), daß der Schafmist in die Erde gebracht werde, ehe er in Fäulniß übergegangen, und Daubenton will sogar, daß man im zweiten Jahre auf einem das Jahr vorher zu Weizen oder anderen Früchten behürdeten Lande noch keine Gerste säen sollte, weil sie nicht zum Bierbrauen tauge. Letzteres scheint jedoch unglaublich; denn es wäre eher zu vermuthen, daß nach Jahres Frist, zumal da das Land zur Gerste dreimal gepflügt wird, der Pferch längst verschlungen und verschwunden sei. Hierüber müssen Untersuchungen und angestellte Proben entscheiden. Auch soll der Stalldünger vom Rindviehe und von Schweinen dem Acker mehr Kräfte mittheilen; er soll auch zwei und mehrere Jahre, mithin auch für so viele

*) Gründe der Cammeralwissenschaft, 2r Abschnitt §. 137.

Erndten sich nutzbar erweisen, statt daß der Hürdenschlag nur ein Jahr oder für eine einzige Erndte seine Kraft zeigt. Da nun dieses die Erfahrung bestätiget, so verdient ersterer allemal den Vorzug vor letzterem, und man nimmt diesen entweder nur in Ermangelung des Stalldüngers, oder um Mistfuhren nach entlegenen Feldern zu sparen. Der Pferch im Winterfelde, das man zu Rocken oder Weizen düngt, ist bloß ein Behelf und setzt in die Nothwendigkeit, das Land, wenn es hierauf Gerste oder Hafer tragen und gehörige Ausbeute liefern soll, noch einmal zu düngen. Hieraus würde hervorgehen, daß die Art, den Acker durch Behürden fruchtbar zu machen, in Vergleichung des Nutzens und der Kosten viel zu hoch erkauft werde, und bei weitem nicht so vortheilhaft sei, als die Schaffreunde davon rühmen.

5) Ist der Ertrag, außer der Wolle und dem Fleische, nicht sehr bedeutend; denn das Milchen der Mutterschafe zehrt solche nur ab und verringert ihren Ertrag an Wolle. Ueberhaupt scheint es kein Object zu seyn des Molkenwerkes halber Schafe zu ernähren; auch ist die Butter das magerste und elendeste Produkt, und was man an Milch und Käse gewinnt, geht an der Wolle und dem Feisten der Gemolkenen verloren.

Dieses sind nun die Hauptgründe, welche die Freunde der Rindviehzucht und des Ackerbaues gegen die Schafzucht aufstellen, die aber durch den Nutzen der Schafe in jetziger Zeit, so wie durch das, was Germershausen oben über den Ertrag der Schafe sagt, hinlänglich widerlegt werden.

Unter dem Artikel Schäferey, und bei den oben angeführten Gründen gegen die Schafzucht, wird es nicht unwichtig seyn, hier nur kurz anzuführen, was es heißt: eine Schäferey bestehe durch die Schafgerechtigkeit, oder bloß durch das Recht,

Schafe zu halten. Unter Schäfereygerechtigkeit versteht man das Recht Schafe halten zu können. Schon unsere Vorfahren haben die besondere Nützlichkeit der Schäfereyen, nebst der Aufmerksamkeit, so sie deshalb verdienen, anerkannt, und dieserhalb denjenigen, welche die Befugniß Schäfereyen zu halten besitzen, mancherlei Rechte und Vorzüge vor andern, denen solches nicht zugestanden worden, beigelegt, und diese verschiedenen Vorzüge zusammen genommen, machen den Begriff der Schäfereygerechtigkeit aus. Besteht nun eine Schäferey durch die Schäfereygerechtigkeit, so will dieses so viel sagen, daß die Gutsherrschaften nicht nur ausschließlich das Recht haben, in ihrem Besitzthume Schafe zu halten, alle übrigen Einwohner des Dorfes aber keine halten können, sondern sie sind auch zugleich befugt, nicht allein ihre eigenen, sondern auch des ganzen Dorfes Grundstücke, in so fern sie zur Schafhütung nach wirthschaftlichen Grundsätzen geschickt sind, mit ihrem Schafstande zu behüten. Diese Gerechtsame hat nicht nur in dem ersten Ursprunge der Dorfschaften, sondern auch in der allgemeinen Observanz ihren Grund. Ein mit der Schäfereygerechtigkeit versehener Gutsbesitzer ist befugt, nicht bloß seine eigenen Grundstücke, sondern auch die Aecker, Wiesen und Hütungsplätze des ganzen Dorfes in der gehörigen Ordnung mit seinen Schafen zu betreiben. Er ist ferner berechtiget, seine Schäferey so stark als möglich anzulegen. Ihm steht frei, einen eigenen Schäfer nebst den dazu erforderlichen Knechten zu halten, und seine Schäferey-Gebäude an denjenigen Orten, wo sie ihm am bequemsten sind, anzulegen. Endlich ist ihm auch erlaubt, mit seinen Schafen zur Bedüngung seiner Aecker ein eigenes nächtliches Hürdenlager zu halten.

Das bloße Recht Schafe zu halten, welches den Bauern ꝛc. zusteht, besteht darin, daß diese, wenn sie nicht vorhin durch die gemeinschaftliche Hütung auch die herrschaftlichen Aecker zu beweiden berechtiget sind, sich mit ihren zu haltenden Schafen nur bloß auf ihre eigenen Grundstücke einschränken müssen, und sie dürfen sich nicht einfallen lassen, die herrschaftlichen Aecker, Wiesen und Hütungsplätze, es sei zu geschlossenen oder ungeschlossenen Zeiten, damit zu betreiben. Auch sind sie nicht befugt mit einer größeren Anzahl, als ihnen entweder durch die Observanz oder die Landescatastra, oder auch durch ausdrückliche Verträge, verstattet worden ist, weder die gemeinschaftliche Weide, noch auch ihre eigenen Grundstücke zu betreiben. Sie sind ferner nicht berechtiget, einen eigenen Schäfer oder Hirten zu halten, sondern ihre ihnen frei gegebenen Schafe vor der Gemeine Hirten zu jagen, verbunden. Endlich ist ihnen auch nicht erlaubt einen eigenen Hürdenschlag mit ihren Schafen auf ihren Aeckern zu halten, vielmehr bringt es in vielen Gegenden die Landes-Verfassung mit sich, daß sie ihre Schafe in die herrschaftlichen Hürden zu treiben, und folglich fremde Aecker zu bedüngen, gehalten sind.

Das Recht des Grundherren mit seinen Schafen nicht bloß die eigenen Grundstücke, sondern noch die Aecker, Wiesen und Hütungsplätze des ganzen Dorfes zu betreiben, kommt ihm nach der Oeconomia Forensis nicht bloß dann zu, wenn die Hütung zwischen ihm und der Gemeinde noch unter der Gemeinschaft steht, sondern er kann auch solches nachher, wenn diese Gemeinschaft wirklich aufgehoben worden, noch allemal ausüben, insofern er nicht demselben bei der Gemeinheitsauseinandersetzung ausdrücklich entsagt hat. Alles andere Hütungsrecht, es betreffe Vieharten, welche es wolle, ist bloß mit den Grund-

stücken, die ein jeder Eigenthümer, es mag Herrschaft oder Unterthan seyn, besitzt, verbunden, und steht auch mit demselben, wenn man die Sache nach wirthschaftlichen Sätzen genau überdenken will, jederzeit in einem richtigen Verhältniß. Nach aufgehobener Gemeinheit kann also kein Eigenthümer mehrere Grundstücke, als die ihm durch die Separation zugefallen sind, mit seinem Viehe zu behüten verlangen. In Ansehung der Schafe aber, mit welchen die Grundherrschaft die sämmtlichen Grundstücke des Dorfes, vermöge der ihr zuständigen Schäfergerechtigkeit, zu behüten befugt ist, hat es hierunter eine ganz andere Bewandniß. Dieses Recht rührt nicht von der gemeinschaftlichen Hütungsbefugniß her, sondern ist, wie oben zur Genüge bemerkt worden, ohne eine Beziehung auf diese Gemeinschaft zu haben, in der allgemeinen Landes Observirung gegründet, dergestalt, daß auch an den Orten, wo Herrschaften und Unterthanen niemals in einer Hütungsgemeinschaft gestanden haben, sich dennoch die letztern das Weiden der herrschaftlichen Schafe auf ihren Grundstücken gefallen lassen müssen. Ist also die Befugniß der herrschaftlichen Schäfereyen, die Grundstücke der Unterthanen zu betreiben, nicht eine bloße Wirkung der Gemeinschaft, sondern ein für sich bestehendes besonderes Recht gewesen, so folgt von selbst, daß durch die Aufhebung der Gemeinheit, hierunter keine Abänderung geschehen könne, sondern dasselbe, auch nach der Seperation, vor wie nach bestehen müsse. Die Grundherrschaften würden, wenn die Separation der gemeinen Hütung auch auf die Schäfereyen eine Wirkung haben könnte, an vielen Orten ihre Schäfereyen mehr als die Hälfte einzuschränken genöthiget seyn, welches Opfer aber zu groß wäre, als daß es dem Grundherren mit Recht zugemuthet werden könnte; auch

würde diese Einschränkung der Schäfereyen, wegen des daraus nothwendigerweise entstehenden Wollmangels, dem ganzen Staate höchst nachtheilig werden. Wenn also der herrschaftlichen Schäferey sowohl vor, als nach der Separation, die Behütung der sämmtlichen Dorfgrundstücke zugestanden werden muß, so kann solches nur unter Beobachtung einer gewissen Hütungsordnung geschehen; denn wollte eine Herrschaft die Befugniß die derselben aus der Schäfereygerechtigkeit zuwächst, dahin ausdehnen, daß sie alles auf den Grundstücken der Unterthanen zuwachsende Gras dem Viehe des Landmanns gleichsam weghüten ließe, so würden die Grasplätze der Bauern in kurzer Zeit dadurch zu Grunde gerichtet seyn. Aus dieser Ursache ist es nöthig, daß an den Orten, wo Rind- und Schafvieh einerlei Weide haben, die Hütungsplätze nicht eher mit den Schafen betreiben zu lassen, bis das Rindvieh, besonders das Zuchtvieh, darauf gehütet, und das für dasselbe sich schickende Gras abgefressen habe, welches weder der Billigkeit, noch dem Rechte der Schäferey zuwider ist. So kann auch dasjenige Gras, so für das Zug- und nutzbare Rindvieh, das beste und zuträglichste ist, in Ansehung des Schafviehes, dafür nicht geachtet werden; denn das Schaf sucht nur bloß ein kurzes Gras und knappe Hütung, und es ist aus Erfahrung bekannt, daß den Zuchtschäfereyen das hochgewachsene und besonders nahrhafte Gras mehr nachtheilig, als zuträglich ist. Diese Art Schäfereyen wirken also dabei nichts, wenn, auch gleich auf den Hütungsplätzen, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen, das hochgewachsene Gras von den Pferden und dem Rindviehe nahe weggenommen worden. Indessen darf das Schaf auch nicht auf einen bestimmten Hütungsplatz eingeschränkt seyn, weil es dasjenige Thier ist, dem nicht alle Nahrung, die

ihm vorkommt, gleichgültig ist, sondern die Wahl darunter vor allen andern Hausthieren vorzüglich liebt; daher sind diejenigen Hütungen, wo das Schaf einen ausgebreiteten freien Gang hat, und sich seine Nahrung nach Gefallen suchen kann, unter allen die beste und vorzüglichste. Diese beiden Grundsätze sind bei allen Arten der verschiedenen Hütungsplätze anwendbar.

Die Schäfereygerechtigkeit wurde bald zu weit und über die ihr gebührenden Gränzen ausgedehnt, bald aber auch wieder von andern, denen dieselbe nachtheilig zu seyn schien, übermäßig eingeschränkt. Man stellte daher auch schon früher den Satz auf, daß es der natürlichen Benutzung des Eigenthums zuwiderlaufe, daß die Befugniß des Schafhaltens nur allein den Besitzern der Landgüter eigen sei, die kleineren unter ihnen lebenden Eigenthümer, aber davon gänzlich ausgeschlossen seyn sollten, wobei man jedoch annahm, daß Eigenthümer, die nur wenige Grundstücke besitzen, auch nur wenige Schafe halten können, warum sie aber auch diese wenigen, ihren Grundstücken verhältnißmäßigen Schafe nicht halten sollen, sei den natürlichen Rechten ganz entgegen. Hiergegen wurde nun angeführt: daß sich der in der bürgerlichen Gesellschaft Lebende aller derjenigen Einschränkungen des Eigenthums gefallen lassen müsse, die durch das Beste des Staates nothwendig gemacht, oder durch eine langwierige Observanz eingeführt worden, und man könne eine von undenklichen Jahren her eingeführte Observanz in der bürgerlichen Gesellschaft, wenn sie nur deren Wohlfahrt nicht zuwider ist, nach dem natürlichen und vernünftigen Rechte nicht verwerfen; denn dergleichen Observanzen und langwierige Gewohnheiten, haben bekanntermaßen eine gesetzmäßige Kraft, und es liege dabei zwischen dem Eigenthümer, der dadurch

eingeschränkt werden will, und demjenigen, der ihn einschränkt, ein stillschweigender Vertrag zum Grunde, weil er sich sonst bei dem ersten Anfange dagegen gesetzt, und nicht ganze Jahrhunderte, ohne sich dagegen zu melden, verstreichen lassen würde. Vermöge einer fast in ganz Deutschland, besonders aber in dem nördlichen Theile desselben, eingeführten Observanz und gesetzmäßigen Gewohnheit, war auf den adlichen Gütern nur bloß der Grundherr, die Schäfereygerechtigkeit auszuüben befugt, und diese Befugniß berechtigte ihn nicht allein, sowohl seine, als seiner Unterthanen und der sämmtlichen Dorfseinwohner Grundstücke mit seinen Schafen zu behüten, sondern es schließt auch alle die Unterthanen und alle übrige Dorfeinwohner von dem Rechte, eigene Schafe halten zu können, aus. Wie es nun mit dieser eingeführten Observanz in unserem gegenwärtigen Jahrhunderte steht, wo das Eigenthumsrecht, so wie überhaupt das natürliche Recht auch auf die bürgerliche Gesellschaft angewendet, seine Verfechter gefunden, und weise Regierungen es anerkannt haben, beweiset Ackerbau und Viehzucht, so wie überhaupt die ländlichen und städtischen Gewerbe.

Von den zur Schäferey gehörigen Personen.

Der Schäfer.

Unter Schäfer, Hirte, versteht man einen jeden, der die Schafe weidet, hütet und füttert; allein in manchen Gegenden und in großen Schäfereyen hat der Schäfer Knechte und Schafjungen unter sich, die dieses Geschäft verrichten müssen, und er nur die Aufsicht über das Ganze; in dieser Qualität oder Eigenschaft wird er dann Schaf- oder Feldmeister genannt. Die Knechte, die er dann gewöhnlich un-

ter sich hat, sind: der Meisterknecht, welcher in der Regel die Mutterschafe besorgt, und dann der Widder-, Hämmel-, Jährlings- und Lämmerknecht, welche die Aufsicht über diese Gattungen von Schafen haben. Alle diese Knechte werden von dem Schafmeister gewöhnlich beköstiget. Bei uns in der Mark, und in Sachsen hat man in den Dörfern, wo die Bauern Schafe haben und die Herde nicht sehr stark ist, Schäferknechte, auch wohl nur Schafjungen zur Hütung, die dann auch schlechthin Schäfer genannt werden.

Da ein Schäfer alles Ungemach der Witterung ausstehen muß, so ist es nöthig, daß er einen gesunden, starken und festen Körper hat. Kraft und Stärke ist besonders da nöthig, wo der Hürdenschlag eingeführt ist, indem er die Hürden und Pfähle von einer Stelle zur andern, oft auch von einem Acker zum andern tragen muß. Wo der Schäfer Knechte unter sich hat, da müssen freilich diese es thun; allein besser ist es immer, wenn er bei dieser Arbeit, so wie überhaupt bei jeder, Hand mit anlegt, um seinen Untergebenen das Beispiel der Thätigkeit zu geben. Ferner kommen bei einem Schäfer seine moralischen Eigenschaften, sein sittliches Betragen sehr in Betracht; denn da eine Herrschaft oder auch eine ganze Gemeinde einem Schäfer ihr Vieh, welches Hastfer die Goldgrube eines Landes nennt, anvertraut, solches seiner Aufsicht, Wartung und Pflege überläßt, so muß er auch ein ehrlicher, rechtschaffener Mann seyn, auf den man sich ganz verlassen kann. Ein Schäfer muß daher gottesfürchtig seyn, und seine Frau, seine Kinder und sein Gesinde dazu anhalten; er muß fleißig und aufmerksam in seinem Geschäfte seyn, und in seinem Hause nie den Müßiggang dulden, im Gegentheil

schon seine Kinder in ihrer frühesten Jugend zur Arbeitsamkeit anhalten.

Was die Kenntnisse des Schäfers anbetrifft, so sind diese in seinem Fache nicht geringe, wenn er alle ihm obliegende Pflichten erfüllen will; und den Wohlstand der ihm anvertrauten Herde im Auge hat. Die Kenntnisse, die ein Schäfer besitzen muß, sind folgende:

1) Muß derselbe alle Weiden, und die darauf wachsenden Gräser und Kräuter kennen lernen, um die schädlichen oder schlechten mit seiner Schippe oder mit einer Hacke ausrotten, und andere gesündere und bessere an ihre Stelle säen zu können.

2) Muß er wissen, daß Anhöhen und Berge eine gesündere Weide darbieten, als Thäler und Tiefen; denn obgleich in letzteren mehr Gras, mithin mehr Futter wächst, so sind diese Weiden doch oft den Schafen sehr schädlich, ja sie zerstören zuweilen ganze Herden, indem sich die Schafe bei feuchter Witterung, so wie überhaupt bei den beständigen Versumpfungeu faul fressen.

3) Muß er wissen, welches die rechte Zeit sei, die seiner Hut anvertrauten Schafe auf die Weide zu bringen; denn ehe die Sonne den Thau und Reif auf den Gräsern getrocknet hat, müssen die Schafe nicht auf die Weide getrieben werden, indem sie sich sehr leicht daselbst lungensüchtig fressen.

4) Muß er die Mittel kennen, wodurch die Schafe ein saftigeres Fleisch und eine schönere Wolle bekommen.

5) Muß er die Krankheiten der Schafe, die Ursachen derselben, und die Kunst, solche zu heilen verstehen, um im Fall der Noth sogleich helfen zu können. Es ist traurig für einen Gutsbesitzer oder einer Gemeinde, sagt Gotthard, wenn sie bei eintretenden Schafkrankheiten sich nicht zu helfen wissen,

und endlich ihre Zuflucht zu elenden Quacksalbern nehmen müssen. Daher ist es sehr gut, wenn der Schäfer die Kräuter, die gegen die mannigfaltigen Schafkrankheiten anwendbar sind, selbst kennt, und sie, wenn sie in seiner Triftgemarkung einheimisch sind, auch selbst sammelt.

6) Muß er die beste Zeit wissen, wenn die Stähre unter die Herde gelassen, sämmtliche Thiere aber selbst geschoren werden müssen.

Um bei der Annahme eines Schäfers, nachdem man das Attestat über seine Rechtschaffenheit eingesehen hat, seine Kenntnisse zu prüfen, soll man ihm nach Germershausen folgende Fragen vorlegen:

1) Kann Er die vorzüglichsten Gräser und Kräuter nennen und beschreiben, welche auf der Weide den Schafen schädlich sind?

2) Sind Ihm die vorzüglichsten Grasarten bekannt, welche den Schafen besonders angenehm und auch gesund sind, und versteht Er auch wohl dergleichen Gräser zu vermehren, und damit gewisse Plätze zu bestellen?

3) Sind im Frühjahre Wiesen zu behüten, unter welchen Umständen, und wie lange wird solches ohne Gefahr der Schafe geschehen können?

4) Wenn den Schafen Brücher oder auch Erlenbüsche im späten Herbste oder Winter frei stehen, wann wird da die Weide solcher Oerter den Schafen unschädlich seyn, vor oder nach dem Froste?

5) Wenn hier und da der Kleebau eingeführt ist, und der Klee soll zuletzt von den Schafen abgeweidet werden, bei welcher Witterung und zu welcher Tageszeit wird wohl solches am dienlichsten seyn?

6) Wenn es an Gras oder Kleeheu fehlt, und man muß seine Zuflucht zur Strohfütterung nehmen,

welche Strohart wird da für Jährlinge, für trächtige Schafe, für Hämmel und für gelte Schafe die beste seyn?

7) Da es auf die Auswahl der Widder oder Stähre zur Erlangung oder Erhaltung guter Wolle hauptsächlich ankommt, wie sind die gutwolligten von den schlechtwolligten zu unterscheiden?

8) Was ist feste und lose, was stichelhaarige, patschige, elastische, weiche und störrige Wolle?

9) Da ein Schafpelz nicht Wolle von gleicher Güte hat, wie muß ein solcher recht sortirt werden?

10) Wie kann man an der Wolle des Schafes dessen Gesundheitszustand erkennen?

11) Wie müssen die Augen des Thieres beschaffen seyn, um daraus zu ersehen, daß es nicht anbrüchig oder faul sei?

12) Wie muß einem Mutterschafe geholfen werden, wenn es eine schwere Geburt hat, besonders wenn sich das zu gebährende Lamm in einer üblen Lage befindet?

13) Was hat Er oder sein Knecht für Salben im Felde bei sich zu führen, wenn einem Thiere bei Verwundungen ꝛc. auf der Stelle geholfen werden soll?

14) Da bei Schafen oft ein schleuniges Aderlassen von der besten Wirkung seyn kann; weiß Er damit umzugehen, und an welchem Orte und mit was für einem Werkzeuge läß er Ader?

15) Was heißt das, die Schafe verhüten, und wann ist es ihnen am schädlichsten?

16) Wie lange können verhütete Schafe noch leben, und wie sind sie auf der Weide zu halten, daß sie bald fett und zum Verkauf für den Fleischer noch tüchtig werden?

17) Welches sind die Merkmale und Zufälle der Räude, und wie ist solche zu heilen?

18) Wie hat sich der Schäfer beim Eintreten

der Schafpocken oder Blattern zu verhalten und versteht Er solche einzuimpfen?

19) Wie ist das Aufblähen der Schafe bei der grünen Kleefütterung auch wohl auf der Weide zu heilen?

20) Versteht Er einen Schafhund zu dressiren oder abzurichten?

Dergleichen Fragen können einem gelernten Schäfer oder angeblichen Schafmeister, um seine Fähigkeiten und Kenntnisse zu prüfen, nun mehrere vorgelegt werden, wie oben aus den verschiedenen Zweigen der Schafzucht, besonders aus der Zucht und Wartung der Schafe, zu entnehmen sind. Bei diesem Examen kommt nun vieles auf den Schäfereybesitzer selbst an, ob er den Schäfer, im Falle es ihm an diesem und jenem noch gebricht, noch unterrichten will. Es versteht sich hier, daß der Schäfereybesitzer ein theoretisch und praktisch gebildeter Oekonom seyn muß, sonst würde ihm ein guter praktischer Schäfer wohl in diesem Zweige der Oekonomie an Kenntnissen, die sich auf Erfahrung gründen, überlegen seyn. Nach Petri sind die Dienstpflichten und Geschäfte des Schäfers oder Schafmeisters folgende:

Da die Feldwirthschaft und die Schäfereyen zugleich unter dem Wirthschaftsverwalter, welcher die Aufsicht und Rechnung über beides zu führen hat, aber auch für beides verantwortlich ist, stehen, so hat der Schafmeister den Befehlen des Verwalters jederzeit schuldigen Gehorsam zu leisten; alle Sonntage beim Rathschlage zu erscheinen, Rapport über alle Vorfälle in demselben abzustatten, in seinem Einschreibebuche pünktliche Richtigkeit machen zu lassen, und die Befehle für die laufenden Geschäfte zu vernehmen. Ferner liegt dem Schafmeister ob: 1) Die Schafknechte jederzeit nach den

vorgeschriebenen Bedingungen selbst aufzunehmen und sie auch wieder zu entlassen, im Falle sie ihm nicht entsprechen. Auch hat derselbe seinen Untergebenen die Kost gegen das ausgeworfene Deputat zu geben, so wie auch die Haushunde zu unterhalten; auch darauf zu sehen, daß alle Dienstleute rein und hinlänglich beköstiget werden, gute Ordnung gehalten wird, so daß sie stets in Zeiten abspeisen können, um wieder bald zu ihren Dienstverrichtungen zurückzukehren.

2) Die Schafknechte anzuhalten, daß sie ihre Dienstpflichten erfüllen und sich wie brave, rechtschaffene Leute betragen; dieserhalb muß er genau darauf sehen, daß sie den Vorschriften ihrer Instructionen (Unterweisungen) genau nachkommen. Jeder Knecht muß, dem eingeführten Gebrauche gemäß, im Stalle bei seiner Herde wohnen, sich immer mit etwas Nützlichem beschäftigen, darf des Nachts unter keinem Vorwande ausgehen und sich von seiner Herde entfernen; wovon sich der Schafmeister durch öftere nächtliche Untersuchungen überzeugen muß.

Die Instructionen selbst, die Petri für seine Schäfer entworfen hat, und die in seinen Schäfereyen auf das Genaueste befolgt werden müssen, und wenigstens alle Monate von dem Schafmeister einmal seinen Untergebenen in Gegenwart des Wirthschaftsverwalters vorgelesen und erläutert werden, sind zu lehrreich, als daß ich sie nicht hier, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Sinne nach, anführen sollte.

Der Schafmeister soll zugleich der Lehrer seiner Untergebenen seyn und sie nicht allein in Allem, was auf die Wartung, Pflege und Kenntniß der Schafe Bezug hat, sondern auch Hürden und Schafraufen zu verfertigen unterrichten. Er soll sie dann in den Abendstunden im Lesen und Schreiben unterrichten

oder darauf sehen, falls sie darin schon kundig sind, daß sie sich darin vervollkommnen; sie mit den Kräutern, die den Schafen schädlich, und mit jenen, die ihnen nützlich und angenehm sind, bekannt machen. Muß er sie das Hüten der Schafe, welches zum Gedeihen derselben von großer Wichtigkeit ist, aus dem Fundamente lehren. Muß der Schafmeister über jede Gegenstände im Schafhofe, was nur immer Bezug auf die Schafe und Wirthschaft hat, strenge mit Aufsicht führen, so daß jedem Schaden, so viel als möglich, vorgebeugt werde. Diese Sorge muß aber nicht bloß dahin gehen, daß kein Futter für das sämmtliche Schafvieh verdorben oder verschwendet werde, sondern sie muß sich auch auf die Abwendung des Schadens an den Wirthschaftsgebäuden ꝛc. so viel in seiner Macht steht, erstrecken. Es versteht sich ohnehin, daß auf Feuer und Licht jederzeit die sorgfältigste Vorsicht verwandt werden muß. — Muß der Schafmeister, so viel es seine Geschäfte erlauben, beim Heu und Grummet machen, beim Ausheben der Kartoffeln ꝛc. selbst zugegen seyn, damit Alles für das Vieh gut eingebracht werde; eben so muß er auch beim Tränken, Salzgeben, Füttern, Waschen, Begatten, Lammen, Kastriren, Zeichnen und Numeriren der Schafe jederzeit gegenwärtig seyn. — Bei den Krankheiten der Schafe muß der Schafmeister nicht nur die nöthige Umsicht und Erfahrung zeigen, sondern sich auch selbst noch zu unterrichten suchen, und zu gleichem Eifer auch seine Untergebenen anhalten. Aus diesem Grunde muß jedes gefallene Schaf geöffnet und zergliedert werden, um sich von der Ursache der Unheilbarkeit zu überzeugen. Diese Operation darf aber nie im Stalle geschehen, sondern im Freien oder unter einem Schuppen, damit die Luft durch den Gestank des todten Körpers im Stalle nicht verpestet werde.

Bei entstehenden Krankheiten unter dem Viehe müssen die kranken Thiere von den gesunden sogleich abgesondert werden und der Schafmeister muß dem Wirthschaftsbeamten sogleich davon Anzeige machen, um gleich im Entstehen die nöthigen Rettungsmittel anwenden zu können. Jedes gefallene Schaf muß der Schafmeister in seinem Wirthschaftsbuche aufführen, auch dabei die Ursache des Todes.

Hat der Schafmeister dafür zu sorgen, daß in der Schäferey-Apotheke die nöthigsten Hülfsmittel, die in den gewöhnlichen Krankheitsfällen nothwendig sind, immer, und zwar in einem guten, reinen Zustande vorräthig erhalten werden. Diejenigen Pflanzen, welche in der Gegend der Schäferey wild wachsen, müssen jedes Jahr in der besten Jahreszeit unter seiner Aufsicht eingesammelt und getrocknet werden. Auch wo ein Garten zur Anpflanzung dergleichen medizinischer Kräuter bei der Schäferey eingerichtet ist, muß er die nöthigen Gewächse anpflanzen, um solche gleich in der Nähe zu haben; z. B. Knoblauch, Wermuth, Kamillen, Ysop, Salbei, Fenchel, Kümmel, Anis, Kalmus, Meerrettig ꝛc.

Muß der Schafmeister auf Reinlichkeit und Ordnung im Stalle sehen; für hinlängliche Streue sorgen, so auch, daß die Wände vom Spinngewebe und Staube rein erhalten werden. Ferner, daß die Fenster und Luftlöcher fleißig geöffnet, die aus dem Miste sich entwickelden Dünste durch Streuen von oben hinab unterdrückt und die Stallluft immer durch reine, frische Luft erneuert werde, welches sich auf alle Abtheilungen des Stalles bezieht.

Alle Geräthschaften, die auf die Schäferey Bezug haben, werden dem Schafmeister inventarisch übergeben. Er muß daher solche in guter Ordnung halten, damit sie sich an ihren Bestimmungsörtern befinden. Bricht etwas, oder geht sonst etwas ver-

loren, oder es wird von einem oder dem andern Knechte verzettelt, so muß solches jederzeit unvorzüglich hergestellt oder angeschafft werden. Auch muß der Schafmeister dafür sorgen, daß mit dem Futter, der Streu und dem Salze wirthschaftlich umgegangen wird, das heißt, es muß dem Viehe zwar das Vorgeschriebene gegeben, aber nichts davon unzweckmäßig verthan werden.

Die Abtheilungen des Viehes, von jedem Geschlechte und Alter, müssen sowohl im Stalle, als auf der Weide, jederzeit nach Umständen sortirt, z. B. die alten und jungen Widder in zwei, die Beleg- oder Mutterschafe und die jungen Mütter ebenfalls in zwei verschiedene Herden, ohne die Widder- und Mutterlämmer-Herden, eingetheilt werden. Im Winter müssen die Springwidder für sich allein abgetheilt werden, welches eigentlich im ganzen Jahre der Fall seyn sollte, damit solche keine Gefahr laufen auf der Weide von andern beschädiget zu werden, und man ungehindert Gelegenheit hat, sie in allen vorkommenden nöthigen Fällen vor Augen zu haben. Die Herden müssen alle Wochen überzählt werden.

Vor der Schur muß der Schafmeister die Klassifications-Zeichen der zu belegenden Schafmütter durchsehen und beschreiben. Die Widder, welche für diese oder jene Klasse, wie man nun die Eintheilung der Herde nach der Wolle und sonstigen Eigenschaften gemacht hat, bestimmt worden, erhalten das nämliche Herdenzeichen der Mütter, jede Abtheilung derselben wird numerirt, damit man, wegen des Wechsels derselben beim Belegen wissen kann, an welchem der Sprung steht; alle jene Eigenschaften aber im hohen Grade in sich vereinigen und festhalten, wodurch man die Nachzucht zu vervollkommnen strebt, damit die Unvollkommenheiten der

Mütter bei den Lämmern unterdrückt werden, und bei letzteren, wo möglich, nicht mehr zum Vorschein kommen, sondern solche zu immer höherer Vollkommenheit gelangen. Vor der Begattung muß der Schafmeister dieses noch einmal genau durchsehen, damit alles in Ordnung ist, und keine Unordnung entstehe.

In großen Wirthschaften, wo der Beamte beim Belegen, der ausgebreiteten Geschäfte wegen nicht jederzeitanwesend seyn kann, wird dem Schafmeister ein Sprungregister eingehändiget, worin derselbe, nach jedem vollständigen Begattungsakte, die Nummer des Mutterschafes und des Widders, welche nach der Vorschrift zusammengepaart wurden in die Rubriken einträgt. Aus diesem Register muß der Wirthschaftsvorsteher täglich sein Controll-Register ergänzen, im Fall er wegen Geschäfte verhindert wurde, persönlich anwesend zu seyn. Auch muß der Schafmeister da, wo Probierböcke eingeführt sind, beim Einlassen derselben in die Mutterherde genau Acht haben, daß die vor die Ruthe um den Bauch gebundene leinwandne Schürze nicht aufgehe, weil sonst ein brünstiges Mutterschaf leicht besprungen werden könnte. Des Nachts müssen die Probierböcke aus der Mutterherde entfernt werden. Sobald ein Mutterschaf belegt ist, muß solches mit schwarzer Farbe in das Gesicht gezeichnet, auf acht und vierzig Stunden unter den Lämmerhaufen entfernt, nachher aber wieder unter den Mutterhaufen gethan und der Springbock in seinen Stall geführt werden. Muß auch der Schafmeister darauf sehen, daß bei den Merinos oder bei den hochedlen Racen, der Widder täglich nur einen Sprung mache; denn wie auch schon oben angeführt worden, rechnet man in großen veredelten Schäfereyen auf jedes hundert Mutterschafe zehn Stück Springwidder, und

damit verhütet werde, daß in der zweiten Hälfte der Lammzeit keine schwächlichen Lämmern fallen, werden diese Widder in zwei gleiche Theile getheilt, wovon wechselweise alle Tage ein Theil zur Begattung verwendet wird, während der andere eben so viele Tage ausruhet, um den Zeugungsakt mit Begierde und der vollsten Kraft seiner Lebensgeister zu vollziehen.

In der Frühe, so lange das Weidegras feucht ist, wird täglich im Hofe belegt. Werden mehrere Mütter brünstig, als Widder vorhanden sind, so werden sie vorgezeichnet, und müssen bis zum andern Morgen warten, indem die Brunst gewöhnlich sechs und dreißig Stunden dauert. Im Nothfall darf nach einer Pause von einer halben Stunde ein Widder auch einen zweiten Sprung begehen. Die Klassifikations-Nummern müssen alle vierzehn Tage durchgesehen werden. Während der ganzen Springzeit werden die Widderabtheilungen in verhältnißmäßig sehr kleinen Ställen gehalten, und jeder Bock täglich mit $\frac{4}{5}$ Pfund Hafer und Heuhäckerling, nach Bedarf, in vier Portionen gefüttert. Außer der Sprungzeit empfängt ein eigentlicher Sprungwidder täglich in der Frühe $\frac{1}{4}$ Pfund Hafer und etwas Häckfel.

Muß der Schäfer das Stutzen der Schwänze bei den Lämmern in der vierten Woche ihres Alters vornehmen; es muß an kühlen Tagen geschehen. Das Kastriren, wenn sich solche Fälle ereignen, wird in der vierten bis fünften Woche vorgenommen, oder im nächsten Herbste. Bis Johanni dürfen beide Geschlechter in einer Herde zusammen gelassen werden, nach dieser Zeit, weil dann schon der Naturtrieb erwacht, müssen sie getrennt werden. Der Schafmeister muß dem geschicktesten unter den Knechten die Lämmer zum Hüten anvertrauen, und

er selbst muß anfangs mehrere Tage dabei anwesend seyn und sich täglich mehrere Male von ihrem Gedeihen und der richtigen Führung der Herde auf der Weide, zu unbestimmten Tageszeiten, überzeugen. Auch muß er darauf sehen, daß die Lämmer nur stufenweise an die Winter- und Sommerfütterung gewöhnt werden; es muß daher im Herbste anfänglich bloß ein Früh-, später aber ein Nachtfutter von Stroh dem Vieh gereicht werden. Er muß ferner dahin sehen, daß das Vieh während des Einfütterens im Winter Vormittags und Abends im Freyen satt getränkt werde, wodurch sich solches zugleich Bewegung macht; im Sommer hingegen täglich nur einmal, und zwar in der Frühe vor dem Austreiben. Wenn die Schafe am Vorabende Salz bekommen haben, so dürfen sie den nächsten Morgen nicht abgetränkt werden, sondern es muß solches erst am folgenden geschehen. Der Schafmeister muß auch seine Knechte darauf aufmerksam machen, daß der Thau und die Nässe den Schafen schädlich ist, vorzüglich aber naßkalte, neblichte, feuchte Luft und bethaute Weiden; auch dürfen die Schafe nicht gleich nach einem starken Regen auf die Weide getrieben werden, sondern die Gräser müssen erst ganz abgetrocknet und die daran gespritzte Erde abgefallen seyn; denn würde man sie ohne diese Vorsicht doch darauf treiben, so wäre ein schädliches Laxiren, Koliken und andere Krankheiten davon die Folge. Muß der Schafmeister ferner darauf sehen, daß die Herde nie auf geile, junge Stoppelweiden, am wenigsten aber auf Haferstoppel getrieben werden, vorzüglich nicht an heißen, schwülen Tagen, weil der Blutschlag sonst unter den Herden einreißt, indem diese geilen Saaten mit schädlichen Gasarten überhäuft sind. Ueberhaupt muß er dahin sehen, daß das sämmtliche

Vieh, so viel es nur immer möglich ist, in diesem Umstande vor Erhitzungen sorgfältig geschützt und auf harten Dreschweiden so lange genährt werde, bis die Brachgräser nicht mehr so jung und geil sind, und namentlich der junge Haferauswuchs, der besonders hitzig nährt, schon etwas härter in Blättern geworden ist. Muß er auch den Schafknechten auf den Weiden öfters nachsehen, ob sich bei den Herden kein krankes Thier zeigt, welches einer schleunigen Hülfe und Arznei bedarf, ob sich das Vieh durch vorsichtiges Hüten gut anfrißt, kurz ob die Knechte, ihrer Anweisung gemäß, genau ihre Pflicht erfüllen; ob auch die Knechte diejenigen Weiden betreiben, die ihnen jeden Tag angewiesen worden. Besonders muß aber der Schafmeister darauf sehen, daß kein Knecht sich herausnehme die Herde nach eigener Willkühr zum Wasser zu treiben und zu tränken; denn das Vieh muß in seiner Gegenwart das ganze Jahr zu Hause in der Schäferey getränkt werden; auch muß er darauf sehen, daß den Lämmern nur verschlagenes Wasser zum Saufen gereicht werde; auch darf in den Wassertrögen nie ein Bodensatz von Schlamm zu bemerken seyn, wodurch sich gleichfalls der Stoff zu Krankheiten in den Körper der Thiere einschleicht. Das Beregnen ist den Schafen gleichfalls schädlich, nicht nur daß die Nässe auf die Gesundheit der Thiere wirkt, sondern auch die Wolle verdorben wird, indem sich die Hornhaut der Wollfäden damit tränkt und verdichtet. Die Wolle spaltet und die Spitzen verderben.

Muß der Schafmeister dafür sorgen, daß die Tragschafe jederzeit reichliche und gute Nahrung genießen, damit die Leibesfrucht dadurch gut genährt werde. Die mageren und kraftlosen Schafe müssen jederzeit ausgesucht und mit angemessenem Futter

allein gefüttert werden, damit die kraftvolleren sie nicht verdrängen. Der Schafmeister muß, ehe die Lammzeit eintritt, die Kauhürden aufschlagen lassen. Auf 100 Schafe werden zehn Kauen gerechnet, und muß er alle jene Schafe, die ein nahes Lammen verrathen, in der Frühe beim Austreiben, von den übrigen abscheiden und sie im Stalle halten, um sie beobachten zu können. Er muß ferner dahin sehen, daß das Lammen eines Schafes nicht durch unzeitige Hülfe beschleuniget werde; nur wenn das Lamm eine unrechte Lage hat, und sich der Fall auf der Weide zuträgt, muß der Knecht, welcher hütet, dem Schafe beim Gebähren beistehen. Muß er darauf Acht haben, daß die schwachen und kränklichen Mütter nicht ihre Lämmer selbst säugen, sondern diese müssen an andere Säugerinnen gegeben werden; auch muß das neugeborene Lamm jederzeit die erste Milch der Mutter saufen, sobald das Euter derselben von der Wolle und dem Schmutze befreit worden. Die Euterwolle wird in Säcke gesammelt. Er muß diejenigen Lämmer, die von ihren Müttern nicht zum Säugen gelassen werden, mit etwas Salz bestreuen, damit das Schaf es ablecke und dadurch liebgewinne. Er darf sich auch anfangs nicht gleich davon entfernen, indem es Schafe giebt, welche bei Ableckung des Salzes sogar die Haut des Lammes beißen und beschädigen. Die Mutter und das Lamm müssen mit einer Nummer auf den Seiten gezeichnet werden, und erst dann, wenn die Mutter solches willig saugen läßt, wird es aus der Kauhürde in den Junghaufen gebracht, nachdem es vorher in das Rechnungsbuch eingetragen worden ist. Er muß bei den frischgelammten Mutterschafen aufmerksam seyn, daß solche lauwarmes, mit Gerstenmehl vermischtes, Wasser in kleinen Portionen zum Saufen bekommen, bis die Nachgeburt ab-

gegangen; denn kann es mit natürlichem Wasser satt getränkt werden. Geht die Nachgeburt nicht von selbst ab, wie sich solches oft bei den Schafen ereignet, so muß der Schafmeister oder die Knechte unter seiner Aufsicht dem Schafe Sauerteig, in lauwarmen Wasser aufgelöset, in kleinen Gaben von einem Drittel eines Trinkglases voll eingeben; auch sollen Säbenbaumsblätter in Wasser abgesotten, oder ein Absud von frischem Selleriekraute gute Dienste hierbei thun. Schießpulver mit Leinöl vermischt, kühlt und beugt dem Brande vor. Täglich muß angezeigt werden, wie viel Lämmer zugekommen und ob etwas davon gefallen ist.

Dürfen keine fleckigen oder farbigen, sondern nur weiße Hunde im Schafhofe gehalten werden; denn die Erfahrung lehrt, daß wenn tragende Mutterschafe vor einem dergleichen farbigen Hunde sich zufällig schrecken, sie fleckige oder schwarze Lämmer werfen.

Nach der Schur hat der Schafmeister darauf zu sehen, daß die Wolle richtig auf die angewiesenen Wollhaufen durch die Wollträger getragen wird, welche für die verschiedenen Sorten bezeichnet worden. Weil die Wolle Sortenweise abgeschoren wird, so ist die Gegenwart des Schafmeisters um so nothwendiger bei der Schur, und schon darum, weil durch unvorsichtige Scheerer leicht ein Schaf und besonders Lämmer, augenblicklich erdrückt werden können. Die nur leicht geschnittenen Wunden der Thiere werden mit Kohlenstaubr bestreuet; stärker geschnittene Individuen werden noch überdieß mit Salbe von Kohlenstaub, Talg und Terpentinöl eingeschmiert; auch gekochter Leim thut diese Wirkung. Müssen die Füsse der Thiere beim Scheeren nicht fest, am wenigsten mit Bindfaden gebunden werden.

Sobald ein Schaf geschoren worden, muß der Anfangsbuchstaben von jeder Race mit schwarzer Farbe auf eine Seite des Bauches gedruckt werden, nämlich von Negretti mit N, von Guadeloupe mit G, von Infantado mit J, damit, wenn auf den Weiden durch Nachlässigkeit der Leute Vermischungen Statt finden, man diese Thiere, nebst ihren von einander verschiedenen Ohren und andern Bezeichnungen, durch diese Buchstaben auffallender von einander erkennen kann; s. auch Schur und Wäsche der Schafe. Nach der Schur muß der Schäfer dahin sehen, daß die Schafe 10 bis 12 Tage lang vor jeder rauhen Witterung, und besonders vor kaltem Regen, rauhen Winden, so wie auch wider die brennenden Strahlen der Sonne geschützt werden, weil sie nach dieser Operation sehr schwächlich und gegen alle äußere Eindrücke empfindlich sind. Muß der Schafmeister beim Eintreten der Wolle strenge darauf sehen, daß die Wollsäcke sehr egal, und so fest, als es die Qualität der Wollsäcke gestattet, getreten werden, damit die Säcke mit möglichst vieler Wolle angefüllt werden und bei Versendung dieser Waare so wenig Staub und Regen, als möglich, in solche eindringen, und die Wolle verderben können. Was die weitere Erziehung der Lämmer betrifft, so auch was der Schafmeister beim Lammen zu beobachten habe, s. oben, unter Zucht und Wartung der Schafe.

Von dem Musiksinn der Schafe, und daß es deshalb nöthig ist, daß der Schäfer Schalmeyen, Sack- und andere Pfeifen bei sich habe, ist schon Th. 138, S. 621, Erwähnung geschehen. Hastfer sagt: es sei in der Erfahrung gegründet, daß die Schafe mehr, als andere Thiere die Musik lieben,

sich dabei munter befinden und zunehmen. Doch ohne dieses weiter zu erörtern, so sind die meisten Schriftsteller der Meinung, daß das Blasen eines Instrumentes einen muntern Schäfer anzeige, und je mehr er ein solcher ist, desto mehr wird er auch Lust zu den Schafen und zur Aufmerksamkeit auf dasjenige haben, was den Schafen in der Art zu weiden gedeihlicher ist.

In den meisten Ländern, wollen die Schäfer unter sich eine Zunft ausmachen, und keinen zu ihrem Gewerbe lassen, der nicht von Geburt oder von Kindheit auf dabei gewesen, und dagegen hat man ihre Kinder wieder von anderen Zünften und Handwerken ausgeschlossen; allein dieses wurde späterhin aufgehoben, weil, wie es scheint, die Schäfer nie ein ausschließliches Privilegium, eine Zunft zu bilden, hatten, und daher auch das Ausschließen von Handwerken nicht auf sie Anwendung finden konnte. Auch ist in den Landesverordnungen hier und da verordnet worden, daß die Schäfer unter sich keine Innung aufrichten und machen sollten. Thaer sagt: „Sie nennen sich gelernte Schäfer, und müssen ihre Stufen vom Lehrjungen zum Gesellen und zum Meister durchgehen, und sich den Handwerksgebräuchen unterwerfen, wenn sie zunftmäßig seyn wollen. Diese Schäfer sind aber größtentheils nicht belehrt, sondern nur abgerichtet. Sie sind voll von Vorurtheilen und Aberglauben, und bestehen auf die ihnen eingeprägten Meinungen mit Hartnäckigkeit, und mit dem gewöhnlichen Handwerksstolze. Ihr Sinn ist verstockt gegen die augenscheinlichsten Wahrheiten. Sie hangen untereinander zusammen, und suchen gewisse Prätensionen geltend zu machen; vereinigen sich gegen dasjenige Mitglied ihrer Zunft, welches darin nachgiebt, verheimlichen und bemänteln die Fehler und Unterschleife, sogenannte Kaffeleien, wel-

che einer von ihnen macht, und richten ihre Aussagen nach dem Zunftgeiste ein."

In Obersachsen wird mit dem Namen gelernter Schäfer derjenige bezeichnet, welcher alle Stufen eines Schafhirten durchgegangen, und dann erst als ein ächter Schafmeister angesehen wird. In den Ländern, wo ein Unterschied zwischen Rein- und Schmierschäferey gemacht wird, erkennt man die Untauglichkeit eines Schäfers sehr bald, wenn er nämlich, nach dem oben zuletzt erwähnten Schriftsteller, auf diesen Unterschied hält, keine Kenntniß von der Natur der Räude hat, die äußeren Mittel dagegen nicht kennt und gegen deren fleißige Anwendung, weil er ein reiner Schäfer sei, Widerwillen bezeugt; wenn er aber hierin unterrichtet und willig ist, so kann man schon mehr Zutrauen zu ihm fassen. Ueberhaupt muß ein Schäfer eine gewisse Vorliebe für seinen Stand zeigen und die Schafe mit einer eigenen Sorgfalt behandeln; diese findet man nur bei denjenigen Individuen, die von Jugend auf bei Schafen waren, und also an diese Lebensart gewöhnt sind. Ein solcher Schäfer, wenn er dabei Umsicht und Verstand zeigt, ist einem gelernten oder auf einer Schäferschule gebildeten oft weit vorzuziehen, weil er sein Fach praktisch kennen gelernt und Anhänglichkeit an den Schafen hat; dahingegen der gelernte oder theoretisch gebildete Schäfer oft in eine ihm ganz fremde Sphäre tritt, die ihn späterhin oft nicht mehr, wegen der damit verbundenen Mühseligkeiten und Plackereyen, anspricht und wodurch er dann das Vieh vernachlässiget.

Die Schäfer werden in Pachtschäfer, Lohnschäfer und Mengeschäfer eingetheilt. Die Pachtschäfer theilen sich wieder in zweierlei Gattung. Man verpachtet ihnen nämlich entweder bloß die Trift, oder übergiebt ihnen seine eigene Herde als

eisern. Zu der ersten Art der Verpachtung wird man sich, nach Gotthard, nur dann entschließen können, wenn man kein Kapital hat und daher keine ordentliche Herde anschaffen kann, um seine Triften selbst benutzen zu können. Da der Gutsherr hierbei nichts riskirt, so kommt es nur darauf an, ob man dem Schäfer bloß die Trift, oder auch die Benutzung der Wiesen zum Winterfutter verpachten will. Im ersten Falle ist es an verschiedenen Orten gebräuchlich, daß man sich für die Benutzung der Trift von jedem Stück Viehe vier Groschen bezahlen läßt; im zweiten Falle aber, wenn man die Wiesen in Hinsicht des Heu- und Grummet-Ertrags mit verpachtet, so muß ihre Benutzung besonders taxirt und der Ertrag zu einer mäßigen Summe Geldes angeschlagen werden. Da hier, bei diesen Pachtungen, die Localität entscheiden muß, so lassen sich hierüber keine allgemeinen Regeln geben. Man verpachtet die Wiesen an den Schäfer, wie man sie an jeden Andren verpachten würde. Das Pachtprätium kann man leicht erfahren, weil es alle Jahre bekannt ist, wie die Wiesen verpachtet werden, und es jeder Landmann weiß; auch weiß man, wenn man Heu und Grummet schon selbst eingeerndtet hat, was der Acker gewöhnlich trägt.

Bei der zweiten Art der Verpachtung auf eiserne Vieh, nimmt der Schäfer das Vieh des Eigenthümers der Schäferey nach der Taxe oder al eisern an, und macht sich auf diese Art verbindlich, wenn seine Pachtzeit um ist, das Vieh wieder nach der Taxe zurück zu liefern. Gewöhnlich bedingt sich der Schäfer bei dieser Art des Pachts etwas Getreide, Holz, Heu und Stroh, giebt nach Verhältnisse der Trift, des Viehstandes und der übrigen Emolumente seinen Pacht und benutzt dann die Schäferey ganz allein, ganz nach seiner Willkühr.

Dem Eigenthümer überläßt er jedoch mehrentheils den Schafmist und den Hürdenschlag, welches er auch um so eher kann, als er gewöhnlich nicht selbst Ländereyen und Ackerbau besitzt. Die Hauptsache bei diesem Pachte ist, sich nicht im Taxe zu betriegen. Man thut daher wohl, drei sachverständige Männer aus drei verschiedenen, nicht zu weit von der Besitzung entfernt liegenden Orten zu nehmen, jedes Stück Vieh nach seinen Jahren und seinen Vollkommenheiten zu specificiren und es von jedem der drei zum Taxiren gewählten Männer besonders zu schätzen. Auf diese Weise macht man es mit der ganzen Herde, die man einem andern als eisern überlassen will, addirt dann die besonders gemachte Taxationen zusammen, dividirt mit drei, und was dann herauskommt, nimmt man als den Werth des sämmtlichen Schafviehes an, womit dann sowohl der Pachter, als Verpachter zufrieden seyn muß. Sollte der Verpachter etwa die Jurisdiction haben, so wird er wohl thun, um allen Schein der Partheilichkeit zu vermeiden, keinen Mann zum Taxiren aus den seiner Jurisdiction unterworfenen Ortschaften zu nehmen.

In einigen Gegenden hat der Schäfer nur einen bestimmten Antheil an der Herde, den er bei seinem Antritt nach der Taxe baar bezahlt, in diesem Verhältnisse auch die Nutzung genießt, und den er nach derselben Art bei seinem Abgange, zu Folge einer abermaligen Taxation der Herde, wieder bezahlt erhält. Diese Einrichtung ist viel besser, als wenn der Schäfer sich eigenes Vieh unter der Herde halten kann, wie weiter unten, unter Gemengeschäfer zu ersehen, weil beider Vortheil verschmolzen wird; allein wo nach Thaer, eine progressive oder fortschreitende Veredlung der Herde bezweckt wird, da hat auch diese Einrichtung viel Unangenehmes,

indem der Schäfer den erforderlichen Aufwand zu seinem Antheile nicht wird übernehmen wollen oder können, und man überhaupt in neuen Einrichtungen von ihm abhängig ist oder wenigstens seine Unzufriedenheit verspürt, und die verschiedenen Taxationen beim Antritte und Abgange weitläuftig sind und mehrentheils zum Nachtheil des Besitzers ausfallen. Der eben genannte Schriftsteller hält es daher für rathsamer, keinen Einkauf zu verlangen, sondern dem Schäfer nur eine Quote vom Ertrage der Schäferey zu bestimmen, die dann geringer ist, als wenn er sich wirklich eingekauft hatte. Die außerordentlichen Kosten, die bei der Schäferey vorfallen, das Kornfutter, das Salz, bezahlt dann der Schäfer zu seinem Antheile mit und gewöhnlich wird nur Heu und Stroh nebst Weide von dem Eigenthümer allein gegeben. Auf diese Weise wird das Interesse des Schäfers mit dem des Herrn verbunden und Letzterer bleibt alleiniger Eigenthümer der Herde.

Der Lohnschäfer. Lohnschäfer, auch Deputatschäfer genannt, sind diejenigen Schäfer, welche mit oder ohne Knechte, bloß Geld erhalten oder um Lohn dienen. Sie erhalten auch Geld und Deputat an Naturalien, oder werden nur mit Geld und der Kost bezahlt, und dürfen keine eigenen Schafe unter der Herde halten. Es versteht sich hier, daß wenn der Schäfer keine Beköstigung erhält, er sich am Gelde höher steht, und so umgekehrt, bei der Beköstigung am Gelde geringer. Diese Haltung der Schäfer kann eigentlich bloß bei einzelnen Herrschaften Statt finden, nicht aber bei ganzen Gemeinden, weil letztere sich nicht viel mit der Beköstigung der Schäfer abgeben können. Bei Gemeinheiten bekommt der Schäfer seinen Lohn entweder nach der Zahl der Stücke Vieh, und da nennt man diesen Lohn in einigen Gegenden, besonders Erfurtischen

Hirtenschütte, oder er bekommt da, wo der Hürdenschlag eingeführt ist, von einer jeden Nacht etwas Gewisses an Korn oder Geld, oder endlich von jedem bepferchten Acker eine gewisse Zahl von Getreidegarben, so wie dieses überhaupt in einer Gegend so, und in der andern wieder anders gebräuchlich ist.

Nach Eckhart soll das Halten der Lohnschäfer gar nicht vortheilhaft seyn. Er sagt: „Man kann es einem solchen Schäfer gleich ansehen, daß er ein Miethling ist, der die Schafe nicht achtet, weil er keine eigenen darunter hat. Ist der Herr in der Oekonomie nicht ganz bewandert, so verläßt er sich auf den Schäfer, der Schäfer auf die Knechte, und die Knechte im Felde verlassen sich auf den Boden, weil Niemand auf sie Acht hat, wenn sie liegen und faullenzen und das arme Vieh hungern lassen. Die Ursache liegt eigentlich darin, weil diese Schäfer keine recht gebornen oder gelernten Schäfer sind, sonst würden sie um ihren Lohn nicht dienen; denn der fast durchgängigen Gewohnheit nach dient ein Junge anfangs ums liebe Brod, und erhält vom Schäfer statt des Lohnes alle Jahre vier Schafe. Wenn nun ein solcher Bursche vier Jahre gedient, so hat er schon 18 bis 20 Stück groß und klein Vieh, und binnen noch zwei Jahren über dreißig Stück, hingegen ist auch Tag und Nacht sein Dichten und Trachten, wie er seine Anzahl immer vergrößern und bald Großknecht, oder wohl gar Schäfer werden will. Und auf diese Art fangen die Schäfer an ihr Gutes und Handwerk, aber auch ihr Böses und Betrügereien zu lernen. Ein solcher aber wird hernach nirgends um Geldlohn dienen, folglich sind diejenigen, welche dergleichen thun, keine eigentlich gelernten Schäfer, und diese reden nicht einmal gern mit jenen, geschweige, daß sie rechte Freundschaft

mit ihnen halten sollten.“ Man gewahrt hieraus, daß Eckhart noch dem zu seiner Zeit bestehenden alten Zunftgeiste der Schäfer das Wort redet, und es gar nicht für möglich hält, diesen zu unterdrücken, oder dennoch gute Schäfer zu erhalten. Wie würde er sich wundern, wenn er im gegenwärtigen Jahrhunderte den Zustand der Schafzucht und den der Schäfer erblickte; daß diese in allen gut eingerichteten Schäfereyen jetzt kein Vieh mehr unter den Herden haben und dafür mit Geld und einigen Neben-Accidenzien, die ihnen von Seiten der Herrschaft bewilliget worden, zufrieden seyn müssen.

Auch der Staatsrath Thaer sagt: „Wer selbst eine genaue Aufsicht über seine Schäferey führen und sich die Schäfer erziehen will, der wird sich bei Lohnknechten am besten stehen, die er jedoch gut setzen muß. Ihnen einige Emolumente zukommen zu lassen, bleibt immer rathsam, um durch ihr Interesse ihre Aufmerksamkeit mehr zu erregen und sie auf besondere Punkte zu richten. So ist es, besonders bei einer edlen und fortschreitenden Schäferey, zweckmäßig, ihnen für jedes zur Einwinterung kommende Lamm etwas zuzusichern, indem das Aufkommen der Lämmer vorzüglich von der Aufmerksamkeit und dem Fleiße des Schäfers abhängt.“ — Germershausen sagt, bei Anführung des auch oben angeführten Satzes von Eckhart: „Hätte man keinen Lohnschäfer, der an seinem eigenen Gewissen den nächsten und besten Hüter der Ehrlichkeit hätte, so muß der Eigenthümer der Schafe in der Lage seyn, daß er täglich den Lohnschäfer auf dem Felde besuchen, zu Hausr aber nachsehen kann, wie mit den Schafen umgegangen wird.“ — Dieser Schriftsteller führt als Beispiel einen Gutspachter in seiner Nähe an, der alle Gegenden seines Feldes genau kannte und an jedem Morgen solche

seinen Schäfern so benannte, daß er ihnen dabei anbefahl, wenn und wie lange sie auf jedem Fleck sich mit den Schafen nach Beschaffenheit des Wetters und der Jahreszeit aufhalten sollen. Zu dem Ende ritt er Vor- und Nachmittags in unbestimmten Stunden aufs Feld und sah zu, ob die Schäfer seinen Anordnungen pünktlich nachkamen. Seine Herden waren durch diese Vorsicht noch nie, wie solches seinen Vorfahren mehrere Male begegnete, verhütet worden, und sie befanden sich jederzeit in einem ungleich bessern Zustande, als die Herden aller seiner Nachbarn. Hierbei macht der oben genannte Schriftsteller die Bemerkung, daß derjenige, der es diesem eifrigen Landwirthe nachthun kann, bei Lohnschäfern wohl zu rechte kommen könne.

Gemengeschäfer, auch Satzschäfer genannt. Unter Gemengeschäfer versteht man diejenigen Schäfer, die nebst ihrem Lohne, auch noch die Erlaubniß erhalten, eine gewisse Anzahl eigener Schafe unter die Herde zu bringen und dieselben auch ausschlieslich zu benutzen. An einigen Orten übernimmt auch der Eigenthümer der Schäferey, oder wenn es eine Gemeindeschäferey ist, die Bauern die Auswinterung derselben. Nach einigen Schriftstellern soll diese Einrichtung viele Vortheile gewähren, nach andern, besonders den neuern, soll sie große Nachtheile haben, wegen der mancherlei Betriegereien, die dabei vorgehen, und dieserhalb ist sie in den Preußischen Staaten durchaus verboten und den Schäfereybesitzern bei nahmhafter Strafe untersagt worden, und diesem mußten sich dann auch die Schäfer unterwerfen, die früher, wegen des Vortheils, den sie davon hatten, sich weigerten, auf eine andere Weise zu dienen. Die Vortheile, die diese Einrichtung darbieten soll, gründen sich wohl nur auf das Vertrauen, welches man in rechtschaffene

Schäfer setzt, daß sie um ihres eigenen Viehes, also um ihres eigenen Vortheils willen die Herde gut warten und pflegen, und sich der Anzucht mit Liebe annehmen werden. Dagegen sind die Nachtheile weit überwiegender, besonders schon darum, weil man dergleichen oben angeführte Subjecte gewiß selten findet. Die Gegner führen unter andern an, daß man auf Reisen Vieh antreffe, welches an Wegen bei dem Aus- und Eintreiben, auch auf den ordentlichen Wiesen, Weiden und Feldern viel Schaden thue und zum Anlaufen gewöhnt ist, und dieß ist lauter eigenes Vieh der Schäfer. Ihre Schafe und Kühe springen über alle Gräben und wenn Jemand kommt, der es sieht oder wehren kann, so hetzen sie ihr Vieh zurück. Zur Winterszeit springen ihre Hämmel über die Hürden, stoßen die Jährlinge ab, und fressen ihnen das beste Futter weg, und diese müssen daher Noth leiden. Ein Schäferhammel ist daher allezeit um ein Drittheil theurer, als der Hammel des Eigenthümers der Herde. Das beste herrschaftliche Lamm bringen sie zum Saugen an eines von ihren Schafen, und verwechseln ein geringeres von ihren mit jenem. Sie schlachten das fetteste Herrenvieh und liefern dafür ein Sterbefell ab. Ihre jährliche Haltung haben sie immer vollständig, obgleich sie davon stets verkaufen, indem sie sogleich andere nehmen. Auch sich von andern Diebesgehülfen Futtergeld geben lassen ꝛc. Alles dieses ist nicht zu übersehen, wo man sie nicht statt der Viehhaltung auf Geldlohn setzt.

An manchen Orten ist es auch hergebracht, daß der Schäfer befugt ist, wenn die Herde nach der Schaf- und Viehordnung nicht vollzählig ist, fremdes Vieh aus andern Orten oder Gegenden anzunehmen und sich für das Hütegeld pr. Stück 4 bis 5 Gr. bezahlen zu lassen, wobei er nach voll-

endeter Weide das fremde Vieh seinem Herrn wieder zurückliefern muß.

Das Verhältniß des zu haltenden Viehes bei einer Herde von 2000 Schafen ist nach Eckhart ungefähr folgendes:

Der Schafmeister	100	Stück.
— Hammelknecht	60	—
— Schafknecht	60	—
— Jährlingsknecht	50	—
Summa	300	Stück.

Eigentlich soll auf jedes achte Stück der Herrschaft ein Gemengstück, oder ein Stück der Leute kommen, wo es dann auf obige Anzahl nur 250 Stück betragen würde; indessen ist der genannte Schriftsteller der Meinung, um gute Leute zu haben, lieber einige Stück mehr passiren zu lassen. An Deputat erhalten die zur Schäferey gehörigen Personen:

1) Jede Person 12 Scheffel Rocken, mit Einschluß der Hunde, welches auf fünf Personen 60 Scheffel oder nach Pfunden berechnet à 80 Pfund pr. Scheffel 4800 Pfund beträgt.

2) Zu Mehl, Getränk und Schweinen 48 Scheffel Gerste à 60 Pfd. macht 2880 Pfd.

3) 3 Scheffel Erbsen à 240 Pfd.

4) 3 Scheffel Salz zum Kochen.

5) 1 Beet Rüben, oder an Geld 2 Rthlr.

6) 1 Beet Kohl, oder an Geld 2 Rthlr.

7) 4 Klafter Holz.

8) 4 Fuder Heu und 2 Schock Stroh für des Schäfers zwei Kühe im Winter:

Ferner wird zur Fütterung gegeben:

1) 115 Fuder Heu à 20 Centner auf sämmtliche Herrn- und Schäferschafe an der Zahl 2300 Stück.

2) 230 Schock Futterstroh.
3) 23 Scheffel Salz zur Lecke.
4) 23 Scheffel Hafer für die Lämmer.

Der Schäfer und die Knechte behalten das ihnen zugehörige Vieh, scheeren nicht allein die Wolle davon für sich ab, sondern verkaufen auch die von ihren 300 Stücken ausgemärzte Schafe, und was etwa bei der Winter-Einzählung über diese Zahl sich vermehrt haben möchte, jedoch jederzeit mit Vorbewußt der Herrschaft. Es soll, bei Vermeidung harter Strafe, keinem Schafe ein Tropfen Milch abgemolken werden, selbst bei des Schäfers und der Knechte eigenen Schafen, soll dieses nicht geschehen, sondern sämmtliche Lämmer sollen bis Johannis saugen. Auch soll der Schäfer mit seinen Knechten, bei Verlust ihrer Schafe, keinen Tausch oder Wechsel mit ihren Schafen gegen anderer Leute oder Nachbarn ihren Schafen vornehmen, damit nicht Räude oder Pocken unter die Herde gebracht werde. Nach dieser Eckartschen Anweisung einer Schäferbestallung, wird man die Einrichtung der Mengeschäferey hinlänglich kennen lernen. Uebrigens wurde nicht überall, wo die Mengeschäferey Statt fand, oder wo sie noch Statt findet, da sie eigentlich nur im Preußischen von der Regierung, wie schon oben angezeigt, aufgehoben worden, das achte Stück oder vielmehr der achte Theil einer Herde als Gemengevieh gerechnet. So wurde in Böhmen, nach Geutebrück, aufs siebente Stück gemengt. Die Herrschaft giebt die Fütterung, behält aber dafür den Dünger. In der Niederlausitzer Landesordnung §. 5. steht folgendes: "Wenn der Schäfer mit der Herrschaft Vieh besetzen, und nicht auf die halbe Wolle und Lämmer seine eigene Schafe zu halten geben will, soll er die Besetzung jedes Kreises und Orts Gebrauch nach, auf das 5te, 6te oder 8te mit seinem Schafviehe thun,

und unter das Fünfte zu besetzen nicht begehren, noch anmaßen; hierüber nebst der Herrschaft eigenen Schafen, wie er sich des Pachts halber auf Geld oder Milchspeise verglichen, darunter der Herrschaft die Wolle gelassen wird, auch zugleich seine besetzte Milchschafe zu verpachten schuldig seyn. Es werden ihm aber zwei Ammen und zwei Saugen nur für eines angesetzt und gerechnet ꝛc.

Es giebt in manchen Gegenden Schäfereyen, wo auf das vierte Stück im Gemenge contrahirt wird. Der Schäfer bekommt den vierten Theil der Wolle, und ist dagegen schuldig, den vierten Theil des Futters der Herrschaft zu bezahlen, nachdem dasselbe von unpartheischen Leuten taxirt worden. Ferner muß der Schäfer den vierten Theil zu andern Unkosten geben, als Salz, Theer oder Schmeer, Scheerlohn ꝛc.; auch wird der Schäfer verbunden, seiner Herrschaft jeden Stein Wolle mit 5 Gr. und 3 Pf. oder nachdem der Preis ist, näher zu überlassen, als der gewöhnliche Preis ist. Von dem Vieh, welches verkauft wird, hat der Schäfer den vierten Theil an Gelde zu genießen, wenn aber etwas von dem Viehe in natura abgetheilt werden sollte, läßt man solches durch die Ruthe laufen, und hat der Schäfer allemal das vierte Stück zu empfangen, welches er, um Verdacht zu vermeiden, bald an einen andern Ort schaffen soll. Werden dem Schäfer vier Knechte gehalten und jedem 60 Stück Vieh, worunter das dritte Stück gelte seyn soll, ausgewintert. Zur Haltung der Knechte soll der Schäfer sein eignes Vieh nicht ausgeben, noch weniger fremdes Vieh in Futter nehmen. Auch soll er von jedem Melkschafe, welches nicht allein im Gemenge begriffen, sondern auch von der Knechte Schafen, jedes Jahr 4 Groschen zum Milchzinß zu erlegen schuldig seyn, wovon ihm aber der vierte Theil wieder eingeht.

Wenn einige Lämmer auch noch etwas nachsaugen müssen, soll er dennoch den vollen Milchzinß oder die Molkenpacht erlegen. In diesem Contracte wird auch das Wohnhaus nach seinem Umfange und Inbegriff inventirt, wie sichs an Thoren, Thüren, Oefen und Fenstern befindet, auch was sonst an Mobilien, als Krippen, Raufen, Hürden, Trögen vorhanden ist, notirt und solches muß beim Abzuge des Schäfers, nach dem Inhalte des Inventariums, in gleicher Eigenschaft wieder hinterlassen werden. Von dergleichen Inventarien giebt es zweierlei Arten. Man läßt entweder die Gebäude und Zubehör, nach Abzug desjenigen, was etwa das darin steckende Holz kostet, so der Eigenthümer der Schäferey, dem Schäfer während der Dienstzeit unentgeldlich geliefert, bei der Uebergabe, und dann auch wieder bei der Zurückgabe taxiren. Findet sich nun durch diese letztere Taxe, daß weniger herauskömmt, als die Taxe bei der ersten Uebergabe betrug, so wird solches für das Quantum, welches der Schäfer als Deterioration (Verschlechterung) ersetzen muß, und wenn die letzte Taxe höher kommt, für das Quantum der von dem Herren zu vergütenden Meliorationen (Verbesserungen) angenommen. Oder man unterläßt bei der Uebergabe das Taxiren, und läßt nur die Gebäude und Alles darin befindliche genau beschreiben. Bei dem Abzuge wird aber Alles wieder genau inventirt, und die befindlichen Deteriorationen daran besonders bemerkt, solche, und was ihre Reparatur kosten würde, in Anschlag gebracht, und so taxirt, die dann der Schäfer bezahlen muß.

Es giebt ferner noch Contracte, worin bei der Molkenpacht, dem Pferch und der Art der Schafe besondere Bedingungen vorkommen. So heißt es zum Beispiel in Ansehung der Melkschafe; der Schäfer soll wohl darauf Acht haben, daß die säu-

genden Schafe, auch diejenigen, welchen die Lämmer abgehen möchten, melkend erhalten werden. Das gewöhnliche Milchgeld, à Stück 4 Gr., sowohl von dem Gemenge, als den Schafen der Knechte, jedoch nach Abzug des vierten Theils des Schäfers, und weil er des Milchgelds frei ist, soll er zur rechten Zeit, als Petri Pauli jedesmal die Hälfte, und zu Michaelis darauf die andere Hälfte, nebst zwei Schock guter tüchtiger Schafkäse davon abgeben. Mit dem Dünger soll der Schäfer so verfahren, daß er, ohne Vorbewußt des Amtes, keinen Unterthan die Hürden vorher schlage, ehe nicht des Amtes Ländereyen zur Genüge versehen; dann soll er den Unterthanen, um die gebräuchlichen Gaben, welche dem Amte zukommen, düngen. Auch soll der Schafmeistrr darauf sehen, daß er treue und bekannte Knechte miethe, die reines gesundes Vieh, und darunter wenigstens zwei Drittel melkender Schafe haben, damit dem Amte an Milchgelde nichts entgehe, auch die Schäferey nicht durch krankes Vieh angesteckt werde. Zum Heu giebt der Schäfer, da er aufs Vierte gemenget, den vierten Theil, und wenn das Amt Futter vollauf hat, soll ihm das Fuder, wie es die Unterthanen zum Dienste führen, um einen billigen Preiß gelassen werden. Wegen des Erbs- oder Sommerstrohes für das gelte Vieh, welches zur Fütterung vom Amte gegeben wird, hat sich der Schäfer zum vierten Theile mit demselben, nach der Abschätzung zu vergleichen. Zum Salz für die Schafe trägt er gleichfalls den vierten Theil. Die vier Knechte desselben werden an Vieh: dem Meisterknechte 60 Stück, dem Hammelknechte 60, dem Lämmerknechte 60, dem Hausknechte 40 Stück accordirt, und von dem Amte frei in Fütterung erhalten, wozu jedoch der Schäfer auch den vierten Theil Futter anschaffen muß. Weil er aber wenig Besoldung hat, sollen ihm

30 Stück Schafe frei gefüttert werden, damit er um so fleißiger sei.

In dem Deputat der meisten Mengeschäfereyen, wird Hafer zur Fütterung der Lämmer angesetzt, damit sie desto besser aufwachsen mögen. Da nun den Schäfern auch ein jährliches Korndeputat zum Halten und Mästen einiger Schweine ausgesetzt worden, so haben Schäfereyherren dem Contracte gewisse Strafen beigefügt, wenn nämlich befunden werden sollte, daß des Schäfers Schweine mit Hafer aufgezogen, oder gar gemästet werden, weil in solchem Falle nur der Verdacht obwaltet, daß des Schäfers Frau oder Kinder, mit oder ohne Vorbewußt des Schäfers, sich an dem Lämmerhafer wohl vergreifen können. In einigen Schäfereyen werden dem Schäfer ein Paar Ochsen zum Anfahren seines Raff- und Leseholzes, oder seines zu den Schafen zu gebenden Antheils vom Futter, zu halten vergönnt. Da nun diese Ochsen gemeiniglich im Futter sehr gut gehalten werden, daß sie der Schäfer, als fette Thiere dem Schlächter verkaufen, und zum öfteren Vertriebe sich neue anschaffen kann, und es eben so mit den Kühen ist, so soll es besser seyn, wenn ihm von der Herrschaft etwas vergütet wird, wenn er sich im erstern Fall von Bauern des Orts, oder in der Nähe Ochsen miethet, oder es müssen ihm solche von Seiten der Herrschaft verabfolgt werden; im zweiten Fall, was die Kühe anbetrifft, soll es besser seyn, wenn dem Schäfer von der Herrschaft eigener Kuhmelkereyen ein gewisses Deputat an Milch, Butter und Käse in bestimmten Fristen abzuholen, zugestanden würden; oder es müßte dem Schäfer eine gewisse Geldsumme gegeben werden, um sich nach eigenem Gefallen, Milch, Butter und Käse zu kaufen, wo dergleichen in der Nähe zu haben sind.

Wie aus vielen Contracten zu ersehen, fällt die Milchpacht verschieden aus. Die Ursache ist theils der Unterschied der Weide, theils das größere Schafvieh, so wie überhaupt hierauf der Unterschied der Molkenpacht von den Kühen beruht. Der größte Unterschied ist aber auf die Nähe oder Entfernung von großen Städten zu setzen, je größer diese sind, desto mehr giebt es Schafmilchliebhaber, und diese machen sie folglich desto theurer.

Es ist daher nicht gut möglich, einen, in Ansehung des Antheils der Schäfer an den Schäfereyen, gleichlautenden Contract zu entwerfen; ein solcher muß nur für jede einzelne Schäferey entworfen werden, theils wegen der Größe der Schafe, theils auch wegen der Beschaffenheit der Wolle und des Preises. Wo Schafe von großer Race sind, da würde der Schäfereyherr sehr zu kurz kommen, wenn er dem Schäfer das Gemenge aufs zweite bis sechste Stück bewilligen, und sich etwa hierin nach seinem Nachbar richten wollte, der kleiner Vieh hat, besonders da man in den Deutschen Ländern findet, daß die Schafe benachbarter Felder nicht immer von einerlei Größe sind. Wenn eine der benachbarten Schäfereyen keine knappe, sondern reichliche und der Koppelhütung nicht unterworfene Weide, und dabei so viel Wiesenwachs hat, daß die Schafe, wo nicht im Winter reines, doch meistentheils gutes oder sogenanntes Schafheu oder gedörrten Klee, und also nur wenig oder gar kein Stroh als Hülfsfutter bekommen, da findet man auch recht großes Schafvieh. Ist jedoch bei der benachbarten Schäferey das Gegentheil in Ansehung der Weide und Winterfütterung, so wird man auch nach Verhältniß desto kleiner Vieh finden. Man könnte daher einen solchen Contract nicht für allgemein gelten lassen, der bei größerem Vieh auf eben den Satz, der bei Schäfereyen, die kleiner Vieh

haben, üblich ist. Zum Beispiel würde man bei gro=ßen Schafen sehr fehlen, wenn man, bei Haltung eines Mengeschäfers, solchen unter das zwölfte Stück wollte einmengen lassen; die größeren Schafe tragen mehr Wolle, als kleinere, und werden als März= oder Fettvieh an den Schlächter ungleich theurer verkauft. Auch die Wolle und deren Preise müssen hiernächst eben so sehr in Anschlag kommen, weil letztere sowohl in Ansehung der Feinheit, als auch der Nähe großer Fabrik= oder Handelsstädte, sehr von einander abgehen. Diejenigen früheren Schäfer=Contracte sind daher zu verwerfen, worin den Schä=fern aufgegeben wird, die Schäferey der Zahl nach zu verstärken; desgleichen diejenigen Contracte, die zwar dergleichen Verstärkung nicht gebieten, aber doch nicht untersagen; denn die meisten Schäfer wol=len immer mit ihrem Antheile höher hinausrücken, und wenn sich ihr eigenes Vieh so weit vermehrt hat, daß Weide und Winterfütterung nicht zureichen, so wollen sie dann weiter ziehen, oder sie verlassen sich auf gut Glück. Ist nun die Schäferey übersetzt worden, so kann ein in Hinsicht des Futters schlech=ter Winter eintreten, so daß vielleicht, aus Mangel an Futter, der größte Theil der Herde verloren ginge; statt daß bei einer gehörigen Controlle, sowohl der Ei=genthümer der Herde, als auch der Schäfer sich über=führt haben würden, daß ein kleiner, aber gut genährter Schafstand mehr eingebracht hätte, als ein übersetzter.

In Hinsicht der Mengeschäfer ist noch zu be=merken, daß in den meisten Deutschen Ländern das An= und Wegziehen derselben vor Alters her um Michaelis geschieht, weil sie um diese Zeit die beste Gelegenheit haben, ihr übriges Vieh, welches sie an=derweitig nicht wieder einsetzen können, zu verkaufen. Um Marien ist dieserhalb nicht die beste Zeit, weil von den abziehenden Schäfern dann das Lammen der

herrschaftlichen Schafe theils weniger gut abgewartet, theils das Winterfutter mit Fleiß auf eine unachtsame oder unzweckmäßige Art vertheilt werden könnte, indem sie mehr für sich, als ihre Nachfolger würden besorgt seyn, und ein später Nachwinter auch die Schäferey in diesem Falle in große Noth bringen würde. Die Königlich Preußische Schäferordnung für die Mark Brandenburg sagt: daß die Aufkündigung der Schäfer und Dorfhirten jedesmal auf Ostern geschehen, und sie auf Michaelis anziehen sollen; bei Unterlassung dieser Aufkündigung sollen aber beide Theile den Dienst noch auf ein Jahr zu halten schuldig seyn. In Sachsen gehen die Contracte gleichfalls von Michaelis bis zu Michaelis. Nach der Niederlausitzer Landesordnung sollen sowohl die Schäfer, als deren Gesinde bei dem Hammeln oder der ersten Wollschur gedungen und angenommen, der Abzug aber auf Michaelis festgestellt werden. Die aber schon im Dienste stehen, und zu bleiben nicht gesonnen wären, sollen ebenfalls, entweder beim Hammeln, oder bei der ersten Wollschur der Herrschaft den Dienst aufsagen und kündigen, welches der Herrschaft zu thun ebenfalls frei steht; wenn aber auf gedachte Zeit kein Theil dem andern eine Anzeige davon macht, so soll durch ein solches Stillschweigen der Dienst in dem vorigen Lohne und Stande von neuem auf das folgende Jahr für angenommen und versprochen gehalten, und beide Theile, bis zu richtiger eines oder des andern Theiles vorgehender Aufkündigung gelassen und geschützt werden. Nach dieser Verordnung würde es nun darauf ankommen, ob es besser sei, die Schäfer nur auf ein oder auf mehrere Jahre anzunehmen. Da das jährliche Wechseln des Hausgesindes eben keinen Vortheil bringt, so ist es auch mit dem jährlichen Wechsel des Schäferey-Personals nicht besser, ja noch schlimmer;

Denn auf diese Weise kann kein Schäfer das Eigenthümliche jedes Ortes kennen lernen, mithin auch zum Besten der Schäferey nicht viel thun; auch wird ein solcher flüchtiger Schäfer weit weniger Treue und Fleiß in seinem Dienste beweisen, als ein solcher, der weiß, daß er auf mehrere Jahre bleiben kann. Nach der Brandenburgischen Schäfer-Ordnung wird daher bestimmt, daß der Schafmeister so lange im Gemenge bleiben soll, als er gesetzt hat; das heißt, hat er aufs 5te gesetzt, so lautet sein Contract 5 Jahre, aufs sechste 6 Jahre ꝛc. Da aber dieses an vielen Orten willkührlich und dem Gefallen der Herrschaften überlassen bleibt, so soll das folgende Gesetz von allen Herrschaften, da es zu ihrem Besten gereicht, ganz buchstäblich befolgt werden. Es heißt nämlich in der genannten Schäfer-Ordnung: Es soll keiner zu einem Schäfer angenommen werden, der sich nicht durch eine richtige Kundschaft und Zeugniß, worin unter andern mit angeführt seyn soll, wie viel und was für Sorten Vieh er von dem Orte seines bisherigen Aufenthaltes mitgenommen, legitimiren kann, worüber er auch noch mit einem Eide belegt werden soll.

Bei vielen Schäfereyen ist es auch noch gebräuchlich, daß der Schafmeister, ohne Vorwissen der Herrschaftund deren Einwilligung, keine neuen Schafknechte annehmen, oder die bisherigen verabschieden darf. Diese den Contracten beigefügte Klausel soll dazu dienen, daß der Schäfer nicht in der Gegend bekannte, schlechte, gewissenlose Knechte, die ihm in seiner etwanigen Untreue hülfreiche Hand leisten können, an sich ziehe, und solche verabschiede, die mit ihm nicht unter einer Decke spielen wollen. Hierbei muß aber auch der Herr ein sehr wachsames Auge haben, damit dergleichen Individuen nicht aus der Schäferey entfernt werden.

Nach Geutebrück kommen auch Schäfercontracte vor, wo nicht mit Vieh, sondern mit Geld gemengt wird. Ein solcher Contract lautet ungefähr wie folgt:

1) Es werden dem Schäfer zu 1100 Stück Schafen zwei Knechte und ein Junge zu halten erlaubt, weil die Schafe in drei Haufen getrieben werden. Er darf aber keinen annehmen, noch verabschieden, ohne Erlaubniß der Herrschaft.

2) Der Schäfer mengt mit Geld, (damit kein fremdes Vieh in die Schäferey komme) zum achten Stück gerechnet ein, bezahlt für ein Stück durch die Bank 1 Rthlr. 16 Gr. und es werden zwei Lämmer für ein altes gerechnet.

3) Dem Meisterknechte werden 50, dem Hammelknechte 45, dem Lämmerjungen aber 40 Stück frei Vieh im Winter gehalten.

4) Sollte in starken Wintern noch Futter gekauft werden müssen, so trägt der Schäfer seinen 8ten Theil mit bei.

5) Täglich muß der Schäfer melden, was sich in der Schäferey zugetragen hat oder ob noch Alles im vorigen Stande sei.

6) Er bekommt auf 1100 Stück 26 Fuder Heu, und 1 Fuder Grummet für seine Kühe.

7) Im Winter darf kein Saatfeld ohne Special-Erlaubniß der Herrschaft, bei fünf Thalern Strafe behütet werden.

8) Zum Unterhalte bekommt der Schäfer für sich und seine Knechte jährlich:

27 Dresd. Scheffel Rocken oder 4274 Pfd.
1 Scheffel 2 Viertel Weizen, oder 257½ Pfund.
1 Scheffel 3 Viertel Gerste, oder 189 Pfd.
1 Scheffel 3 Viertel Heidekorn.

3 Metzen rohe Hirse.
1 Scheffel 2 Viertel Erbsen, oder 243 Pfd.
3 Viertel Salz.

Es werden ihm drei Läuferschweine zu halten erlaubt. Von jedem Gebräude bekommt er eine Tonne Kofend. Desgleichen darf er zwei Kühe halten, wozu ihm das Gras angewiesen wird.

Beim Abgehen der alten und bei Annehmung der neuen Schäfer ist noch folgendes zu beobachten: Man soll beim Abziehen der Schäfer das Vieh, welches sie eingemengt haben, wo nämlich das Einmengen üblich ist, nicht in natura herausgeben, sondern soll lieber die Einrichtung treffen, daß der neuangenommene Schäfer dem alten oder abgehenden seinen eingemengten Viehstamm mit Geld bezahle. Der Nutzen, welcher hieraus entsteht, ist jederzeit größer und sicherer, als wenn man fremdes Vieh in die Schäferey bringen läßt, weil das einmal vorhandene, und vom Schäfer eingemengte Vieh die Triften und sonstige Fütterung schon gewohnt ist und daher besser dauert, als neues, und dann kann auch oftmals, wenn das Vieh, so der neue Schäfer zum Einmengen mitbringt, etwa räudig oder pockigt ist, oder sonst eine Krankheit an sich hat, die übrige Herde entweder angesteckt, oder sonst starken Abgang an derselben verursacht werden; daher bleibt jederzeit die sicherste und beste Methode, das einmal eingemengte Schafvieh nicht von der Herde wegzulassen, sondern die Einrichtung zu treffen, daß dem abgehenden Schäfer sein Antheil in Gelde herausgezahlt werde. Damit nun aber, weder der alte abgehende, noch der neu antretende Schäfer Schaden leiden möge, so ist es rathsam, zwei fremde unpartheiische Schäfer bei einer solchen Auseinandersetzung dazu zu nehmen, welche dann beide das dem alten Schäfer zuständige Vieh gewissenhaft taxiren sollen, und wenn

sich der alte abgehende und neue antretende Schäfer dieserhalb gar nicht vergleichen können, weil erstere immer gern viel haben, und letztere nicht gern viel geben mögen, so müssen die beiden fremden Schäfer den Preis des Anmenge-Viehes entweder nach jeder Sorte, oder gleich durch machen, nach welcher Taxe dann der neu anziehende Schäfer das Vieh annehmen, und dem alten abgehenden Schäfer dafür das Geld auszahlen muß. Diese Methode ist für die Herrschaft allezeit sicherer und besser, als wenn das Vieh in natura zurückgegeben und frisches eingebracht wird. Ist indessen der Akord bei Annahme des Schäfers so gemacht worden, daß er, bei seinem Abgange, sein eingebrachtes Schafvieh in natura wieder erhalten soll, oder der Eigenthümer der Schäferey wollte dem alten Schäfer sein Vieh gern selbst zurückgeben, besonders wenn der Eigenthümer der Schäferey versichert ist, daß der anziehende neue Schäfer besseres Vieh einbringt, so verfährt man dabei folgendermaßen: Man nimmt hierzu gleichfalls zwei fremde unpartheiische Schäfer, und läßt nun vor dem Schafstalle, oder wenn die Schafe in Hürden stehen, von da aus von ein paar langen Hürden einen sogenannten Auslauf machen, welcher nach vorne, wo die Schafe herauslaufen, nicht weiter ist, als daß nur gerade ein Schaf auf einmal herausgehen kann. Im Stalle darf nun weder der alte, noch neue Schäfer das Vieh nach dem Auslaufe treiben, sondern die Schafe müssen ihren freien Willen zum Eintreten in den Auslauf haben, und nur einem Jungen ist es erlaubt die Schafe etwas herbei zu treiben, wenn sie nämlich nicht gutwillig in den Auslauf gehen wollen. So wie sie nun in den Auslauf gekommen, und es kommt am Ende desselben das sechste, siebente oder achte Stück, so viel, als nämlich der Schäfer eingemengt hatte, so nimmt

der abgehende Schäfer dieses Schaf und thut dasselbe in einen besonders von Hürden hierzu gemachten Stall so lange, bis er seinen ganzen Antheil von allen Sorten der Schafe erhalten hat. Mit den Lamm- und Mutterschafen wird gewöhnlich der Anfang gemacht. Geschieht es nun, daß diese Herde zum sechsten oder siebenten Theile des Schäfers genau zutrifft, oder es bleiben einige übrig, so wird dann die folgende Sorte, nämlich die Zeitschafe, dazu genommen, und in der Ordnung fortgezählt, und so wird endlich mit allen Sorten von der ganzen Schäferey, von welcher dem abgehenden Schäfer sein Antheil zukommt, fortgefahren. Wenn endlich zuletzt die Stährlämmer daran kommen und der sechste oder sonstige Theil, welcher dem Schäfer gehört, wird nicht voll, und es bleibt unter der Hälfte, so bekommt der abgehende Schäfer nichts mehr; ist er aber bereits über die Hälfte, so erhält der Schäfer das letzte Lamm.

Der neu angenommene Schäfer muß nun eben so viele Stück Schafe von jeder Sorte, als der abgegangene Schäfer mitgenommen hat, einbringen, damit die Schäferey eben so stark wieder werde, als sie anfänglich war. Dieses neue Vieh müssen nun die oben angeführten fremden Schäfer Stück für Stück an den Augen, Zähnen und der Wolle genau besichtigen, damit der neue Schäfer nicht altes, krankes oder wenig Wolle habendes Vieh zum Schaden des Schäferey-Eigenthümers unter die Herde bringe, und wenn die gedachten Schäfer verdächtiges Vieh darunter bringen, so müssen sie dasselbe auf Rechnung des neuen Schäfers auswerfen. Beim Herausgeben des Viehes in natura entsteht noch das Unangenehme, daß der angehende Schäfer wieder ein neues Zeichen an seinen Schafen mit unter die Schafe der Herrschaft bringt,

woraus denn oft vieler Verdacht zwischen Herrn und Schäfer entsteht.

Was nun die Miethschafe anbetrifft, welche bei der Schäferey um die Hälfte Nutzung und Futter genommen werden, und die auch schon oben, S. 282, erwähnt worden, so findet man dergleichen bei gut eingerichteten Schäfereyen nicht, weil der Schäferey-Eigenthümer hiervon nicht so viel Nutzen hat, als wenn er seine Schäferey von eigenem Viehe vollzählig hat. Man findet diese Einrichtung nur an solchen Orten, wo der Eigenthümer der Schäferey, entweder selbst keine guten Kenntnisse vom wahren Nutzen der Schafzucht hat, oder wenn eine Schäferey durchs Verhüten der Schafe oder durch sonst einen unglücklichen Zufall ausgestorben ist, oder sehr vielen Abgang erlitten hat, und der Eigenthümer derselben sich nicht in solchen Vermögens-Umständen befindet, seine heruntergekommene Schäferey sogleich von seinem Gelde wieder in den gehörigen Zustand setzen zu können, alsdann nimmt man gewöhnlich von andern Personen so viele Schafe ins Futter, als man Sommer oder Winter hindurch zu ernähren im Stande ist. Wer sich daher in einer so üblen Lage befindet, daß er seine Schäferey verloren, und dieselbe nicht sogleich aus eigenen Mitteln wieder anschaffen kann, der kann durch diese Einrichtung oder durch fremdes Halteviehl am ersten nach und nach wieder zu Schafen gelangen. Die Vortheile, welche aus einer solchen Einrichtung entstehen, sind folgende: 1) Hat man nicht nöthig, für die anzuschaffenden Schafe Geld auszugeben. — 2) Erhält derjenige, welcher das sogenannte Mieth- oder Halteviehl ins Futter nimmt, wenn es zweischürige Schafe sind, die erste oder die Winterwolle, welche bekanntermaßen immer einen guten Theil, und beinahe ein Drittel mehr beträgt, als die von der zweiten Schur oder die Sommerwolle, sind es aber nur einschürige Schafe, so wird die Wolle nach

der Schur, oder das Geld dafür getheilt. — 3) Bekommt der Eigenthümer der Schäferey, oder der, so die Schafe ins Futter genommen hat, die Hälfte der Lämmer, und die andere Hälfte erhält der Eigenthümer der Schafe. — 4) Hat der Eigenthümer der Schäferey, oder derjenige, so die Schafe in der Hütung hat, gar keine Gefahr dabei, und wenn auch die ganze Schäferey und alles Haltevieh ausstürbe; denn diesen Verlust muß jederzeit derjenige ganz tragen, welchen die Schafe eigenthümlich zugehören. Wird nun bei einer Schäferey dergleichen Miethvieh oder Hälftevieh gehalten, so wird dem Schäfer, wenn die Zahl des Viehes nicht hundert beträgt, weder Deputat, noch sonst etwas mehr an Futter gereicht, als schon dazu für die Schäferey bestimmt ist; beläuft sich hingegen die Zahl über oder auf etliche hundert Stück Miethvieh, so muß der Herr der Schäferey, dem Schäfer theils an Deputat etwas zu legen, theils auch mehr Futter dazu hergeben, und zum allerwenigsten muß hiervon die Hälfte, was sonst gewöhnlich ist, gegeben werden.

Dies wären nun die verschiedenen Arten der Gemengeschäfereyen, oder vielmehr die Aufzählung, wie es mit dem Gemenge in den verschiedenen Deutschen Provinzen gehalten worden und noch hin und wieder gehalten wird.

Die Schafknechte.

Nach Petri's Anweisung sollen die Schafknechte das anvertraute Vieh jederzeit sanft und milde behandeln und vor Schaden zu bewahren suchen.; denn eine schreckhafte Herde zeigt jederzeit einen schlechten Knecht an, der sein Vieh grob behandelt. Wenn sie ein trauriges und krankes Vieh bemerken, so soll solches auf der Stelle angezeigt werden, um der Krankheit im Entstehen abzuhelfen. Sie sollen nie, und unter keinem Vorwande

fremde Menschen, am wenigsten Fleischer, Juden, Viehhändler, fremde Schäfer ꝛc. zu der Herde lassen, auch ohne Erlaubniß andere Fremde, welche sich, wie es zuweilen geschieht, erdreisten, den Schafen Wolle auszurupfen, indem durch dergleichen Menschen zuweilen gefährliche Krankheiten eingebracht werden können. Beim Austreiben der Schafe, besonders aber der trächtigen Mütter, sollen sie darauf sehen, daß sich solche nicht drängen, nicht schrecken, auf der Weide sehr langsam weiden und jederzeit so geführt werden, daß die Herde dem Schäfer nachgeht, dieser nie der Herde folgt und sich von den Schafen führen läßt, welches jederzeit einen trägen, unachtsamen Menschen verräth. Der Hirt muß in der Regel Tritt für Tritt seine Herde beobachten, sehr langsam vorausgehen, alle paar Schritte Halt machen und sie auf diese Weise an ein höchst langsames Weiden gewöhnen und dazu anhalten. Zu diesem Behufe muß sich jeder Knecht zu seiner Herde mehrere gute Leithämmel mit Glocken abrichten, die ihm Tritt für Tritt durch liebevolles Behandeln folgen, jeden Ruf und Wink verstehen lernen und die übrige Herde führen; s. auch weiter unten.

Das Werfen mit Steinen nach den Schafen um sie zurecht zu weisen, ist verboten, weil leicht ein Unglück geschehen kann und die Thiere dadurch geschreckt werden. Ein guter Schäfer muß jederzeit stehend seine Schafe hüten, nie sich niedersetzen oder gar auf die Erde legen, in welchem letztern Zustande man leicht einschläft und die Schafe sich dann selbst überlassen sind, wodurch sie Schaden verursachen oder selbst leiden können.

Dürfen die Knechte keinem Fremden erlauben ein Thier zu fangen und zu betasten, noch weniger ihm Wolle auszuziehen, weder im Stalle, noch auf den Weiden, wofür jedesmal der Hirt verantwort-

lich ist. Muß die Beweidung der jungen Eichenwälder auf das sorgfältigste vermieden werden, indem die jungen Eichenknospen und Blätter öfters hartnäckige Verstopfungen verursachen, woraus nicht nur für das alte Vieh gefährliche Krankheiten, sondern auch durch die Muttermilch bei den Lämmern ähnliche, oft auf der Stelle tödliche Zufälle entstehen. Auch müssen die Föhrenwälder während der Blüthezeit sehr vorsichtig behütet werden, indem der Blüthenstaub ebenfalls nachtheiligen Einfluß auf diese Thiere äußert. Müssen die Knechte auf die Behütung der Wintersaaten Rücksicht nehmen, indem solche bei starkem, trocknem Froste nur den säugenden Mutterschafen wegen der Milcherzeugung zweckdienlich, dem gelte Vieh und den Widdern aber weniger zuträglich und zu geil sind, bei den Lämmern aber schädliche und oft tödliche Koliken hervorbringen. Bei dem Betriebe der Kleefelder muß jederzeit sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, damit sich das Vieh nicht zu gähe anfrißt, besonders nach einem Regen oder wenn der Klee nicht recht vom Thaue trocken geworden. Die Herde darf in diesen Fällen nicht lange darauf gelassen, sondern abwechselnd auf andere Weiden getrieben und dabei verhindert werden, daß sie zu keinem Wasser kommen könne. Bläset sich dennoch ein Schaf auf, so muß demselben ein halbes Glas Kalkwasser, oder Milch, oder Seifwasser gegeben werden. Müssen die Knechte das Vieh im Sommer in der großen Hitze gegen Mittag jederzeit in die Sonnenschuppen oder in die Stallungen treiben, um es nicht unnöthig von Insekten und von den Strahlen der Sonne plagen zu lassen; auch wenn es regnen will, müssen sie den Stallungen oder Sommerschuppen nahe bleiben, damit beim Eintritt des Regens das Vieh gleich unter Schutz gebracht werden kann, und die

Wolle des Viehes nicht verderbe. — Müssen die Knechte nur die Weiden behüten, die von dem Schafmeister täglich angegeben werden, damit durch Reserve-Weiden und einen klugen Wechsel das Gras auf denselben eher wieder nach wächst, als wenn der Tritt des Viehes beständig den Wuchs unterdrückt; auch der Schafmeister bei seinem Nachsehen, die Knechte und die Herde gleich finden kann. Sobald sich die Schafe auf der Weide satt gefressen haben, so müssen die Knechte solche Halt machen, ausruhen und wiederkäuen lassen. Diese Zeit muß dann benutzt werden, die unsaubern Thiere zu reinigen, die Täfelchen, womit sie numerirt sind, zu revidiren oder nachzusehen ꝛc. Müssen die Knechte sich mit der Kenntniß der Wolle vertraut machen, wodurch sie, bei fleißiger Uebung, nicht nur ein feines Gefühl in Hinsicht des Befühlens derselben, sondern auch ein geschärftes Auge erhalten, indem man leicht die Thiere mit der feinsten und gleichartigsten Wolle aus der Herde heraus erkennt. Am besten lernt man die Wolle im freien Felde, wenn das Thier wiederkauet, untersuchen, ob das Thier beim Gefühl eine sehr milde, weiche, sammtähnliche, oder eine rauhe, harte, trockne und grobe Wolle hat. Auch muß der Schafmeister die Knechte von den Eigenschaften der Wolle unterrichten, ob sie nämlich Dehnbarkeit, Kräuselung, Reinheit und Länge besitzt; ob sie fett ist und einen gleichförmigen dicken Faden hat, welcher Stärke, Haltbarkeit und Glanz besitzt. Ferner muß er sie vom Absetzen und Sitzenbleiben, von der rauchspitzigen, gedrehten Wolle, von den Stichel- und Hundshaaren, von der hungrigen und plattharigen Wolle ꝛc. unterrichten. Während der Lammzeit müssen die Knechte stets mit weichem Strohe angefüllte Lämmersäcke mit auf die Weide nehmen,

damit, wenn zufällig ein Lamm geboren wird, sie solches unbeschädiget und leicht nach Hausen bringen können. Sie sollen keine Bekanntschaften und Unterredungen mit fremden, angränzen Schafknechten auf der Weide machen, indem durch das nahe Zusammenhüten eine Mischung des Viehes oder eine andere Unterschleife Statt finden könnte. Der redliche Knecht meidet ohnehin schon den Schein eines solchen Verdachts. Auch müssen sie stets darauf bedacht seyn, daß die Gränzweiden von keinem fremden Viehe behütet werden, und dies nicht allein wegen der Entwendung des Futters, sondern auch hauptsächlich, daß das Vieh keine bösartigen Krankheiten aufnehme. Müssen sie beim Hüten zugleich diejenigen nützlichen Kräuter, welche auf der Weide gefunden und zu Arzneimitteln gebraucht werden, z. B. Feldkamillen, Wermuth, Wachholderbeeren ꝛc. sammeln, und sie zu Hause trocknen. Sie müssen sich, wo es Noth thut, gut abgerichtete Hunde halten, welche auf die Herde wachen und sie zusammenhalten; s. unten. Da wo es keine Gefahr, keine Wölfe ꝛc. giebt, hat man den Hund nicht nöthig, und Petri will sie schon darum nicht gern bei der Herde wissen, weil sich schon mehrere Male der Fall ereignet hat, daß Knechte auf der Weide geschlafen haben, und durch das Bellen der Hunde aufgeweckt worden sind, sobald Jemand in ihre Nähe kam; sie haben also den Hunden dasjenige überlassen, was sie selbst hätten thun müssen.

Wo die Gemengeschäferey noch besteht und die Knechte ihr eigenes Vieh mit unter der Herde haben, ist ihr Eigennutz auch zum Theil mit der Herde verknüpft, und sie beweisen sich um deswillen schon thätiger; allein dieser Eigennutz treibt sie oft zu weit, so daß sie nicht selten die ganze Herde verhüten; auch werden sie durch das Gemenge sehr leicht zum Betrug geführt, und besonders wenn sie mit dem Schafmeister oder ihrer Herrschaft zerfallen sind und abziehen sollen. Man

hat Beispiele, daß dergleichen Knechte aus böser Absicht ihre eigenen Schafe an sich gehalten oder von der Herde zu entfernen gesucht haben, um dann die Schafe ihrer Herrschaft zu verhüten; daher müssen sie unter genauer Aufsicht stehn. Dürfen die Knechte beim Hüten die Schafe nicht mit Schlägen, Werfen und Ungestüm verwirren, sondern mit kosenden Worten und Locken an sich gewöhnen. Auch sollen sie die Herden nicht weit auseinander gehen lassen, zwar nicht zu enge, jedoch so beisammen halten, daß diejenigen, welche sich entfernen, ihre Stimme und Pfeifen noch hören, nachfolgen oder wieder zurückkehren können. So lange sie in Feldern, worin es etwas unsicher ist, oder nahe den Wäldern hüten, sollen sie sehr aufmerksam seyn, damit sie die Herde wohl übersehen und allen Anfällen der wilden Thiere und der Diebe zuvorkommen, und solche verhüten und abwenden können. Die Knechte müssen ihre Schafe an verschiedene Töne oder an ein gewisses Zurufen gewöhnen; so z. B. muß ein Knecht, wenn sie fortgehen sollen, ihnen hell und lieblich zuschreien, und sie hiermit weiter zu gehen anmahnen; wenn sie auf einem unrechten Wege sind oder wieder zurückgehen sollen, muß er ihnen mit einer barscheren Stimme zurufen ꝛc., so daß die Schafe durch ein dergleiches Geschrei jederzeit wissen, was der Hirt meint und haben will. Steht die Herde still, so muß der Schäfer auch stille stehen und über sie wachen.

Es ist auch gut, wenn die Schäferknechte auf der Weide, wenn die Herde ruhig liegt oder weidet, sich mit etwas Nützlichem beschäftigen. So giebt es Schäferknechte, welche sich mit dem Stricken beschäftigen, indem sie mit dem Strickzeuge in der Hand überall umhergehen, und auf die Herde Acht haben können. Es giebt Schäfer, welche Beinkleider, Kamisöler ꝛc. stricken. Gewöhnlich stricken die Dorf-

schäfer in den Stunden der Muße Strümpfe und Handschuhe, wodurch sie einen guten Nebenverdienst haben. Auch geben sie sich mit Körbeflechten und mit andern ähnlichen Beschäftigungen ab.

Von den Betriegereyen der Schäfer.

Die Betriegereyen, welche von den Schäfern verübt werden, und die in der Schäfersprache auch Kaffeleyen, Köffeleyen, Schäferpartitereyen genannt werden, kommen besonders bei der Gemengschäferey vor, obgleich sie den übrigen Schäfereyen, wo der Schäfer entweder Pachter ist, oder Lohn empfängt, auch nicht fremd sind. Die Betriegereyen sind folgende:

1) Gehen die Schäfer da, wo ihnen von der Herrschaft ihre Schafe mit ausgewintert werden, und sie die Fütterung zu besorgen haben, mit den Futtervorräthen schlecht um, verpartieren solche, wintern fremde Schafe damit aus, und wenden sie auch wohl zur Fütterung ihrer eigenen Kühe an. Das Auswintern fremder Schafe beugt man wohl am besten dadurch vor, wenn man monatliche oder gar wöchentliche Schäferrechnungen anlegt, und damit ein öfteres unvermuthetes Ueberzählen des Schafstandes verknüpft. Auch kann man das Verstreuen des Futters oder das überflüssige Füttern, wenn nicht gar eine Betriegerei mit dem Futter, doch für eine Nachläßigkeit oder Unachtsamkeit bei dessen Verwaltung halten.

2) Schlagen sie bisweilen, vorzüglich nach der Wollschur, fremdes Vieh mit unter die Herde, und beeinträchtigen auf diese Weise die ihnen anvertraute Herde in Rücksicht der Weide.

3) Treiben sie oft im Frühjahr die Schafe durch dicke Hecken und Gebüsche, so daß die Wolle zu ihrem Nutzen daran hängen bleiben muß.

4) Schmieren sie auch wohl die Schafe mit einer Salbe, damit sie die Wolle verlieren müssen, welche die Schäfer dann auflesen und für sich sammeln.

5) Kaufen sie die bereits von der Herrschaft verhandelten Sterblingsfelle den Gerbern oder Fellankäufern wieder ab, und belegen damit ihre Herde noch einmal, indem sie dafür so viele gesunde Stücke aus der Herde nehmen und schlachten oder verkaufen.

6) Dieses Zweckes wegen machen sie auch wohl die Ohren- oder andere Zeichen an anderen Sterblingsfellen nach, und belegen damit die von ihnen entwendeten, aber nicht gefallenen, Stücke.

7) Da, wo es gebräuchlich ist, den Schäfern alle Woche einen gewissen Tag die Milch zu überlassen, melken sie den Tag vorher die Schafe nur obenhin, geben ihnen den kommenden Tag die beste Weide, und vermehren so, zum Nachtheil ihres Herren, ihren Milchertrag.

8) Geht ihnen von ihrem eigenen Vieh ein Lamm zu Grunde, so nehmen sie ein anderes von der Herde und gewöhnen es an ihr lammloses Mutterschaf, das Fell des krepirten tragen sie dagegen der Herrschaft hin, und belegen damit den Tod des Lammes.

9) Richten sie ihre Hunde oder Leithämmel so ab, daß sie aus andern in der Nähe weidenden Herden, einige Stücke herbeiführen müssen, welche sie dann schlachten und verzehren.

10) Sie nehmen auch eine große Stecknadel, und schlagen sie einem guten gesunden Hammel zwischen den Kopf und Nacken, damit er davon drehend werde und bald sterbe, worauf sie dann das Fleisch verzehren.

11) Sie stoßen einem fetten Hammel auch wohl einen Stock in den Hintern, und lassen ihn dann, nachdem sie den Stock wieder herausgezogen, laufen, geben dann dem Herren an, er habe den Blutgang und gehe

zu Grunde; findet nun ihre Aussage Gehör, so schlachten sie das Thier zu ihrem Nutzen und liefern das Fell ein.

12) Behalten sie auch wohl die guten Sterblingsfelle bei sich, reißen ihnen die vielleicht gezeichneten Ohren ab, geben dann vor, die Katze habe sie abgefressen, und verwechseln so die schlechtesten mit den besten Fellen, welches jetzt um so eher angeht, da kein Merkmal mehr daran vorhanden ist.

13) Sie schneiden auch wohl kurz vor Beendigung der Dienstzeit, fremden Schafen die gezeichneten Ohren ganz sauber ab, heften andere daran, und verwechseln auf diese Weise ihr schlechtes Vieh mit dem guten ihrer Herrschaft.

14) Wo der Hürdenschlag eingeführt ist, und die Schäfer das Bepferchen der Aecker ackerweis bezahlt bekommen, machen sie die Hürdenställe recht groß, damit sie um so eher mit dem Pferchen fertig werden.

15) Da, wo das Melken der Schafe eingeführt ist, behalten sie wohl einen Theil der gemolkenen Milch für sich, und ersetzen den Abgang mit Wasser.

16) Ist das Melken aber nicht eingeführt, wie es in jeder guten Schäferey der Fall ist, wo man die Schafe der Wollproduction und des Fleisches wegen hält, da melken sie auch wohl die Schafe heimlich, und behalten die ganze Milch für sich.

Die Mittel gegen die oben angeführten Betrügereien, welche als die vorzüglichsten angesehen werden können, sind folgende:

1) Man visitire bisweilen, wie schon oben angeführt worden, die Ställe ganz unvermuthet und zu unbestimmten Zeiten, und sehe zuweilen nach dem Futter.

2) Man nehme dann und wann nach der Wollschur eine Zählung der Schafe vor, um zu erfahren, ob fremde darunter sind oder nicht.

3) Man verbiete den Schäfern im Frühjahre die Herde nicht durch Dornen oder anderes Gebüsch zu

treiben, und setze darauf eine gewisse Strafe fest, die sie auch, wenn sie das Verbot übertreten, erleiden müssen.

4) Untersuche man von Zeit zu Zeit, und dieses zwar vor der Wollschur, ob die Schafe nicht etwa geschmieret sind, um die Wolle zu lösen und verlierend zu machen, und lasse fleißig aufpassen, ob man nicht hinter dergleichen Betriegereyen kommen kann.

5) Wenn man Sterblingsfelle vom Schäfer erhält, so mache man, ohne daß es Jemand weiß, noch ein anders Zeichen daran, als dasjenige war, welches die lebenden Thiere hatten, damit man, wenn man etwa ein solches Fell noch einmal erhalten sollte, den Betrug entdecken kann.

6) Man mache solche Zeichen in die Ohren der Schafe, die, ohne das nämliche Instrument, nicht wohl ganz akkurat nachgemacht werden können.

7) Man gebe den Schäfern, da, wo das Melken gebräuchlich ist, keinen gewissen und bestimmten Tag der Milchnutzung, sondern man sage ihnen, z. B. nach dem Melken, daß die Milch morgen die ihrige seyn soll.

8) Man mache sich mit den eigenen Mutterschafen und Lämmern genau bekannt, und sehe oft nach, ob der Schäfer keine Betriegereyen ausübt und ein oder das andere Lamm an sein lammloses Mutterschaf gewöhnen will.

9) Man spüre nach, um hinter die Kunst und Geschicklichkeit ihrer Hunde und Leithämmel zu kommen.

10) und 11) Man erlaube dem Schäfer nicht eher Hammel- oder Schöpsenfleisch zu essen, bis er's angezeigt und gesagt hat, wo er das Fleisch hergenommen, und wenn ein Schaf gefallen ist, so lasse man es sich zeigen, nehme sogleich das Fell nach sich, und lasse den todten Körper begraben, sehe aber auch nach, ob er nicht wieder ausgegraben worden.

12) Sichert man sich dagegen, wenn man die Vorsicht, wie bei 10 und 11 angeführt worden, befolgt.

13) Man untersuche die Ohren der Schafe, besonders wenn der Schäfer bald abziehen will, um zu erforschen, ob sie keine Falschen haben.

14) 15) und 16) Hinter diesen Betriegereyen kommt man am besten, wenn man fleißig und unverhofft nachsieht oder nachsehen läßt.

Wer sich auf den Schäfer verläßt, kann auch sehr leicht in der Begattungszeit von demselben hintergangen werden, indem er der Herrschaft vorbringt, daß der dritte, vierte oder fünfte Theil der unter sich habenden Schafe nicht gebockt habe, sondern gelte oder untragbar geblieben sei. Dieses thun sie bloß um eine Anzahl Lämmer zu unterschlagen, oder für die ihrigen ausgeben zu können. Man kann die Wahrheit bald erfahren; denn sobald der Schäfer die Böcke von den Schafen wieder weggenommen, muß man sich von dem Schafmeister und den Knechten anzeigen lassen, welche Schafe gelte geblieben. Diese muß man nun nehmen, unter besonderer Aufsicht in einen Stall sperren und mit denselben die Stallfütterung vornehmen, damit mit ihnen kein Austausch auf irgend eine Art vorgenommen werde. Auf diese Weise wird man sich leicht überzeugen können, ob die Angaben richtig oder unrichtig sind; ist letzteres der Fall, so muß man die Schäfer, als Betrieger, gleich ablohnen.

Wo Mengeschäfereyen noch vorhanden sind, oder wo die Schäfer eigenes Vieh unter der Herde haben, da ist es besser, die Schafknechte nicht, wie gewöhnlich, beim Schafmeister in die Kost zu geben, sondern sie selbst zu beköstigen, das heißt, mit dem Gesinde an einem Tische essen zu lassen. Man stört durch diese Maaßregel nicht nur das Einverständniß

zwischen dem Schäfer und den Knechten, durch gute Kost genährt, wodurch dann die Betriegereyen des Ersteren verschwiegen bleiben, sondern die Knechte verrathen solche auch eher dem Gesinde und auf diese Weise wird man davon unterrichtet. Diese Beköstigungsart der Schäferknechte von der Herrschaft würde schon weit mehr Eingang gefunden haben, wenn damit nicht viele Mühewaltung Statt fände; denn da die Schafknechte mit ihren Herden erst spät des Abends von der Weide zurückkehren, so hat das Gesinde, welches nicht so lange warten kann oder dem man es wenigstens nicht zumuthen darf, so lange zu warten, schon zu Abend gegessen. Auch will die Herrschaft keine eigenen Boten halten, die Speisen dahin zu tragen. Germershausen macht den Vorschlag, daß da, wo die Kost der Herrschaft zu hoch zu stehen käme, und wo so genannte Deputatmeyer gehalten werden, welche gegen Erhaltung gewisser Naturalien das Hofgesinde speisen müssen, denselben auch die Schafknechte in die Kost zu geben.

Von den Schäferhunden.

Ein gut dressirter Schafhund ist bei einer nur etwas bedeutenden Herde von der größten Wichtigkeit, ja er kann, nach Germershausen, an manchen Orten mehr nützen, als zwei bis drei Menschen; denn ein solcher Hund bewacht die Schafe nicht nur gegen Diebe und Wölfe, sondern hält auch die Herde zusammen, und hält sie von den um die Trift herumliegenden Saatfeldern, Wiesen, Schonungen in den Wäldern ꝛc. ab. In den Rheingegenden, im Wirtembergischen, Anspachischen und in Sachsen hat man eine eigene Race von Schafhunden, die sich sehr leicht abrichten läßt und jeden Wink des Schäfers verstehen und befolgen lernt. Ein solcher

gut dressirter Hund kostet zuweilen in diesen Ländern 10 — 12 Friedrichsd'or. Diese Hunde bewachen die Herden, patrouilliren, bei angebaueten Feldern Wache haltend, hin und her, daß kein Schaf einen Fuß hineinsetze, gehen vor den Herden beim Aus- und Eintreiben, so auch auf den Feldern, her, so daß sie ganz langsam weiden müssen; halten die Herden auf das Wort des Schäfers zusammen, um durch enge Triften zu passiren; treiben sie an; fassen die Schafe auf Geheiß ihres Herrn am Fuße oder Ohr, ohne sie zu verwunden ꝛc. Einen gut abgerichteten Hund kennt man daran, daß er sich auf das Wort des Schäfers niederlegt, und nicht stehen bleibt, nicht bellt, wenn es noch nicht Zeit ist; der das Schaf, wenn er dazu aufgerufen wird, an keinem andern Ort, als am Ohr oder bei den Füßen anfaßt, und immer der Herde voran, hinterher oder zur Seite geht, auch sie umläuft, wenn es ihm befohlen wird. So zweckmäßig nun ein solcher Hund ist, wenn er gut dressirt worden, so Schaden bringend ist er dagegen, wenn er eine schlechte Dressur hat; denn ein solcher Hund rennt wild unter die Schafe, beißt sie wund, erschreckt die Tragschafe, springt auf sie zu und macht, daß sie niederfallen, und dann vor der Zeit lammen und verwerfen. Er macht sämmtliche Schafe durch sein nutzloses Jagen und Bellen, durch sein zu geschwindes, ungestümes Führen müde, und erhitzt sie. Auch die Schafe kennen ihren Wächter, Leiter und Führer, und gewöhnen sich an die Ordnung, die er hält. Sie weichen zurück, sobald der Hund herbei kommt, laufen auch nicht nach der Gegend hin, wo sie den Hund an der Gränze eines verbotenen Feldes gleichsam auf der Schildwache finden. Besonders wichtig sind die Hunde beim Aus- und Eintreiben der Herde. Der seine Herde vor sich hertreibende Schäfer kann wohl den Gang derselben

und besonders der einzelnen etwa zurückbleibenden Schafen beschleunigen; allein er kann nicht verhindern, daß die Herde nicht zu geschwind laufe, oder daß nicht einzelne Schafe vorauslaufen, und von der Herde abkommen, oder daß nicht einige Schafe zur Rechten oder zur Linken ausweichen; hierin muß er nun seine einzige Hülfe von den Hunden erwarten. Er läßt sie also rings um die Herde herumlaufen, oder er schickt sie fort, damit sie die Schafe, die zu geschwind vorauslaufen, oder die zu weit dahinten bleiben, oder zur Rechten oder Linken ausweichen, wieder zur Herde bringen können. Bei uns, in der Mark, lassen die der Herde langsam vorangehenden Schäfer den Hund gewöhnlich hinter der Herde folgen, und verhindern dadurch das schädliche Laufen derselben beim Aus- und Eintreiben.

Beim Abrichten der Hunde hat man auf folgendes zu sehen:

1) Daß es eine gute Art sei, daß sie nicht nur gelehrig, sondern auch tüchtig sei, die Herde bei Tage und bei der Nacht gegen wilde Thiere und fremde Hunde, auch Diebe zu sichern.

Was das Erste anbetrifft, so haben die Schäfer lieber rauche, als glatte Hunde, und dieses wahrscheinlich deshalb, damit sie Wind und Kälte besser aushalten, oder daß sich die Schafe mehr fürchten und dem Hunde gehorsam seyn sollen, als wenn derselbe nicht ein so zottiges Aeußere hat; auch sollen diese Art Hunde nicht so ungestüm seyn, als die glatten. Ferner müssen sie mehr lang- als kurzleibig seyn, weil die erstere Eigenschaft mehr Stärke und Hurtigkeit beurkundet, als letztere. Wo aber Wölfe in der Nähe sich aufhalten, da muß man Hunde von der stärksten Art wählen, und besonders weiße, weil sonst der Wolf, wenn der Hund z. B. schwarz ist, da einen Einfall in der Herde thun wird, wo er

ihn am entferntesten erblickt; sind aber hingegen die Hunde einerlei Farbe mit den Schafen, so wird sie der Wolf übersehen und da anfallen, wo er den Hund nicht vermuthet; dann aber auch am ersten ergriffen und ihm der Raub abgejagt werden. Auch kann der Schäfer die Hunde mit dunklen Haaren in der Nacht nicht vom Wolfe unterscheiden, und daher leicht seinen eigenen Hund treffen, indem er dem Wolf einen Schlag zu geben vermeint. Man giebt auch den Hunden stachlichte Halsbänder, damit sie der Wolf nicht am Halse ergreift und erwürgt. Dergleichen Hunde werden auch da erfordert, wo Diebe in die Hürden oder Schäfereyen, die von den Dörfern entlegen oder in den Waldungen erbauet sind, einbrechen und Schafe stehlen können. Nach den Beobachtungen neuerer Schriftsteller sollen schwarze und fleckige Hunde bei der Herde zu halten, nicht für gut befunden werden, am wenigsten bei der Mutterherde, weil die Mutterschafe sich öfter vor den Hunden schrecken und daher auch scheckige Lämmer, wie schon oben, S. 257, angeführt worden, zur Welt bringen. Daß übrigens die bunten Hunde unachtsamer, als die von weißer und schwarzer Farbe seyn sollen, ist wohl nur ein Vorurtheil, es sei denn, daß dergleichen Hunde entweder mehr Hitze oder mehr Pflegma besäßen, als die andern, worüber von Zoologen sorgfältige Beobachtungen anzustellen wären.

Die Hündin, von welcher man eine gute Zucht bei einer Schäferey haben will, soll behaart, stark, überhaupt von guter Art seyn. Wenn sie ein Jahr alt ist, kann man sie zur Begattung zu lassen. Man wähle dann einen tüchtigen, gut dressirten Schäferhund und lasse sie damit laufen. Abgerichtete Hündinnen sind den Hunden vorzuziehen, weil sie achtsamer sind. — Das Alter eines Schafhundes soll nicht über 12 Jahre hinausgehen, und der Name nicht über zwei

Silben haben, damit er den Ruf seines Herren desto eher verstehe.

Das beste Alter eines Schafhundes, der abgerichtet werden soll, ist ein halbjähriges Alter, da er dann, bis er drei Vierteljahre alt ist, etwas knapp im Futter gehalten wird, damit er besser abgerichtet werden kann. Die erste Uebung des Hundes besteht darin, daß er lerne, auf Befehl seines Herrn, des Schäfers, mit der Stimme oder mit Bewegung der Hand, sich niederzusetzen. Beim Rufe: Halt! muß man dem Hunde ein Stück Brod zu fressen geben, damit er stehen bleibe, oder man hält ihn mit Gewalt auf. Wiederholt man diesen Kunstgriff eine Zeitlang fleißig hinter einander, so gewöhnt sich der Hund dadurch auf den bloßen Ruf des Schäfers stehen zu bleiben. Soll er lernen sich niederzulegen, so muß man ihn zu der Zeit, wenn er sich von freien Stücken niederlegt, oder wenn man ihn bei den Beinen gefaßt und mit Gewalt zum Niederlegen gebracht hat, liebkosen, und dabei rufen: nieder, oder kusche! Diese beiden Lectionen müssen dem Hunde wohl eingeprägt werden, damit er Schildwache halten kann, entweder an der Thür, oder im Eingange der Schäferey, des Hürdenstalles ꝛc.; dann auch, wenn sich die Schafe am Mittage in heißen Sommertagen auf der Weide im Schatten ꝛc. lagern sollen. Dieser Unterricht kommt den Schäfern hauptsächlich da zu Statten, wo dieselben es nicht vermeiden können, mit der Herde vor einem unreinen im Wege stehenden Wasser vorbei zu treiben, wo dann der abgerichtete Hund auf den Posten, wo er mit der Hand oder durch den ihm bekannten Rufe hingewiesen wurde, stehen bleiben, und kein Schaf zum Saufen heranlassen wird. Die dritte Lection ist wenn er bellen oder nicht bellen soll. Man macht das Hundegebell nach, und weiset ihm dabei ein Stück Brod, welches man ihm,

sobald er gebellt hat, geben muß. Bei dem gegebenen Brode muß man ihm öfters zurufen: laut! Auch beim Austreiben der Schafe läßt sich der Hund hierzu recht gut abrichten. Am leichtesten soll er es lernen, wenn der Schäfer mit dem Stocke auf der Erde hin und herfährt, oder ihn gleichsam darauf wetzt, und wenn der junge Hund dabei bellt, ihm immer zuruft: laut! laut! wodurch der Hund zur Bedeutung dieses Rufes gewöhnt wird. Eben so muß auch der Hund gewöhnt werden mit dem Bellen beim Ruf: still! schweig! aufzuhören, wobei man ihn streichelt und zur Belohnung seines Gehorsams etwas zu fressen giebt. Bei dieser Lection muß man dem Hunde drohen, auch ihn, sobald er nicht gehorchen will, strafen, welches aber, um ihn zum Bellen zu bringen, nicht geschehen muß. Das Bellen der Hunde muß unter andern den vordersten Schafen zum Zeichen dienen, daß sie ihren Gang beschleunigen oder die an einem unrechten Orte sich befindenden Schafe zurückweichen sollen.

Damit nun der Hund lerne um eine Herde herum, ihr zur Seite oder voran zu laufen, daß er gerades Weges zurückkommen und auf dem Orte, wo man es haben will, stehen und sitzen bleibe, so muß man vor ihm einen Stein werfen, damit er diesem nachlaufe; auch muß man diesen Stein nach und nach von einer Stelle zur andern so lange fortwerfen, bis man mit dem Hunde rings um die Herde herum ist, und immer muß man, indem man den Stein wieder wirft, dabei rufen: herum! herum! oder wie alle einsilbige Wörter in dieser Schule besser sind: rum! rum! Wenn man einen Stein zuerst vorwärts und dann wieder rückwärts wirft, so kann man auch dadurch den Hund abrichten, daß er der Herde an der Seite läuft: man muß aber dabei rufen: an der Seite! oder besser seitwärts!

seitwärts! Soll der Hund voran laufen, so ruft man fort! voran! Soll er zurückkommen, so heißt es zurück! und soll er auf seiner Stelle bleiben, so sagt man: halt! Es versteht sich, daß diese Wörter nach den verschiedenen Gegenden, auch in der Mundart verschieden ausgesprochen werden.

Hat sich ein Schaf von der Herde verlaufen und der Hund soll es bei dem Ohre fassen und zurückbringen, oder es mitten in der Herde so lange fest halten bis der Schäfer nachkommen kann, so läßt man den Hund um ein Schaf, daß in einem eingeschlossenen Platze allein ist, herumlaufen, und legt dann dem Hunde das Ohr des Schafes in die Schnauze und gewöhnt ihn dadurch das Schaf beim Ohre zu fassen. Man kann auch einem Schafe mitten unter der Herde ein Stückchen Brod oder Speck ans Ohr binden, und hetzt dann den Hund, unter dem Rufe: pack! pack an! oder auch stich! oder faß! dem Schafe ans Ohr zu rennen, wodurch sich der Hund daran gewöhnt. Es giebt Hunde, die so abgerichtet sind, die Schafe, um sie anzuhalten, mit der Schnauze bei einem Vorder- oder Hinterbeine über den Knöchel zu fassen, welches aber von vielen Schafzüchtern verworfen wird, weil ein hitziger Hund den Schafen sehr leicht die Flechsen zerquetscht, so daß das Thier davon lange Zeit lahm und wohl gar steif wird; ja der Fuß kann sogar, wenn der Hund ein wenig zu hoch greift, und das Schaf im vollen Sprunge ist, zerbrochen werden.

Soll der Hund eine Herde zum Gehorchen und Folgen bringen, so geschieht es dadurch, daß er auf die Herde zu rennt, und dadurch verursacht, daß die ersten Schafe, die ihm in den Weg kommen, vor ihm ausweichen, und auf diese Weise nimmt die ganze Herde von Nachbar zu Nachbar einerlei Weg, zumal wenn der Hund nicht abläßt, ihr zuzusetzen und auf sie einzudringen. Sobald nun ein Schaf seinen Willen nicht ge-

schwind genug gehorcht, läuft er auf dasselbe zu und droht ihm mit seinem Gebell.

Um den Hund abzurichten, daß er seinem Herrn zu Hülfe kommt, wenn Diebe in die Hürden oder Ställe einbrechen, darf man nur einen fremden Menschen, oder einen solchen, mit dem der Hund keinen täglichen Umgang hat, angreifen, und mit dem Saume seines Kleides dem Hunde vors Gesicht so lange Bewegungen machen, bis er das Kleid endlich angreift und fest halten muß, wobei man ihm zuruft: halt ihn! Auf diese Art wird man dem Hunde auch angewöhnen, daß er fliehenden Dieben nacheilt, sie einholt und festhält. Kann man ihn gewöhnen, die Spur der, vor nicht zu langer Zeit, ungefähr einigen Stunden, davon gegangenen Diebe nachzugehen und sie zu entdecken, ist es noch besser. Dieses kann nun geschehen, indem man die Schuhsohlen einer Person, die man zu dieser Abrichtung gebraucht, mit altem Käse, Speck oder einer andern starkriechenden Materie bestreicht und dann die Schwelle der Hürdenthür oder der Stallthür eben mit dieser Materie nur ganz wenig bestreicht; nachdem nun die Person nach einem bezeichneten Orte gegangen ist, führt man den Hund an die Schwelle und sobald er die Stelle berochen hat, führt man ihn genau auf der Spur fort, die der Mensch beim Fortgehen mit seinen bestrichenen Schuhsohlen hinterlassen, bis er die Person gefunden hat. Man kann auch einen stark transpirirenden Menschen etwas Brodkrume unter den nackten Arm legen, so daß sich der Schweiß recht einzieht, und lasse dann den Hund daran richen. Hierauf führe man den Hund den Weg entlang, wo die Person, deren Schweiß er berochen, hingegangen, bis daß er sie findet. Auf diese Weise wird er noch sicherer abgerichtet. Man muß diesen Unterricht eine längere Zeit fortsetzen, bis er ohne weitere Anweisung und Führung die Person allein finden lernt.

Wenn ein Hund die Schafe beißt, so muß man

ihn mit einem tüchtigen Widder zusammmenbinden, jedoch so, daß man den Bindfaden nach Gefallen nachlassen kann. Sobald nun der Hund den Bock zum Bösewerden reizt, so lasse man die Schur nach, so daß der Hund zwar laufen, aber nicht entlaufen kann; da ihn dann der Bock verfolgen und stoßen wird. Zuletzt kann man dem Hunde auch einige Peitschenhiebe geben. Sollte der Schäfer einen solchen Hund aus Mangel eines andern dennoch gebrauchen müssen und ihm diese üble Gewohnheit nicht abzugewöhnen seyn, so ist es rathsam ihm die sogenannten Hundszähne zu brechen, weil solche zu tief ins Fleisch eindringen. Man erkennt sie daran, daß sie länger und spitziger sind, als die übrigen, und zwischen den Vorder- und Backzähnen stehen. Bei denjenigen Hunden, die bei der Herde gegen die Wölfe gebraucht werden, ist dieses Mittel nicht anwendbar; denn weil sie sich mit den Zähnen vertheidigen, auch den Wolf angreifen und todt beißen müssen. Was nun diese Hunde anbetrifft, so hat der Schäfer nur zu beobachten, sobald sich der Wolf blicken läßt, die Herde zusammen zu halten und seinen Hund gegen den Wolf zu hetzen. Er selbst muß aber bei seiner Herde bleiben, und Achtung geben, ob nicht von einer andern Seite noch mehr Wölfe zum Vorschein kommen. Hat der Wolf seine Beute bereits gepackt, so läuft der Schäfer auf ihn zu, ohne jedoch seine Herde aus dem Gesichte zu lassen, fällt den Wolf mit Stockschlägen an, reißt oder hetzt dabei die Hunde immer zum Kampfe an, bis der Wolf genöthiget wird, seine Beute fahren zu lassen. Zu diesem Ende muß der Schäfer, einen starken knotigten Stock bei sich führen, und ihm damit, wenn es möglich ist, ein Schlag auf den Kopf geben, damit er davon, wenn nicht gleich getödtet, doch schwindlich werde, und daher von den Hunden vollends überwältiget werden kann. Kann dieses nicht geschehen, so muß er ihm gleich ein Bein mit dem ersten Schlage

zerbrechen, um dadurch zu erlangen, seinen Hunden nicht nur den Kampf zu erleichtern, sondern ihm auch mehrere Schläge beizubringen. In Gegenden, wo Wölfe nicht selten sind, muß es der Schäfer nicht einzig und allein auf seine Hunde ankommen lassen, er muß da auch noch andere Vorsichtsmaßregeln nehmen. Zum Beispiel, wenn die Herde nahe bei Feldern weidet, wo das Gras und Getreide hoch steht, daß die Wölfe sich dahinter verbergen können, so muß er stets auf der Hut seyn, und sich nicht niederlegen. An nebelichten Tagen, beim Einbruch der Nacht, und besonders in der Nachbarschaft von Gesträuchen und Hecken, wo die Wölfe gern im Hinterhalte lauern, hat der Schäfer gleichfalls Ursache, seine Wachsamkeit zu verdoppeln. Auch muß er nahe bei den Herden einige Wachtfeuer unterhalten, oder doch wenigstens Rauch machen, weil der Wolf nichts so sehr, als nahes Feuer und nahen Rauch scheut. Auch ist es sehr gut, wo die Gefahr beständig groß ist, so vielen Schafen, als nur möglich ist, kleine Glöckchen an den Hals zu hangen, und zwar besonders denjenigen, welche gewohnt sind, vor der Herde immer voraus zu gehen oder sich von solcher zu entfernen. Kommt nun der Wolf in die Nähe der Herde oder auch des Schafstalles, so werden ihn die Schafe am ersten inne, sie erschrecken und fahren dermaßen zusammen, daß sich die Glöckchen heftig bewegen, und an dem Tone derselben können die Hunde und so auch der Schäfer es gleich merken, daß Gefahr vorhanden ist.

Die Zahl der Hunde, die bei einer Herde zu halten sind, richtet sich theils nach der Anzahl der Herde, theils auch nach den Oertern, wo die Schafe weiden. Man braucht da, wo um die Weideplätze herum nicht bedeutende Saatfelder oder Schonungen liegen, nur einen Hund zu halten, ist aber dieses der Fall, und treten dabei die Schafe häufig aus, so können zwei, drei auch wohl vier Hunde unentbehrlich seyn, da zwei bei

dem unaufhörlichen Laufen, um die Schafe beständig von den verbotenen Oertern abzuhalten, den ganzen Tag oder auch mehrere Tage hintereinander, nicht würden aushalten können; da man dann lieber so viele Hunde halten muß, daß sie einander ablösen können, und einem jeden, sobald er müde ist, die nöthige Zeit zum Ausruhen gelassen werden kann. Nach einigen Schriftstellern soll man da, wo die Schafe in gut gelegenen Koppeln weiden, gar keines Hundes bedürfen; ein guter Leithammel soll hier dieselben Dienste leisten. Ueber den Schaf- oder Schäferhund, s. auch den Artikel Hund, Th. 26, S. 347.

Von den Leithämmeln.

Wo es dem Schäfer an einem Hunde fehlt, da kann er sich einige Fetthämmel zu Führern der Herde abrichten; ein solcher abgerichteter Hammel wird dann Leithammel genannt. Widder und Mutterschafe lassen sich dazu nicht so gut abrichten. Das Abrichten ist einfach und leicht. Man darf nur einige dieser Thiere, durch eine gute Behandlung, durch Schmeicheln an sich gewöhnen; sie öfters Brod und Salz, oder Hafer aus der Hand fressen lassen, wodurch sie so zahm und vertraut werden, daß sie ihrem Wohlthäter auf jeden Schritt, wie Hunde, folgen, und jeden Ruf und Wink verstehen und befolgen lernen. Damit sie sich als Leithämmel kenntbar machen, erhalten sie große Schellen oder Glöckchen um den Hals, an deren Ton sich auch die Herde gewöhnt. Der Schäfer darf nur, wenn er die Herde wohin führen will, den Leithammel pfeifen oder rufen; er wird gleich herbeieilen und ihm folgen, die ganze Herde folgt dann weidend dem Leithammel. Zum Transporte kleiner Haufen Schafe sind sie unentbehrlich. Petri hat durch Einführung dieser Leithämmel, die Hunde bei seinen Herden entbehrlich gemacht. Auch bei Feuersgefahr soll man, nach dem erwähnten Schriftstel-

ler, die Herde bloß mit der Schellenkappe des Leithammels aus den Stallungen bringen können.

Benutzung der Schafe.

Daß das Schaf einen bedeutenden Nutzen gewährt, ist schon Th. 138, S. 547 angeführt worden; denn nicht nur während seines Lebens, giebt es durch Wolle, Milch und Dünger eine reichliche Ausbeute, sondern auch nach seinem Tode, durch Fleisch, Talg, Haut, Knochen ꝛc. Das Talg wird von den Lichtziehern zur Verfertigung der Lichter gebraucht, auch mit dem aus ihren Knochen und Klauen gesottenen Fette zur Bereitung der Seife. Man gebraucht es auch zu den Speisen. — Die Schafhäute werden von den Weiß- oder Sämischgerbern gegerbt, und sowohl von den Lederhändlern und Walkmüllern, als auch von den Pergamentmachern, Buchbindern, Schuh- und Handschuhmachern, Kirschnern, Sattlern, Riemern ꝛc. gesucht. Die Kunst, das Schafleder zu spalten, hat den Abgang oder Absatz desselben noch mehr befördert, weil man dadurch bei denjenigen Arbeiten, wozu nur dünnes Leder erfordert wird, viel gewinnt. — Die Lämmerfelle geben die im Handel, so gesuchten Dänischen und Schwedischen glasirten Handschuhe, die sich durch einen eigenen Wohlgeruch charakterisiren. Auch in England werden diese Handschuhe aus Lämmerfellen, die in Spanien aufgekauft werden, nach Petri, von einer unübertreffbaren Schönheit verfertiget, und durch den Handel in alle Welttheile verbreitet. Die mit Wolle zubereiteten Lämmerfelle liefern ein gutes Pelzwerk unter die Kleider, auch werden sowohl von diesen, als auch von den Fellen älterer Schafe, Schafpelze von mancherlei Art verfertiget; auch die Felle der ungebornen Lämmer, des Bucharischen Schafes, sogenannte Baranien oder Baranken, wurden noch vor mehreren Jahren zum Besatz der Ueberröcke, Mützen ꝛc. sehr

gesucht. — Aus den Knochen kochen die Papierfabrikanten Papierleim, und das Fett derselben, welches für die Zubereitung des Leimes gewonnen wird, wird auch zu verschiedenem anderem Gebrauche, z. B. das Leder geschmeidig zu machen ꝛc. verwendet. Auch die beschädigten Sommerfelle der Schafe werden, wenn sie keinen Absatz finden, zum Leimkochen bestimmt. In den Knopffabriken gebraucht man die Knochen zu Messerheften und zu verschiedenen anderen Zwekken. Von den Münzmeistern und Probierern werden die gebrannten und klar geriebenen Knochen gebraucht, um die Aschen-Kapellen, worin das Silber abgetrieben wird, damit zu vermischen; auch dient das weißgebrannte Pulver der Knochen zur Wegbringung der Rostflecken vom polirten Stahle; man reiniget sie zuerst mit Branntwein und reibt sie nachher mit diesem Pulver trocken ab. — Die Hörner und Klauen der Schafe werden als Düngungsmittel besonders bei einem mageren Boden empfohlen. Man pflegt beides klein geraspelt aufzustreuen und einzupflügen. Sieben ganze Jahre lang soll man sich davon die beste Wirkung versprechen. Mit einem starken Wagen voll, kann man, nach Petri, wenn Alles klein gemacht worden, zwei Joch bedüngen. — Die ordinaire Wolle soll, gefälscht oder ungefälscht mit andern Haaren, statt der Roßhaare zur Auspolsterung der Sophas, Stühle, Matratzen ꝛc. angewendet werden können. Im südlichen Europa soll nach Petri die vermögende oder reiche Klasse der Menschen die elastische Schafwolle zu Matratzen in Betten und auch zu Polstern für Sopha's anwenden, und man soll darauf viel bequemer, sanfter und behaglicher, als auf den harten, groben, störrigen Roßhaaren liegen. Der genannte Schriftsteller hat zwei dergleichen Matratzen in seiner Tartane, einem Spanichen Reisewagen, aus Madrid nach seinem

Gute gebracht, die derselbe an 20 Jahre benutzte, und er glaubt daß Niemand, der einmal das sanfte, geschmeidige Lager auf elastischer Wolle hat kennen lernen, gern solches mit jenem von Roßhaaren vertauschen wird. — Das Fettwasser der Wolle enthält, nach den Erfahrungen des oben genannten Schriftstellers, viel Kali, und liefert daher zum Waschen für ordinaire Leinwand ein Surrogat der Seife, wenn man von letzterer einen geringen Zusatz nimmt. Auch soll es auf Wiesen und Aeckern, gleich der Jauche, vortreffliche Wirkung thun. — Die Gedärme werden zu Racketen beim Federball und zu Darmseiten gebraucht, und ihre Zwischenhaut, wenn die äußere und innere abgegangen ist, um Würste darein zu füllen. Was nun die Wolle, Milch und das Fleisch anbetrifft, welches, wie schon oben angeführt worden, die wichtigsten Produkte bei der Schafzucht sind, so sehe man die folgenden Artikel.

Von der Gewinnung der Wolle.

Bei den Hebräern, Griechen und Römern waren die Tage der Wollschur Festtage, an welchen sie in Gesellschaft ihrer Freunde und Nachbarn Gastmahle hielten und über den jährlichen Wollertrag ihrer Herden fröhlich waren. Auch in Spanien wurde die Schafschur noch bis auf die neueren Zeiten feierlich begangen, s. auch Th. 138, S. 624; in andern Ländern hat man diese Beschäftigung nicht zu einem Nationalfeste erhoben, obgleich sie gegenwärtig in den meisten Richen Europas, denen die Wollerzeugung wichtig geworden, mit einer gewissen Feierlichkeit von den Landbewohnern begangen werden sollte, weil die Wolle eine wichtige Quelle zur Beförderung des Wohlstandes derselben ist; und besonders ist dies bei uns in Deutschland jetzt der Fall, wo der Ackerbau, die Getreideerndte

sich nicht mehr wie ehemals verzinset. Die Gewinnung der Wolle ist nicht in allen Ländern gleich, sondern hat manche Abweichungen, wovon ich die vornehmsten hier anführen will. In Deutschland werden die Schafe an einigen Orten einmal, an andern Orten zweimal geschoren. Im ersten Falle nennt man die Wolle einschürig, im zweiten aber zweischürig; wie auch schon oben angeführt worden. Die Zeit, in welcher man die Schafe am besten scheert, läßt sich nicht genau bestimmen, weil solches von dem Klima und der Witterung abhängt.

Schon Columella,*) ein alter Römischer Schriftsteller, der über die Landwirthschaft geschrieben, giebt die Regel: daß man auf die Witterung Acht haben soll, daß es dem geschornen Schafe nicht zu kalt, dem ungeschornen aber nicht zu heiß sei. Varro,**) ein anderer Römischer Schriftsteller sagt: daß zur Schur die beste Zeit zwischen Frühlings Anfang und den längsten Tag falle, wenn die Schafe zu schwitzen anfangen, und daß man dazu heitere Tage und die Mittagszeit erwählen soll, weil die Wolle, die in der Wärme der Sonne abgenommen werde, vermittelst des bei sich habenden Schweißes, weicher, schwerer und von besserer Farbe ausfalle. In unserer Gegend, so wie überhaupt im nördlichen Deutschland, thut man am besten, diese Verrichtung in der ersten Hälfte des Junius vorzunehmen, wenn man nämlich diesen Thieren die Wolle nur einmal nimmt; denn es früher zu thun, kann oftmals gefährliche Folgen haben, weil im Mai oft kalte und nasse Tage einfallen, wo dann die Schafe, wenn sie in diesem Monate geschoren worden und dann nackt

*) Bd. VII. Kap. 4.
**) Bd. II. Kap. 2.

auf die Weide getrieben werden, daselbst leicht erstarren und fallen. Gotthard fand auf seinen ökonomischen Reisen in verschiedenen Fluren, worin die kaum geschornen Schafe geweidet wurden, mehrere Schafe durch die Kälte erstarrt und abgestorben. Gemeiniglich eilen diejenigen Schäfer mit der Frühlingsschur, denen das Molken der Schafe verpachtet ist, um je eher je lieber ihren Nutzen von der Milch zu ziehen, da gewöhnlich das Entwöhnen der Lämmer mit der Schur verbunden ist. Haben nun diese schlecht behandelten Schafe nichts auf dem Leibe und es erfolgt eine anhaltende ungünstige Witterung und dabei ein kümmerlicher Graswuchs auf den Triften, so werden sie sich den ganzen Sommer über beim Melken nicht recht erholen können, und eben diese Schafe sind es denn auch, die in schlechten Jahren dem Verfüttern und Faulfressen unterworfen sind.

An den Orten, wo man das zweimalige Scheeren eingeführt hat, muß man die erste Schur freilich früher vornehmen, weil sonst die Wolle bis zur zweiten Schur nur kurz bleiben würde. Man scheert dann das erste Mal gleich nach Walpurgis und das zweite Mal kurz vor Michaelis. Die Wolle von der ersten Schur wird Winterwolle und diejenige von der zweiten Sommerwolle genannt. Erstere, als die ältere, ist länger, als letztere, dagegen ist diese feiner, als die erstere, Bei den feinwolligen Merinos findet nur ein einmaliges Scheeren Statt; allein bei den Landesracen, überhaupt bei grobwolligen Schafen, ist das zweimalige Scheeren wohl nöthig, besondes wenn die kurze Wolle von den Hutmachern gesucht wird, und die daran gewöhnten Schafe ihre Wolle sonst von selbst abwerfen. Hierbei ist noch einmal in Erinnerung zu bringen, daß, da sich die Wolle im Frühlinge,

wenn die Schafe auf den Weideplätzen das junge Gras fressen, am stärksten zu erheben anfängt, auch bei manchen Schafen sehr locker steht, man die Schäfer und Schafknechte zu dieser Zeit besonders vor solchen Hütungsplätzen warnen muß, auf welchen viele Dornen oder sonstiges rauhes Gesträuch steht; denn wird diese Vorsicht unterlassen, so lassen die Schafe einen ansehnlichen Theil von ihrer Wolle in den Dornstauden, Brombeersträuchern ꝛc. hängen, welche dann für den Eigenthümer der Schafe verloren ist, indem die Schafknechte sich solche zueignen; s. auch oben, S. 141.

Auch für und wider das zweimalige Scheeren der Schafe ist Manches geschrieben worden. Gotthard sagt: „Ich für mein Theil bin nicht für das zweimalige Scheeren, und zwar aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen. Denn sowohl beim ersten, als zweiten Scheeren ist man in Gefahr zu viele Schafe zu verlieren, indem sowohl die Kälte des Maies, als jene des Septembers und Octobers, die sehr oft um diese Jahreszeit eintritt, die Herde mit allen ihren bösen Folgen treffen kann, wodurch dann der geringste Gewinst der doppelten Schur leicht verloren gehen muß, und welches auch um so mehr der Fall seyn wird, als es im Mai sehr oft an Futter fehlt, so daß die Schafe, der üblen Witterung ungeachtet, im Stalle nicht so, als es doch sollte, gefüttert werden können. Doch wir werden wohl einschürige und zweischürige Wolle behalten, und dem Tuchmacher, der gern zweischürige Wolle, indem sich diese besser filzen und walken läßt, nimmt, befriedigen können.“

Nach Hastfer sollen die einschürigen Schafe so viel Wolle geben, als die zweischürigen, und der Verfasser der Schäferey ökonomisch betrachtet, ist S. 67 derselben Meinung.

Nach Germershausen soll man aber von zehn zweischürigen, gegen eben so viel einschürigen genommen, 2 — 3 Pfund Wolle mehr und wohl noch darüber bekommen, besonders wenn gleich auf die Frühlingsschur der ersteren gute warme Witterung folgt. Nach Stumpf soll das Spanische Vieh, als zweischürig, ungeachtet es feiner ist, als das Dessauische oder Schlesische, eben so viel Wolle, als dieses, nämlich eilf Stein von hundert Stücken getragen haben, da hingegen das Spanische einschürige von hundert Stücken nur ungefähr 10 Stein gegeben hat. Der geringe Ertrag des Gewichtes sei darin zu suchen, daß die Wolle, nachdem sie geschnitten worden, anfangs kräftiger nachwachse, als wenn sie bereits einige Länge erreicht hat; indessen ist die einschürige Wolle, welche länger, auch größtentheils weicher ist, als die meiste zweischürige Wolle, von Schafen unveredelter Art, auch weit einträglicher an Gelde, indem sie immer weit theuer bezahlt wird. Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt, Thüringen, Pommern, überhaupt Preußen; ferner Sachsen, Schlesien, sowohl Preußischer, als Oesterreichischer Seite; besonders Böhmen, Mähren, Mecklenburg, Bayern, Würtemberg ꝛc. sollen schon früher alle Sorten von Wolle, grobe und feine, einschürige und zweischürige, lange und kurze gehabt haben, so daß keine Art von Manufaktur erdacht werden kann, wozu nicht eine oder die andere Art von Wolle gebraucht werden kann, nur ist immer eine Sorte vorzüglich besser, als die andere, je nachdem die Fabrikate davon seyn sollen. In Brandenburg durfte man, den ältesten Landesgesetzen gemäß, in den abgetheilten Bezirken entweder nur reines oder Schmervieh, oder einschüriges oder zweischüriges Vieh halten; das heißt, man nannte in Obersachsen reines Vieh, das einschürige, und unreines oder Schmervieh das zwei-

schürige. Die Fäden der einschürigen Wolle lassen sich sehr lang ausziehen und je länger sie sich ausziehen lassen, desto besser ist die Wolle. Der Fabrikant sagt von einer solchen Wolle: sie habe einen guten Stapel. Diese Wolle hat die Eigenschaft, daß sie fein und fest gesponnen werden kann, und dieserhalb wird sie mit Nutzen zu allerlei feinen wollenen Zeugarten gebraucht. Die zweischürige kommt dagegen mehr den Haaren bei, ist kürzer, als die einschürige, in Absicht der einzelnen Fäden, hat aber den Vorzug, daß sie gut filzet oder sich in einander verschlingt; wie oben erwähnt worden. Dieser Eigenschaft wegen findet die zweischürige Wolle auch viele Abnehmer, und hieraus, sagt Germershausen, läßt sich auch das ungegründete Vorurtheil so vieler Schriftsteller wider die zweischürige Wolle, da sie solche abgeschafft und in einschürige Wolle verwandelt wissen wollen, sattsam ersehen.

Ehe die Schafe unter die Scheere kommen, müssen sie erst gewaschen werden, um die in der Wolle befindlichen Unreinigkeiten herauszubringen. Auch hierin sind die Meinungen getheilt; Einige wollen diese Wäsche vor der Schur, Andere nach derselben vorgenommen wissen. Herr Staatsrath Thaer sagt: „Es würde ohne Zweifel für die Produzenten der Wolle sowohl, als für die Käufer am sichersten seyn, wenn die Wäsche, wie in Spanien, Italien, England, erst nach der Schur geschähe. Diese Wäsche kann allein gründlich und gleichmäßig seyn. Das Vließ verliert aber allerdings beträchtlich mehr an seinem Gewichte, als durch die unvollkommene Wäsche auf dem Leibe der Thiere. Sie muß also von dem Käufer in dem Verhältnisse theurer bezahlt werden, weil ihm diese Reinigung nachher zu gut kommt. Jetzt bleibt es für den Käu-

fer sowohl, als für den Verkäufer etwas ungewisses wie viel eigentliche Wolle und wie viel Schmutz in einem Ballen sei. Freilich sehen die Käufer auf eine gute Pelzwäsche und bezahlen die Wolle theurer. Es frägt sich aber doch, ob der Vekäufer sich nicht besser stehe, wenn er sehr oberflächlich und in weniger seifartigem Wasser wäscht. Bei der Verschiedenheit der Wäsche auf dem Pelze bleibt der Werth der Wolle und das Gewicht der Vließe immer etwas schwankendes. Genau läßt sichs nur bestimmen, was ein Vchaf an Wolle getragen habe, und was der Preis eines Steins seyn müsse, wenn die Wolle völlig rein, oder so wie die im Handel kommende Spanische ist.

Es hat ferner einen üblen Einfluß auf die Güte und Geschmeidigkeit der Wolle, wenn die Hautabsonderung vor der Schur unterdrückt und zurückgetrieben wird. Man weiß, daß die Spanier dagegen ihre Schafe vor der Schur enger einsperren, und dadurch in einen heftigen Schweiß versetzen. Daß dieses der Gesundheit der Schafe nachtheilig sei, und daß einige auf der Stelle davon sterben, gestehen sie ein; aber sie halten es in Hinsicht des Werthes der Wolle doch für nöthig. Wären sie hiervon nicht durch die Erfahrung überzeugt, so würden sie diese widernatürliche Behandlung längst aufgegeben haben. Ich will nun zwar diese Schwitzställe (Sudaderos) in unserem Klima, wo sie wegen der nachherigen Erkältung noch üblere Folgen haben könnten, nicht zur Nachahmung empfehlen; aber ein gerade entgegengesetztes Verfahren kann doch nicht vortheilhaft seyn, wenn wir unsere Wolle der Spanischen so nahe, als möglich, bringen wollen. Endlich ist die Wäsche auf dem Leibe des Thieres, die wegen der zeitig genug vor dem Wollmarkte zu vollführenden Schur, oft bei sehr ungünstiger Witterung

vorgenommen werden muß, der Gesundheit der Thiere offenbar höchst nachtheilig. Einige krepiren unmittelbar dabei, andere kränkeln lange darnach."

Nach Gaudich soll das Waschen vor der Schur, also die Körperwäsche der Schafe vortheilhafter seyn. Er selbst hat mehrere Versuche damit angestellt. Er hat nämlich die Schafe vor der Schur in einem Wasser schwemmen, und auch die abgeschornen Pelze nach der Schur waschen lassen, wo er dann gefunden hat, daß die Wolle von den vor der Schur geschwemmten Schafen, um einen guten Theil weißer ausgefallen, als die Wolle, so nach der Schur gewaschen worden, wobei man doch alle Sorgfalt angewendet hatte.

Einige Landwirthe wollen auch, daß man die Pelze gar nicht waschen soll, weder vor, noch nach der Schur, weil die Wolle durch das Waschen viele öligte Theile, welche sie vor dem Mottenfraße verwahre, verlöre; mithin der Wolle nachtheilig sei. Allein so gut auch dieses an und für sich ist, so würde man zu einer solchen Wolle doch keinen Käufer finden; denn die Fabrikanten oder Kaufleute sind einmal daran gewöhnt, die Wolle gewaschen zu kaufen, und man würde daher seine ungewaschene Wolle entweder vom Wollmarkte wieder nach Hause fahren lassen, oder aber einen solchen Preis machen müssen, wodurch das Wäscherlohn mit 20 bis 30 Thaler bezahlt würde. — Man nimmt das Waschen an einigen Orten drei auch mehrere Tage, an anderen Orten aber nur einen Tag vor der Schur vor, wobei man behauptet, daß ersteres besser sei, als letzteres, indem es zur Erhöhung der Güte, und zur Vermehrung des Gewichtes der Wolle vieles beitrage, weil die durch das Wasser gleichsam geschreckte Wolle Zeit hätte, neue öligte Feuchtigkeiten aus dem Körper der Thiere an sich zu ziehen, dadurch ihre

erhaltene Sprödigkeit zu verlieren, und überhaupt ein stärkeres Gewicht zu erhalten. Ob nun dieses oder jenes besser sei, ist noch nicht befriedigend entschieden worden.

Das Waschen selbst kann nun auf dreierlei Art verrichtet werden, nämlich:

1) In einem reinen Flusse oder Teiche, worin der Wäscher oder die Wäscherin bis an den halben Leib steht, oder das Wasser ihn oder ihr bis an den halben Leib reicht. Ein Anderer langt nun die zu waschenden Schafe dem Wäscher Stück für Stück zu, und dieser taucht jedes bis an den Hals unter, fährt mit der Hand über die Wolle hin und her, und drückt sie zu verschiedenen Malen aus, jedoch mit der Vorsicht, daß zwar der Schmutz und die Unreinigkeit entfernt, nicht aber Wolllöckchen ausgerissen werden, und setzt sie dann wieder an das Ufer. Es versteht sich hier, daß jedem Wäscher nur immer ein Stück zugereicht wird, und wenn dieses gewaschen und an das Ufer gesetzt worden, ihm dann ein zweites, und dann ein drittes ꝛc. gereicht werde. Man muß hierbei auch Acht haben, daß den Schafen kein Wasser in die Ohren komme, weil sie sich sonst in einem Kreise herumdrehen, welches Drehen man nach Germershausen durch ein paar gelinde Schläge mit der Faust vor die Stirn wieder heben kann.

2) Durchs Schwemmen, wozu man aber einen etwas starken Bach wählen muß. Es wird nun ein Weg durch das Wasser von etwa 50 Schritten und 4 bis 5 Fuß breit, wenn es ein schmaler Bach ist, schräg mit Stangen und Pfählen ausgesteckt, damit die Schafe auf demselben bleiben und nicht zur Seite schwimmen können. An diesen Schwemmwege werden Leute hingestellt, die den Schafen forthelfen, im Vorbeigehen ihnen den Pelz drücken, und verhüten, das keines ertrinke. Man kann auch, wenn

der Bach nur schmal ist, unten in einer gewissen Entfernung Hürden vorschlagen, so daß die Schafe beim Hinabschwimmen des Stromes, durch diese Herden aufgehalten werden. Dieses Schwimmen geschieht nun gewöhnlich zweimal, zuweilen auch dreimal. Das erste Mal läßt man sie schnell durchgehen, um den Schmutz zu erweichen; das zweite Mal langsam, indem man sie aufhält, drückt und reibt, damit der Schmutz aus der Wolle herausgehe; das dritte Mal, wo solches geschieht, ist um die Schafe ganz rein zu spülen; sie werden dann wieder etwas schnell durchgejagt, wie das erste Mal. — Zuweilen werden auch diese beiden Methoden mit einander verbunden. Man wäscht nämlich die Schafe erst in einem sehr weichen, seifenartigen Wasser, und läßt sie dann durch ein kleines Fließwasser zum Abspülen durchschwemmen.

3) Durch Leitung eines kleinen natürlichen oder künstlichen Wasserfalls auf die zu waschenden Schafe. Dieser Wasserfall kann nun drei, vier bis fünf Fuß Höhe haben, und man darf denselben nur in einen länglichen Zuber oder in einen ovalen Kübel, Wanne genannt, leiten, und diese dann bloß unter den Wasserfall setzen. In diese Wanne bringt man das zu waschende Schaf, läßt das Wasser darauf laufen, und wäscht und drückt dann die Wolle, wie oben, unter Nr. 1, bemerkt worden. In Gegenden, wo man kein anderes Wasser, als Quell- oder Brunnenwasser hat, da kann man die Schafe bloß in einem Zuber waschen. Man gießt nämlich das Wasser mit einem Topfe oder einem andern Schöpfgefäße auf die Wolle des Schafes, und drückt sie mit den Händen gehörig aus. Man kann bei einem künstlichen Wasserfalle, das Wasser durch hölzerne Rinnen auf die Schafe leiten, wie Fig. 7877. zeigt. Es versteht sich hier, daß diese Rinne über

einen Teich oder Bach angebracht seyn muß, damit das Wasser nicht nur stets in die Rinne gehoben, sondern auch das Schaf, worauf das Wasser strömt, unten im Wasser erhalten werden kann.

Nach Hastfer's Rath soll man, so viel als möglich, zum Waschen nur Bäche oder Flüsse gebrauchen, und nur solche, die auf einem Sandgrunde hinfließen, weil es gefährlich sei, die Schafe mit einem Wasser, das auf einem andern Grunde fließt, zu waschen, eben so zu tränken. Manche Schäfer treiben ihre Schafe zum Waschen Meilen weit zu Bächen und Flüssen; allein wo diese Gelegenheit nicht ist, da muß man Seen, Teiche und Gräben gebrauchen, wie und wo man sie findet. Da sich nun in diesen nicht immer Sandgrund befindet, so muß man schon von einem Orte zum andern gehn, um, wenn der Grund des Wassers aufgerührt ist, einen mit reinerem, ungetrübterem Wasser einzunehmen. Es giebt Wasser, welche die Wolle vorzüglich rein und weiß machen. So erzählt Thaer, daß ein Pfuhl auf der Mögeliner Feldmark, längst als ein solcher in der ganzen Gegend berühmt gewesen, und die benachbarten Schäfer hätten sich der Erlaubniß, darin zu waschen so viel als möglich bedient. Dieses habe dessen Aufmerksamkeit erregt, um das Wasser einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Der Professor Crome fand eine beträchtliche Menge Kali darin, und nach einigen Augenblicken des Zweifelns, wo dieses herkommen könne, gewannen sie bald die Ueberzeugung, daß solches von dem häufigen Waschen der Schafe selbst in diesem Pfuhle sich abgesetzt hatte. Da der Schweiß der Schafe, nach Vauquelin's Untersuchung, vieles Kali enthält. Da der Pfuhl aber keinen Abfluß hat, und das Kali mit dem Wasser nicht verlaufen kann, so mußte es sich bei den vielen Schafwäschen immer

darin anhäufen und concentriren; das Wasser folglich in Verbindung mit der Fettigkeit immer seifenartiger werden. Es ist daher auch an andern Orten möglich, sich in einem nicht zu großen Pfuhl ein solches ausgezeichnetes Wasser zur Schafwäsche zu verschaffen.

Nach dem Waschen müssen die Schafe mit Vorsicht behandelt werden. Zuerst ist es nöthig, daß sie gehörig abtrocknen und nicht wieder schmutzig werden. Man treibt sie daher gewöhnlich auf einen sonnenreichen Rasenplatz, läßt sie aber nicht des Nachts in Hürden auf dem Felde, weil sie sich daselbst durch ihr Nachtlager wieder beschmutzen würden; man bringt sie in eine recht trocknen Stall, und streut ihnen reines, langes Rockenstroh, welches sich nicht so leicht an die Wolle hängt, unter. Sollte gleich nach der Wäsche oder selbst während der Wäsche naßkaltes Wetter eintreten, so müssen sie in stark gestreuten, jedoch luftigen Ställen erhalten, und daselbst mit grünem Futter, auch mit Getreide kräftig genährt werden, wobei dann aber die Verunreinigung der Pelze möglichst zu vermeiden ist. Es ist auch nach Thaer in jeder Hinsicht sehr rathsam, den Platz vor der Schur nicht nur völlig trocken werden, sondern auch die Ausdünstung der Schafe wieder eintreten zu lassen. Die Gesundheit der Thiere muß sich von der ersten Schwächung derselben wieder erholt haben, bevor sie die zweite erdulden. Besonders verbessert sich aber die Wolle in ihrer Feuchtigkeit und in ihrem Gewichte, wenn sie von dem in dieser Jahreszeit am stärksten ausbrechenden Schweiße innig durchdrungen wird und nähret sich darin mehr der Spanischen Wolle.

Vor dem Scheeren selbst sorge man für eine hinlängliche Zahl von Scheerern, und nehme dazu solche Leute, die mit dem Schafscheeren gut umzu-

gehen wissen und untersuche dann die Scheeren, ob sie auch scharf genug sind; denn ist dieses nicht der Fall, so geht die Arbeit nicht nur schlecht von Statten, sondern es wird auch zu sehr gepfuscht. Man zähle nun die Schafe durch, bemerke ihre Anzahl, und schreite dann zum Scheeren selbst, wo bei man vorzüglich dahin zu sehen hat:

a) Daß die Wolle ganz nahe an der Haut, ganz gleich und nicht ungerade, stappelweiß oder kerbicht abgeschnitten werde.

b) Daß die Schafe durch die Scheere nicht verwundet werden und

c) daß die Wolle gehörig sortirt wird.

Ueberhaupt läßt sich diese Verrichtung durch Worte nicht gut lehren, man muß es selbst sehen. Thaer sagt: „Die Schafscheerer sind an verschiedene Handgriffe dabei gewöhnt, die vielleicht nicht ganz gleichgültig sind, die aber nicht wohl abgeändert werden dürfen, als wenn ein darin geübter Mann es sinnlich zeigen kann, wie man es besser mache.“

Bei gutem Wetter pflegt man das Scheeren der Schafe gern im Freien, auf einem hübschen Rasenplatze vorzunehmen, damit die Scheerer sich gehörin ausbreiten können und auch zu den übrigen dabei nöthigen Verrichtungen Platz haben. Ist die Witterung dagegen so ungünstig, daß man die Schur im Freien nicht vornehmen kann, wenn man auch noch einige Tage nach der Schwemme warten wollte, so muß diese Verrichtung an einem trocknen und reinlichen Orte geschehen, wozu die gut gereinigten Scheunentennen am besten gebraucht werden können. Mit dem Scheeren selbst wird es nun sehr verschieden gehalten. An einigen Orten versieht sich jeder Scheerer mit einem hölzernen Schlachtbock, eine andere Person, Knecht oder Magd, bringt das

Schaf, legt es auf den Rücken auf den Schlachtbock, bindet ihm die Füße, und der Scheerer scheert die Schwanz-, Fuß-, Bauch- und Kopfwolle zuerst ab, damit diese allein gepackt werden kann. Sobald dem Schafe diese Kleinigkeiten abgenommen worden, so wird es erst recht geschoren und zwar so, daß der ganze Pelz oder das Vließ an einander bleibt. An anderen Orten scheert man das Schaf zuerst längst dem Bauche, darauf fährt man auf der einen Seite fort bis an den Rücken, läßt die Wolle so zusammenhängen, wendet sodann das Schaf um, scheert von dieser Seite wieder bis zum Rücken, und dann den Rücken selbst, so daß nunmehr sämmtliche Wolle wie ein angezogenes Fell aneinander hängt, und zusammengerollt werden kann, um sie nach vollendeter Schur gehörig sortiren zu können. — An den mehrsten Orten pflegen die Scheerer das Schaf auf den Schoß zu legen und so zu scheeren. An einigen Orten, wie z. B. zu Montbard in Frankreich, hat man ganz zur Wollschur eingerichtete Tische, in welchen nahe am Rande verschiedene Löcher durchgebohrt sind. Man zieht nun beim Scheeren durch diese an verschiedenen Stellen angebrachte Löcher einen Strick, womit man die Vorderbeine des Schafes an einer Stelle und die Hinterbeine an einer andern auf den Tisch bindet. Auf solche Weise sollen dann die Thiere in keine so sehr gezwungene und beschwerliche Lage gebracht werden, und die Scheerer mit destomehr Bequemlichkeit arbeiten können. Sobald das Schaf auf der einen Seite des Leibes geschoren ist, bindet man es loß, legt es herum auf die andere Seite, und bindet es auch auf dieser an den Tisch. Die Verletzungen, die den Schafen beim Scheeren trotz aller Vorsicht dennoch geschehen, müssen mit etwas Schaffett und Theer vermischt, bestrichen werden; auch kann man eine

Salbe, aus Kohlenstaub und Oel bestehend, auf die Wunde legen.

Je schneller man mit dem Scheeren fertig werden kann, um so besser ist es. Daher macht man gern die Einrichtung, daß eigends dazu bestellte Leute, wenn es Schäfer und Knechte, weil sie selbst mitscheeren, nicht können, den Scheerern die Schafe zu- und wegtragen; auch die Schafe auf dem Schooße der Scheerer, wenn sie nämlich auf demselben geschoren werden, umzukehren, weil diese, ohne Aufzustehen, es nicht gut zwingen würden. Durch dieselben Handlanger wird auch die Wolle gesammelt und in die Wollsäcke fest eingedrückt oder eingetreten. Das Scheeren geschieht sowohl von Männern, als Weibern. Es giebt Gegenden, wo sich bloß die Männer mit dieser Beschäftigung abgeben, in andern thun es die Weiber, in noch andern Männer und Weiber zusammen. Man nimmt auf den Schäfereyen gemeiniglich an, daß in der Frühlingsschur von einem guten Scheerer zehn Schafe an einem Tage, in der Herbstschur aber, weil die Tage dann kürzer sind, nur acht Schafe geschoren werden können. Nach Thaer soll ein fleißiger Schäfer zwanzig Stück an einem Tage scheeren können; und im Dessauischen soll ein fleißiger Scheerer des Tags sechzig, achzig bis hundert Stück scheeren können, wenigstens ist dieses in Stumpf's Versuche einer pragmatischen Geschichte der Schäferey in Spanien so angeführt. Der Scheerer erhält für das Stück vier bis sechs Pfennige. Früher, als die Bauern in dem Deutschen Lande noch nicht frei und also dem Frohn- oder Herrendienste unterworfen waren, bestand an manchen Orten die Einrichtung, daß den Scheerern, wenn sie Hofediener waren, nach vollendeter Arbeit eine Mahlzeit gegeben wurde;

welches auch noch da Statt finden wird, wo es eingeführt worden und die Bauern noch nicht frei sind. — Da bei dem Scheeren große Aufmerksamkeit nöthig ist, so überläßt man das Ganze da, wo der Schäfer bei der Wollschur selbst interessirt ist, demselben; ihn selbst hält man aber wieder unter Aufsicht.

In großen Schäfereyen ist es gebräuchlich, die Widder, Hämmel, Mütter und Jährlinge besonders zu scheeren und ihre Wolle abzusondern; auch wenn man in einer Herde Schafe von besonderer Feinheit hält, so werden auch diese abgesondert. Bei der Lämmerschur werden die Spätlinge, die noch zu kurze Wolle haben, eine Zeitlang gehen gelassen und dann geschoren.

Nach der Schur müssen die Schafe in luftige Ställe getrieben und gegen Kälte und Näße, so wie gegen zu starker Hitze so viel als möglich geschützt und mit gutem Heu und Gras reichlich genährt werden. Gaudich räth an, jedes Schaf, nachdem es geschoren worden, sogleich in den Schafstall zu tragen und daselbst mit Salzwasser zu waschen, damit die gemachten Wunden bald wieder heilen, und die Schafläuse zugleich mit vertilgt werden. Man kann sich auch statt des Salzwassers eines schlechten Oeles bedienen, wo dieses nämlich wohlfeil zu haben ist. Das Stallfütterii muß bei schlechtem, rauhem Wetter so lange fortgesetzt werden, bis wieder schönes und heiteres Wetter eintritt, wo dann die Schafe auf die Weide getrieben werden müssen. In dem Ardenner Walde, zwischen Limburg und Lothringen, wird die Schafschur, wenn der April und Mai zu kalt, oder zu heiß ist, bis in die Mitte des Sommer verschoben, und die Wunden, die sie während des Scheerens erhalten, werden mit flüssigem Peche überrieben und

der ganze übrige Leib mit Urin oder Oel wohl gewaschen. In einigen Gegenden des Ardenner Waldes wird der Wein mit Oelhefen vermischt, oder eine Salbe aus Wein, Oel und Jungfernwachs gemacht, wodurch die Wolle nicht allein verdickt, sondern auch die Schafe vor Räude und Geschwüren verwahrt werden sollen. Man scheert sie niemals des Morgens; und es ist ein Sprüchwort im Lande: Die Wolle müsse geschoren werden, wie Früchte, die sich halten sollen, gebrochen werden müssen, wenn der Thau und Reif durch die Hitze der Sonne abgetrocknet worden; auch soll die Wolle sanfter und besser gefärbt werden, wenn man die Schafe, indem sie schwitzen, scheert. Was das Waschen und Scheeren der Schafe in den übrigen Reichen Europas anbetrifft, so sehe man solches, Th. 138, unter Geschichte der Veredlung der Schafe in Europa, S. 619. u. f. nach.

Die abgeschorne Wolle wird nun entweder sortirt, oder auch nicht. Das letztere ist in den meisten Gegenden Deutschlands der Fall, indessen verdient das erste, nach dem Urtheile der meisten Schafzüchter, doch eine genaue Beachtung, daher ist es nöthig, dieses, so weit es für den Landwirth, der die Schafe des Wollertrages wegen zieht, nützlich seyn kann, hier anzuführen. Das Sortiren der Wolle ist nicht überall gleich, an einigen Orten macht man einen Unterschied unter den Thieren in Hinsicht ihres Alters, in andern in Rücksicht der Schur, und dann wieder in Hinsicht der Reinheit der Haut. Es würde daher folgende Eintheilung Statt finden.

1) Da man bei der Wollschur theils ausgewachsenes Vieh an Widdern, Schafen und Hämmeln, theils Jährlinge und theils Lämmer hat, so wird auch die Wolle in Schaf-, Jährlings- und Lämmerwolle getheilt.

2) Man scheert das Schaf, wie auch schon oben angeführt worden, entweder nur einmal, oder zweimal, daher die Eintheilung in einschürige und zweischürige Wolle.

3) Man hat Schafe, die Jahr aus Jahr ein mit einer Art von Ausschlag behaftet sind, und wieder andere, die davon ganz rein sind, wie schon oben angeführt worden. Daher der Unterschied von reiner und Schmier-Wolle.

Ferner theilt sich alle Wolle überhaupt in lange, die gekämmt werden kann, und dieserhalb Kammwolle genannt wird, und in kurze, die nicht gekämmt, sondern nur gekrämpelt werden kann, und deswegen Krämpelwolle heißt. Die lange oder Kammwolle kommt von den Mutterschafen, Widdern, Hämmeln und Jährlingen; sowohl von einschürigem reinem Vieh, als von einschürigem Schmiervieh; die kurze oder Krämpelwolle aber von dem zweischürigen reinen und dem Schmiervieh, von den Lämmern und dann von den Abgängen der Wolle her. Ohne übrigens noch an den Unterschied zu denken, den die Wolle verschiedener Länder in Ansehung der Länge und Feinheit hat, oder der sich auch in einem Lande auf verschiedenen Schäfereyen findet, so trägt jedes Schaf, Jährling oder Lamm, Wolle von verschiedener Länge und Feinheit, so daß man beim Sortiren wenigstens die sehr merklich von einander unterschiedenen Sorten finden und auswerfen kann, nämlich die sogenannte Prima-, Secunda- und Terzia-Wolle. Die Prima-Wolle sitzt gewöhnlich am Halse und Rücken der Schafe bis ans Kreuz. — Die Secunda-Wolle erhält man von den Seiten am Leibe, vom Kreuz und von den Hüften. — Die Terzia-Wolle ist diejenige, welche von den Schenkeln, vom Bauche, vom Schwanze und von den Beinen des Thieres abgeschoren wird. Diese

Eintheilung ist aber willkührlich, und jede Sorte nimmt, wie schon oben erwähnt worden, mehrere Grade an. Die Spanier theilen ihre Wolle in vier Sorten, und nennen die erste Refina, und bezeichnen sie mit R F; die zweite Fina und bezeichnen sie mit F; die dritte Secunda und bezeichnen sie mit S, und die vierte Terzera und diese bezeichnen sie mit T; oder man theilt die Wolle auch in Electa oder auserlesene, Prima, Secunda oder Fina, Tertia oder Terzera, und in Kaida oder Ausschußwolle; bei Einigen wird bloß die zweite Sorte Fina, und die dritte Sorte Secunda oder Terzera, und die schlechteste Sorte Kaida genannt. Diese schlechte Sorte befindet sich vorn am Kopfe, an den Füßen, unterhalb des Knies, und am Schwanze. Man theilt auch die Wolle in superfeine, mittelfeine, feine und grobe. In Spanien, wo diese Wollabsonderung in der Regel geschieht, nimmt man die Refina unvermischt zu den feinsten Tüchern, aus der zweiten Sorte oder Fina, auch von einigen mit Secunda bezeichnet, werden Mitteltücher gemacht. Die dritte und vierte Sorte wird zu andern Wollfabrikaten gebraucht, soll aber unsere Landwolle noch beträchtlich an Feinheit übertreffen.

Man sehe beim Sortiren der Wolle nicht bloß auf die Theile des Leibes, wo sie wächst, um hiernach seine Abtheilungen nur allein zu machen, sondern man betrachte die Wolle selbst genau; denn man findet unter einer und der nämlichen Herde bisweilen Schafe, die an den Schenkeln bessere Wolle haben, als andere auf dem Rücken. Man verfährt übrigens dabei ganz einfach, sondert die Rückenwolle, als die beste, die Seitenwolle, als die mittelmäßige, und die Schenkelwolle, als die schlechteste ab. Nach den vorhandenen Sorten richtet man

beim Verkauf auch den Preis ein. Die aussortirte Wolle der ersten Art steht natürlich im Preise höher, als wenn das ganze Vließ zusammen eingeschlagen und gewogen wird. Der Preis der Wolle richtet sich aber auch nach der Concurrenz der Käufer; denn wenn viele Wollkäufer auf dem Markte sind, so steigt der Preis der Wolle, sind hingegen nur wenige daselbst, so fällt derselbe. Wenn man vom Wollpreise sprechen hört, wonach Manche den Werth der Schäferey allein beurtheilen, so muß man nach Thaer besonders fragen: ob es sortirte oder unsortirte Wolle gewesen? Manche Schäferey-Besitzer und Verwalter geben den Preis, den sie für die Rückenwolle erhalten haben, als Durchschnittspreis an. Ist vom Preise der national Spanischen Wolle die Rede, so versteht man darunter die superfeine, nach der Schur gewaschene, Wolle. Bei uns werden gewöhnlich die ungerissenen Pelze zu 8, 10 bis 11 Stück, gewöhnlich so viele, als auf einen Stein von 22 Pfd. gehen, übereinandergelegt, zusammengeschlagen, und die kurze reine Wolle der dritten und vierten Sorte eingelegt, die schmutzige jedoch zurückgelassen. Jedes Bund wird dann mit dünnem Bindfaden zusammengeschnürt. In anderen Schäfereyen wird sie ungebunden in die Wollsäcke gestopft.

Man verkauft übrigens die Wolle in manchen Gegenden nach einzelnen oder nach hundert Pelzen, in andern dagegen nach dem Gewichte, nach Centner, Stein und Pfund. Bei der gemeinen Landwolle ist es wohl ziemlich gleichgültig, welche von diesen Methoden man befolgt. Bei feiner Wolle ist es aber wohl vortheilhafter, sie nach dem Gewichte zu verkaufen. In Spanien verkauft man die Wolle nach der Güte, welches aber in andern Ländern wohl nicht gut angeht, und nur dann, wenn man von mehreren Sorten beträchtliche Vorräthe zu ver-

äußern hat, wie es zum Beispiel in Oesterreichischen, Preußischen und Sächsischen Schäfereyen der Fall ist, und wo auch die Wolle, grobe und feine, nach dem Gewichte und nach der Güte zugleich verkauft wird.

Das Gewicht der Wolle eines Schafes läßt sich nicht genau bestimmen; denn es hängt bei gleicher Feinheit, von der Dichtigkeit und der Länge derselben ab, diese aber zum Theil von der Race, zum Theil von der Nahrung und Gesundheit der Thiere. In Merinos-Schäfereyen, wo jeder Vließ besonders gewogen und angezeichnet wird, hat man die Bemerkung gemacht, daß der Wollertrag verschiedener Individuen nicht in allen Jahren in gleichem Verhältnisse steht; daß sich ferner der Wollertrag im Allgemeinen nach der Fruchtbarkeit der Weide und nach der günstigen Witterung, besonders aber nach der Reinlichkeit der Winterfütterung richte. Daß auch die Größe des Körpers, besonders die Länge und Breite des Rückens und Kreuzes, welche wieder theils von der Race, theils von der Aufzucht abhängen, einen großen Einfluß auf die Menge der Wolle haben, ist entschieden. „Daher, sagt Thaer, sind die Angaben von dem Wollertrage so sehr verschieden. Man muß aber bei solchen Angaben vor allem auf den Zustand Rücksicht nehmen, worin sich die Wolle befand, wie sie gewogen wurde, ob sie nämlich ganz ungewaschen, in ihrem Fette oder auf dem Leibe gewaschen, oder nach der Schur rein gewaschen war. Die ganz ungewaschene Wolle verliert, nach den neueren Französischen Bemerkungen, bei der vollkommenen reinen Wäsche 54 Prozent. Wie viel sie bei der Pelzwäsche verliere, ist nicht wohl zu bestimmen, da diese mehr oder minder gründlich ist; wenigstens aber doch 25 Prozent, und so verliert

sie dann bei der reinen Wäsche nach der Schur weniger."

Wenn die Franzosen von dem Gewichte ihrer und der Spanischen Vließe sprechen, so versteht man darunter ungewaschene, wenn nicht ein anderes ausdrücklich dabei bemerkt worden, in Deutschland versteht man aber darunter auf dem Leibe gewaschene. Was die Merino-Schäfereyen anbetrifft, so ist der Durchschnitt-Ertrag der Wolle von einem Merino-Mutterschafe 2 bis $2\frac{1}{2}$ Pfund, sorgfältig gewaschene Wolle hiesigen Gewichts, auch darüber; von einem Widder 4 bis 5 Pfund, bei einzelnen 6 bis 7 Pfund; von einem Hammel 3 bis $3\frac{1}{2}$ Pfund; von einem Jährling $1\frac{1}{3}$ bis $1\frac{2}{3}$ Pfund von einem Lamme $\frac{1}{2}$ bis $\frac{2}{3}$ Pfund. Der Ertrag der Wolle steigt in der Regel bis die Schafe vollsaftig sind, und nimmt dann wieder ab. Die Springböcke sollen jederzeit weniger Wolle erzeugen, als ähnliche Böcke von ihrer Art, die nicht zur Paarung verwendet werden, und je mehr ein Bock beim Bespringen leistet, je schwächer, nervloser und leichter im Gewichte soll die folgende Wollproduktion seyn. Ueber die Spanische Wolle, s. auch oben, S. 80 u. f.

Den Grad der Feinheit der Wolle, kann man am besten auf folgende Weise erkennen: Man zieht eine Flocke von einem gewissen Theile aus, und vergleicht sie mit einer anderen von demselben Theile eines anderen Thieres genommen, welches am besten auf einem schwarzen Stücke Zeug geschieht, worauf man nämlich die Flocken gegeneinander legt. Man kann sich durch stetes Vergleichen der verschiedenen Wolle mit einander eine solche Uebung, ein solches Augenmaaß erwerben, daß es ferner dieser Gegeneinanderhaltung kaum mehr bedarf. Es giebt Landwirthe, die den Grad der Feinheit durchs Gefühl bestimmen wollen. Wenn man die Feinheit des gan-

zen Pelzes beurtheilen will, darf man nicht bloß die Wolle der besten Theile untersuchen, sondern auch die der übrigen mit einander vergleichen; denn manchmal sind zwei Thiere auf dem Rücken in der Feinheit gleich, aber an den andern Theilen zeigt sich ein großer Unterschied. Bei der Wolle dritter und vierter Art, muß man besonders auf die Stichelhaare achten, deren Nichtdaseyn den Werth, besonders der Böcke, sehr erhöhet. Die Farbe der Wolle sieht bei einigen ganz weiß, bei andern gelblich aus; indessen wird die gelbliche Wolle nach der Wäsche eben so weiß. Nach Einigen soll die gelbe Schweißfarbe einen höhern Gesundheitszustand des Thieres anzeigen. Die Elasticität der Wolle erkennt man, wenn man eine Flocke an dem einen Ende hält und an dem andern dreht, und sie dann beim Loslassen schneller oder langsamer in ihre vorige Lage zurückspringt. Bei gewaschener Wolle drückt man eine Handvoll zusammen und macht die Hand schnell wieder auf, wo sie sich dann schnell und fadenartig, nicht langsam, wieder ausdehnen muß. Die dicht und filzig zusammengekräuselte Wolle hält man nicht für gut, wohl aber diejenige, wo sich nur einzelne Haare mit einander verbunden haben, sich treppenartig drehen und hin und her winden. Die Stärcke der Wolle erkennt man, wenn man einzelne Haare, die man vergleichen will, zu zerreißen versucht. Diese Elasticität und Stärke der Wolle zusammengenommen nennt man den Nerv derselben. Er zeichnet die Merino-Wolle von andern gleich feinen Arten aus. Was die Sanftheit der Wolle anbetrifft, so stimmt diese mehrentheils mit der Feinheit derselben überein; denn eine feine Wolle hat auch am Gefühl etwas Seidenartiges. Lange Wolle hat, bei gleichem Gewichte und gleicher Qualität, einen Vorzug vor der kurzen, weil sie sich besser und gleichartiger spinnen

läßt. Sie sieht oben auf dem Pelze nie so dick aus, wie kurze, wenn sie es auch wirklich ist, welches von dem Ausspreitzen an ihrem äußern Ende herrührt.

In Spanien wird die Wolle erst nach der Schur und nachdem sie sortirt worden gewaschen. Die Waschwerke oder Waschläger sind daselbst an verschiedenen Orten angelegt. Erstlich gehört dazu ein Feuerplatz, wo in drei bis vier großen Kesseln beständig heißes Wasser in Menge gemacht werden kann. Gleich bei diesem Platze ist ein großer gemauerter Kessel oder Ständer befindlich, worein die Wolle Sortenweis gehoben wird, und zwar so viel der Kessel auf einmal fassen kann; hierauf wird dann heißes Wasser gestürzt. Der Grad der Wärme ist so, daß der Wäscher es an den Händen aushalten kann. Die auf diese Art eingeweichte Wolle wird sodann von dem Wäscher, welcher sich bei dieser Arbeit fast ganz entkleidet hat, gewaschen, durch Drücken mit den Händen gereiniget und dahin gebracht, daß der daran befindliche Schmutz erweicht wird. Gleich bei diesem gemauerten Kessel fängt sich ein gemauertert Kanal an, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Elle weit und 20 bis 30 Ellen lang, welcher mit dem Kessel keine Verbindung hat, und worin ein beständiger Ab- und Zufluß von reinem kaltem Wasser erhalten wird. Hierein wirft der Wäscher seine im Kessel befindliche Wolle, nachdem sie im warmen Wasser genug gewaschen worden. Längst diesem Kanal, sind vier bis fünf, auch noch mehrere Menschen angestellt, wovon jeder die durch den Kanal schwimmende Wolle faßt und sie einigemal hin- und herspült, der letzte dieser Leute nimmt die Wolle heraus und legt sie gleich an den neben seinem Stand vorgerichteten reinlichen Platz, und auf diese Weise wird in einem Tage eine große Quantität Wolle rein. Der Trockenplatz, worauf die Wolle ausgebreitet

wird, muß sehr sauber gehalten werden und wo möglich aus einem reinlichen Steinpflaster bestehen. Die gut getrocknete Wolle wird hernach in Paquete oder Ballen eingepreßt, und dann die Ballen nach den Wollsorten, wie schon bemerkt worden, bezeichnet. Man hat auch noch andere Methoden, die Wolle zu reinigen und zu waschen, nämlich:

1) Man liest das Stroh und die anderen Materien, die sich an die Wolle gehängt haben, rein ab, und klopft oder schlägt sie hierauf auf Hürden, damit der Staub theils herausfliege, theils heraus und zu Boden falle. Man wirft nun die Wolle in große Weidekörbe, die mitten im Wasser fest stehen, und in diesen rührt man sie mit einem Stocke tüchtig nach verschiedenen Richtungen um; dann nimmt man sie wieder aus den Körben und läßt sie auf Hürden trocken werden.

2) Man hängt die Wolle erstlich an aufrecht gestellte Stangen, die nach der Länge mit hervorragenden, etwa anderthalb Fuß langen hölzernen Gabeln versehen sind. Ist sie hier durch die frei Luft und Sonnenhitze ausgetrocknet, so trägt man sie auf eine Hürde oder auch auf eine mit vielen Löchern versehene Bank, wo man sie dann mit Ellen langen, Spannen breiten und einen Zoll dicken, an kurzen Stielen befestigten Schaufeln so lange klopft, ausschüttelt und wendet, bis der zu Staub gewordene Unrath durch die Hürde oder durch die in der Bank angebrachten Löcher abfällt. Jetzt schreitet man zum Waschen derselben. Man füllt einen großen Kübel mit halb Wasser und halb Urin, legt die Wolle in einen Korb, senkt diesen in den mit der genannten Mischung angefüllten Kübel und wäscht die Wolle in dem Korbe, worein von allen Seiten die Wasser- und Urinmischung gedrungen, tüchtig aus; hebt dann den Korb in die Höhe und setzt ihn auf ein paar

Querhölzer oder auf eine Leiter, welche quer über den Kübel gelegt werden, damit die Wolle gut abtropfe; dann nimmt man ihn herunter, senkt ihn in Flußwasser, arbeitet die Wolle, jedoch ohne sie stark zu verwirren, durch, schwemmt sie so ab, daß kein trübes Wasser mehr zum Vorschein kömmt, drückt sie aus, hängt sie wieder auf vorgedachte Stangen und läßt sie gehörig trocken werden.

3) Nachdem die Wolle gehörig getrocknet und vom Staube ꝛc. gereinigt worden, macht man ein Bad von halb Urin, der schon etwas in Fäulniß übergegangen, und halb Wasser, und thut etwas Salz oder Potasche dazu, deren Menge sich nach der Beschaffenheit der Wolle richtet; denn zu einer frischen Wolle darf man nur wenig Potasche nehmen, zu einer alten aber, in welcher sich der Schmutz schon festgesetzt hat, etwas mehr. Das Bad macht man nun in einem eingemauerten Kessel handwarm, thut einige Pfunde Wolle hinein, rührt sie fleißig um, und lockert sie mit einem Stocke auf, damit sie von der Brühe recht durchdrungen werde. Je schmutziger nun die Wolle ist und je mehr sich der Schmutz festgesetzt hat, desto länger rührt man die Wolle im Bade um. Man thut wohl, wenn man von Zeit zu Zeit eine Wolllocke herausnimmt, dieselbe ausdrückt und zusieht ob der Schmutz herausgegangen. Ist dieses der Fall, so nimmt man die Wolle heraus, wirft sie in Körbe, und hält diese über den Kessel des Bades und läßt so die übrige Flüssigkeit gehörig ablaufen. Die Körbe müssen nun, ehe die Wolle darin kalt wird, in fließendes Wasser getragen und bis zur Hälfte in den Fluß gesenkt werden. Die Wolle wird nun in dem Korbe beständig mit einem hölzernen Rechen umgerührt, wobei man bisweilen den Korb in die Höhe heben muß, damit das trübe Wasser gehörig ablaufen kann. Hauptsächlich

ist bei dieser Operation nöthig, nicht nur den Schmutz, sondern auch den Urin aus der Wolle zu spülen. Ist die Wolle rein genug, so zieht man den Korb aus dem Wasser, läßt alles Wasser ablaufen, drückt die Wolle aus, trocknet sie und verkauft oder verbraucht sie sodann.

Was nun den Verkauf der Wolle anbetrifft, wovon schon oben, S. 341, Erwähnung geschehen, so würde man hier billig fragen müssen, ob man die Wolle gleich nach der Schur verkaufen, oder ob man erst einen gelegeneren Zeitpunkt abwarten müsse? Hierauf würde, wie billig, die Antwort nicht anders ausfallen: daß hier nur Zeit und Umstände entscheiden können; denn wäre die Wolle gar zu wohlfeil und man hätte gegründete Hoffnung, daß sie theurer werde, so lasse man sie liegen, ist aber der Preis von der Art, daß man dabei bestehen kann, so gebe man sie ja weg; denn dasjenige, was man etwa am Preise gewinnt, verliert man am Gewichte; indessen giebt der Käufer für eine recht ausgetrocknete Wolle immer etwas mehr, als für frische, die noch nicht recht ausgetrocknet ist. Will man aber die Wolle aufbewahren, so muß man sie ja recht trocken werden lassen; denn packt man sie naß zusammen und legt sie hin, so wird sie schimmlicht, multrich und faul, so wie dies auch der Fall ist, wenn man sie in feuchte Zimmer, Gewölbe oder andere Aufbewahrungsörter bringt. Man muß sie auch überdies gegen die Motten zu sichern suchen. Dieses sind kleine Raupen, die von einem kleinen glänzend graulichen Schmetterling oder Motte, Kleidermotte (Tinea sarcitella) genannt, entstehen, die sich gern in den Häusern aufhalten, wo es wollene Zeuge, oder Wolle giebt; sie legen im Sommer hindurch ganz kleine Eyer in die Wolle oder wollenen Zeuge, woraus die kleinen Raupen entschlüpfen, die unter dem

Namen Motten bekannt sind. Diese zernagen dann während ihres Lebens die Wollfasern, fressen sie theils, und andern Theils kleiden sie sich damit oder hüllen sich darein. Man bemerkt die Gegenwart dieser Zerstörer theils an kleinen Wollwickelchen und theils an den vorhandenen Excrementen der Thierchen. Was die ersteren betrifft, so sieht man in den Gemächern, wo die Wolle aufgespeichert worden, oder wo die Vorräthe liegen, entweder unmittelbar bei der Wolle oder an andern Orten, kleine, eine halbe Linie dicke und vier bis höchstens fünf Linien lange Wollwickelchen liegen, die gegen die Mitte ein wenig aufgedunsen, an beiden Enden aber wie kleine Röhrchen offen sind. In jedem dieser Wickelchen befindet sich ein kleines, mit einer weißen, dünnen, durchsichtigen und groben Haut bekleidetes Räupchen, dessen Kopf aus einem oder dem andern Ende des Wickelchens hervorragt. — Die vorhandenen Excremente der Thierchen findet man gewöhnlich auf oder auch wohl unter der Wolle auf dem Boden liegen. Sie bestehen aus kleinen, dürren und eckigen Körnern, deren Farbe nach der Farbe der Wolle wechselt. Ist die Wolle weiß, so sind diese Körnerchen oder Excremente grau, ist aber die Wolle dunkelfarbig, so sind sie schwärzlich. Findet man nun diese Wickelchen oder Excremente, so kann man auf das Daseyn der Motten schließen. Gegen diese Zerstörer der Wolle hat man folgende Mittel vorgeschlagen.

1) Man vertilge die Eltern der Raupen oder die kleinen Schmetterlinge, welche diese Raupen hervorbringen, welches auf folgende Weise geschieht: Man lege die Wolle auf einen Fuß vom Fußboden erhöhete Latten und nehme dann jedesmal, wenn man in die Vorrathsgemächer der Wolle geht, eine Fliegenklatsche mit und schlage mit dem Stiel der-

selben auf die Wolle und unter die Latten, um die Schmetterlinge heraus zu jagen. Fliegen nun diese auf und setzen sich an die Wände oder an die Decke des Gemachs, wie es gewöhnlich der Fall ist, so schlage man sie mit der Fliegenklatsche todt.

2) Man wähle, wenn es möglich ist, ein zwar recht trocknes, aber dabei auch sehr kühles Gemach oder Zimmer, weil die Schmetterlinge und Motten dergleichen kalte Gemächer fliehen.

3) Man lege Kien- oder Kiefernholz in kleinen Stückchen, und zwar mehrere derselben, in jedes Bund Wolle, welches ein sehr sicheres und gutes Mittel ist, besonders wenn das Kienholz recht ästig, und wie man zu sagen pflegt, fett ist. Man bedient sich dieses Mittels in der Haushaltung, um das Pelzwerk und Wollwerk gegen den Besuch der Motten zu sichern. Man kann auch kleine Stäbe von Kienholz mit Terpentinöl bestreichen und so zwischen die Wolle legen; man kann auch statt des Holzes Kienäpfel oder Tannenzapfen nehmen und diese mit Terpentienöl bestreichen. —

4) Man lege kleine Säckchen mit Wermuth zwischen die Wolle. —

5) Man stecke hier und da ein Beutelchen mit Hopfen zwischen die Wollbeutel.

6) Man lege Beutelchen mit Kampfer zwischen die Wolle.

7) Man mache oft einen starken Schwefelrauch in dem Wollenlager oder in den Wollenvorrathskammern.

8) Man nehme Löschpapier, tränke es mit Terpentinöl, und lege es zwischen die Wolle. Man muß nämlich Löschpapier in Stücke schneiden und diese Stücke mit Terpentinöl benetzen und zwischen die Wolle an verschiedene Stellen legen. In Daubenton's Catechismus der Schafzucht findet man

ein paar Mittel angeführt, die aber nicht gut ausführbar zu seyn scheinen. Man soll nämlich die Wolle in Papiersäcke einschlagen und sie so aufbewahren, weil die Räupchen nicht durchs Papier dringen können; oder man soll die Wolle einige Tage über in einer Auflösung von Alaun und Weinsteinrahm (Cremor tartari) einweichen. Man soll nämlich 1½ Pfund Alaun, und ½ Pfund Weinsteinrahm nehmen, diese in ein Paar Maaß Wasser zergehen lassen und die Auflösung dann zu 23 Maaß Wasser gießen. In diese Brühe soll man die Wolle drei bis vier Tage einweichen, sie hierauf waschen, trocken werden lassen und dann aufbewahren. Diese Mittel sind nicht nur zu umständlich und kostspielig, man denke nur an die Menge Papierbeutel! sondern, was das letzte anbetrifft, auch vielleicht der Wolle schädlich. Das beste Mittel, wie schon oben angeführt worden, bleiben immer luftige Gemächer, wo besonders der Zugwind recht durchstreichen kann, indem die hinteren Zimmer so auf die vordern stoßen, daß man durch das Oeffnen der Thüren immer Zugluft darin haben kann. Man wird daher wohl thun die Fenster mit Jalousien oder Fenstergittern zu versehen, damit man immer diese Zugluft in den Gemächern unterhalten kann. Alle Insekten fliehen die Zugluft, so wie Kälte und Feuchtigkeit. Daher sind auch feuchte Gemächer, wenn man die Wollsäcke so legen kann, daß sie nicht die Wände berühren, ein vortreffliches Mittel gegen die Motten. Denn die Erfahrung hat es bewiesen, daß Landwirthe, die ihre Wollsäcke in dergleichen Gemächer aufbewahrten, sie über zwei Jahre haben darin liegen lassen, ohne daß die Motten die Wolle nur im Geringsten angesprochen hätten.

Wo Ratten und Mäuse in den Gebäuden sich aufhalten und durch alle bekannte Mittel nicht zu

vertilgen sind, da ist es das beste Mittel die Wollsäcke vor diesen Zerstörern nicht auf der Erde liegen zu lassen, sondern sie in Seilen, die von der Decke herabhängen, schwebend zu erhalten, jedoch so, daß sie nirgends die Seitenwände der Gemächer berühren, damit nicht die Mäuse an solche hinaufkriechen und sich in die Wollsäcke hineinfressen. Ein Mehreres über die Wolle, besonders was den Wollhandel anbetrifft, s. Wolle, unter W.

Gewinnung der Milch.

Wer die Schafe bloß der Wollerzeugung wegen hält, der darf sie eigentlich nicht melken, weil dieses dieser Erzeugung Schaden thut; denn je öfter man Schafe melkt, desto mehr Fettigkeit muß aus dem Blute abgesondert werden, um die leeren Milchgefäße wieder zu füllen. Folglich werden der Haut und den Zwiebeln der Wolle alle Fetttheile entzogen, welche in der Milch sind; sie wird also nur sparsam ernährt und bleibt spröde. Hieraus gewahrt man, daß man den Schafen so wenig Milch abnehmen muß, als es irgend die Oekonomie oder Pacht verstattet. Da das Melken der Verbesserung der Schafzucht so nachtheilig ist, so ist es wohl besser, die Milch gar nicht zu verpachten. Es hat freilich für den Landwirth, besonders bei einer großen Schäferey, etwas Anziehendes, für die Milch jährlich ein nicht unbedeutendes Sümmchen einzunehmen; wenn er aber den Gewinn, gegen den Verlust hält, den er an dem Gedeihen der Lämmer und der Größe der künftigen Hämmel erleidet, so wird der Schaden gewiß größer, als der durch die Milch gezogene vermeinte Gewinn seyn. Nur diejenigen Schäfereyen sind davon ausgenommen, die nahe bei großen Städten liegen und die Milch gut verkaufen können. Diese müssen aber der Lämmerzucht entsa-

gen und die Schafe Anfangs August bocken lassen, um frühzeitig Lämmer zu haben; die Lämmer müssen dann, wenn sie vier bis sechs Wochen alt sind, an die Schlächter verkauft werden. Gutsbesitzer, deren Güter, wie schon oben bemerkt wurde, in der Nähe großer Schäfereyen liegen, thun besser, die Milch nicht zu verpachten, sondern das daraus gelöfete Geld sich verrechnen zu lassen und selbst zu ziehen. In den Schäfereyen in der Umgegend Berlins wird das Quart oder Maaß Schafmilch mit 2 bis $2\frac{1}{2}$ Silbr. Gr. bezahlt, und im Frühjahre bei dem Schafmilchgange oder das sogenannte Schafmilchgehen, wo ganze Schaaren aus den untern Volksklassen der Einwohner Berlins am frühen Morgen nach den umherliegenden Dörfern wallfahrten, um dort Schafmilch zu genießen, bringt dieses einen nicht unbedeutenden Gewinn den Pächtern und Gutsherrn. Bei solchen Schäfereyen, muß der Abgang an Schafen, da die eigene Zucht nicht berücksichtigt werden kann, durch den Ankauf junger Schafe ersetzt werden. Allein nicht nur in den oben erwähnten Schäfereyen, sondern auch in von Städten entfernten werden die Schafe nach Entwöhnung der Lämmer noch einige Zeit gemolken, und diese gewonnene Milch, die daselbst keinen Absatz findet, wird zur Bereitung der Schafkäse verwendet. Man thut nämlich die gewonnene und durchgeseihete Milch in einen großen der Menge derselben angemessenen Kessel, macht sie über dem Feuer warm, wirft etwas Käselab dazu und läßt sie so gerinnen. Die auf solche Art gewonnene Milch, die jetzt Käsematerie oder auch an manchen Orten Hotten genannt wird, arbeitet man tüchtig durch einander, salzt sie gehörig und mischt auch etwas Kümmel darunter, wenn man Liebhaber von diesem Gewürze ist, gießt sie dann in hölzerne, blecherne oder irdene, unten mit kleinen Löchern

versehene Käseformen, die man gewöhnlich Käsenäpfe nennt, läßt in diesen die überflüssige Molken abtropfen, und legt die Käse, wenn sie gehörig abgetrocknet sind und nicht mehr auseinanderfallen, auf Hürden, wendet sie von Zeit zu Zeit um, läßt sie so trocken werden, und hebt sie dann in großen Töpfen auf, um ihnen hierin ganz ihre Vollkommenheit zu geben. Wenn die Käse in großen Städten auf die Märkte als ein Handelsprodukt gebracht werden, müssen sie nicht alle mit Kümmel gewürzt seyn, weil mancher davon kein Liebhaber ist. Ein Mehreres über die Bereitung der Schafkäse, s. Th. 35 unter Käse; und über die Eigenschaft der Schafmilch, Th. 90, unter Milch.

Gewinnung des Fleisches oder das Mästen der Schafe.

Da das Fleisch der Schafe nicht nur fett, sondern auch sehr kernig ist, so dient es auch zu einer kraftreichen, wohlschmeckenden und gesunden Nahrung, ja es giebt Völker, die das Schaffleisch allen übrigen Fleischgattungen vorziehen; und da dieses Fleisch bei seiner Nahrhaftigkeit auch wohlfeil ist, so wird es von Millionen von Menschen, und besonders von der ärmeren Volksklasse in den civilisirten Staaten, und von den Nomanden-Völkern genossen; aber auch auf den Tischen der Wohlhabenden und Reichen, der Großen der Erde, findet man dasselbe in mannigfaltiger Zubereitung, besonders aber gebraten, und ein gut zubereiteter Lammbraten wird von den Gourmands oder Schlemmern, als etwas den Gaumen vorzüglich Behagendes gerühmt. Besonders groß ist die Fleisch-Consumtion oder der Verbrauch bei den Engländern, die auch in der Kunst das Schlachtvieh zu mästen die größten Fortschritte gemacht haben. Ehe

ich nun zur Beschreibung der Mästung des Schafviehes übergehe, um dessen Fleisch dann vortheilhafter an den Mann zu bringen, will ich vorher das März- oder Brackvieh erwähnen.

Unter März- oder Brackvieh versteht man diejenigen Schafe, welche zur Zucht nichts mehr taugen und daher zur Schlachtbank bestimmt werden. Dieses Ausmärzen oder Ausbracken der Schafe geschieht entweder, weil sie alt oder krank sind, oder sonst einen Fehler haben, der sie zur fernern Zucht untauglich macht; nur bei den Hämmeln leidet es eine Ausnahme, welche nicht Alters halber ausgemärzt und zum Schlachten fett gemacht werden, sondern da man sie zur Zucht wegen der Beraubung ihrer Mannheit nicht gebrauchen kann, so werden viele derselben im besten Alter fett gehütet und zum Schlachten verkauft; und auch da, wo man sie der Wollerzeugung wegen hält, werden doch jährlich diejenigen, deren Wolle nicht vorzüglich ausfällt, oder mit denen man sonst wegen des Ertrages nicht zufrieden ist, ausgemärzt; auch muß dies um so eher geschehen, da man bei der Zucht immer wieder auf einen reichlichen Zuwachs rechnen kann. Mit den Mutterschafen und den Widdern oder Springböcken ist dies freilich etwas anderes; denn diese beiden Gattungen werden gewisse Jahre zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes gebraucht, und wenn sie endlich hierzu nicht mehr tauglich sind, so werden sie ausgemärzt oder ausgebrackt.

Das Ausmärzen oder Ausbracken geschieht zu verschiedenen Jahreszeiten, am gewöhnlichsten aber im Herbste und im Frühlinge, je nachdem es die Nothwendigkeit erfordert oder man sein Brackvieh am besten fett machen und ins Geld setzen kann. Diejenigen Hämmel oder Schöpse, welche man aufs kommende Jahr nicht wieder auswintern will, können

zeitig ausgemärzt werden, damit man sie entweder mit den tragenden Mutterschafen auf bessere Weide bringe, um sie desto eher fett zu machen, oder man bringt sie auch allein auf eine fette Weide, s. weiter unten. Am besten sind die Hämmel sechsjährig fett zu hüten und auf den Herbst zu verkaufen; denn in diesem Alter werden sie nicht nur bald fett, sondern sie sind auch nicht zu alt, und geben dann ein gutes schmackhaftes Fleisch.

Märzhämmel, welche im Herbste auf dem Grase fett gehütet worden sind, können zwar mit etwas gutem Futter bis in den Winter hinein erhalten werden, wenn man sie im Herbste nicht verkaufen kann; es ist aber nicht vortheilhaft, weil das viele Futter, was sie brauchen, nicht bezahlt wird, und man doch noch Mühe hat, sie beim Fleische und Fette zu erhalten. Es ist daher besser, sie im Herbste fortzuschaffen. Wenn man aber gegen Pfingsten oder Johanni hin fette Hämmel zum Verkauf haben will, weil sie dann gut bezahlt werden, so muß man sie zu Anfange des Winters aus der Herde nehmen, um sie allein hüten und füttern zu können. Man giebt ihnen im Stalle anfänglich gutes Wirrstroh zu ihrem Futter, in der Folge aber Heu, und läßt sie dann noch im Frühjahre auf solchen Orten hüten, wo sie Gras genug finden, welches für die Zuchtschafe nichts taugt. Auf diese Weise hat man nicht nöthig besonderen Aufwand zu machen, und sie werden dennoch fett, so daß sie gegen Pfingsten verkauft oder geschlachtet werden können. — Die Mutter- oder Lammschafe märzt man aus, wenn sie zur Zucht nichts mehr taugen, wie auch schon oben angeführt worden, das heißt, wenn sie zu alt dazu sind, oder wenn sich sonst ein Mangel an ihrer Gesundheit äußert. Sobald ihre Zähne anfangen gelb, lückigt, überhaupt abgenutzt zu werden, so ist es Zeit sie auszubracken, weil sie dann

zur Zucht wenig mehr taugen, sondern schlechte, elende Lämmer bringen. Ferner pflegt man auch diejenigen Schafe auszumärzen, welche entweder schlechte, dünne Wolle tragen, oder die Gewohnheit haben sich die Wolle auszubeißen, wenn sie gleich noch jung seyn sollten, weil sich diese böse Gewohnheit fortzupflanzen pflegt. Diese angeführten Mutterschafe müssen nicht zu den Böcken gelassen werden, damit sie gelte bleiben. Sollen alte Mutterschafe ausgebrackt werden, welche noch Lämmer haben, so versteht es sich schon von selbst, daß dieses erst geschehe, wenn die Lämmer abgesetzt worden, und daß sie dann allein, oder unter den andern Brackschafen bis gegen den Herbst gefüttert, und dann verkauft werden können. Bei den Merinos, überhaupt bei dem veredelten Viehe, muß das Ausbracken bei dem Zutritte einer neuen Generation geschehen. Auch hier wird, und noch mit größerer Aufmerksamkeit, als bei den Landesracen, auf die Wolle gesehen, und diejenigen Schafe, welche gegen den größten Theil der Herde zu schlechte Wolle tragen, ohne Rücksicht des Alters, ausgestoßen. Wenn Mutter- und Hammelherden nach ihrer Wolle in Klassen eingetheilt sind, deren Anzahl der Eigenthümer für gut gefunden hat, so werden die Zutreter nach eben dem Verhältnisse eingetheilt. Der schlechter ausfallende Zuwachs oder die geringste Klasse desselben, welche den abgesonderten oder schon ausgemärzten Stücken in der Eigenschaft der Wolle gleich kommt, wird bei Seite gestellt. Beim Ueberfluß an Mutterschafen entferne man zuerst die Mutterschafe der geringsten Klasse, und dann greife man zu den Hämmeln; ist die bestimmte Zahl noch nicht voll, so nehme man die nächst folgende Klasse vor, und zuerst daraus die Hämmel, sobald man die Zahl der Mutterschafe nicht mehr verringern darf.

Was das Mästen der Lämmer anbetrifft,

so geschieht dieses nur selten; denn man verkauft sie größtentheils ungemästet an die Schlächter, weil sie sich gewöhnlich selbst, theils durch die Muttermilch, theils auch durch gute Weide hinlängliches und wohlschmeckendes Fleisch verschaffen. Will man sie aber schnell mästen, so geschieht dieses am besten nach der Methode der Engländer. Man läßt nämlich die Lämmer in England des Tages einmal zu ihren Müttern, um diesen die Milch abzusaugen; außer der Zeit aber giebt man ihnen Kleien, geschrotene Erbsen und gutes Heu zu fressen, und legt neben dieses ein Stück Kreide, damit sie nach Belieben daran lecken können. In Zeit von drei Wochen sollen dann die Lämmer völlig fett werden. Das übrige ausgemärzte Vieh, Mutterschafe und Hämmel, kann man auf zweierlei Art mästen, nämlich: auf der Weide und im Stalle.

Das Mästen auf der Weide, auch die Grasmast genannt, findet bloß im Frühjahre, Sommer und Herbste Statt. Man treibt das zu mästende Vieh, welches man zusammen den Stechhaufen nennt, auf fette Grasplätze oder Triften, grasreiche Weiden und auf Stoppelfelder. Bei der Weidemastung ist nach Petri die Schnelligkeit, womit dieses Geschäft beendiget werden kann, von der größten Wichtigkeit, und bringt einen reellen Werth bei solchen Racen hervor, welche diese wichtige Eigenschaft besitzen, und dieses aus dem Grunde, weil dadurch das Futter zur Lebenserhaltung, das unter diesen Umständen keinen andern Nutzen, als den Dung abwerfen kann, um so viele Tage gewonnen wird, als die Mästung verkürzt werden kann. Ist die Weide, worauf man das Vieh bringt, von Natur zum Grastragen und zur Hervorbringung jener Kräuter, die vorzüglich zum Mästen der Schafe dienen, geeignet, und ist sie wirklich sehr fruchtbar,

so kann man den ganzen Sommer über, wohl zwei Stechhaufen nach und nach fett füttern, so daß wenn man einen an die Schlächter verkauft hat, man wieder einen andern an dessen Stelle auf die Weide bringt. Wo dieses indessen Statt findet, da legt man sich gewöhnlich auf die Fleischerzeugung, und setzt die Zucht ganz bei Seite; ja man pflegt oft gar keine Mutterschafe zu halten, sondern kauft nur von andern Orten her magere Hämmel, weidet sie fett und verkauft sie wieder.

Um den Werth einer jeden Futterart, welche das Vieh zum Genuß erhält, und dadurch auch die Ergiebigkeit des Bodens kennen zu lernen, so wie auch den Fleischansatz auf dem Körper des Thieres zu erfahren, bedient man sich einer sogenannten Viehwage, die auf den Seiten mit einer Einfassung nebst einer Thür versehen ist, worauf man jedes Stück wägt, und das Gewicht notirt. Man kann dann hieraus die eigentlichen Kosten der Fütterung und den Werth des Viehes ganz genau ersehen. Je fetter und ausgemästeter ein Thier ist, um desto größer ist das Verhältniß des Schlachtgewichtes gegen das lebende, indem die Knochen des Kopfes, der Beine, die Haut, das Blut und selbst die Eingeweide nicht verhältnißmäßig mit dem Fette zunehmen, oder vielmehr der Anwuchs dieser Theile nicht beeilt, oder treibhausmäßig erzielt werden kann. Bei mageren Thieren beträgt das Schlächtergewicht, mit Ausnahme des Talges, ungefähr die Hälfte des lebenden. Je fetter aber dieselben sind, um so größer ist das Schlachtgewicht, z. B. wie 60: 100 oder 70: 100. Nach Thaer pflegt man bei einem mageren Ochsen folgendermaßen zu rechnen: Man nimmt die Hälfte des lebenden Gewichtes, und setzt $\frac{4}{7}$ des Ganzen dazu, dividirt es dann mit 2, und

das Facit giebt das Fleischergewicht. z. B. ein Ochs wiegt lebendig 700 Pfund

die Hälfte davon macht 350
$\frac{4}{7}$ von 700 — — 400

macht 750 Pfund, diese nun mit 2 dividirt

giebt 375 Pfund an Fleischergewicht oder etwas über die Hälfte.

Man muß sich zur Regel dienen lassen, jederzeit beim Mästen das Grasland nie so sehr zu besetzen, damit das Vieh keinen Mangel leide, indem solches nur durch hinlängliche Weide und Ruhe recht schnell zunimmt; daher hält es Petri auch nicht rathsam, Mastochsen in Gesellschaft von Kühen und Pferden zu mästen, indem eines das andere beunruhiget; Schafe gesellen sich dagegen ruhig zu Ochsen und Kühen, und treiben das Hornvieh nicht. Ueber das Mästen auf der Weide, s. auch oben, S. 122.

Die Stallmast theilt sich in Sommerstallmast und in Winterstallmast. Bei der ersteren giebt man den Schafen vollauf Klee und Gras, nämlich Lüzerne, Spanischen Klee, Esparcette ꝛc., so wie man nach Maaßgabe der örtlichen Lage damit versehen ist. Von diesen Futterkräutern giebt man den Thieren so viel zu fressen, und dabei zu saufen, als sie nur wollen, man muß jedoch darauf sehen, daß sie sich nicht überfressen und auflaufen; daher soll es, nach den Erfahrungen mehrerer Oekonomen besser seyn, erst die verschiedene Kleearten, vorzüglich aber die Lüzerne und den Spanischen Klee, etwas abwelken zu lassen, und sie mit etwas Stroh zu Häckerling zu schneiden. Das Saufen, was hierbei dem Viehe gereicht wird, ist, da man dasselbe doch an die Schlächter verkauft, von keinem Nachtheile; denn wenn die Thiere auch anbrüchig

würden, so soll dieses nach Gotthard nichts zu sagen haben, weil dieses gar keinen Einfluß auf die Menge und Güte ihres Fleisches hat. Denn der genannte Schriftsteller will sich vollkommen überzeugt haben, daß die Hämmel, welche die grasreichen Niederungen und Thäler besuchen, und daselbst ihre Vollkommenheit als Schlachtvieh holen müssen, in der Regel sämmtlich Candidaten der Lungenfäule seien, und doch in der Folge mit dem größten Appetit verzehrt würden. Dieses scheint mir doch nicht so zu seyn; denn ein Thier, welches schon die Lungenfäule besitzt, und dann noch fort weidet, damit der Fleischansatz erhöhet werde, kann unmöglich ein gutes, gesundes Fleisch und Fett absetzen, da die körperlichen Verrichtungen auf jeden Fall durch diese, wenn auch nur im Anzuge begriffene, Krankheit gestört werden, und wenn daher dennoch eine Zunahme in dieser Hinsicht Statt findet, so kann diese, in Fleisch oder Fett bestehend, nur kernlos und aufgeschwemmt seyn.

Bei der Winterstallmast kann man theils Heu und Körner, und theils allerhand Wurzel- und Krautwerk füttern. Bedient man sich des Heues und der Körner zum Mastfutter, so thut man wohl, wenn man den Thieren des Morgens Heu, des Mittags Körner, nämlich Schrot, Hafer, Gerste, Rocken, Erbsen, Bohnen und Linsen, des Abends aber wieder Heu giebt, und dieselben dabei recht satt saufen läßt, so wie es auch gut ist, wenn man ihnen Oelkuchen vorsetzt. Bedient man sich des Wurzel- und Krautwerkes zum Mastfutter, so taugen hierzu am besten die gelben Rüben oder Möhren, auch Mohrrüben genannt, die Kohlrüben, Runkelrüben, Rotabaga, der Weißkohl, so wie überhaupt die Blätter aller Kohlarten ꝛc. Nach Einhof ist das Verhältniß der

Nahrhaftigkeit, der verschiedenen Futterarten in 100 Theilen

Weizen	78 Theile.
Rocken	70.
Gerste	65 — 70.
Hafer	58.
Linsen	78.
Erbsen	75½.
Schminkbohnen	85.
Saubohnen	62½.
Pferdebohnen	73.
Heu	50.

100 Pfund Wiesenheu sind gleich:

90 Pfund gutem Kleeheu, Luzerne und Espercette.
120 Pfund Linsenstroh.
130 — Erbsen und Wickenstroh.
150 — Gerstenstroh.
190 — Haferstroh.
500 — Weizenstroh.
666 — Rockenstroh.
200 — Kartoffeln.
266 — Möhren.
350 — Rotabaga.
460 — Runkelrüben.
524 — Wasserrüben.

Hiermit vergleiche man das Verhältniß der Nahrhaftigkeit verschiedener Futterarten zu einander nach Petri, s. oben, S. 176.

Von den oben angeführten grünen oder frischen Futtergewächsen giebt man den Thieren täglich dreimal, so viel, als sie fressen wollen. Wer eine Branntweinbrennerey auf seinen Besitzungen hat, der kann auch den mit Wasser stark verdünnten Branntweinspühlicht mitunter zu saufen geben. Gotthard führt hier als ein Beispiel an, daß der Ober-Landesge-

richtsassessor und Amtmann Förster, ein fleißiger und denkender Oekonom, vierzig Stück dreijährige Hämmel zur Mast aufgestellt und sie mit Kohlrüben, Möhren, die er klein stoßen und mit Weizen- oder Gerstenschrot anmengen ließ, gefüttert habe; dabei erhielten sie als Beifutter, Bohnen, Erbsenstroh und süßes Heu, und zum Saufen zwei Drittel Branntweinspühlicht und ein Drittel Wasser mit einander vermischt. Nach vollendeter Mast (1785) wurden 39 Hämmel für 34 Stück Friedrichsd'or nach Göttingen an die Schlächter verkauft, welches zu damaliger Zeit sehr viel war. Nach gemachtem Ueberschlage, kam aber, da die Thiere zu lange standen, ehe sie verkauft wurden, nicht viel mehr heraus, als der Dung, der aber so reichlich war, daß sieben Aecker, die in dortiger Gegend ziemlich stark sind, damit vollkommen gedüngt werden konnten.

Um zu untersuchen, ob ein Schaf fett ist, so befühle man demselben den Schwanz, die Schulterblätter und die Brust. Findet man da Fett, so ist dieses ein Zeichen, daß das Thier sich gut genährt habe. Dieses Mästen hängt aber nicht allein von der Weide- oder Stallnahrung, und von der Art des Viehes, oder von andern darauf Bezug habenden Umständen ab, sondern auch hauptsächlich vom Fleiße, von der Genauigkeit und von den richtigen Grundsätzen, womit man das Vieh behandelt. Je mehr man mit Fettweiden, und so auch überhaupt bei der Stallmastung mit Futter abwechseln kann, desto geschwinder frißt sich jedes Thier fett. Nach Petri muß jedes gesunde, mastfähige Thier, im gestandenen Alter, bei ordentlicher Behandlung in neun Wochen vollständig gemästet seyn, und der genannte Schriftsteller fand es, zur sicheren Erreichung dieses Zieles, zuträglich, solches Vieh öfters etwas Kreide lecken zu lassen, indem solche die Neigung zum Durchfall vermindert, die überflüs-

sige Säure des Magens verbessert und dadurch das Vieh bei der Freßlust erhält.

Um das schon oben angeführte lebende Gewicht gegen das Schlächtergewicht bestimmen zu können, haben schon früher mehrere erfahrne Landwirthe Versuche angestellt. Der Herr von Geist auf Großbeeren sagt in den Anzeigen der Churſächſ. ökonomiſchen Societät, von der Oſtermeſſe, 1792, Seite 75 u. f., daß er damit Verſuche nach Ellis angeſtellt hätte, welcher die Hälfte des Gewichtes von dem lebenden Hammel für dasjenige, was er ausgeſchlachtet wiegen würde, annimmt. Dieſem Verhältniſſe widerſprachen aber alle ſeine vielfachen Verſuche, durch welche er immer gefunden, daß das Gewicht des ausgeſchlachteten Hammels gegen das bei ſeinem Leben, ſich wie drei zu Eins verhielt. Da man nun bei Dresden und ſonſt auf dem Lande Verſuche unternahm, ſo fiel die Entſcheidung dahin aus, daß es bei ſolchem Abwiegen darauf ankomme, ob man ein Schaf oder einen Schöps oder Hammel gleich von der Herde weg, alſo mit vollem Wanſte abſchlachte, oder ob man ihn erſt etwas verdauen laſſe und dann ſchlachte. Im letzten Falle trifft Ellis Angabe ſo ziemlich zu, nicht aber im erſten. Hier ein Beiſpiel:

Man ſchlachtete einen Hammel von 116 Pfund. Das Fleiſch hatte, abgeſchlachtet, nebſt Talg und und allem, was zum Thiere gehört, wenn man ſolches im Ganzen, nach Art der Schweine, auf das Gewicht kauft, das iſt, mit dem Kopfe, ohne alles inneres Zubehör . . . . . 54 Pfd.

Das, was nicht zum innern oder Verkaufspreiß gehört, war folgendes und wog:

1) Das Fett, ſo von den ausgenommenenen Därmen abgeſtreift worden, $7\frac{1}{2}$ —

Transport $7\frac{1}{2}$

Transport	7½
2) Lunge, Leber und Milz	5 —
3) Blut	3 —
4) Haut, Wanst und übrigen Gedärme .	42½ —
Summa	58 Pfd.
Setzt man nun zu diesem Gewichte die obigen	54 —
so hat man zusammen	112 Pfd.
Es waren also an verschütteten Blut und Verdünstung	4 —
mit welchen das ganze Gewicht von . .	116 Pfd.

herauskommt.

Eben so schlachtete man im September 1792 im sogenannten Cuttelhofe bei Dresden ein anderthalbjähriges Schaf, welches über Nacht verdauet hatte und lebendig 41 Pfund wog. Nach dem Abschlachten wog

das Fleisch mit dem Kopfe	19 Pfd.
Lunge, Leber, Herz und Milz	2 —
Das Blut	1 —
Die Haut	4 —
Das Fett der Gedärme	1 —
Die Eingeweide	11 —
Summa	38 Pfd.
es war also verdünstet und an Blut verschüttet	3 Pfd.
welches dann im Ganzen ausmacht . .	41 Pfd.

Nimmt man überhaupt die verschiedenen Versuche, die über diesen Gegenstand gemacht worden, so findet man, daß gemästete Hämmel und Schafe abgeschlachtet, immer 3, 5 bis 8 Pfund unter der Hälfte vom Gewichte des lebendigen Zustandes haben. Dieses giebt daher immer dem Oekonomen, der Schlachtvieh verkauft, einen Wegweiser, wie er sich

bei dem Handel, wenn er einmal das Gewicht eines lebendigen Stück Schafviehes weiß, in Rücksicht seines Forderns zu verhalten hat. Um sich aber eine Fertigkeit zu verschaffen, das Schafvieh in Hinsicht des Gewichtes bloß durchs Aufheben mit den Händen zu taxiren, so darf man nur zur Probe einige Stücke aufheben, ihr Gewicht schätzen, dieses aufschreiben, und sie nachher ordentlich wiegen, und dann das wirkliche durch die Wage gefundene, Gewicht mit dem nach der Hand geschätzten vergleichen. Thut man dieses einigemal, so wird man es dahin bringen, ein solches Thier bis auf ein Pfund zu schätzen.

Um die Nutzung des Bodens durch die Schafhut in ein helleres Licht zu stellen und den Gewinn zu zeigen, hat Petri ungefähr folgendes aufgestellt, welches freilich nur auf Oesterreich berechnet ist, aber überall, nach Verhältniß, Anwendung findet.

Im schweren Boden.

	Flr. Kr.	Flr. Kr.
10 Mutterschafe gekauft zu 10 Florin	100 —	
Pacht für ein Joch Weideland	2 —	
Hüterlohn	8 —	
Salz	4 —	
Die Hälfte der Winternahrung, 120 Pfund Heu für das Stück	27 —	
9 Stück Lämmer verkauft, à 6 Fl.		54 —
9 Stück Mutterschafe, eines wird in Umstand angenommen		90 —
25 Pfd. ausgewaschene Sommerwolle zu 45 Kr. . .		18 45
Summa	141 —	162 45

Nutzen oder Gewinn 21 Fl. 45 Kr.

Die schweren Fettweiden.

	Flr. Kr.	Flr. Kr.
12 Stück Hämmel gekauft, zu 4 Fl. das Stück	48 —	
Pachtzins pr. Joch	2 —	
Hüterlohn	3 —	
Salz	1 30	
11 Stück Hämmel verkauft zu 6 Fl.		66 —
12 Pfd. ungewaschene Wolle zu 36 Kr.		7 12
Summa	54 30	73 12

Gewinn = = 18 Fl. 42 Kr.

Mittlerer Boden.

	Flr. Kr.	Flr. Kr.
8 Stück Mutterschafe, gekauft zu 10 Fl.	80 —	
Pachtzins	1 30	
Hüterlohn	6 —	
Salz	310 —	
Für die Hälfte der Winterfütterung	24	
7 Stück Lämmer verkauft zu 6 Fl.		42 —
7 Stück Mutterschafe zu 10 Fl.		70 —
20 Pfd. Sommerwolle zu 45 Kr.		15 —
Summa	114 40	127

Gewinn = = 12 Fl. 20 Kr.

Leichter Boden.

	Flr. Kr.	Flr. Kr.
5 Stück Mutterschafe, gekauft zu 10 Fl.	50 —	
Pachtzins	1 —	
Hüterlohn	3 45	
Transport	54 45	

Transport	54	45	
Salz	2	3	
Für die Hälfte der Winterfütterung, 120 Pfd. Heu das Stück	13	30	
$4\frac{1}{2}$ Stück Lämmer verkauft, zu 6 Fl.		27	—
$4\frac{1}{2}$ — Mutterschafe verkauft zu 10 Fl.		45	—
$12\frac{1}{2}$ Pfd. Sommerwolle zu 45 Kr.		9	$22\frac{1}{2}$
Summa	70 18	81	$22\frac{1}{2}$

Hier muß bemerkt werden, daß der kostbare Dünger zum Ersatz der Streu nicht in Rechnung gebracht worden, daß ferner der für die Mutterschafe zu 2 Fl. 30 Kr. angerechnete Centner Heu selten so theuer in den Städten verrechnet wird; c) daß endlich keine Zinsen für das Vorschuß-Kapital angerechnet wurden.

Uebersicht der ganzen Schäferey-Verwaltung.

Da die feinwollige Schafzucht in dem gegenwärtigen Jahrhunderte einen bedeutenden Rang unter den landwirthschaftlichen Gewerben eingenommen hat, so ist es auch nöthig, daß derjenige Landwirth, der dieselbe einführen will, auch auf diejenigen Mittel Bedacht seyn muß, wodurch sie ausgeführt werden kann, und diese Mittel sind: die erforderliche Nahrung und ein schickliches Obdach. Da die Nahrung, wenn auch nicht in der erforderlichen Güte, bei jeder Landwirthschaft von einiger Bedeutung schon gefunden wird, so ist das Obdach die erste Sorge. Er lege daher den vermauerten Stall, den Schuppen oder die Hürden so an, wie oben angeführt worden. In Hinsicht der Nahrung werden darunter nicht bloß die ersten Mittel zum Unterhalte der Schafe, die natürlichen Wiesen, Triften ꝛc. verstanden, sondern die künstlichen Weiden, besonders in solchen

Ländern, wo die natürlichen Weiden bloß in Brachfeldern und Lehden bestehen. Er muß ferner auf das Winter- und Frühjahrsfutter Rücksicht nehmen, damit sowohl dürres, als frisches immer vorräthig sei. Diese Produkte und die künstlichen Wiesen machen eine der vornehmsten Hülfsquellen aus, welche die Schäferey-Herrn nicht versäumen dürfen, ohne die Früchte aller ihrer übrigen Sorgen und Bemühungen verloren gehen zu sehen; denn da die Nutzthiere ohne hinlängliche Nahrung, ihrer Natur gemäß, zu keiner festen Leibes-Constitution gelangen können, und das Schaf, wie es seyn muß, wenn es einträglich werden soll, eines von den Thieren ist, von dem dieser Grundsatz vorzüglich gilt, so muß man schon in dem vorhergehenden Jahre, ehe man seine Schäferey errichtet, die künstlichen Wiesen anlegen, die zum Unterhalte der Schafe während des Frühlings und Sommers dienen sollen, so wie man sich auch im Verlauf des Jahres den Anbau der Vegetabilien, welche das Winterfutter ausmachen sollen, angelegen seyn lassen und diesem Zwecke die Ländereyen widmen muß, die man vorher hat Brache liegen lassen. Hat man erst für diese vorläufigen Anstalten gehörig gesorgt, so muß alsdann die Errichtung der Schäferey selbst der Gegenstand der ganzen Aufmerksamkeit des Landwirthes werden. Da nicht jede Schafrace in jeder Gegend gleich gut gedeiht, so muß er suchen solche Race zusammen zu bringen, die er, nach seiner eigenen Erfahrung und nach den oben angeführten Merkmalen zu urtheilen, glaubt, daß sie, ihrer Beschaffenheit nach, auf seinem Gebiete gedeihen kann. Dann ist es auch noch nöthig auf die Wolle Rücksicht zu nehmen, die er bezielen will, und darnach die Mutterschafe auszuwählen und darauf zu sehen, daß sich zwischen der Wolle des Mutterschafes und derjenigen des Widders die größte Gleichheit finde; denn diese

Gleichförmigkeit ist in Absicht auf den Verkauf starker Parthien äußerst nöthig, weil eine recht gleiche Wolle immer den mehrsten Werth hat. Hiernächst muß er sich dann mit der Auswahl der Zuchtwidder beschäftigen. Dieses sind die ersten Anstalten, die in der Gewalt des Gutsbesitzers stehen. In diesem Zeitabschnitte beruht der Erfolg des Unternehmens auf besondere Bemühungen, weiterhin aber auf der Ober-Aufsicht des Herrn und auf der Einsicht des Schäfers. Wenn man letzteren wählt, so sehe man, außer was schon oben über dessen Pflichten ꝛc. gesagt worden, darauf, daß er sich für den Fortgang und das Gedeihen der Verbesserungen, die man beabsichtiget, lebhaft interessirt, thätig, genau und emsig sei, und bei allen Neuerungen, die man eingeführt wissen will, weder verdrießlich noch muthlos werde. Diese Eigenschaften charakterisiren einen thätigen Schäfer, der auf das wahre Interesse seiner Herrschaft Bedacht ist. Der Eigenthümer muß selbst von Zeit zu Zeit, ohne Zeitbestimmung, seine Herde durchmustern, nicht nur um die Anzahl der Thiere zu wissen, sondern hauptsächlich um zu sehen, ob sie alle frisch und gesund sind. Auch muß er sich von dem Schäfer anzeigen lassen, welche Thiere krank sind, um sie zu besichtigen und das Nöthige darüber anzuordnen. Auch ist es nöthig, daß er sich beim Weiden der Schafe einfinde, um sie während des Wiederkäuens zu besehen. Er muß den Schäfer aufmerksam machen, daß er sich genau von dem Umfange ihres Wamstes vor und nach dem Fressen unterrichte, um gleich die Merkmale fehlerhafter Verdauung zu erkennen, wodurch er jeder hieraus entstehenden Krankheit, durch Einhalt im Futter ꝛc. bei zu gefräßigen Schafen, vorbeugen kann. Muß er ihn aufmerksam machen auf den Gang, die Dreistigkeit, Schüchternheit, Stärke und Dummheit der einzelnen Schafe in seiner Herde

genau zu achten, weil er durch die Kenntniß, die er hiervon erlangt, im Stande ist, die Ordnung und Ruhe der Weidenden zu sichern, wovon hauptsächlich der Ertrag, sowohl an Wolle, als an Fleisch, abhängt. Ferner muß er die Dickigkeit der Schafe genau kennen, um zu wissen, welche Stücke von der Herde in Abnahme kommen, und welche mehr oder weniger leicht zunehmen und fett werden. Man mache ihn aufmerksam auf den Mist, damit er die Unterschiede darin nach den verschiedentlichen Futterarten kennen, die mehr oder minder große Quantität, die davon ausgeleert wird, nach trocknen oder feuchten Zeiten, nach den Jahreszeiten und Temperaturen beurtheilen lerne, um das Futter und die Triften nach Verschiedenheit der Umstände zu wechseln. Er muß die Wasser-Zuber, die zur Tränke für die Schafe im Stalle stehen, genau besehen, um darnach zu urtheilen, ob die Schafe mehr oder weniger Durst haben, als gewöhnlich; auch muß er die Streu besehen, um zu erkennen, ob sich die Schafe gehörig ausgeleert haben. Man lasse sich von ihm die schwächsten und zärtlichsten Thiere vorführen, um solche sorgfältig zu besichtigen, und wegen ihrer fernern Behandlung darüber zu bestimmen.

Ueberhaupt ist es nöthig, daß der Inhaber der Schäferey den Schäfer auf die ihm anvertraute Herde in jeder Hinsicht aufmerksam mache, weil von deren Wartung und Pflege sein Wohlstand mit abhängt. Der Schäfer muß daher nicht nur jedes Individuum seiner Herde, sondern auch dessen Temperament, Appetit, Völligkeit und Magerkeit, seine Gewohnheiten, Art des Charakters, und sogar die Orte im Schafstalle, in denen es sich am liebsten aufhält, und diejenigen Veränderungen kennen, welche mit ihm vorgehen. Er muß die Merkmale von Gesundheit und Krankheit an den Schafen und die Schatti-

rungen, die diese Merkmale an jedem anzeigen, aufs genaueste zu unterscheiden wissen. Er muß ferner, bei seinem fast täglichen Aufenthalte im Freien, auf die Witterung besonders Acht haben. Er muß die Zeichen von heiterem und stürmischem Wetter, die Zeichen von der vortheilhaftesten Zeit zum Austreiben der Herde nach Regengüssen oder Nebeln, so wie den Augenblick, wo die Herde einzutreiben ist, um sie vor stürmischen Regen-Güssen und ungestümem Wetter in Sicherheit zu bringen, die Schutzörter, die während der brennenden Sonnenhitze am kühlsten sind, und diejenigen kennen, die vor der empfindlichen Kälte gedeckt sind, welche gegen Ausgang des Herbstes und bei der Wiederkunft des Frühjahrs herrscht.

Nach allen diesen Sorgen, die dem Eigenthümer einer Schäferey obliegen, um die Herde erst auf die Beine zu bringen, oder vielmehr in einem guten Zustande zu sehen, muß er dann aber auch dahin sehen, daß er von derselben den gehofften Vortheil genießt. Wagner sagt sehr richtig: „Wer sich zur Haltung einer feinen Herde entschließt, der suche keine Besonderheit zu erstreben, welche die Natur zu keiner Regel macht. Wenn auch der Fabrikant kaum bemerkbare Unterschiede in der Wolle nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung macht, so würde man doch vergeblich erwarten, daß sich eine ganze Herde innerhalb einer solchen Wollart lange Zeit ohne Abweichung erhalten sollte, wäre auch ihr Stamm noch so sorgfältig dazu auserlesen. Auch lasse sich Niemand verleiten, durch absichtliche Minderung der Nahrung verschiedene Modifikationen in der Länge der Wolle hervorzubringen, um diese dadurch desto beliebter zu machen. Eine bestimmte Länge, ohne die übrigen gehörigen Eigenschaften, macht die Wolle noch nicht zu bestimmten Zwecken brauchbar,

besonders wenn noch Mangel an hinreichender Nahrung sie vertrocknet und entkräftet. Ueberhaupt je beschränkter der Verbrauch einer Wollgattung ist, und je mehr derselbe auf einer vorübergehenden Mode oder auch auf dem losen Verbande eines auswärtigen Handels beruht, desto gewagter ist jede kostspielige Unternehmung darinn.

Es ist hauptsächlich nöthig, daß der Eigenthümer einer Schäferey, sein Augenmerk auch auf die Veredlung seiner Race richte, wenn er sich nämlich nicht schon veredeltes Vieh angeschafft hat, welches aber wohl die wenigsten Gutsbesitzer, bei dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaft, thun können. Wenn er daher Mutterschafe von der Landesrace besitzt, so muß er sie mit Widdern von ächt Spanischer Race bespringen lassen. Dergleichen Veredlungen können aber nur nach und nach geschehen, und es ist daher nöthig, daß man im Voraus wisse, wie viel Zeit dazu gehört, ehe man zum Zwecke gelangt, und was für Vortheile bei einem langsamen Gange herauskommen. Ich folge hierin Flandrin, welcher annimmt, daß das zehnte Mutterschaf gelte bleiben, das zehnte Lamm darauf gehen und alle Jahre nur das zehnte Mutterschaf ausgemärzt werden soll. Jetzt geht er der Multiplikation von hundert gemeinen Mutterschafen nach, bis an ihre Stelle Mutterschafe von der ersten Generation treten. Die Erzeugnisse aller dieser letzteren und sie selbst werden angewendet, bis dreihundert Schafe von ächter Art, aus der dritten und vierten Generation beisammen sind. Die Vermehrungstabelle von hundert gemeinen Schafmüttern mit Zuchtböcken von ächter Race, bis man es zur Zucht von dreihundert Stücken, aus der dritten und vierten Generation gebracht hat, wird auf folgende Weise gestellt werden müssen:

Erstes Jahr.

Schafvieh zur Fortpflanzung.

Gemeine Mutterschafe . . .	100 Stück.	
Zuchtböcke	2 —	

Es werden hier auf einen Zuchtbock funfzig Mutterschafe gerechnet, und weil es nach dieser Angabe einem jeden leicht seyn wird, solche in verhältnißmäßiger Anzahl zu den Mutterschafen einzuführen, so werden sie hier weiter nicht erwähnt werden.

Zweites Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, erste Generation.

Stährlämmer	45	90
Kälberlämmer	45	

Thiere zur Fortpflanzung.

Gemeine Mutterschafe	100	

Märzvieh.

Gemeine Schafmütter	20	

Drittes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, erste Generation.

Stährlämmer	45	90
Kälberlämmer	45	

Thiere zur Fortpflanzung.

Gemeine Mutterschafe	60	100
Mutterschafe, erste Generation, zweites Jahr	40	

Märzvieh.

Gemeine Mutterschafe	60	100
Zuchtböcke, erste Generation, zweites Jahr	40	

Viertes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, erste Generation.

Stährlämmer	27	54
Kälberlämmer	27	

Lämmer, zweiter Generation.

Stährlämmer	18	36
Kälberlämmer	18	

Thiere zur Fortpflanzung.

Gemeine Mutterschafe	20	100
Mutterschafe, erste und zweite Generation, zweites und drittes Jahr . .	80	

Märzvieh.

Gemeine Mutterschafe	20	60
Stähre, erste Generation, drittes Jahr	40	

Fünftes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, erste Generation.

Stährlämmer	9	18
Kälberlämmer	9	

Lämmer, zweite Generation.

Stährlämmer	36	72
Kälberlämmer	36	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation, zweites, drittes und viertes Jahr . . .	104	120
Mutterschafe, zweite Generation .	16	

Märzvieh.

Gemeine Mutterschafe	20	60
Stähre, erste und zweite Generation	40	

Sechstes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, erste Generation.

Stährlämmer	46	92
Kälberlämmer	46	

Lämmer, zweite Generation.

Stährlämmer	8	16
Kälberlämmer	8	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation . .	112	160
Mutterschafe, zweite Generation . .	48	

Märzvieh.

Stähre vom fünften Jahre	50

Siebentes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, zweite Generation.

Stährlämmer	50	100
Kälberlämmer	50	

Lämmer, dritte Generation.

Stährlämmer	21	42
Kälberlämmer	21	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation . .	153	208
Zuchtböcke, zweite Generation . .	55	

Märzvieh.

Stähre vom sechsten Jahre	48

Achtes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, zweite Generation.

Stährlämmer	69	138
Kälberlämmer	69	

Lämmer, dritte Generation.

Stährlämmer	25	50
Kälberlämmer	25	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation . .	154	264
— zweite Generation . .	55	
— dritte Generation . .	55	

Neuntes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, zweite Generation.

Stährlämmer	67	134
Kälberlämmer	67	

Lämmer, dritte Generation.

Stährlämmer	51	102
Kälberlämmer	51	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation . .	132	330
— zweite Generation . .	157	
— dritte Generation . .	41	

Zehntes Jahr.

Zuwachs.

Lämmmer, zweite Generation.

Stährlämmer	59	118
Kälberlämmer	59	

Lämmer, dritte Generation.

Stährlämmer	89	178
Kälberlämmer	89	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation . .	116	360
— zweite Generation . .	157	
— dritte Generation . .	87	

Vieh beizuhalten.

Stähre, dritte Generation	87

Eilftes Jahr.

Zuwachs.

Lämmer, zweite Generation.

Stährlämmer	52	104
Kälberlämmer	52	

Lämmer, dritte Generation.

Stährlämmer	59	118
Kälberlämmer	59	

Thiere zur Fortpflanzung.

Mutterschafe, erste Generation . .	104	468
— zweite Generation . .	197	
— dritte Generation . .	167	

Vieh beizuhalten.

Stähre, dritte und vierte Generation	167	334
Mutterschafe zur Fortpflanzung, dritte und vierte Generation	167	

Diesen Rechnungen zu Folge, geben demnach hundert gemeine Mutterschafe im eilften Jahre dreihundert vierunddreißig Thiere von ächter Art. Soll nun dieser Erfolg wirklich zu Stande gebracht werden, so muß man alle Mutterschafe, die nach und nach den Zuwachs von jenen hundert Mutterschafen ausmachen, behalten können; welches aber nicht thunlich ist. Wenn man daher auch eine Schäferey annimmt, die aus einer bestimmten Anzahl von Schafen besteht, und die wegen vorwaltender Umstände sich nicht verstärken läßt, so gehören dazu gemeiniglich zwölf bis vierzehn Jahre.

Nach Petri's Beobachtungen und Versuchen, kann man die zuverläßigste und einzigste Veredlung durch weibliche Original-Subjekte, die mit männlichen Individuen des Landschlages gepaart werden, viel geschwinder erreichen, als wenn edle männliche Thiere, weibliche des gemeinen Landschlages begatten, und die Summe von Vollkommenheiten, welche zum Beispiele von einem Original-Spanischen Mutterschafe, und einem Widder von gemeinen Landschafen entsteht, ist unter gleichen Umständen, dem äußerlichen Scheine nach, um vieles größer, als von einem Original-Spanischen Widder und einem gemeinen Mutterschafe. Paart man nun ein solches Bocklamm, welches von einer Original-Spanischen Schafmutter gefallen, im gestandenen Alter mit seiner Mutter, so erhält man in der zweiten Generation nicht selten schon eine so vorzügliche Abkommenschaft, als durch einen Original-Spanischen Bock mit Blendlingsschafen aus der dritten Generation erfolgt.

Will man durch fortgesetzte Zubringung männlicher Thiere eines edleren Stammes die mütterlichen Eigenschaften ganz verlöschen, und sie den väterlichen völlig gleich machen, wie eine solche Veredlung bei vielen Schafherden Deutscher Landwirthe

durch Merinos-Widder bereits in einem hohen Grade erreicht worden ist, so läßt sich einigermaßen der Erfolg berechnen. Wenn zwei Thiere von verschiedenen Racen, das männliche A und das weibliche B gepaart werden, so bringen sie ein Junges C, das in der Regel eben so viel vom Vater, als von der Mutter an sich trägt. Wird nun das weibliche C wieder mit einem männlichen von der Race A besprungen, so erfolgt D, welches $\frac{2}{3}$ von A und $\frac{1}{3}$ von B hat. Aus der Paarung von E mit A erfolgt F mit $\frac{4}{5}$ von A und $\frac{1}{5}$ von B ꝛc. Andere nehmen die Progression schneller, nämlich wie $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, so daß nach ihrer Meinung schon in der 6ten bis 7ten Generation die Veredlung der Mutter vollbracht ist, wovon aber die Erfahrung keine Belege giebt. Ein aufmerksamer und sachkundiger Schafzüchter läßt aber keinen Widder zu, wenn er auch noch so vollkommene Eigenschaften hat, falls nicht auch seine Abkunft von der reinen Merinos-Race mütterlicher Seits entschieden ist, weil sonst später die mütterliche Natur nicht wieder in Individuen vorschlägt, sondern auch bei der ganzen späteren Nachkommenschaft leicht ein völliger Rückschlag eintritt. Petri will nicht, wie einige Schriftsteller vorgeben, mit der zwölften, oder wie andere mit der sechzehnten Generation die Veredlung für so vollendet ansehen, daß auch die edlen Eigenschaften in der weiteren Abstammung fest bleiben; denn nach seinen Beobachtungen gehören, unter sehr günstigen Umständen, mindesten sechzehn Generationen zur Durchkreuzung einer Race, damit sich solche nur organisch festsetze, und das veredelte Thier den Charakter des Halbschlages erreicht, und unter eben so günstigen Umständen gehörten dann wieder andere sechzehn Generationen dazu, bis der Halbschlag sich in einen reinen Erbschlag verwandelt habe, so daß nie ein Rück-

schlag mehr zu befürchten sei. Wagner sagt: „Nur auf dem Papiere bei den geduldigen Zahlen nimmt bei der Veredlung die Grobheit in arithmetischer Progression ab, in der Wirklichkeit aber giebt es keine $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$ Entfernung von der minderen Feinheit. Die Natur zeigt Verzögerungen und Sprünge, die sich schwerlich jemals vollständig werden ergründen lassen. Die Dauer der Veredlung kann daher kürzer oder länger seyn, je nachdem Stähre und Mutterschafe zur Zucht gewählt werden." — Der Vortheil der durch die Veredlung nach ihren Abstufungen hervorgeht, wird nach Petri erst durch folgende Ansichten bedeutend. Angenommen, der Centner grobe, ganz unveredelte Wolle gelte 30 Gulden, so entstehen durch Widder von gleicher Abstufung und Qualität, mittelst der Veredlung, folgende erhöhete Werthstufen, nach Conventions-Münze berechnet:

1	Generation	40	Gulden.
2	—	50	—
3	—	60	—
4	—	70	—
5	—	80	—
6	—	90	—
7	—	100	—
8	—	110	—
9	—	120	—
10	—	130	—
11	—	140	—
12	—	150	—
13	—	160	—
14	—	170	—
15	—	180	—
16	—	190	—

Wo das Veredlungsgeschäft mit ächten Merinosböcken von vorzüglichen Eigenschaften und einer-

lei Abstammung, ohne Vermischung mit gleichartigen Blute, durch sechzehn Generationen getrieben wird, da kann man die vier ersten Generationen im Werthe der Spanischen Tertia-Wolle; die nächsten Generationen im Werthe der Spanischen Secunda-Wolle; die nachfolgenden Generationen im Werthe der Spanischen Prima-Wolle; die letzten Generationen im Werthe der Spanischen Refina oder Supra-Prima-Wolle im Durchschnitte gleich achten. Bei günstiger Localität und gehöriger Kunst muß unter den obigen Bedingungen ein Halbschlag sich bilden, der eine schöne Wolle giebt, aber wohl dennoch keine fortwährende Kraft besitzt mit Sicherheit und Gewißheit halbschlägige Abkömmlinge zu erzeugen. Jetzt ist nun noch der Rückschlag oder der Zurücktritt der Veredlung, welcher entweder durch klimatische oder Lokal-Hindernisse oder aber durch eine fehlerhafte Behandlung entsteht, zu erwähnen. Die Engländer erhalten ihre veredelte Racen nur dadurch aufrecht, daß sie solche von Zeit zu Zeit durch frisches Blut, z. B. von ächt Arabischer, Barbarischer ꝛc. Race auffrischen, und so den Rückschlag ihrer veredelten Pferde zur Landesart abwehren; eben so wird auch die Verschlechterung und Ausartung veredelter Schafe unvermeidlich, sobald man die Durchkreuzung derselben, oder bei dem Halbschlage, ehe er sich zum Erbschlage festsetzt, die Auffrischung durch ächte Original-Merinos-Widder unterläßt. Daher bleibt bei dem Schafveredlungsgeschäfte, um den Rückschlag zuvorzukommen, die Kreuzung und Auffrischung des Bluts durch ächte Spanische Raceböcke eine höchst nothwendige und wesentliche Sache, bis die veredelte Herde einmal zu einer eigenen Race ganz fest und alle Organe des Thieres so geformt sind, daß sie mit den klimatischen Eigenheiten des Landes, des Bodens der Produkte, überhaupt mit allen örtlichen Umstän-

den in keiner Reibung mehr stehen und daher auch kein Rückschlag mehr zu befürchten ist. —

Nachdem der Eigenthümer einer Schäferey, der Landwirth, mit der ganzen Einrichtung seines Schafstandes fertig ist, so ist es auch nöthig darüber Buch und Rechnung zu führen, da eine Schäferey ein Gegenstand ist, der sowohl ein stehendes, als ein laufendes Kapital erfordert. Man lege in Rücksicht der Veredlung einer Herde eine besondere Tabelle an, damit man eine genaue Vergleichung des alten Ertrags mit dem neuen darstellen kann; man muß auf derselben bemerken, was die Herde werth war, und was für Nutzungen man von der Veredlung aus derselben zog; was die Wolle galt; wie das ausgemärzte Vieh bezahlt wurde; was der Hürdenschlag und der Stallmist werth waren; was die Schäfer zu unterhalten und die Herde selbst zu ernähren kostete ꝛc. Auf diesen ersten Etat muß man eine Berechnung dessen folgen lassen, was man daran wenden mußte, seine Schäferey zu veredlen und sie mit ausgewählten Mutterschafen zu besetzen; was der Zuchtbock kostet; was für Aufwand die Veränderungen und Reparaturen im Schafstalle erforderten, wovon man jedoch nur die jährlichen Zinsen zu einem hinlänglichen Zinsfuß ansetzen muß, bei dem das Kapital allmählig so wieder eingeht, daß dieser Aufwand in der Folge ganz wegfällt. Hierhach ist Rechnung über alle jährliche Ausgaben zu führen, welche man füglich unter drei Abtheilungen bringen kann, nämlich: die erste Abtheilung wäre für das Futter; die zweite für die Kosten zur Unterhaltung des Schäfers, für die Schur und andere einzelne Ausgaben; und die dritte für die Einbußen am Vieh zu bestimmen. Die Einnahme würde dagegen in vier Abtheilungen zerfallen. Die eine würde enthalten: den Ertrag der Wolle nach

dem Pfunde verkauft und nach Verschiedenheit ihrer Güte; die Felle vom abgestorbenen Vieh ꝛc. — Die zweite würde den Verkauf des März-Viehes, als Fleisch für die Schlachtbank betrachtet, ausfüllen. Die dritte würde den Absatz der zur Fortpflanzung dienen sollenden jungen Zeitböcke oder Zeitmutterschafe zum Gegendstande haben, und die vierte würde den abgeschätzten Werth des Hürdenschlages und des Stallmistes enthalten.

Es ist auch ferner nöthig, daß der Eigenthümer sich selbst eine Rechnung über die Auslagen auf die künstlichen Wiesen, die wegen der Verbesserung seiner Schäferey nothwendig geworden sind, und über deren Ertrag mache; denn dieses ist das einzige Mittel mit Gewißheit zu erfahren, in wiefern sie an und für sich vortheilhaft seyen.

Nach Wagener würde man bei der Berechnung des Geldertrages von einer Schäferey, auf folgende Weise zu verfahren haben. Bei einer Schäferey wird so wohl ein stehendes, als laufendes Kapital erfordert. Das stehende Kapital betrifft diejenigen Gegenstände, welche die Grundlagen zu seiner beständigen Nutzung ausmachen, und in einem gewissen Umfange, wie schon oben angeführt worden, vorhanden seyn müssen; denn wäre dies nicht, so wäre auch der Zweck, den man bei Anlegung einer Schäferey doch im Auge hat, verfehlt. Die Bestandtheile des Kapitals sind.

1) Die Herden.

2) Die Grundstücke, welche nicht nur in den zur Schäferey gehörigen Gebäuden, sondern auch in den Ländereyen bestehen, die ausschließlich zu diesem Zwecke bestimmt sind.

3) Besondere Anstalten, z. B. Wasserleitungen, Wasch- und Schuranstalten ꝛc.

4) Geräthschaften, welche ausschließlich zur

Schäferey gehören und, bei einem nicht ganz unbedeutenden Werthe, auf immer, oder auf längere Zeit brauchbar sind.

Das laufende Kapital betrifft dagegen alle Gegenstände und Unkosten, deren Anschaffung und Bestreitung jährlich wiederkehrt. Man erreicht die Auseinandersetzung der Nutzung einer Schäferey, wenn die Summe des stehenden und laufenden Kapitals mit ihren Zinsen auf der einen Seite, gegen die Summe des Werthes verglichen wird, welcher aus der Schäferey gezogen worden ist, oder gegen den rohen Ertrag mit Zuziehung seiner Zinsen und des Werthes aller der Schäferey verbliebenen Bestände ohne Unterschied. Nach jedem Rechnungsabschluß giebt das letzte Inventarium die Grundlage für die nächste Ertragsrechnung. In dieser neuen Rechnung wird der Werth des letzten Inventariums mit Zuziehung des Kapital-Zuschusses, er bestehe nun in Geld, oder unmittelbar in Vieh, Naturalien ꝛc. und mit Zuziehung der vorgefallenen laufenden Ausgaben wieder verglichen gegen den nächsten Ertrag mit Zuziehung der nächsten Bestände. Das vorhanden Gewesene und das Hinzugekommene machen die erste Abtheilung, und das Herausgenommene oder Abgegangene, mit Zuziehung des Bleibenden, die zweite Abtheilung einer solchen Rechnung aus, wenn die eine gegen die andere im entgegengesetzten Verhältniße steht. Bei der Führung der ganzen Rechnung hat man hauptsächlich zu bemerken, daß Alles, was aus den Mitteln der Schäferey wieder zu ihrem Besten verwendet wird, z. B. Futter von den Schäfereygrundstücken, oder Dünger, welcher wieder auf dieselbe kömmt, in beiden Theilen der Rechnung mit gleichen Werthansätzen eingetragen wird. Zur Ausmittelung des Geldertrags einer Schäferey bedarf es zwar nicht der Anmerkung alles dessen, was aus

der Schäferey herkommt und wieder unmittelbar zu ihrem Nutzen verwendet wird; allein unvollständig bleibt die Darstellung in diesem Falle immer. Die Hauptabtheilungen der Rechnung können in derselben nach einander folgen, oder auch auf zwei gegenüberstehenden Seiten geführt werden. Ihre Ueberschriften können seyn: Kapitalbestand und Abgang. Der erste enthält das letzte Inventarium mit den hinzugekommenen Ausgaben, und der zweite die herausgezogenen Gelder und das neue Inventarium. Eine jede dieser Unterabtheilungen lasse man für sich allein. Die Uebersicht einer jeden ist mehr werth, als die anscheinende Bequemlichkeit einer Tabelle, welche die Ordnungsfolge der Theile aufhebt, die der Zweck der Rechnung erfordert. Die Rubrikenfolge, welche in den Inventarien einmal eingeführt worden, dürfen nicht ohne Noth verändert werden; eben so wenig die Rubriken für den Zuschuß des laufenden Kapitals und für die herausgenommenen Gelder und den Abgang. Von Allem, was aus den Mitteln der Schäferey selbst, ohne baare Auslagen, wieder zu ihrem besten verwendet wird, bringe man den Werth in eine besondere Summe, so wie von Allem, was baare Geldauslagen erfordert hat. Alles Verkaufte, Alles zu besonderen Zwecken ohne Geld-Einnahme Verwendete, und Alles, was verloren geht, bringe man unter besondere Rubriken. Die Werthansätze von Allem, was ohne Geldeinnahme abgeht, müssen den Ansätzen im vorhergehenden Inventarium, oder in dem Kapital-Zuschuß im Laufe des Jahres gleich seyn. Zur Untersuchung des Ertrages ist noch erforderlich, daß in dem neuen Inventarium von den Verbesserungen, deren Nutzen sich auf einige Jahre hinaus erstreckt, die noch rückständige Nutzung mit in Anschlag gebracht werde, sobald die Verbesserungen, auch wenn sie aus den eigenen Mitteln der Schäfe-

rey herrühren, unter dem Kapitalzuschuß aufgeführt worden sind. Eben so muß auch von allen Gegenständen, welche sich in ihrem Werthe nach und nach vermindern, ein gewisser Werth in Abzug gebracht werden. Durch die Vergleichung des Werthes des vorigen Inventariums mit Zuziehung des Kapitalzuschusses im Laufe des Jahres gegen den Werth alles Abgangs mit Zuziehung des Werths des neuen Inventariums, ergiebt sich der Erfolg im Rein-Ertrag oder im Verlust. Um aber bei einer großen Schäferey desto deutlicher übersehen zu können, nicht nur wie sich ihr Ertrag zu den auf sie verwendeten stehenden und laufenden Kapitalien verhalte, sondern auch, ob der Gewinn oder Verlust von vorübergehenden Zufällen oder von willkührlichen Einrichtungen abgehangen habe, ist erforderlich, daß die Nachweisung des stehenden Kapitals von der eigentlichen Ertrags-Rechnung abgesondert werde, welche nur das laufende Kapital nebst den Zinsen von diesem und dem stehenden Kapitale vergleicht, gegen den rohen Ertrag mit Zuziehung des Werthes aller Bestände, welche von dem stehenden Kapitale keine Bestandtheile ausmachen. In diesem letzten Falle hat man nur zu bemerken, daß alle Verbesserungen, welche auf die Kapital-Rechnung als Zuschuß kommen, und sich abnutzen, bei der nächsten Inventur eine verhältnißmäßige Minderung des Werths erleiden müssen; werden sie aber auf die Ertragsrechnung als eine reine Ausgabe gebracht, so muß bei der nächsten Inventur die noch rückständige Nutzung nach Verhältniß in Anschlag gebracht und dem Werthe des Inventariums der Ertragsrechnung zugefügt werden. Die abgesonderte Kapital-Rechnung enthält im ersten Theile.

a) Das letzte Inventarium des stehenden Kapitals nämlich:

1) den Werth der Herden,
2) der Grundstücke und Anstalten,
3) der dauernden Geräthschaften von Werth.

b) Den Zuwachs im Laufe des Rechnungs-Jahres:
1) aus den Mitteln der Herde ohne Geldauslagen, in einer abgesonderten Summe;
2) in Kapitalzuschüssen,

a) für angeschaftes Vieh,
b) für angekaufte Grundstücke,
c) für neue Anlagen anderer Art,
d) für dauernde Geräthschaften, Alles in besonderen Summen.

Der zweite Theil enthält:
1) allen Abgang;

a) alles Verkaufte, nach den Rubriken Vieh, Grundstücke, Geräthschaften, gleich viel, ob gegen gleich baare Zahlung oder auf Borg.
b) Alles zu anderen Zwecken Verwendete, allenfalls mit den Unterabtheilungen:
1) zur Haushaltung,
2) zu Anlagen nach dem Werthe des Inventariums oder des Ankaufs.
c) Alles rein Verlorengegangene, ebenfalls nach dem Werthe des Inventariums oder des Ankaufs, unter denselben Rubriken, wie bei a. — Die Sachbestände sind in besonderen Verzeichnissen zu übersehen; denn hier wird nur ihr Werth summarisch genommen, indem es sich nur um die Art der Vermehrung oder Verminderung des Kapitals handelt.
2) Alle Bestände oder das neue Inventarium

a) von Vieh, nach einer neuen Taxe,

b) von Grundstücken, und
c) von Geräthschaften mit Berücksichtigung ihrer Abnutzung.

Der Kapitalrechnung gebe man zwei Haupt-Columnen für den Geldbetrag, die erste für die einzelnen Kosten, und die zweite für die Summe jeder Rubrik. Wenn man im zweiten Theile die Rubrik: verkauft, und alsdann das ganze neue Inventarium noch mit zwei besonderen Columnen versieht, die eine für den Gewinn, und die andere für den Verlust bei jedem einzelnen Posten, im Vergleich mit den Ansätzen derselben im ersten Theile dieser Rechnung, so leistet eine so eingerichtete Kapitalrechnung den Forderungen ihres Zwecks Genüge. Bei der Vergleichung des vorhandenen Kapitals und des Zuschusses gegen den Abgang und den Bestand, ist auch noch die Nachweisung der Veränderung des Kapitals erforderlich. Diese Veränderung wird nachgewiesen:

1) in den vermehrenden Theilen:
a) im Zuwachs aus der Schäferey ohne baare Auslagen;
b) im neuen Kapital-Zuschuß;
c) im Gewinn beim Verkauf;
d) in der Erhöhung des Werths im neuen Inventarium.

2) In den verminderten Theilen:
a) im Verkauf mit Verlust;
b) zu andern Zwecken verwendet; für die Haushaltung, zu andern Anlagen;
c) im reinen Verluste oder in verloren gegangenen Gegenständen;
d) in der Erniedrigung des Werthes im neuen Inventarium.

Jede neue Kapital-Rechnung erfordert die Wiederholung des letzten Inventariums in dem ersten

Theile, doch ohne die Rubriken mit Gewinn und Verlust. Die abgesonderte Ertrags-Rechnung enthält im ersten Theile:

a) das letzte Inventarium des laufenden Kapitals:
   1) alle zu Anfange des Rechnungsjahres vorhandenen Futtervorräthe und Streumittel;
   2) alle noch zu nutzenden Meliorationen, welche in der Kapital-Rechnung nicht aufgeführt sind;
   3) allen Düngervorrath;
   4) alle Wollvorräthe;
   5) alles vorräthige junge Vieh, welches noch nicht in die Kapitalrechnung übergetragen worden; sämmtlich mit ihrem veranschlagten Werthe.

b) Futter, im Laufe des Jahres aus den Ländereyen der Schäferey genommen.

c) Futter von andern Gütern.

d) Baare Auslagen:
   1) Für Futter und Streu;
   2) für Lohn aller Art;
   3) für kleinere Geräthschaften.

e) Zinsenbetrag vom laufenden und vom stehenden Kapital.

Die Ertragsrechnung enthält im zweiten Theile:

1) allen Abgang;

a) alles verkaufte Vieh, Futter und Geräthe,

b) alles zur Haushaltung genommene Vieh,

c) alles zu anderen Zwecken verwendete Futter und Geräthe.

2) Alle Bestände;

a) alle Vorräthe von jungem Vieh, Wolle, Dünger, Futter und Streumittel;

b) alle rückständige Nutzungen.

In der Ertrags-Rechnung werden alle Bestände nach einem laufenden Werthe angesetzt, und in der neuen Rechnung eben so aufgeführt. Nach dem Schlusse läßt sich auseinandersetzen, was an den Gegenständen des vorjährigen Inventariums gewonnen oder verloren worden ist. Die Ertrags-Rechnung kann mit zwei Haupt-Columnen in jedem Theile geführt werden, die eine für die einzelnen Posten, und die andere für die Summen der Rubriken. Für Gewinn und Verlust an dem vorjährigen Inventarium, können zwei besondere Columnen vorgesetzt werden. Die Hauptheile der Rechnung können zur Ueberschrift haben: Auslagen und Ertrag. Sie lassen sich sowohl aneinander, als gegeneinander über führen. Sowohl die jährlichen Kapital- als Ertrags-Rechnungen, sind nur allgemeine Auszüge, denen die speziellen Bestand-Rechnungen in besonderen Büchern, oder auch die Journale zur Grundlage dienen müssen.

Von den Krankheiten der Schafe.

Das Schaf ist mehr denn alle übrige Thiere den schwächenden Einflüssen von außen, besonders in den mehr nördlichen Klimaten, ausgesetzt, welches von der geringen Thätigkeit seiner Lebensorgane herrührt. Thaer sagt: „Seine Natur äußert wenige Reaction, obgleich seine Nerven sehr empfindlich sind. Und wenn auch ein Reiz irgend eine heftige Bewegung in ihm hervorbringt, so ist diese doch nur von kurzer Dauer, und hinterläßt eine desto größere Schwächung der Naturkräfte. Daher sind fast alle seine Krankheiten passiver Art, und man hat bei der Kur selten Ursache, eine überspannte Activität herabzustimmen, sondern in der Regel selbige zu erheben, welches indessen, wie bei allen schwachen und dabei empfindlichen Körpern, mit großer Vorsicht

und Stufenweise geschehen muß.“ Nach Hastfer sind die allgemeinen Ursachen der Krankheiten der Schafe: große Hitze, starke Kälte, das Wasser, der Schrecken und die ungesunde Weide. — Zu große Hitze kann den Schafen sowohl im Sommer, als auch im Winter nachtheilig werden; im Sommer auf der Weide, und im Winter im Stalle. Die Schafe haben ein schwaches Gehirn und einen porösen Körper; starke Hitze bewirkt ein zu starkes Ausdünsten jener Feuchtigkeiten, die das Blut sonst immer in einer gleichen Bewegung erhalten sollten, wodurch Abmattung des Körpers, Schwäche der Nerven, und mancherlei andere Zufälle entstehen. Es ist daher nöthig, wie auch schon oben angeführt worden, die Schafe bei der Mittagshitze in Schatten zu bringen, und ihnen im Stalle hinlängliche Luft zu verschaffen. — Obgleich das Schaf mit Wolle gut bedeckt ist, so scheint doch eine zu große Kälte einen nachtheiligen Einfluß auf dasselbe zu äußern. Es ist daher nöthig, bei sehr strenger Kälte die Oeffnungen des Stalles zu verstopfen und zu verschließen, welches besonders um die Lammzeit, wenn es nämlich um diese Zeit noch kalt seyn sollte, um so nöthiger ist, weil gerade hier die Kälte von den traurigsten Folgen seyn kann. Hastfer sagt: „wenn die Kälte einmal in die zarten Leiber der Lämmer eingeschlagen ist, so bleiben sie beständig schwach und elend.“ Es versteht sich aber, daß des Tages die Luftlöcher ꝛc. einige Male geöffnet werden müssen, damit die Stallluft verbessert werde. — Das Wasser ist der Gesundheit der Schafe sehr gefährlich, und bringt bei ihnen die meisten Krankheiten hervor. Es wird hier unter Wasser nicht bloß dasjenige verstanden, welches sie saufen, und das vielleicht durch schlechte Eigenschaften, manche innerliche Krankheiten erzeugt,

sondern auch die Feuchtigkeit, die von außen auf sie einwirkt, als Regen, Schnee, anhaltende feuchte Luft, Nebel ꝛc. — Man gewahrt in nassen, feuchten Jahren, das ganze Herden aussterben, wenn man nicht versteht, sie bei solchen Umständen zu behandeln; denn obgleich man die Schafe sehr lange vom Saufen abhalten kann, welches lange Abhalten, wie schon oben bemerkt worden, aber auch schädlich ist, so nehmen sie doch von dem durch Regen und Thau naß gewordenen Grase einen großen Theil zu sich, und legen dadurch zugleich den Grund zu mancherlei Krankheiten. Man muß daher die nassen Weiden nicht mit Schafen behüten, und die Herden bei nasser Witterung auf Anhöhen und bei trockner erst in die Thäler und Tiefen treiben, und ist der Regen sehr lange anhaltend, so füttere man die Thiere lieber so lange im Stalle, bis sich die Witterung ändert. Germershausen sagt: „Meine Schafe leiden nach meinem Erziehungssysteme von allen den Zufällen der Weide und der Witterung nichts. Ich richte aber hierbei noch besonders mein Augenmerk auf die Lämmer, und suche ihre Eingeweide und Körper überhaupt gleich vom Anfange an durch zwei ganz einfache Mittel für immer zu stärken. Das sind 1) die wilden, bitteren oder Roßkastanien, die ihnen gegeben werden, nachdem sie gewöhnt worden, aus der Hand Brod oder grünes Laub an Zweigen anzunehmen. Nach und nach fressen sie auch klein geschnittene oder zerstoßene Kastanien, mit gekrümmelten Brode, Schrot oder Kleyen vermengt, in den Krippen; oder, wenn es an trocknen aufbewahrten Kastanien mangelt, so bekommen sie grüne Kastanien, so bald sie zu Ausgange des Sommers vom Baume ausgewachsen zu haben sind. Diese werden in Stücke zerschnitten, und sie nehmen sie gern aus der Hand desjenigen an, der sie an sich

gewöhnt hat. Wenn man gar keine Kastanien haben kann, so muß man seine Zuflucht 2) zu bitteren Kräutern, vorzüglich aber zu Wermuth und Fieberklee, auch Biberklee, Dreiblatt (Trifolium fibrinum officinale.) nehmen, die da, wo sie nicht schon wild wachsen, leicht anzubauen sind, indem der Wermuth auf hohen, dürren, der Fieberklee aber in niedrigen, nassen Orten gut fortkommen. Man kann auch eins oder das andere dieser Kräuter, grün zerschnitten oder getrocknet zerrieben, dem Schafe unter die Lecke geben, wo sie nämlich Salzlecke bekommen. Auch die Ebereschenbeeren, wo man ihrer genug haben kann, sind zu gleichem Zwecke sehr zu empfehlen; auch der wilde Knoblauch, wie er auf manchen Feldern von selbst wächst, und der Gartenknoblauch. Dieser Knoblauch thut die besten Dienste wieder die sogenannte Egel. Gotthard sagt, und mit vielem Rechte, bei diesen, von Germershausen aufgestellten Mitteln, in seinem Erziehungs-Systeme: „Alles dieses sind erkünstelte Präservative, die meines Erachtens das nicht wirken, was man von ihnen erwartet, und auch das nicht wirken können, was eine der Natur der Thiere angemessene Behandlung, Wartung und Pflege bewirken kann und bewirken wird.“ — Der Schrecken ist eigentlich den trächtigen Schafen am gefährlichsten, und verursacht bei diesen sehr oft unzeitige Geburten, Blutsturz und andere Zufälle. Man suche daher, so viel als möglich, Alles zu vermeiden, was den Schafen einen plötzlichen Schrecken verursachen kann. — Was die ungesunden Weiden anbetrifft, so können diese den Grund zu mancherlei Krankheiten abgeben; man sehe darüber dasjenige nach, was oben, S. 108., über die Weiden angeführt worden.

Man theilt die Krankheiten der Schafe in äußerliche und in innerliche. Zu den äußerlichen Krankheiten gehören: die mancherlei Verwun

dungen, die Beinbrüche, Augenkrankheiten, Kopfkrankheiten und Fußgeschwülste, das Gliedwasser, der böse Euter, die Zeckensucht, die Räude, der Maulgrind, die Pocken oder Blattern ꝛc. Zu den innerlichen Krankheiten: die Pest, das Rückenblut, das sogenannte kalte Feuer, die Sabberseuche, der Husten, die Lungensucht, die Fäule, die Egelkrankheit, die Wassersucht, die Wurmkrankheit, das Blutharnen oder Blutpissen, die Darmgicht und Darmseuche, der Durchfall, die rothe Ruhr, die Verstopfung des Leibes, das Aufblähen, der Harngang, das Drehen, der Zungenkrebs ꝛc.

Diese Eintheilung ist wohl nicht ganz richtig zu nennen; denn die äußeren Merkmale, oder die von innen nach außen getriebenen Zeichen einer Krankheit, beurkunden nicht immer, daß diese Krankheit dieserhalb zu den äußerlichen gehöre, und so auch umgekehrt. — Bei äußerlichen Krankheiten muß auch die Heilung hauptsächlich von außen geschehen, weil hier die Wunde, Beule, Geschwulst ꝛc. sichtbar ist, und die dabei zu brauchenden inneren Mittel nur zur Unterstützung dienen; auch um das Fieber, welches sich bei äußeren Schäden ꝛc. einstellt, zu mindern; ganz anders ist es mit den inneren, wo die Hülfsmittel innerhalb wirken müssen, und die äußeren, wo hin und wieder welche angewendet werden müssen, nur jene unterstützen. Dieserhalb gehören die Pocken oder Blattern wohl zu den inneren, der Zungenkrebs, die Wassersucht ꝛc. zu den äußeren Krankheiten, weil sie gemeiniglich nur äußerlich behandelt werden. Eigentlich sollte man hier unter äußeren Krankheiten, nur die äußeren sichtbaren Verletzungen, Schäden oder Wunden verstehen, alle übrige Krankheiten aber, welche von keinen äußeren Verletzungen,

oder von keinen äußeren sichtbaren Ansteckungen herrühren, und nicht offene Wunden zeigen, also auch nicht äußerlich behandelt werden können, zu den inneren rechnen. Nach diesem hier Angeführten, werde ich die Krankheiten folgen lassen.

Verwundungen der Schafe. Die Schafe können durch mancherlei Zufälle verwundet werden, als durch das Eintreten spitziger Körper in die Füße, als Nägel, Dornen, Splitter ꝛc. Wenn daher ein Schaf lahm geht, so untersuche man zuerst denjenigen Fuß, der verletzt worden, genau, ob die Wunde rund oder länglich sei; ist sie rund und zugleich tief, so suche man sie durch einen angemessenen Schnitt länglich zu machen, weil runde Wunden nicht so leicht, als längliche heilen; bei einer flachen Wunde ist dies nicht nöthig. Hat sich das Schaf einen Splitter ꝛc. eingetreten, so suche man denselben erst behutsam herauszuziehen, damit er nicht abbreche, öffne hierauf das Loch, in welchem er gesteckt hat, etwas, und wenn man gleich nichts weiter bei der Hand hat, so tröpfle man ein wenig Branntwein hinein, befeuchte auch etwas Werg mit demselben, und befestige solches mit einem leinenen Beutelchen darauf. Dieses widerhole man alle Tage und so lange, bis das Schaf nicht mehr hinkt. Sollte aber der Splitter oder ein anderer eingedrungener spitziger Körper schon abgebrochen seyn, so muß man den Fuß mit Lehm und Essig einschlagen. Vor allen Dingen sorge man bei einer solchen Wunde, ehe man etwas gebraucht, daß keine Wolle in dieselbe komme, weil diese die Wirksamkeit der anzuwendenden Mittel hindert, und es auch zugleich unmöglich machen würde, ein Pflaster aufzulegen. Man scheere demnach die Wolle rings um die Wunde ab, ehe man sie mit etwas verbindet. Sollte der Dorn oder Splitter nicht herauszubringen seyn, so muß man ihn durch

Zugpflaster nach der Oberfläche zu ziehen suchen. Man nehme nämlich schwarze Seife und mische etwas Baumöl darunter, oder nehme bloß das in den Apotheken zu habende Gummipflaster, Emplastrum Gummi, bestreiche damit ein Stückchen Leinwand, lege diese auf den Ort, wo der Dorn oder Splitter steckt, verbinde es mit einem Bande, daß kein Schmutz dazu kann, und brauche dann, wenn der fremdartige Körper heraus ist, Bleysalbe zur Heilung.

Ist die Wunde durch den Biß des Schäferhundes entstanden und die Hant nur bloß verletzt oder aufgerissen, so darf man uur ein wenig Bleisalbe Ceratum Saturni, die man in den Apotheken bekommt, oder auch bloß ein wenig Theer darauf streichen und das Thier laufen lassen, und die Wunde wird heilen, wenigstens will Gotthard nie etwas anders dabei gebraucht haben. Ist die Wunde aber größer so wasche man sie erst mit laulichtem Wasser, aber nicht mit Branntwein, recht rein aus und wende das folgende Mittel an. Man nehme Terpentinöl, etwas von dem Gelben eines Eyes, und etwas Bleysalbe, reibe diese Species tüchtig durcheinander, und brauche dann diese Salbe wie folgt: Ist die Wunde scharf oder hat die Wunde vielmehr einen scharfen Riß, so drücke man sie, nachdem sie gehörig gereiniget worden, ganz zusammen, und lege ein Heftpflaster, das man sich in den Apotheken bloß unter dem Namen: Emplastrum comme geben lassen kann, darauf, und über dieses dann ein mit derselben Salbe bestrichenes Läppchen, welches man auch oft nicht einmal nöthig hat, indem die scharfen gereinigten Wunden, wenn sie durch ein bloßes Heftpflaster gehörig zusammengehalten werden, so daß sich ihre Wände berühren, von selbst heilen. Ist dagegen die Wunde stumpf, das heißt, hat sie einen rauhen unregelmäßigen Riß, so mache man soge-

nannte Plümasseaus von gezupfter Leinwand; bestreiche diese mit vorgenannter Salbe, drücke sie in die Wunde, und lege dann ein bloßes Deckpflaster darüber. Dieses muß man nun, so oft es nöthig ist, wiederholen.

Nach Germershausen soll bloß Terpentinöl oder Terpentinspiritus ohne jede fremde Beimischung schon hinlänglich seyn; allein da mit der Verwundung größtentheils eine Entzündung verbunden ist, so darf man von dem genannten Oele oder Spiritus wohl nicht die erwünschte Wirkung erwarten, dieserhalb schlägt Gotthard vor, das Gelbe vom Eye und die Bleysalbe als Digestiv mit darunter zu mischen. Bemerkt man übrigens eine wirkliche Entzündung, so kann man eine leinene Compresse, das heißt, ein zusammengeschlagenes Tüchelchen, mit einer Mischung von halb Wasser, halb Weinessig und etwas Salz befeuchtet, auflegen. Sollte sogenanntes wildes oder faules Fleisch in den Wunden entstehen, welches jedoch beim Gebrauche der vorstehenden Salbe nicht so leicht geschehen wird, so kann man leicht helfen. Man streue nämlich klar gestoßenen weißen Zucker oder auch gebrannten Alaun hinein; oder betüpfe das wilde Fleisch mit dem sogenannten Höllenstein (Lapis infernalis) oder mit blauem oder Kupfer-Vitriol, oder bestreiche es mit Kampheröl, oder man bediene sich des sogenannten Wundwassers; man nehme nämlich:

2 Quent. weißen oder Zink-Vitriol,
2 — Alaun,
4 Unzen Weingeist,
2 Quent. Kampher,

koche den Alaun und Vitriol fünf Minuten lang in vier Maaß Wasser, nehme diese Mischung vom Feuer, thue Kampher, der zuvor in dem Weingeiste aufgelöset worden, dazu, und hebe die ganze Mischung

nach dem Erkalten in einem Glase zum Gebrauch auf. In dieses Wasser tauche man eine Feder und bestreiche mit dieser das wilde oder faule Fleisch, und es wird gwiß verschwinden.

Bei tiefen Wunden muß man sich dieses zur Regel nehmen: Man heile sie nie zu schnell zu, weil sie sonst leicht hohle fistulöse Gänge machen, sich unten erweitern, oben verengern, in der Folge wieder aufbrechen und dann weit schlimmer zu heilen sind, als vorher, da sie noch frisch waren. Man mache daher die oben genannten Plümasseaus von gezupfter Leinwand, oder, nach Beschaffenheit der Tiefe der Wunde, Wieken, an die man, wenn die Wunde sehr tief ist, und man befürchten muß, daß sie zu tief in dieselbe fallen, so daß man sie nicht gut wieder herausholen kann, einen Faden befestiget und diesen aus der Wunde heraushangen läßt, in welchem Falle man dann die Wieke Bourdonners nennt; diese Plümasseaus, Wieken und Bourdonners bestreiche man mit der schon mehrmals erwähnten Salbe, schiebe sie in die Wunde, halte diese auf solche Art offen, und heile sie von unten, mithin vom Grunde aus.

Die Klauenseuche erkennt man daran, wenn das Thier ohne Veranlassung von äußeren Eindrücken, als Splitter, Dorn ꝛc., anfängt zu hinken und sich an dem Hufe eine Geschwulst und Hitze zeigt oder schon Jauche ausschwitzt. Wenn mehrere Thiere zugleich damit befallen werden, so muß man dieser Seuche eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Wenn das Thier heftig leidet, oder wenn man gleich im Anfange dieses Uebel entdeckt, mache man einen Umschlag aus Sauerteig oder aus fettem Lehm mit Essig durchknetet, mittelst eines leinenen Lappens oder kleinen Sacks, die man aber nicht zu fest anschnüren muß. Man erhält diesen Umschlag mit Essig feucht.

Hat sich eine starke Geschwulst über der Krone oder zwischen den Klauen hervorgehoben, die Eiter zu enthalten scheint, so öffnet man sie mit einem scharfen Federmesser und schneidet sogleich das Horn, welches sich gelöset hat, weg. Die Wunde wäscht man mit einer Auflösung von Kupfervitriol aus und legt dann die oben angeführte Salbe, aus Terpentinöl und Eygelb bestehend, auf. Man bringe die kranken Thiere in einen luftigen Stall, lasse ihnen gutes Futter geben und reichlich einstreuen. Diese Krankheit ist nicht nur epidemisch, sondern wahrscheinlich auch ansteckend, weshalb die erkrankten Thiere wo möglich abgesondert werden müssen.

Die Beinbrüche können bei den Schafen auf mancherlei Art geschehen; auch werden ihnen oft von den Hunden, wenn diese abgerichtet worden, sie bei den Füßen zu halten, ein Bein gebrochen. Ist nun ein solcher Fall vorhanden, so kommt es darauf an, in welcher Gegend das Bein gebrochen ist; ist es oben nahe am Leibe, so thut man am besten, man schlachtet das Thier gleich ab, weil sich ein solcher Bruch nicht heilen läßt. Das Thier fällt, wenn man es auch nur einen Tag gehen läßt, ganz außerordentlich vom Fleische, auch wird dasselbe in der Gegend des Bauches, schwarz, unansehnlich und ungenießbar; daher ist es besser ein solches Schaf gleich zu tödten. Ist aber der Bruch an einer Stelle, wo man das Bein wieder gehörig einrichten kann, so hat es nichts zu bedeuten. Man kann hier zweierlei Heilmethoden anwenden; die im Ganzen aber auf eins herauskommen. Man richtet nämlich das Bein wieder ordentlich ein, umwickelt es mit in Branntwein geweichte Wolle oder mit Tüchern, und schient und verbindet dasselbe, wie den Beinbruch eines Menschen. Oder man richtet das Bein gehörig ein, wäscht es mit Branntwein, um-

windet dann den Bruch mit einer in laulichem Wasser aufgeweichten Darmsaite, etwa von einer Baßgeige, öfters und dick, auf- und abwärts, und legt dann die bekannten Schienen, die aus den Spänen, welche die Schuhmacher gebrauchen, bestehen können, darum. Dem kranken Schafe bindet man ferner die anderen Füße zusammen, damit es liegen bleiben muß, und nicht eher aufstehen kann, bis die nassen Darmsaiten getrocknet und völlig dürre sind. Die Saiten werden dann so hart wie ein Knochen, und lassen das zerbrochene Bein nicht wieder aus seiner Richtung kommen. Ist nun dieses, so bindet man die Beine loß und läßt das kranke Thier gehen. Dergleichen kranke Schafe dürfen nicht mit auf die Weide getrieben werden, nicht nur weil sie von den andern Schafen gestoßen werden können, sondern weil sie auch nicht gut fortkommen, und ihr lahmes Bein schonen müssen. Sollten zersplitterte Knochen vorhanden seyn, die nicht mit eingerichtet werden können, so müssen diese erst durch einen gemachten Einschnitt herausgeholt, und dann zugleich die oben genannte Salbe mit angewendet werden. Man thut aber auch in diesem Falle am besten, das kranke Thier sogleich abzuschlachten, weil doch gewöhnlich nichts rechtes daraus wird.

Die Augenkrankheiten haben theils ihre Quelle in einer andern Krankheit, theils aber auch in einem besonderen Zufalle. Wenn im ersten Falle die Krankheit gewichen ist, so fällt auch die Augenkrankheit weg. Diese Krankheit, die in matten, trüben Augen besteht, ist zugleich beim Ankauf der Schafe ein sicheres Merkmal, daß sie nicht gesund sind; s. auch oben, S. 1. Im zweiten Falle verhält es sich aber anders. Merkt man, daß einem Schafe die Augen triefen, so untersuche man sie, findet man etwas darin, so suche man es herauszu-

bringen und spritze dann dem Thiere nur frisches Wasser in das leidende Auge. Findet man indessen, daß schon ein Fell vorhanden, so bestreiche man das Auge nur mit Baumöl oder blase durch einen Federkiel etwas klein gestoßenen weißen Zucker hinein, hilft auch dieses nicht, so nehme man in Wasser aufgelöseten Galitzenstein oder weißen Vitriol, und bestreiche das Auge damit, man nehme aber nicht zu viel davon, damit man das Auge nicht etwa zu stark angreife und vielleicht gar Blindheit verursache. Hilft aber auch dieses noch nicht, so thut man am besten das Thier zur Schlachtbank zu liefern.

Man hat in den Augenkrankheiten auch die Belladonna mit gutem Erfolge angewendet. Im Hannöverischen Magazine, 13r Jahrgang vom Jahre 1775, 68. Stück, S. 1084 u. f., macht ein gewisser J. H. Mönch aus Klötze seine Versuche hierüber bekannt. Es wurde nämlich einem blinden Mutterschafe, das ein Lamm säugete, drei Tage nach einander jedesmal ein Loth Belladonna-Blätter eingegeben, worauf schon eine kleine Veränderung des weißen Stippes, daß er nicht mehr so erhaben, wie vorher war, erfolgte. Es wurde nun mit dem Gebrauche dieses Mittels tourenweise fortgefahren, und dem Schafe nach zwei übergangenen Tagen wieder drei Tage nach einander, und nach abermaligen drei übergangenen Tagen jedes Mal ein Loth; hierauf wiederum, nachdem man acht Tage übergangen hatte, vier Tage nach einander jedes Mal ein Loth und zwei Quentchen gegeben. Das Auge besserte sich dadurch nach und nach, die weiße Haut wurde dünner, mehr und mehr durchsichtig, der Stippe verlor sich und das Auge wurde zuletzt so hell und klar, als das gesunde, und also völlig geheilt. Nach diesem ersten glücklichen Versuche wurde eine zweite Kur mit einem zweijährigen Hammel mit den Belladonna-Blätter vorgenommen, welcher durch eine

Entzündung an einem Auge ganz blind geworden war, indem die Hornhaut mit einer weißen dicken Haut verdunkelt worden. Beim Eingeben der Blätter wurden dieselben oben aufgeführten Perioden beobachtet, und auch hier gelang die Kur vortrefflich. Dieselbe Kur wurde auch noch bei einem dreijährigen Mutterschafe vorgenommen, das auf einem Auge blind war, und gleichfalls mit dem glücklichsten Erfolg.

Kopfkrankheiten. Als Kopfkrankheit kommt bei den Schafen die Kopfgeschwulst vor, welches Uebel aber nicht in allen Gegenden bei den Schafen angetroffen wird. Nach Geutebrück soll diese Krankheit besonders in den Heideländern, oder vielmehr in den Gegenden, wo Heidekorn gebauet wird, angetroffen werden, weshalb die Schafe nicht auf die junge ausgewachsene Saat hingetrieben werden sollen. Neuere Schriftsteller erwähnen dieser Krankheit nicht. Die Schafe bekommen dabei geschwollene Köpfe und haben eine außerordentliche Hitze; sie verlieren einige Tage alle Lust zum Fressen, und öfters nimmt die Geschwulst den ganzen Kinnbacken und selbst die Ohren ein, so daß sie nicht einmal fressen können, wenn sie auch Lust dazu hätten. Stößt sonst keine andere Krankheit dazu, so kann man schon helfen. Bisweilen hilft sich die Natur von selbst, wirft einen Ausschlag aus, und läßt dann kleine Rufen zurück, die man nach und nach, so wie sie abdorren, wegnehmen muß. Am besten thut man aber, wenn man mit kühlenden und abführenden Mitteln zu Hülfe kommt. Man giebt nämlich den leidenden Thieren Salpeterwasser zu saufen und schröpft oder scarificirt sie mit einem Messer am Kopfe.

Die Kröte, eine Krankheit der säugenden Lämmer, bei welcher denselben aus der Nase und den Augen eine wässerige Materie, und aus dem Halse Schleim läuft. Zwischen den Hinterbeinen bekommen sie Blattern oder vielmehr eine Art Grind

und wenn man nicht bald dazu thut, so nimmt das Uebel so zu, daß sie nicht mehr zu retten sind. Wenn daher das Uebel noch nicht zu sehr eingerissen ist, welches man daran erkennt, daß der Grind einen üblen Geruch von sich giebt, mache man einen Einschnitt in die Haut, stecke ein Stückchen Christwurzel hinein, bewirke dadurch eine Eiterung, und leite auf diesem Wege die verdorbenen Feuchtigkeiten davon ab, so wie man auch zu diesem Ende ein Haarseil legen kann; s. auch den Art. Kröte, Th. 54, S. 63.

Die Maulseuche, auch Zungenkrebs genannt, soll, nach den Beobachtungen mehrerer Thierärzte, mit der Klauenseuche in naher Verwandschaft stehen, indem das Uebel zuerst im Maule erscheint und sich dann auf die Füße wirft. Die Maulseuche ist nach einigen Schriftstellern von eben keiner großen Bedeutung, und nur in so fern wichtig, daß die Schafe in Hinsicht der Ernährung, weil das Uebel am Fressen hindert, zurückgesetzt werden. Man soll ihnen nur das Maul sanft mit einem starken Aufguße von Salbey, welchem zur Hälfte Essig und etwas Honig zugesetzt worden, reiben; fressen die Blasen um sich, so darf man nur 1 Loth Kupfer- oder Zinkvitriol einem Quarte dieses Ausgusses zusetzen. Nach andern Schriftstellern soll diese Krankheit wegen ihrer ansteckenden Eigenschaft gefährlich seyn. Man soll daher die Schafe, besonders wenn die Krankheit in der Nachbarschaft wüthet, davor sichern, und ihnen oft ins Maul sehen, ob sich an der Zunge keine Blattern oder Blasen zeigen, die anfangs weiß, hernach roth und zuletzt schwarz werden, und die Größe einer Erbse haben. Sobald man erfährt, daß in der Nachbarschaft der Zungenkrebs grassirt, so reibe man seinen Schafen die Zunge und den Gaumen mit Salz, und gebe dem Vieh

wöchentlich ein- oder zweimal ein halbes oder ganzes Loth pulverisirtes rohes Spießglas unter dem Futter oder Saufen ein. Sollte sich aber die Krankheit dennoch einfinden, so sondere man das kranke Vieh sogleich von dem gesunden ab, und bringe es in einen besonderen Krankenstall, reiße die Blattern mit einem scharfen Instrumente auf, bis es blutet, und nehme dann 6 Loth zerquetschte Wachholderbeeren, drücke sie durch ein Tuch, nehme von dieser Brühe ein Pfund, löse 6 Loth geriebenen Cyperischen Vitriol darin auf, und wasche dann mit dieser Mischung die verwundete kranke Zunge des Schafes, stecke ihm hierauf ein Stückchen Holz quer ins Maul, binde es soan, daß es sich ganz niedrig mit dem Kopfe zur Erde beuge, und lasse es etwa eine Stunde so stehen und geifern, damit aller Speichel und alle bösartige Materie herauslaufe. Man gebrauche nun folgendes Mittel:

Man nehme Wachholderbeeren,
Lorbeeren, von jedem 1 Loth,
Liebstöckel,
Meisterwurz, von jedem 2 Loth,
Roßschwefel und
Schießpulver, von jedem $1\frac{1}{2}$ Loth,

mache alles zu Pulver und gebe dann dem Patienten des Tages zweimal ein Viertelloth davon ein. Dabei vergesse man nicht dem Thiere die Zunge und den Gaumen alle Tage etlichemal zu reinigen und tüchtig zu waschen.

Das Gliedwasser stellt sich bei den Lämmern im ersten halben Jahre ein. Man gewahrt es an einem dicken Knie, in dessen Gelenke man ein gelbes Wasser findet. Bei erwachsenen Schafen findet man es jedoch öfterer, und es soll da auf bald eintretende Wassersucht zwischen Fell und Fleisch deuten. Gedörrtes Salz und eben so viel ungelöschten Kalk

mit einander vermischt den Schafen zu lecken gegeben, soll von guter Wirkung seyn.

Der Wasser- und Eiterkropf. Diese Krankheit besteht in einer Geschwulst am Halse, welche oft die Größe eines Gänseeyes erreicht. Man nimmt gewöhnlich einen Pfriemen oder besser ein spitziges Messer, und sticht damit hinein; kömmt nun Wasser heraus, so nennt man die Geschwulst Wasserkropf, kommt aber Eiter zum Vorschein, so nennt man sie Eiterkropf. Gemeiniglich werden die Wasserkröpfe durch den angebrachten Stich geheilt; man thut aber besser, wenn man ein sogenanntes Haarseil oder einen wollenen Faden, der an beiden Seiten des Einstiches heraussteht, durch die Beule zieht, um dadurch die Feuchtigkeit abseckern zu lassen. Läuft nichts mehr aus, so zieht man den Faden heraus und die Wunde heilt von selbst zu. Bei den Eiterkröpfen ist das aber nicht der Fall; denn bei diesen sind die Schafe im Leibe faul und daher, ungeachtet aller Heilmittel, die man anwenden könnte, verloren; s. auch im Art. Kropf, Th. 24, S. 50.

Von dem Aufschwellen des Euters. Es entsteht zuweilen an dem Euter eines Schafes eine Entzündung, welche daher rührt, wenn ein Schaf zu viele Milch hat und diese nicht alle von dem Lamme verzehrt oder abgesogen werden kann, oder wenn ein Lamm fällt und dem Schafe dann die Milch nicht ausgemolken, oder ein anderes mutterloses Lamm an das Euter zum Saugen gewöhnt wird. Die Milch verdickt sich dann in dem Euter und es erfolgt eine Entzündung, die man sogleich zertheilen muß; denn wenn dieselbe zu sehr überhand nimmt, so kann man leicht genöthiget werden das Schaf zu schlachten, oder es krepirt wohl gar an dem hinzugetretenen Brande. Um die entstandene Entzündung zu zertheilen nehme man:

Käsepappeln-Kraut, 2 Händevoll,
Hollunderblüthen, 1 Handvoll,
gemeine Seife, $\frac{1}{2}$ Loth.

Die Kräuter und Blüthen werden zerschnitten und die Seife geschabt, dann in einer Kanne oder Maaß Kuhmilch eine Viertelstunde lang gekocht; hierauf ein wollenes Tuch von gehöriger Größe darein getaucht, dieses wieder ausgedrückt und solches öfters so warm, als es zu erdulden ist, aber ja nicht zu heiß, um das Euter geschlagen, und, damit es nicht abfalle, auch eine Zeitlang warm bleibe, noch ein Bausch von Lappen darauf gelegt und gehörig befestiget. Man kann die genannten Species auch in kleine Säckchen thun, diese sodann in Milch kochen, etwas ausdrücken, und wie erwähnt worden, aufs Euter legen, und öfters damit fortfahren. Wenn man dieses Mittel gleich im Anfange der Entzündung anwendet, so erfolgt sehr bald die Zertheilung der stockenden Säfte. Man kann auch eine Salbe aus weißem Wachse, weißem Peche und Baumöl in dem Verhältnisse bereiten, daß daraus eine etwas compacte Salbe entsteht. Man nehme z. B. $\frac{1}{2}$ Loth weißes Wachs, $\frac{1}{4}$ Loth weißes Pech und 2 Loth Baumöl, lasse es über Feuer zergehen, streiche es, nachdem es kalt geworden, auf ein Stück Leinwand und schlage es über das Euter. Diese köstliche Salbe zertheilt nicht nur die Geschwulst, sondern heilt auch zugleich die offenen Wunden oder Löcher, die entstehen. Man kann auch eine Salbe aus gelbem Wachse und Leinöl bereiten, beides in dem Verhältnisse zusammengesetzt, daß es eine Salbenmasse wird, auf Leinwand streichen und um den Euter schlagen. Die vorhergehende Salbe behält indessen doch den Vorzug. Ein Mehreres hierüber, s. den Art. Euter-Geschwulst bei Schafen, Th. 11, S. 708. u. f.

Die Zeckensucht, Läusesucht. Die Zecken, Schafläuse, Acarus reduvius, sind kleine rauche Insekten, größer und dicker, als die Wanzen, welche in der Wolle des Schafes leben, und sich von dessen Blute nähren. Wenn sie in zu großer Menge vorhanden sind, so greifen sie das Schaf so an, daß es in ein völliges Abzehren verfällt, welches man dann die Zeckensucht nennt; auch sind sie der Wolle nachtheilig, indem die Schafe bei dem Plagen dieser Insekten sich nicht nur die Wolle abreiben, sondern auch die Ernährung derselben durch das Absaugen des Blutes gestört wird, indem das Schaf, wie schon bemerkt, durch den Mangel an Ruhe ganz abzehrt. Folgende Mittel sind zur Vertilgung dieses Ungeziefers empfohlen worden: Man wasche die Schafe entweder mit Salzwasser, und bestreiche sie mit Essig, oder mit einer Abkochung des Rauchtabacks; auch werden zerstoßene bittere Mandeln in Wasser zerrieben, und mit diesem Abgeriebenen die Schafe zu bestreichen angerathen. Von diesen hier angeführten Mitteln erhält der Tabacksabsud den Vorzug. — Man nehme, nach Geutebrück, Schwefel, Galgant, von jedem gleich viel, Kampher und Wachs, mache hiervon eine Salbe, scheitele die Wolle von einander und beschmiere damit die Haut. — Man zerstoße Petersiliensamen zu Pulver, und streue dasselbe in die Wolle. — Der Gesellschaft zur Beförderung der Künste, Manufakturen und des Handels, wurde von dem Präsidenten der Königlichen Societät in London, Sir Joseph Banks, folgendes Mittel zur Vertreibung der Schafläuse mitgetheilt, welches auch gegen die Räude, als gleich heilsam, empfohlen wird. Man nehme:

1 Pfund Queckſilber,
½ — Venetianischen Terpentin,
¼ Quart Terpentinöl und

2 Pfund Schweinschmalz,

rühre das Ganze so lange in einem Mörser tüchtig durcheinander, bis sich das Queckſilber mit den andern Ingredienzien vermiſcht hat. Dieſe Salbe wird auf folgende Weiſe gebraucht: Vom Kopfe, zwiſchen den Ohren an, bis auf das Ende des Schwanzes, theilt man die Wolle längſt dem Rücken in eine Furche, ſo daß das Fell berührt werden kann. Dann taucht man den Finger in die Salbe und fährt auf der entblößten Stelle damit her, wo ſie, ſo wie an der anſtoßenden Wolle, einen blauen Fleck zurückläßt. Von dieſer Furche muß man ähnliche die Lenden und ſo weiter hinabziehen, ſo weit die Wolle geht. Iſt das Schaf ſehr angeſteckt, ſo ziehe man noch zwei andere an den Seiten parallel, mit den auf dem Rücken und wieder unter dem Bauche durch. Sobald das Schaf eingeſchmiert iſt, läßt man es wieder unter die Herde, ohne die geringſte Furcht, daß, wenn es der Räude halber eingeſchmiert worden, die Anſteckung dadurch fortgepflanzt werden möchte; eben ſo wenig nimmt es ſelbſt den geringſten Schaden davon. Durch dieſes Mittel ſollen die Schafläuſe von Grund aus vertilgt werden, und die Wolle nicht den geringſten Schaden leiden; ja die Engliſchen Wollhändler und Fabrikanten greifen nach dem Felle oder der Wolldecke, wo ſie blaue Zöpfe finden, weit eher, weil ſie glauben, daß alle diejenige Wolle von Schafen, die nicht von der Räude oder der Schaflaus angeſteckt geweſen, aber doch davon geheilt worden ſind, weit weniger Knoten oder Klümpe habe. Sir Joſeph Banks macht noch folgende Anmerkung dazu: „Dieſe Kur ward vor zwölf Jahren, (ungefähr zu Ende des verwichenen Jahrhunderts) in derjenigen Gegend (um Lincolnſhire) wo meine Güter liegen, zuerſt vom Herrn Stephenſon zu Mareham, eingeführt, daß die Räude, welche ſonſt

das Schrecken der Pächter war, und sogar die sorgfältigeren abhielt, ihre Schafe! in die fruchtbaren Gemeinweiden zu treiben, deren diese Gegend so viele hat, nicht mehr mit Besorgniß gefürchtet wird. Bei weitem lassen jetzt die meisten ihre Schafe im Herbste, so wie sie von der Gemeinweide kommen, einschmieren, sie mögen räudig seyn oder nicht, und darauf einige Zeit abgesondert bleiben, um weder anzustecken, noch angesteckt zu werden; ja es giebt sogar zu diesem Schmieren besondere Leute, welche unsere großen Schafe, zwanzig Stück zu fünf Schillinge, in Ackord nehmen, und für den Erfolg stehen, das heißt, daß sie, wenn auch selbst ein oder zwei Monate nachher die Krankheit wieder ausbricht, die Operation umsonst wiederholen.“

Von den Pocken der Schafe. Diese Krankheit ist bei den Schafen allgemein verbreitet, und pflanzt sich nur durch Ansteckung fort, daher sind auch die Vorkehrungen von Seiten der Polizey weiser Regierungen, durch Sperrung der Fortpflanzung einen Damm entgegenzusetzen, eine sehr nothwendige Sache. Bisher sind einige Gegenden mehr wie andere derselben ausgesetzt gewesen, allein keine ist dafür ganz sicher. So sind z. B. nach Gaudich die Pocken in dem Hannöverischen und Lüneburgischen weit gemeiner, als in Sachsen; sie finden sich in den vorhergenannten Ländern bei den Schafen fast alle Jahr ein; jedoch werden auch daselbst nicht ganze Herden auf einmal damit befallen, sondern nur hier und da einzelne Stücke unter denselben. Diese Krankheit, welche theils im Sommer, theils auch im Herbste und Winter entsteht, wird nicht bloß durch unmittelbare Berührung fortgepflanzt, sondern die Ansteckungsmaterie geht auch als Dunst durch die Atmosphäre von einem Körper zum andern über; wie

weit aber dieser angesteckte Dunstkreis reicht, ist noch nicht bestimmt worden. Selten wird eine Herde auf einmal damit befallen, sondern erst wenige Stücke, diese stecken dann andere an, und diese dann mehrere, so daß mehrere Monate darüber hingehen, ehe die Ansteckung durch die ganze Herde passirt ist. Diese Epidemie soll am Anfange und zu Ende am gelindesten, in der Mitte am gefährlichsten seyn. Mit den Pocken der Menschen hat diese Krankheit, nach vielfältigen Beobachtungen, eine auffallende Aehnlichkeit, so daß man dadurch bewogen wurde, das Gift beider für gleichartig zu halten; allein die Uebertragung desselben aus einem Körper in den andern, hat, nach gemachten Versuchen, keine Wirkung gehabt. Die Krankheit hat, wie die Pocken des Menschen, vier Zeiträume.

1) Die Erregungsperiode, wo sich die Materie, mittelst eines Fiebers im Körper bildet. In dieser Periode äußern die Thiere mehr oder minder alle Merkmale einer fieberhaften Krankheit; sie sind matt, traurig, verlieren die Eßlust, auch das Wiederkäuen hört auf; sie haben Hitze und Durst in höherem oder geringerem Grade. Diese Erscheinungen dauren in der Regel drei volle Tage, und nehmen mit jedem Tage zu.

2) Die Ausbruchsperiode, wo sich kleine Knötchen auf der Haut zeigen, zuerst an den nicht mit Wolle bedeckten Theilen, im Gesicht, an der inneren Seite der Schenkel, dem Euter ꝛc.; dann aber auch an den wolligen Theilen. So wie diese hervorgekommen sind, lassen jene Zufälle nach, die Thiere werden munter und bekommen wieder Freßlust. Geschieht dies nicht, so ist es ein Zeichen großer Bösartigkeit und Gefahr. In dieser Periode erkennt man die mit dieser Seuche befallenen Schafe

auch am Gehen; denn da sich die Knötchen gewöhnlich an der inneren Seite der Schenkel stark ansetzen, so wird den Thieren das Gehen dadurch sehr beschwerlich gemacht. Die Knötchen selbst wachsen in die Höhe und Breite, und diese Periode dauert wieder drei Tage.

3) Die Eiterungsperiode. Die Blattern werden beim Ausbrechen zuerst an der Spitze weiß, dann ganz, und füllen sich mit flüssigem Eiter. Sie sind an ihrer Spitze, nachdem sie sich gefüllt haben, entweder erhaben oder eingedrückt. Ersteres ist besser und zeigt mehr Naturkräfte an. Beim Dichtstehen der Blattern, laufen diese in einander und bilden eine große gemeinschaftliche Blase, die oft ganze Stellen des Körpers überzieht. Hierbei erregt der Reiz der Eiters ein neues heftiges Fieber, welches aber bei dem einzelnen Stehen der Blattern nicht der Fall ist, wenigstens ist die Empfindung von dem Reitze auf der Haut weniger unbehaglich, als bei dem Zusammentreten der Pocken. Diese Periode dauert bei gutartigen und einzelnen Blattern nicht über vier Tage, oder bis zum siebenten Tage nach dem Ausbruche, und damit kann man die Krankheit als überstanden betrachten. Bei bösartigen und zusammenfließenden Blattern geht sie dann

4) in die Periode der Abtrocknung und Nachschwärung über, wobei den Schafen im höchsten Grade der Eiterung das Gesicht aufschwillt, die Augen zugehen, ein dicker Schleim aus der Nase und dem Maule fließt, welcher theils weiß, theils gelblich und zähe ist, und unter der schwarz gewordenen Kruste bildet sich neuer Eiter oder mistfarbige Jauche; ihre Ausdünstung riecht aashaft, der Athem wird schwer und röchelnd. Wenn diese Zufälle heftig sind, so kommen die Thiere selten, oder im glücklichsten Falle doch nur nach langen Leiden an fressenden Ge-

schwüren durch, und verlieren zuweilen die Augen. Das sicherste Kennzeichen von der Gutartigkeit der Pocken ist, wenn die Pocken, wie schon oben erwähnt worden, einzeln und erhaben hervorkommen, anfänglich gleich hart, roth und rund sind, und dann weiß und weich werden. Wenn die Pocken aber zusammenfließen, eine bläuliche Farbe bekommen, dabei nicht schwären, ganz flach, wie zusammengedrückt oder zusammengefallen liegen, so ist dies ein Kennzeichen von ihrer Bösartigkeit, und man kann sich wenig Hofnung zur Genesung der Schafe machen; es sei denn, daß man durch eine höchst vorsichtige Behandlung und zweckmäßige Mittel dem Uebel so viel als möglich begegnet. Bei der Bösartigkeit der Pocken sterben die Schafe oft schon den dritten oder vierten Tag, bisweilen auch später, je nachdem die Blattern mehr oder weniger gefährlich sind. Wenn ein Schaf stark mit den Flanken schlägt, und ängstlich zu stöhnen anfängt, so ist der Tod nicht mehr fern, und jede Hofnung es zu retten verschwunden; bleibt das Thier bei dieser Krankheit ziemlich munter, hat noch Freßlust und wiederkäuet auch noch, so kann man, wenn nicht besondere Zufälle sich einstellen, auf sichere Genesung Rechnung machen.

Sobald man nun gewahr wird, daß sich die oben angeführten Zufälle, bei einem oder dem andern Stücke in der Herde äußern, woraus man auf diese Krankheit schließen kann, so muß man diese Stücke gleich aus der Herde entfernen, und in einen ganz von der übrigen Stallung abgesonderten Patientenstall bringen. Sind nun die Pocken gutartig, so geht man am sichersten, der Natur die Heilung zu überlassen; man darf dann nur darauf sehen, daß im Stalle eine temperirte Wärme unterhalten, und große Wärme und Zugluft sorgfältig vermieden werde. Zum Futter giebt man vom besten süßen Heu, und

zum Getränk lauwarmes Wasser, worunter etwas Gersten- oder Hafermehl, und zugleich etwas Küchensalz gemischt worden ist. Einige Schriftsteller wollen den Stall bei dieser Krankheit so luftig und kühl wie möglich wissen, selbst im Winter soll die Temperatur wenig über dem Gefrierpunkte erhalten werden, indessen scheint eine mäßige Wärme, wenn sonst der Stall nur hoch und geräumig ist, den Thieren bei dieser Krankheit wohl mehr zuzusagen, besonders im Winter. Zum Saufen, wenn sie nicht fressen wollen, soll man sie auf alle Weise anzureitzen suchen, und dünnen Schrottrank, am besten von Malzschrot geben, und zum Fressen, wenn sich der Appetit einstellt, im Sommer zartes Gras und Klee, im Winter besonders Rüben geben. Wenn man die Krankheit früher in der Erregungsperiode, und ehe sich der Ausbruch auf der Haut zeigt, entdeckt, so ist eine gute Portion Salz, worauf man sie nach Gefallen trinken läßt, sehr angemessen. In der Eiterungs- und Abtrocknungperiode ist von den Säuren am meisten zu erwarten, wenn nämlich die Zufälle nicht so heftig sind, daß sie das Einbringen aller Mittel zu schwer machen. Man tröpfle daher in eine Portion Schrot- oder Malztrank so viele Schwefelsäure, als erforderlich ist, ihr einen säuerlichen Geschmack zu geben. Oft saufen sie das säuerliche Getränk gern, und man muß ihnen dann so viel geben, als sie wollen; sonst giebt man $1\frac{1}{2}$ Quentchen Schwefelsäure unter 1 Quart Wasser, thut etwas Honig hinzu, und giebt ihnen hiervon täglich viermal den zwölften Theil ein. Auch kann man jedem Patienten einen Löffel voll Salpeter und Schwefel, zu gleichen Theilen, unter dem gewöhnlichen Saufen geben. Der Salpeter vermindert die Gewalt des Fiebers, und der Schwefel befördert die Vereiterung der Blattern. Um nach der Vereiterung das Ab-

trocknen zu befördern, giebt man den Schafen ein gelinderes Abführungsmittel, und zu diesem Ende nur Glauberisches Salz unter das Saufen. Die unter der Borke stockende, oder in Geschwüren angehäufte Jauche, läßt man aus, und verbindet und bestreicht die Stelle mit einer Salbe aus Eygelb und Terpentin.

Auch die Belladonna soll bei dieser Krankheit vortreffliche Dienste leisten. Ein Hammel, der bereits über den ganzen Leib, besonders an den Theilen, wo keine Wolle saß, sehr viele Pocken hatte, die auch an vielen Stellen zusammenfließend waren, aber noch nicht in Eiter standen, wurde durch ganze Portionen Belladonna, die erste zu zwei Quentchen, die andere zu einem Lothe, die dritte und vierte, und alle übrige zu einem Lothe und zwei Quentchen, drei, vier auch fünf Tage nach einander, jeden Tag eine Portion, und zwar drei und vier Tage wieder ausgesetzt, und überschlagen, und also in Zeit von fünf Wochen völlig geheilt. Ein anderer Hammel, der sehr schlecht war, nicht wohl fressen konnte, und mit einem Hinterbeine sehr stark hinkte, und in ein paar Tagen darauf an den Theilen des Leibes, wo keine Wolle war, recht dicke und viele Pocken hatte, bekam vier Tage nach einander, jedes Mal ein Loth Belladonna-Pulver. Vier Tage nachher wurden übergangen, hierauf wieder vier Tage, jedes Mal ein Loth und zwei Quentchen gegeben; dann wurden ihm des Tages zu drei Malen, und zwar des Morgens, Mittags und Abends, braune Kohlblätter gegeben, und so viel man zur Hinhaltung seines Lebens für nöthig erachtete, in den Hals gestopft; wenn er die Kohlblätter hinten in die Backen bekam, so konnte er solche kauen und überfressen, sonst aber nicht.

Nach diesen vier Tagen fingen die Pocken an zu trocknen und der Hammel wieder an zu fressen.

Er bekam an der einen Seite des Mauls ein Geschwür und der Fuß uud die Köten eiterten besonders stark. Nachdem drei Tage mit den Gebrauche ausgesetzt wurde, bekam er wieder vier Tage nacheinander, jedes Mal ein Loth und zwei Quentchen Belladonna. Von den Pocken wurden viele schwarz und heilten ab, doch waren noch hier und da Nachkömmlinge in vollem Eiter. Die Köte eiterte noch, jedoch fing der Hammel an zu Zeiten darauf zutreten. Drei Tage wurden ausgesetzt und dann wieder vier Tage, jedes Mal anderthalb Loth Belladonna-Blätter eingegeben. Die Pocken waren nun völlig trocken, der Hammel fraß recht begierig, aber die Köte gab noch Eiter. Es wurden ihm also noch zwölf Portionen Belladonna-Blätter auf obiger Art, in Ansehung des Gebrauchs mit Eingeben und Wiederaussetzen, jedes Mal anderthalb Loth, eingegeben. Bei diesem abwechselnden Gebrauche wurde das Bein ganz dünn, das Eitern über dem Horne und zwischen der Köte hörte auf, der Fuß wurde ganz heil und der Hammel also glücklich kurirt.

Durch eben dieses Mittel wurde auch die Kur von fünf Stücken Schafvieh glücklich vollendet, bei denen es hinsichtlich der Pocken etwas gefährlich aussah. Davon hinkte ein Hammel mit den Vorderbeinen und drei hinkten mit einem Hinterbeine. Der fünfte Hammel hatte vor allen den Ansatz zu sehr vielen Pocken, und war dabei sehr krank, fraß gar nichts, da die ersten doch noch etwas genossen hatten. Die Pocken lagen bei dem letzten Stücke wie Pustelchens in der Haut und waren zusammenfließend. Vier Tage nach einander wurden jedem von den genannten Hammeln, ein Loth Belladonna gegeben. Zwei kranke Stücke besserten sich dadurch sichtbar, das Hinken hörte auf, sie wurden munter, und auch wieder unter die Herde gesetzt und mit auf

die Weide getrieben. Bei den übrigen drei Stücken wurde die Belladonna fortgebraucht und jedem, vier Tage nacheinander, jedes Mal ein Loth und zwei Quentchen davon eingegeben, wodurch sich auch bei diesen kranken Stücken die Besserung sichtlich einstellte. Sie wurden hierauf mit den übrigen zur Weide getrieben.

Die trocknen Belladonna-Blätter werden den Schafen des Abends, wenn sie von der Weide kommen oder wenn sie abgefüttert sind, eingegeben; damit aber jedes Stück die ihm bestimmte Dosis bekommen möge, so thut man wohl, daß man solche jedem Thiere nach und nach in den Hals stecke und darauf Acht habe, daß es solche gehörig hinunterschlucke. Nach dem Eingeben werden sie wieder in den Stall unter die andern gethan; sie bekommen aber weder zu fressen, noch zu saufen, und werden an dem folgenden Morgen, entweder zur Weide getrieben oder ordentlich wieder gefüttert und getränkt. Dieses Eingeben geschieht vier Abende hintereinander oder aber nach Verfließung von vier und zwanzig Stunden. Wenn die Reihe des Eingebens geschehen ist, werden drei Abende übergangen. Mit diesem tourenweisen Gebrauche wird, wenn es der Fall erfordert, so lange fortgefahren, bis daß das kranke Stück völlig kurirt ist. Die erforderliche Dosis der getrockneten Belladonna-Blätter ist wie folgt: bei einem Hammel und bei einer Schnuke kann man zur ersten Portion entweder drei Quentchen oder ein Loth (Apothekergewicht) nach dem Hannöver'schen Gewichte geben, und zu den folgenden Portionen kann man ein Loth und zwei Quentchen nehmen. — Bei einem halbjährigen Lamme kann man zu der ersten Portion zwei Quentchen nehmen und in der Folge ein Loth, auch bis zu einem Lothe und drei Quentchen steigen.

Da die Pocken die Schafe, wie die Pocken des Menschen den Menschen nur einmal befallen, weil der Körper dann unempfänglich für neue Ansteckung bleibt, so hat man in der neueren Zeit auch künstliche und örtliche Ansteckung bei dieser Thierkrankheit anzuwenden angefangen, und zwar, wenn es mit der gehörigen Vorsicht geschah, mit dem glücklichsten Erfolge, nämlich, die Inokulation oder Impfung der Blattern. Warum diese örtliche Ansteckung auf der Haut selten eine tödtende Krankheit hervorbringt, darüber sind die Meinungen getheilt; allein die Erfahrungen sind dafür. Hierzu kommt noch, sagt Thaer, daß man die Krankheit durch dieses Mittel zur günstigen Zeit und im günstigen Alter erregen, seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, somit die Thiere auf ihre Lebenszeit sichern und die Krankheit mit der Zeit völlig vertilgen könne. Auch Rohlwes sagt, daß er fast jede Jahreszeit zum Impfen der Pocken dienlich gefunden habe, nur die heißen Sommertage ausgenommen. Er hat bei der strengsten Kälte eine Herde von 900 Stück Schafen von Spanischer Race, welche noch weichlicher, als die hiesigen sind, die Pocken eingeimpft, und es ist keins daran gestorben, ungeachtet die Pocken vorher sehr bösartig waren, daß vor dem Impfen das zweite starb. Das Impfen selbst ist sehr leicht. Man verschaffe sich, wenn man nicht selbst pockenkranke Schafe besitzt, den Eiter von einem nicht zu heftig kranken Schafe, dessen Pocken im fünften oder sechsten Tage des Ausbruchs stehen und diesen Eiter im flüssigen, fast durchsichtigen Zustande enthalten, weil er so nicht nur am wirksamsten, sondern auch am freiesten von andern Verderbnissen ist. Hat man selbst ein krankes Schaf bei der Impfung zur Hand, so braucht man nicht besorgt zu seyn, daß sich von diesem, in dem Augenblicke des Abnehmens der Pockenmaterie,

die Ansteckung durch die Ausdünstung verbreiten und der Impfung voraneilen werde; denn diese wirkt schneller. Man nimmt nun ein Paar feine spitzige Lanzetten oder nur ein Paar an der Spitze breit geschlagene und scharf geschlieffene starke Nähnadeln, die mit ihrem Ohrende mit einem Griff, allenfalls in einem Stücke Siegellack eingesetzt sind, zur Hand. Ein Gehülfe taucht diese Lanzetten oder Nadeln mit der Spitze wechselsweise in die aus einer geöffneten Pustel ausfließende Jauche und reicht sie dem Operateur oder Impfer zu, dieser läßt sich das zu impfende Schaf mit dem Rücken auf den Tisch legen und durch zwei Menschen so halten, daß er der Stelle, wo die Impfung geschehen soll, bequem beikommen kann. Man sticht bloß mit der mit der Pockenmaterie benetzten Nadel ganz flach und schräg unter der Oberhaut ein, so daß man die Spitze durch dieselbe durchscheinen sieht, hält sie so, nur eine Linie weit, ein bischen still und streicht beim Herausziehen den Eiter etwas an. Wenn nur die Spitze unter die Haut gebracht worden, tiefer darf sie nicht kommen, weil es besser ist, daß kein Blut zum Vorschein kommt oder gar fließt. Ein einziger gut angebrachter Stich ist zureichend, da es aber doch geschehen könnte, daß man fehlte, so ist es besser zwei oder drei Stiche auf jeder Seite anzubringen, welche nicht schaden, obgleich man der Meinung war, daß die Krankheit dadurch heftiger werde. Wenn noch Eiter an der Lanzette sitzt, so braucht man sie nicht jedes Mal frisch eintauchen zu lassen, sondern denselben nur etwas nach der Spitze hinzustreichen. Nach Rohlwes soll man bei der Impfung dem auf den Rükken gelegten Schafe von einem starken Manne die Hinterbeine und das linke Vorderbein halten lassen; hierauf von der Impfmaterie etwas auf die Nadel nehmen, dann das rechte Bein des zu impfenden

Schafes oben, wo es von der Wolle entblößt ist, von unten nach oben so anfassen, daß man dasselbe umspannt, zieht dann die Haut mit dem Daumen und den Spitzen der Vorderfinger so an, daß sie gespannt auf dem Fleische liegt; dann sticht man, sogleich, als möglich, mit der Nadel in der Haut fort, bis die Spitze der Nadel in der Haut steckt, hebt dann die Nadel mit ihrem Hintertheile in die Höhe, dreht solche in der Oeffnung herum, drückt dann den hinteren Theil derselben wieder nieder, und wischt vermöge eines kleinen Druckes, indem man die Nadel herauszieht, die Materie in der Wunde ab. Damit man sicher sei, daß die Materie haftet, macht man diese Operation noch auf einer zweiten Stelle. Nach dem oben genannten Schriftsteller darf man die Haut nicht ganz durchstechen, weil hiervon gewöhnlich Geschwüre entstehen. Wenn sich beim Drücken der Pocken, um Impfmaterie zu erhalten, eine rothe Jauche herausdrängt, so hat diese eben die Wirkung der Impfmaterie, die sich auf der Pocke befindet.

Nach einigen Schriftstellern soll in den Weichen der Vorder- und Hinterbeine eine beständige Reibung entstehen, wodurch die Stelle erhitzt wird, und daher macht ein hier entstandenes Geschwüre den Thieren große Schmerzen. Man hat dieserhalb das äußere Ende des Schwanzes zur Impfungsstelle vorgeschlagen, indem man vorgiebt: daß wenn die Impfung hier die allgemeine Wirkung gethan habe und das örtliche Uebel zu stark werde, so sei die Hülfe, den Schwanz kürzer abzuhauen, sehr leicht, für welche Methode man auch sehr glückliche Erfahrungen anführt; ja man hat sogar nicht nöthig gehabt wegen Bösartigkeit der Geschwüre seine Zuflucht zum Schwanzabhauen zu nehmen. Thaer will lieber, daß man die äußeren Theile des Vorder- und Hinterschenkels wählen, die Haut von der Wolle durch ein Scheermesser

völlig entblößen und dann hier impfen soll, wo die Stelle kahl, und weniger schmerzhaft ist, und keine Reibung Statt findet, wobei der ganze Verlust der Wolle nicht in Betracht kommen kann.

Am vierten Tage, jedoch nicht immer, bemerkt man deutlich um die Impfstelle eine Erhöhung oder eine schon gebildete Pustel, in deren Mittelpunkt sich der Stich befindet. Diese bekommt dann einen rothen Rand und hat am sechsten Tage an Erhabenheit und an Umfang zugenommen; es zeigen sich dann mehrentheils eine oder mehrere Pusteln in der Nachbarschaft, auch äußern sich die Merkmale des allgemeinen Erregungsfiebers an den Thieren, und die Pocken brechen nun noch an anderen Stellen aus, welches jedoch nicht immer der Fall ist; denn es bleibt oft nur beim ersten Ausbruche der Impfungsstelle. Beim Ausbruch der Impfungs-Pocken an dem ganzen Körper, gleichen diese doch nicht den natürlichen in Hinsicht des Standes; denn sie stehen nur einzeln und haben einen regelmäßigen gutartigen Lauf durch ihre Stadien; auch entsteht selten ein Eiterungsfieber. Die meiste Aufmerksamkeit erfordert bei der Impfung die Abtrocknungs-Periode, weil in diesem Zeitpunkte die Impfungsstelle in neue Bewegung geräth und an zu laufen anfängt. Da nun dieses öfters mit Entzündung und Brand verbunden ist, wobei die Thiere nicht nur viel leiden müssen und erlahmen, sondern auch oft fallen, so ist es nöthig, hier jede Erhitzung und Reibung abzuhalten, besonders an den Theilen, die vermöge ihrer Lage weit eher der Reibung ausgesetzt sind, als andere, die freier liegen; daher muß beim Waschen der Pocken der Schäfer genau darauf achten, welches Schaf mit dem geimpften Beine sehr lahm geht, welches von einem Pockengeschwüre entsteht, welches Geschwür der Länge nach, geöffnet und täglich einmal mit

Salzwasser ausgewaschen werden muß, nach welchem Verfahren es nach Rohlwes bald zuheilen soll. Auch bei den Impfpocken behandelt man die Thiere, wie oben bei den natürlichen Pocken angegeben worden; denn auch hier sind Arzeneyen nicht nöthig. Das Waschen der aufgelaufenen Impfungsstelle geschieht mit einem starken Kamillen-Blumen-Aufguß, worin man etwas blauen oder Kupfervitriol auflöset, und dann bedient man sich einer Salbe, die aus Eygelb und Terpentin, der man etwas fein gepülverte Kohle zusetzt, besteht.

Nach Thaer ist die Impfungsmaterie am wirksamsten und sichersten, wenn man sie unmittelbar aus einem kranken Schafe nehmen kann; man kann jedoch auch Materie von einem anderen Orte, aber so frisch wie möglich, herkommen lassen, um die Krankheit zuerst hervorzubringen. Es soll dann nach eben genannten Schriftsteller am besten seyn, Faden damit zu beschwängern, und diese in ein recht verschlossenes Glas zu thun. Man macht dann einigen Schafen eine Ritze mit der Nadel und legt ein Endchen dieser Faden darauf, befestiget es mit einem Heftpflaster und läßt es vier und zwanzig Stunden liegen. Von diesem so geimpften Schafe nimmt man dann die Materie für die übrigen. Man kann diese aus der Impfstelle oder von den ausgebrochenen Blattern nehmen, sobald sich Eiter darin zeigt, nur nicht trocken gewordenen Eiter oder Schörfe, die fast immer bösartige Geschwüre machen. Nach Thaer muß man Nothimpfung und Vorbauungsimpfung unterscheiden. Die Erstere wird vorgenommen, wenn sich die Krankheit in einer Herde oder in der Nachbarschaft zeigt. Man muß in jedem Falle damit eilen, die Jahreszeit sei, welche sie wolle. Man kann dann hoffen der natürlichen Ansteckung noch zuvor zu kommen; man ist aber nicht sicher,

daß dieses wirklich geschieht. Es schadet zwar nichts, wenn ein schon angestecktes Thier noch geimpft wird; allein die Wohlthaten der Impfung erreicht man dann nicht, sondern die Krankheit bildet sich so, wie sie sich ohne Impfung gebildet haben würde; die Eiterung der Impfstelle kann jedoch, zumal an einem sich erhitzenden Orte, das Uebel vergrößern. Der Erfahrne wird dieses nach dem Uebereinstimmen des Zustandes der Impfstelle mit dem Ausbruche und dem Verlaufe der Krankheit leicht unterscheiden können, ob diese durch die Impfung oder durch vorhergegangene Ansteckung entstanden sei. Sobald die Impfung mit Sorgfalt geschehen ist, hat man von der Ansteckung weiter nichts zu besorgen, weil dieses Gift, wie schon oben erwähnt worden, nur einmal einen Eindruck auf den ganzen Organismus macht.

Die Vorbauungs-Impfung, wozu man die günstigste Jahreszeit und den günstigsten Zustand der Thiere auswählen kann, ist weit sicherer und wohlthätiger. Man kann die Jährlinge, auch die Lämmer, schon gegen den Herbst, wenn keine starke Hitze mehr zu besorgen ist, impfen. Bei den Müttern ist die Zeit vor der Begattung am sichersten, obgleich trächtige Schafe die Impfungskrankheit sehr gut überstehen. Das Lamm im Mutterleibe, wenn die Mutter während der Zeit des Trächtigseyns die Impfungspocken überstanden, ist nicht sicher, sie späterhin, nach der Geburt, zu erhalten; obgleich noch nicht entschieden ist, ob die Impfungsmaterie sich dem Blute, und daraus dem Chylus und der Milch, so mittheilt, daß auch die Frucht davon angesteckt wird, und diese Periode im Mutterleibe schon übersteht; wodurch sie nachher im ganzen Leben dafür gesichert werde.

Da das Impfen der Pocken von so wohlthätigen Folgen bei den Schafen ist, so wird es nicht unwichtig seyn, hier die ersten Versuche, die damit

bei diesen Thieren angestellt worden, und deren Erfolg anzuführen. Die ersten vollgültigen Versuche mit der Inokulation oder Impfung der Blattern bei den Schafen, machte der Geheime Rath und Kanzler von Hofmann zu Dieskau; er theilte der Churfürstlich Sächsischen ökonomischen Societät zu Leipzig, in der Ostermesse 1796, in verschiedenen Briefen, die Behandlung und die sehr merkwürdigen Vorfälle der Impfung mit, weitläuftiger ließ er sich aber darüber aus, in einer Schrift bei der Königlich Preußischen Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam, unter dem Titel: Ueber den glücklichen Erfolg der Inokulation der Pocken, bei einer schon angesteckten Schafherde, zu Dieskau im Saalkreise, im Oktober 1795. Hier heißt es nun:

> Da man so oft durch die Erfahrung belehrt worden, daß eine Schäferey, wenn sie von den Pocken, besonders im Winter, befallen wird, oft die Hälfte der Herde verliert, so suchte man, als im vorigen Septemper bei der Herde zu Dieskau diese Krankheit sich zeigte, alle Mittel dagegen anzuwenden; dessenungeachtet starben doch wöchentlich sechs bis acht Stück. Endlich machte man den Versuch mit der Inokulation, und es wurden zwölf Mutterschafe folgendergestalt inokulirt. Man legte das Schaf auf den Rücken, und machte ungefähr sechs bis acht Zoll über dem Knie an der linken Hinterkeule, mit einem scharfen Federmesser einen Schnitt von etwa einen Zoll längs dem Beine, doch nur so tief, daß bloß das Fell durchschnitten ward, ohne das Fleisch zu verwunden, und ohne daß es blutete. Alsdann wurde von einem Schafe, dessen Pocken vollkommen im Schwären waren, eine Pocke ausgedrückt, etwas Materie mit den Fingern in die gemachte Wunde eingerieben, und ein rundes Heftpflaster, etwa anderthalb Zoll breit, darauf gelegt. Um das Pflaster geschmeidig und klebend zu machen, legte man es zuvor auf einen warm gemachten Mauerstein. In einer Stunde kann man vierzig

Stück inokuliren. Diese zwölf Schafe wurden am linken Ohr gezeichnet, um solche leicht aus der Herde ausheben zu können und täglich zu untersuchen. Den siebenten Tag fand man an dreien die Wunde etwas entzündet und den Puls fieberhaft; den achten und neunten Tag sah man, daß alle zwölf Schafe von den Pocken, welche vorzüglich um die Wunde und unter den Keulen und Vorderbeinen erschienen, angesteckt waren. Den eilften Tag war die Suppuration (Eiterung) an einigen Orten schon so stark, daß man aus der Wunde einen Theelöffel voll Materie hätte bekommen können. Der Gesundheitszustand dieser Schafe schien so zu seyn, daß man nichts von Krankheit bemerken konnte. Der Hals, der Kopf und die Augen waren ganz frei von Pocken. Besonders sah man um die Wunde bei einigen große zusammengezogene Pocken voller Materie, welche sich täglich mehr und mehr erhoben, so wie man solches gewöhnlich bei den Kinderpocken sieht. Acht Tage lang standen die Pocken im Schwären, alsdann trockneten sie ab, und die ganze Krankheit dauerte drei bis vier Wochen. Die Wunde wurde niemals verbunden, und die Materie zog sich unter dem Pflaster senkrecht herab. Als die Pocken abgetrocknet waren, zog sich die Wunde nach und nach in eine kleine runde Oeffnung zusammen, welche in kurzer Zeit zuheilte. Diese Schafe fraßen die ganze Zeit über so begierig, als die gesunden; nur zwei hinkten etwas, welches ohne Zweifel die Spannung der Wunde verursachte. Nach dieser guten Wirkung der Inokulation wurden, selbst auf Bitten des Schäfers, die von den Pocken noch nicht angesteckten Schafe ausgehoben. Man fand leider nur noch 103 Stück, welche in einigen Tagen auf ähnliche Art inokulirt wurden, nur daß man zu einigen Materie von inokulirten Schafen nahm. Der Gang der Krankheit war derselbe. Eins hatte außerordentlich viel Pocken, fraß aber doch während der ganzen Krankheit gut. Kein einziges von den inokulirten Schafen ist gestorben, und sie haben, weil sie sich immer gut nähren konnten, fast gar nichts gelitten. Dies ist nicht der Fall, wenn die Schafe die natürlichen Pocken bekommen, da der Kopf, der Hals und die Augen

gleich anfänglich damit bedeckt sind, welches die Thiere zu fressen hindert, daher auch diejenigen, welche starben, zuletzt erstickten, und viele die Augen verloren, welches doch verhindert wird, wenn man die Augen mit Kampferspiritus, mit Rosen- und Brunnenwasser vermischt, fleißig waschen läßt. Da die Pocken diese Herde ansteckten, als die Böcke schon zugelassen waren, so haben die inokulirten Schafe alle gebockt, von denen aber die, welche die natürlichen Pocken hatten, manches güste (gelte) geblieben ist. Von 980 Stück, welche die natürlichen Pocken gehabt, sind 108 Stück gestorben.

Nach dem Beispiele des Herrn von Hofmann hat Fink Versuche angestellt. Er legte der Churfürstlich Sächsischen ökonomischen Societät zu Leipzig, in der Ostermesse 1798, in einer besonderen Abhandlung die ganze Procedur der Pocken-Impfung vor. Nachdem derselbe eine kleine historische Nachricht über den Gang der Pocken, vom Jahre 1757 und 1759, auf dem Rittergute Cösitz im Dessauischen gegeben, und dann sein Schreiben an den Herrn Geheimen Rath und Professor Meckel zu Halle, vom 22ten Nov. 1797, und dessen Antwort vom 27ten Nov. desselben Jahres vorgelegt hat, sagt derselbe:

Den 22ten Nov. 1797 wurden zwölf sehr kranke Schafe in den Lazarethstall gebracht, und ihnen geschnittener weißer Kohl in Krippen, und Heu auf Raufen vorgelegt. Ein Schaf fraß etwas Kohl, die übrigen aber gar nichts, sie konnten kaum stehen, weil sie an den Hinter- und Vorderbeinen viele Pocken hatten, und am Kopfe sehr geschwollen waren. Den 23ten Nov. dauerte die Krankheit fort, die Schafe fraßen nicht, verlangten auch nicht zu saufen. Man versuchte, den Kränksten Trank von Oelkuchen, auch Milch durch ein zu dem Gebrauche aptirtes Kuhhorn ins Maul zu gießen. Es wurden an dem Tage noch einige Schafe von der Schäferey in den Lazarethstall gebracht. An drei oder vier Stücken, welche viele Pocken hatten, die in starker Eiterung standen, zeigte sich,

daß ihnen ein starker Schleim und schäumendes Wasser aus der Nase und dem Maule lief. Den 24sten des Monats kontinuirte die Pockenkrankheit, wie den Tag zuvor; einige Stücke hatten die Eiterung der Pocken überstanden, und waren weniger krank. Den 25sten des Monats fingen einige Stücke, denen die Pocken abheilten, an, etwas zu fressen; die drei aber, an denen man am 23sten einen starken Speichelfluß bemerkt hatte, krepirten jetzt, so wie sich auch wieder einige andere einfanden, welche bei der Eiterung den Speichelfluß bekamen, und wovon den 26sten zwei Stück krepirten. Auch wurde an eben diesem Tage, der Lazarethstall mit pockenkranken Schafen von der Schäferey wieder vermehrt. Den 27sten wurden dreizehn gesunden, zwei- und dreijährigen Böcken die Blattern inokulirt. An der inwendigen Seite des Hinterbeines, in der Mitte der Keule, wurde ein Schnitt nur durch das Fell gemacht, so, daß die darunter liegende Fetthaut zu sehen war, ohne daß Blut kam; der Schnitt wurde höchstens $\frac{1}{2}$ Zoll lang gemacht, das durchgeschnittene Fell wurde quer über auseinander gezogen, wodurch die Fetthaut sichtbar wurde. Auf diese Fetthaut wurde ein eiternder Pockenschorf von einem sehr kranken Schafe abgenommen, mit der feuchten Seite in die Wunde gelegt, darauf mit einem starkklebenden Pflaster, etwa so groß, als ein Viergroschenstück, bedeckt; hernach wurden diese inokulirten dreizehn Böcke wieder in ihren Stall getrieben. Den 28sten fraßen und soffen einige pockenkrankgewesene Schafe wieder, viele waren aber sehr krank, einige hatten Speichelfluß, und von diesen letzteren krepirte eins. Den 29sten krepirte wieder eins, viele waren an Vereiterung der Pocken sehr krank, und einige bekamen den Speichelfluß. Junge, meist ein Jahr alte, Böcke, waren 131 Stück vorhanden, davon wurden den 29sten 51, und den 30sten 70 Stück auf die bereits beschriebene Art inokulirt. Als diese Arbeit geschehen war, wurde einem sehr pockenkranken Schafe, welches zugleich Speichelfluß hatte, eine Aderöffnung am Kopfe gemacht. Man machte Kugeln von Baumwolle, kaum einer Erbse groß, und fing darin das Blut; als nun die kleine Kugel ganz mit Blut ge-

tränkt war, wurden zehn Böcke von gleichem Alter, einem nach dem andern, eine Incision (Einschnitt) in die Haut, oder durch das Fell gemacht, und in jeden Einschnitt eine Kugel etwas lang gezogen, mit dem warmen Blute eingelegt, und darauf mit starkklebendem Pflaster bedeckt, wie bei jener Methode mit Eiter oder feuchtem Pockenschorfe geschehen war. Den 30sten krepirten zwei, den 1sten Decemb. drei und den 3ten ein Stück, an starker Vereiterung der Pocken mit Erfolg von Speichelfluß, und den 4ten wurden 150 Zibbenjährlinge, durch Einlegung mit feuchtem Pockenschorf oder Pockeneiter in den gemachten Einschnitt nach derselben Methode, wie bereits oben bemerkt worden, inokulirt. Den 5ten Decemb. krepirten wieder zwei Schafe. Die den 27sten Nov. inokulirten dreizehn Böcke, zeigten Ausschlag von Pocken an dem Kopfe und den Beinen, gingen steif, die Impfwunden waren entzündet, geschwollen, und hatten Eiter; die Böcke waren aber übrigens nicht so krank, daß sie nicht hätten fressen und saufen können. Den 7ten Decemb. krepirte ein Zibbenjährling im Lazarethstalle, und man besah die den 29sten und 30sten Nov. mit Pockeneiter inokulirte 121 Stück junge Böcke, und fand, daß die meisten, sehr wenige ausgenommen, Pockenausschlag hatten, daß die Impfungen entzündet, geschwollen und voll Eiter waren. Um die Wunde fanden sich sehr viele rothe Stippen zum Ansatz von Pocken, mehr als an andern Theilen des Leibes. Zugleich besah man auch die mit dem auf Baumwolle gefangenen warmen Blute inokulirte zehn jungen Böcke, ein Stück nach dem andern. Alle diese zehn Stücke hatten Anzeigen von auftretenden Pocken, die Impfwunden der Lenden waren entzündet und hatten Eiter, und es zeigte sich nicht der geringste Unterschied der Krankheit bei den Thieren, die mit Pockeneiter, und diesen Thieren, die mit Blut inokulirt worden sind. Alles dieses inokulirte Schafvieh ging zum Theil etwas steif, zum Theil schien es auch nicht völlig munter zu seyn; aber kein Stück war so krank, daß es Fressen und Saufen versagt hätte. Den 6ten Decemb. krepirten zwei Schafe an na-

türlichen Pocken, und zwar in starker Eiterung der Pocken mit Speichelfluß. Als genugsame Pockenmaterie vorhanden war, inokulirte man denselben Tag 70 Stück, und den 9ten Decemb. 107 Stück, in Summa 177 Stück, meistens alles alte tragende Mutterschafe, nach der oben beschriebenen Methode, und zwar durch Einlegung eines Pockenschorfs oder Eiters in die Impfwunde. Den 9ten Decemb. waren bei den am 27sten Nov. inokulirten dreizehn Böcke die Pocken völlig in die Höhe getreten; sie hatten nicht viele Pocken, und einige setzten schon Eiter an. Einige Impfwunden eiterten noch und waren entzündet, andere aber hatten keine Entzündung mehr; dabei waren die Thiere völlig munter, fraßen und soffen, wie gesundes Vieh. Den 10ten krepirte ein Schaf an den natürlichen Pocken mit Speichelfluß; alle Wunden der vor sechs Tagen, nämlich den 4ten Dec. inokulirten 150 Zibbenjährlinge hatten noch das aufgelegte Pflaster, waren entzündet und hatten Eiter gefaßt. Bei einigen wenigen Stücken zeigten sich röthliche Punkte an den Orten, wo keine Wolle saß, als Anfang der Pocken. Verschiedene hatten auch geschwollene Lippen, eine Anzeige, daß Pocken in der Haut steckten. Kein Stück war merklich oder so krank, daß es das Fressen und Saufen versagt hätte. Ein oder das andere stand zwar etwas traurig und hinkte auch wohl etwas. Den 11ten starb ein Schaf an den natürlichen Pocken mit Speichelfluß; alles inokulirte alte und junge Vieh aber war munter und versagte kein Fressen. Den 12ten krepirte ein Bock an den natürlichen Pocken ohne Speichelfluß, und ein Schaf ebenfalls an den natürlichen Pocken mit Speichelfluß. Alle den 29sten und 30sten inokulirten Böcke, 121 Stück, denen Pockeneiter in die Impfwunden gelegt worden, waren munter, hatten völlige Pocken, einige Pocken waren schon reif und fingen an abzuheilen. Den 15ten waren die Wunden der den 29sten Nov. mit Pockenblute inokulirten zehn jungen Böcke entzündet, eiterten noch, an einem derselben aber fand sich die Impfwunde trocken; so wie dann die meisten Blatternschörfe an diesen zehn Thieren trocken waren, abfielen, so daß nur wenige Blattern noch frischen

Eiter hatten. Die den 4ten Dec. inokulirte 150 Zibbenjährlinge hatten alle Pocken erhalten, wovon einige schon erhaben standen, andere aber erst ausbrachen. Bei den am 27sten Nov. inokulirten 13 Böcken standen die Impfwunden noch offen, und der Rand umher war erhaben, die Blattern aber waren reif, wurden trocken, fielen ab, und es fanden sich schon einige Narben von abgefallenen Pocken. Den 14ten fiel nichts Veränderliches vor. Den 15ten aber krepirten zwei sehr krank gewesene alte Schafe mit Speichelfluß; und den 16ten fanden sich zwei junge Böcke, welche nicht fressen wollten, und zwar von denen, die den 29sten Nov. inokulirt wurden. Man bemerkte, daß sie viele zusammenfließende Pocken hatten, am Maule, an den Vorder- und Hinterkeulen, an der Brust und überall; die mit ihnen zugleich inokulirten anderen Böcke waren schon durchgeseuchet, der Schorf war trocken und fiel ab. Vermuthlich hatte bei diesen zwei Stücken die Inokulation nicht gewirkt, sondern sie sind vielleicht von ihren inokulirten Brüdern angesteckt worden. Bei den am 27sten inokulirten dreizehn alten Spanischen Böcken, waren die Pocken ganz abgeheilt, hatten mithin in drei Wochen, von dem Tage der Inokulation an, die ganze Krankheit überstanden. Die Ränder der Impfwunden waren aber noch roth und erhaben, und hatten auch noch Schorf. Den 18ten fingen die zwei sehr krank gewesenen jungen Böcke, wovon oben unter dem 16ten Erwähnung geschehen, wieder an zu fressen, und den 19ten zeigten sie sich noch munterer zum Fressen. Den 20sten krepirten zwei Schafe an den natürlichen Pocken; eines davon hatte beide Augen verloren und länger als drei Wochen im Lazarethstall gestanden; den 21sten und 22sten fiel nichts bemerkenswerthes vor, den 23sten krepirte aber ein Jährling und ein Schaf an den natürlichen Pocken in Begleitung von Speichelfluß; den 24sten starben zwei alte Schafe an natürlichen Pocken, desgleichen auch den 26sten, und unter diesen war ein Stück, welches beide Augen durch die darin gefallenen Pocken verloren hatte. Den 27sten und 28sten hatten die den 8ten und 9ten Dec. inokulirten alten tragenden Schafe die Pocken gehabt, und fast alle waren schon abgeheilt,

welches die Narben zeigten; den 29sten krepirten wieder zwei Schafe an natürlichen Pocken, nachdem sie an drei Wochen krank gewesen waren. Den 1sten Januar 1798 waren die den 8ten und 9ten Dec. inokulirten 177 Schafe munter, abgeheilt, hatten die Krankheit überstanden, fraßen alle bis auf zwei Stück, die zwar zugleich inokulirt worden waren, bei denen aber die Pocken erst auszubrechen anfingen. Die Impfwunden dieser zwei Schafe waren ganz abgeheilt, hatten keinen entzündeten Rand noch Schorf mehr, sondern der Schnitt war völlig verwachsen und mit den übrigen gleich. Es scheint demnach, die Impfwunden müssen hier gar keinen Eiter gesetzt, und das Pockengift gar nicht recht gewirkt haben; den 2ten Januar waren diese zwei Stücke sehr krank, die Köpfe waren geschwollen, sie blieben liegen, versagten Fressen und Saufen, und krepirten den 3ten, ohne daß die Pocken völlig ausgetreten und zur Eiterung gekommen waren; von denen am 8ten und 9ten Dec. inokulirten, meist tragenden Schafen, war kein einziges mehr an Pocken krank, alle waren abgeheilt, und es war fast nicht an ihnen zu merken, daß sie Pocken gehabt hatten. Bei den alten und jungen Schafen, welche inokulirt worden, sind die Pocken den siebenten, achten und neunten Tag zum Vorschein gekommen, so daß man sie am Maule und innerhalb an den Beinen hat sehen können. In den folgenden acht Tagen sind die Pocken völlig erhaben geworden, und haben darauf in acht Tagen Eiter gesetzt und sind abgetrocknet, also in drei Wochen, von der Inokulation an gerechnet, hat sich die Pockenperiode der inokulirten Schafe geendiget. Die Impfwunden blieben nach der Abheilung der Pocken noch fünf, sechs bis acht Tage länger, als drei Wochen, roth, erhaben am Rande, und behielten ein Schorf. Es ist also gar nicht zu bezweifeln, da bei diesen letzt gedachten zwei Stücken, die Pocken fast vier Wochen nach der Inokulation sich erst gezeigt haben, daß die eingelegte Pockenmaterie nicht gewirkt hat, sondern daß sie natürliche Pocken durch Ansteckung bekommen haben, und davon krepirt sind. Den 3ten Januar endigte sich die Pockenkrankheit ganz, alles Vieh war durchgeseuchet, und die Pocken

waren abgeheilt. Vom Anfange, wie sich die Krankheit als deklarirte Pocken gezeigt, bis zur gänzlichen Vollendung waren vierundvierzig Tage verflossen. Außer dem krepirten Vieh fand sich noch ein Schaf, welches beide Augen verloren, und eins dergleichen, welches ein Auge verloren hatte; beide hatten natürliche Blattern; dann waren auch noch vier nicht inokulirte Stücke vorhanden, welche länger, als drei Wochen sehr krank gewesen waren, alles Fleisch verloren hatten, und da sie sich nun wieder erholten, die Wolle abwarfen. Verlammt hatte bis dahin noch kein einziges Schaf, obschon dieselben in drei Wochen anfangen mußten zu kommen. Die natürlichen Pocken würden sich ohne Inokulation noch sechs oder acht Wachen länger in der Schäferey erhalten haben, und so gewiß manches Lamm zu Grunde gegangen seyn. Den 10ten Januar brachte der Schäfer von einem nicht inokulirten Schafe ein unzeitiges Lamm, welches nach der Mitte des Märzmonats hätte geboren werden können. Es war aber völlig gebildet, hatte noch keine Wolle, sondern die Haut war glatt; aber der ganze Körper, besonders der Rücken und Kopf, waren voller sichtbarer Pocken. Das unzeitige Thierchen war nicht mager, sondern sehr fleischig, mithin war es nicht an Mangel der Nahrung, sondern an den Pocken im Leibe der Mutter gestorben. Den 12ten Januar verlammte ein Schaf, welches natürliche Pocken gehabt hatte; das Lamm welches in fünf Wochen hätte geboren werden können, hatte Wolle und war voller Pocken.

Aus allem dem Gesagten zieht nun der Amtmann Fink folgende Resultate.

Beim Anfange der Pockenkrankheit bestand die ganze Schafherde aus 770 Stück, dann wurden inokulirt

den 27sten November 1797	13 Stück
den 29sten und 30sten Nov.	131	—
den 4ten December . .	150	—
den 8ten December . .	177	—
Summa	471 Stück

natürliche Pocken bekamen 299 Stück.

Nach dem vorbeschriebenen Gange der Krankheit und ihrer Folgen, kann man nicht behaupten, daß ein einziges Stück an der Inokulation gestorben sei; denn die zwei inokulirten Stücke, welche krepirten, haben gewiß den Pockengift nicht durch die Inokulation sondern durch Ansteckung bekommen. Von den nicht inokulirten 299 Schafen gingen nach und nach 35 Stück, mithin vom Ganzen meist 12 Procent verloren. Würde daher die Inokulation mehr beschleuniget worden seyn, so wäre weniger Schafvieh verloren gegangen. Es hätte sich Pockenmaterie aus den eiternden Pockengeschwüren, wenn die Pocken gedrückt worden wären, ausdrücken lassen, welche man nach der Anweisung des Herrn Geheimen Rath Meckel mit einer Lanzette abheben und in die Wunde streichen können, und wenn man das aus einem an Pockeneiter kranken Schafe gezogene Blut zur Inokulation mit angewendet hätte, so wurde das sämmtliche Schafvieh auf einmal haben inokulirt werden können, und es werden 20 bis 24 Stück mehr gerettet worden seyn. Bei den Schafen, welche mit natürlichen Pocken befallen werden, stirbt fast gar keins beim Ausbruche der Pocken und an der dabei befindlichen Fieberhitze, sondern erst dann, wenn die Pocken erhaben stehen, in Eiterung treten und zusammenfließen; denn da vermehrt sich das Fieber und es tritt gemeiniglich der Speichelfluß ein; und ist dies der Fall, so ist der Patient in zwei höchsten drei Tage gewiß todt. Die inokulirten Schafe bekommen auch viele Pocken, aber alle Zufälle, selbst auch jene beim Ausbrechen der Pocken sind weit gelinder. Sind bei diesen die Pocken einmal ausgebrochen und erhaben, so ist die Gefahr überstanden, das Fieber wirkt nicht so heftig und der Speichelfluß tritt gar nicht ein, selbst während der Eiterung bekommen die inokulirten Schafe schon wieder mehr Munterkeit und Begierde zum Fressen, statt daß bei den natürlichen Pocken dann erst die stärkste Krankheit eintritt. Die Schafe sind niemals warm gehalten worden, weder diejenigen, welche schon in Eiterung stehende Pocken

hatten, noch diejenigen, denen die Pocken erst ausbrachen. Man hat am Tage den Schafstall niemals ganz zugemacht, so daß die Luft freien Zugang hatte. Diejenigen Schafe, so nicht im Lazarethstalle standen, wurden täglich, wenn es gutes Wetter war, einige Stunden herausgeführt, bei Regenwetter aber jedesmal im Stalle behalten.

Nach Gotthard soll man nicht eher zur Impfung der Blattern schreiten, bis man in wahrscheinlicher Gefahr ist, daß die Herde angesteckt werden möchte, welches auch wahrscheinlich erfolgt, wenn die Blattern in der Nachbarschaft wüthen. Das Blatterngift in Eiter oder Blute aber erst weit herzuholen, um seine Schafe damit zu impfen, ist nach ihm nicht zu empfehlen, weil man mit dieser Materie leicht eine Krankheit an einen Ort bringen und sie verbreiten kann, wohin sie ohne diese Herbeiholung der Blattermaterie nicht gekommen wäre. Nach den neueren Beobachtungen über diese Seuche und die Wirkungen der Impfung in derselben, schadet das Herbeiholen der Impfungsmaterie von andern Orten nichts, wenn sie nur von einem Schafe, welches gutartige Pocken hatte, genommen worden. — Thaer sagt: „Es wäre sehr zu wünschen, daß ein beständiger Vorrath von Pockenmaterie unter der Aufsicht eines erfahrnen und gewissenhaften Mannes erhalten und fortgepflanzt würde, damit man jederzeit diese Vorbauungs-Impfung vornehmen könne. Sie würde sich dann bei der Sorgfalt, welche man jetzt auf die Schäfereyen verwendet, allgemein verbreiten, und so würde nach einiger Zeit diese Krankheit, die nie ohne Ansteckung entsteht, völlig ausgerottet werden. Jeder aber müßte gehalten seyn, es seinen sämmtlichen Nachbarn anzuzeigen, wenn er impfen will, noch mehr aber, wenn die natürlichen Pocken in seiner Herde ausbrechen. Die Gefahr der Ansteckung

in der Entfernung ist bei den Pocken ungleich größer, als bei der Räude."

Man hat auch Versuche gemacht, die Kuhpocken, welche bei den Menschen durchs Einimpfen als Schutzmittel gegen die natürlichen Pocken so wirksam sind, auch auf die Schafe anzuwenden, weil deren Pocken so große Aehnlichkeit mit denen der Menschen haben, allein ohne glücklichen Erfolg; denn obgleich die Kuhpockenmaterie zuweilen eine Wirkung äußert und eine Pustel hervorbringt, welche ziemlich die charakteristischen Merkmale der Kuhpocken hat, so bleiben die auf diese Weise geimpften Thiere doch nicht unempfindlich gegen ihre Pocken, es sei durch natürliche oder künstliche Ansteckung. — Nach Rohlwes soll derjenige, der nur einige Fertigkeit beim Impfen erhalten hat, in einem Tage 1000 bis 1500 Schafe impfen können.

Der Maulgrind, auch das Teigmahl oder das schwarze Maul genannt. Dieser Grind besteht in dünnen grindigen Krusten oder Rufen, welche die Schafe ums Maul bekommen. Man heilt dieses Uebel durch Isop und Salz. Man nimmt nämlich von beiden gleichviel, zerstößt und mengt es untereinander, und reibt damit den kranken Thieren das Maul, die Lippen und den Gaumen. Wenn Säugelämmer grindige Mäuler bekommen, wie dieses oft der Fall ist, so nimmt man bloß Honig und frisches Eydotter, vermischt beides mit einander und schmiert damit die Grindflecken; auch eine Salbe aus Schießpulver und Oel ist sehr zweckmäßig.

Die Muttervorfälle. Diese entstehen zuweilen bei den Schafmüttern nach dem Lammen von Schrecken und schweren Geburten; die Mutter tritt oben aus und sitzt unter dem Schwanze. Tritt nun ein solches Uebel ein, so muß die Mutter mit laulichem, reinem Wasser gewaschen und mit dem Fin-

ger behutsam zurückgeschoben werden, worauf man die zu weite Oeffnung der Mutterscheide mit Nähenadel und Zwirn zunäht.

Die Milchknoten entstehen in den Brüsten der säugenden Mütter und werden durch das Einreiben mit braungebrannter Butter oder der gewöhnlichen flüchtigen Salbe aufgelöset, wobei man sie sanft, aber anhaltend ausmelkt. Hat sich aber Eiter erzeugt, so muß derselbe, nach einigen Schriftstellern, durch einen Einschnitt ausgelassen werden, worauf die Wunde mit Terpentinsalbe verbunden werden kann; man kann sich auch hierbei der oben, S. 406, angeführten Salbe aus Wachs, Pech und Baumöl bedienen, bei welcher gewöhnlich der Schnitt entbehrlich gemacht wird. Ueber die Krankheiten des Euters, s. auch oben, S. 405 und f. nach.

Die Schwämmchen oder der Fasch. Die Schwämmchen sind ein, einer Kinderkrankheit gleichen Namens sehr ähnliches Uebel. Es besteht nämlich in kleinen Bläschen, womit die inneren Theile des Maules besetzt sind und die sich bis in den Schlund, ja bis in den Magen herunterziehen. Dieser Ausschlag hindert sie am Saugen und sie sterben oft daran. Man löset 2 Quentchen weißen Vitriol in 1 Quentchen Wasser auf, setzt Honig dazu und bestreicht mittelst eines weichen Haarpinsels damit das Maul. Bei diesem Uebel muß man den Lämmern, damit sie nicht verhungern, die Milch zuweilen ins Maul melken.

Das Lahmen der Lämmer. Dieses Uebel soll theils von Erkältung herrühren, theils von einem Ueberfluß an Milch der Mütter, wenn man diesen zu starkes nahrhaftes Futter auf einmal reicht. Die Schäfer machen gewöhnlich den Lämmern, die mit diesem Uebel befallen werden, einen Schnitt im Fuße, wobei eine kleine Blutung erfolgt. Thaer schlägt

vor, statt dieses Schnittes lieber einen Blutegel anzusetzen, welches Mittel noch wirksamer seyn soll. Vorzügliche Lämmer soll man mit Branntweinspühlicht oder Vorsprung waschen. Damit dieses Uebel nicht von der Erkältung entstehe, so muß man die Lämmer nicht gleich aus einem warmen Stalle in die Zugluft bringen, sondern überhaupt an die Luft nur nach und nach gewöhnen.

Das Rückenblut, Blut, Stick-Blut. Diese Krankheit kommt dem Milzbrande des Rindviehs gleich, und wird auch von manchen so genannt, sie ist schnell wirkend und tödtlich. Das Thier ist betäubt und bleibt auf einem Flecke stehen, stemmt oder spreitzt die Beine auseinander, schäumt, giebt Blut von sich, fällt um, schlägt mit den Flanken und stirbt oft in kürzerer Zeit, als in einer Stunde. Maul, Nase und Ohren sind bei dieser Krankheit, nach der Anzeige aufmerksamer Beobachter, kalt, die Haut auf dem Rücken ist fest angespannt, und das Thier ganz steif und frißt nicht; es stöhnt, zwängt sich, macht einen krummen Rücken, als wollte es misten; allein es kann nicht, weil die Excremente im Mastdarme hart geworden sind und oft ganz verbrannt aussehen. — Die Krankheit ist nicht ansteckend, sie bricht aber in heißen, trocknen Sommern epidemisch aus und es sterben viele Schafe daran, besonders an heißen Gewittertagen. Der Verlauf der Krankheit ist viel zu schnell um Hülfe zuzulassen; wenn sich aber die Krankheit in der Gegend zeigt, ist die möglichste Vorsicht anzuwenden, indem man die Thiere weder von außen, noch von innen erhitzen muß. Man muß sie bei der stärksten Tageshitze im Schatten oder in luftigen Ställen erhalten; ferner langsam treiben, nicht durch die Hunde jagen lassen; sie häufig anreitzen frisches Wasser zu saufen, und sie nicht dursten lassen. Da diese Krank-

heit sich am häufigsten nach der Erndte zeigt, wo die Schafe auf die Stoppeln gehen, so kann dieselbe von dem zu kräftigen das Blut erhitzenden Futter herrühren, welches die abgefallenen Aehren und Körner darbieten. Man muß sie daher nicht auf dergleichen Felder treiben, wenn sich diese Krankheit äußert. — Nach den Franzosen und Spaniern soll man beim Ausbruche der Krankheit alle kräftige Thiere, die rothe Augen, Mäuler und Haut haben, zur Ader lassen, welches an der Backe unter dem Auge, in der Gegend des vierten Backzahnes geschieht, weil daselbst die Ader am deutlichsten liegt. Schwache Thiere, wenn diese mit dieser Krankheit befallen werden sollten, welches jedoch selten geschieht, darf man aber nicht zur Ader lassen. Wenn die Excremente im Mastdarme hart geworden, so muß man suchen solche mit dem Finger herauszubringen. Man bestreiche demnach den Finger mit Speichel oder tauche ihn in Oel und mache ihn hierdurch schlüpfrig, um damit den verhärteten Unrath und das geronnene Blut aus dem Mastdarme zu holen. Die angespannte Haut des Rückens suche man durch Hin- und Herziehen oder durch sanftes Reiben zu lösen. Nach Germershausen soll man das Thier stark zu schütteln suchen. Man nehme nämlich die beiden Hinterbeine des Thieres in die rechte und die beiden Vorderbeine in die linke Hand, drückt es an die Brust und hebt es so vor sich in die Höhe, bis man gerade steht; dann schüttelt man es wacker, daß sich Alles besser nach hinten zieht. Hierauf giebt man ihm warmes Wasser und Seife, die man klar hineinschabt, damit sie bald zergeht, rührt sie dann so lange, bis es recht schäumt, und giebt davon dem Schafe, mit beigemischtem Thrane, einen halben Löffel voll. Auch räth man an, die Schafe Sauerampfer fressen zu lassen und ihnen

ſtatt des Salzes Salpeter zu geben. Man empfiehlt zur Vorbeugung der Krankheit in heißen Tagen das tägliche Baden oder das Durchtreiben durch Waſſer. Auch bei dem Rindvieh kommt dieſe Krankheit vor; ſ. Th. 128, S. 341.

Die Waldkrankheit. Man hat die Bemerkung gemacht, daß wenn die Schafe im Frühjahre, beſonders im Eichenholze, viele junge Knospen freſſen, ſie Hitze, Durſt, Verſtopfung oder ſehr verhärtete Excremente bekommen, und wiederzukäuen aufhören. Die Krankheit dauert länger, als drei Wochen, und ſcheint von entzündlicher Art zu ſeyn; dieſerhalb hat man auch den Aderlaß dagegen empfohlen. Das ſicherſte Mittel iſt, ſie im Frühjahre nicht ins Holz zu treiben, wodurch man zugleich die Zerſtörungen der jungen Anpflanzungen verhindert; ſ. auch oben, S. 113.

Das kalte Feuer. Nach Germershauſen ſind bei dieſer Krankheit Maul, Naſe und Ohren heiß, das Thier bläſet heiß aus der Naſe, ſtöhnt, und wird dick. Man gebraucht dagegen, nach dem oben genannten Schriftſteller, folgendes Mittel: Neun Kellerwürmer werden in einem Näpfchen kleingedrückt, etwas ſüße Milch darauf gegoſſen, etwas Zunder von alten, leinenen Lappen gebrannt, ausgedrückt und ganz klein gepflückt, und dieſes zuſammen dem Thiere eingegeben. Wenn dieſes Mittel nicht auf der Stelle hilft, ſo iſt die Krankheit zu ſpät entdeckt worden, und keine Rettung mehr möglich. Auch bei den Pferden kommt das kalte Feuer vor, jedoch mit andern Symtomen; ſ. Th. 13. S. 16.

Das wilde Feuer. Dieſe Krankheit, welche oft der Ausgang eines vernachläſſigten Rothlaufs iſt, ſoll nur ſelten vorkommen und gewöhnlich auf dem Kopfe in einer Wunde ausbrechen, welche die Haut und das Fleiſch bis auf den Knochen verzehrt; zuweilen ſollen die Augen ausfallen und die Hälfte des

Leibes zur Wunde werden, ehe das kranke Vieh krepirt. Unter den dagegen versuchten Arzneimitteln soll nun folgendes den Vorzug verdienen. Man nehme 3 Unzen Rosmarinöl, koche sie in einem halben Quarte Essig und schmiere und wasche mit dieser Mixtur das leidende Vieh fleißig; gebrauche aber dabei die Vorsicht, das kranke Vieh von dem gesunden abzusondern und es in einer mäßigen gleichen Wärme zu halten. Eine Vorsichtsmaaßregel dieses Namens kommt auch bei den Krankheiten der Schweine vor; s. Th. 6. S. 347.

Die Sabberseuche, Speichelsucht. Wenn die Thiere mit dieser Krankheit befallen werden, so käuen sie mit dem Maule und bekommen Schaum vor demselben. Zur Heilung derselben nimmt man Brunelle, auch Gottheil, St. Antonikraut, Consolida minor und Brunella vulgaris, genannt, klopft dasselbe und steckt es den Schafen zum Verschlingen in den Hals. Einige nehmen nach Germershausen's Bemerkung grüne Hanfstengel, und binden sie dem Schafe durch das Maul über den Kopf zusammen, daß es an solchen käuen muß. —

Der Husten. Dieser kann verschiedene Ursachen haben, welche Folge von anderen Krankheiten seyn können; er kann aber auch für sich selbst bestehen. Im ersten Falle wird er nachlassen, sobald die Hauptkrankheit, die ihn veranlaßte, gehoben ist, im zweiten Falle wendet man die Heilmittel gegen ihn ganz allein an. Der Husten, als selbst bestehendes Uebel, rührt gemeiniglich von der Abwechselung der Temperatur her, z. B. von einem schnellen Uebergang der Wärme zur Kälte; so auch von überflüssiger Feuchtigkeit; Rohlwes will denselben auch von staubigem Futter herrühren lassen, und räth an, das Futter, welches man den Schafen zu fressen giebt, erst ausklopfen und ausschütteln zu lassen.

Rührt der Husten von der Abwechselung in der Atmosphäre her, so nehme man Kümmel und Siebenzeiten oder Bockshorn, Foenum graecum, stoße beides zu Pulver, vermische dieses mit Honig und Mehl, mache daraus Kugeln, in der Größe einer welschen Nuß, und stecke dem Patienten alle Morgen eine in den Hals, und fahre damit fort, bis der Husten aufhört. Oder man gebe dem Schafe, zu gleichen Theilen, alle Tage einen halben Löffel voll Fliedermuß mit etwas Bier ein; dauert der Husten fort, so kann man auch einen Löffel voll Honig mit Bier eingeben, bis er vergangen ist. Auch muß man dafür sorgen, daß man den Stall in Hinsicht der Wärme so einrichtet, daß ein richtiges Verhältniß der Stallwärme mit der äußeren vorhanden ist, mithin die Abwechselung nicht auffallend ist. Rührt der Husten von zu großer Feuchtigkeit her, so nehme man auf jedes kranke Stück eine Handvoll Salz, benetze dieses mit etwas Essig, mische es in Theer mit etwas Mehl, und lege dieses den Patienten in den Trögen zum Lecken vor.

Die Lungenseuche oder Lungenfäule. Der Herr Staatsrath Thaer sagt über diese Krankheit folgendes: „Die Lungenfäule scheint mir von Schafkundigen und Thierärzten mit der Fäule oder Faulkrankheit oft verwechselt worden zu seyn; denn ich habe Beschreibungen von Schafsterben erhalten, wobei sich durchaus nicht die Symptome jener Wassersucht, sondern ähnliche Erscheinungen, wie bei der Lungenseuche des Rindviehes, und zwar mit dieser gleichzeitig geäußert hatten. Diese Epidemie entstand später, erst im Frühjahre, nachdem die Schafe im Winter ganz gesund gewesen waren, und man schob sie auf verschlammtes, dumpfig gewordenes Winterfutter. Ich enthalte mich bis jetzt (1811.) über diese Krankheit mehreres zu sagen, da ich es mit Be-

stimmtheit nicht thun kann, und erwähne ihrer nur, um Thierärzte und Schäfer darauf aufmerksam zu machen." — Diese Krankheit hat auch schon Germershausen von der Fäule unterschieden, und nach ihm Gotthard und mehrere andere Schriftsteller. Germershausen sagt: „Die Lungensucht oder Lungenfäule, die ich nebst der Fäule im Leibe nur den Namen nach kenne, weil sie bei mir im höchsten Alter der Schafe nie verspürt worden, und doch anderswo zum öftersten weit und breit alle Schäfereyen verödet, hat ihren Haupturſprung aus der faulen eingekerkerten Luft des Schafstalles, wie auch aus dem Uebersaufen der Schafe, die nicht täglich zur Tränke kommen. Wenn nun diese Schafe, wenn sie zumal viel Salz bekommen, von der Sonnenhitze zu durstig werden, und auf der Trift irgendwo zu Wasser kommen oder es auf dem Hofe finden, so saufen sie auf einmal so viel in sich, daß sie sich verfangen und eine Lungenentzündung zuziehen. Eben so entsteht die Krankheit bei den mit frischer Stallluft, täglichem Tränken und reichlichem Futter im Stalle nicht versorgten Schafen, wenn sie auf nasse oder sumpfigte Weideplätze kommen, oder überhaupt nasse Jahre sind. Feuchtes dumpfiges Heu giebt gleichfalls Gelegenheit zu dieser Krankheit, ingleichen bei Strohschäfereyen, das Austreiben der Schafe in der kälteren Jahreszeit auf die Weide mit nüchternem Magen. Die Vorbauungsmittel sind hier die besten. Bittere Kastanien sind hier sehr zu empfehlen, und in Ermanglung derselben andere bittere, leicht in Menge zu habende Kräuter, als Wermuth, Bitterklee ꝛc." Nach Gotthard giebt es gegen lungensüchtige Schafe kein Heilmittel, und man muß daher eilen sie bei Zeiten, entweder zu schlachten, oder an den Schlächter zu verkaufen. Sollte vielleicht die Krankheit beim Beginnen nicht eine gänzliche Zer-

rüttung der Lunge befürchten lassen, so ist das Beste, daß man die kranken Thiere durch eine ihrer Natur angemessene Behandlung, Wartung und Pflege davon zu befreien suche.

Die Fäule oder Faulsucht, welche man mit der vorhergehenden Krankheit für eines gehalten hat, s. Fäule der Schafe, Th. 12, S. 93 u. f.

Die Wassersucht. Diese Krankheit soll bei Schafen von dem Ueberhandnehmen der Egel herrühren. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind: blasse Adern in den Augen, selbst die Augen sind dabei bleich und voll schäumichten Wassers, loses Zahnfleisch, lose und blasse Haut. Bei zunehmender Krankheit wird der Kopf dick, unter dem Kinnbacken setzt sich ein Beutel und das Thier schwillt auf. Schäfer sagt hier: „Man muß zwischen denjenigen, welche wirklich schon angefangen haben dicke Wasserbäuche zu bekommen, und zwischen denen, wo man noch nichts sonderliches von der Wassersucht merkt, obgleich deren Lebern schon Egel haben mögen, einen kleinen Unterschied machen. Den ersten gebe man wöchentlich mit ihrem Futter dreimal anderthalb Pfund Salz, letzteren aber wöchentlich einmal ein Pfund Salz, jedes Mal auf zwanzig Stück Schafe gerechnet. Sind die Bäuche der Schafe schon zu sehr mit Wasser angefüllt, folglich Alles auf das Höchste gekommen, so könnte den Schafen noch auf diese Art geholfen werden. Man lasse mit einem spitzigen Instrumente, das einem Pfriemen gleicht, und welches in einem Röhrchen steckt, in die eine untere Seite des Bauches stechen, ziehe den Pfriemen heraus, lasse aber das Röhrchen darin stecken, und dadurch das Wasser herauslaufen. Ist das Wasser abgezapft, so schmiere man die Oeffnung mit Theer zu, und gebe dem Schafe wöchentlich das nöthige Salz. Wollte Jemand außer dem Salze noch ein anderes

Mittel gebrauchen, der bediene sich des folgenden Pulvers. Er nehme:

Kochsalz 1 Pfund,
Ofenruß,
Salpeter und
Wachholderbeeren, von jedem $\frac{1}{4}$ Pfund,

mische alles untereinander zu einem Pulver, und gebe einem jeden kranken Schafe hiervon täglich $\frac{3}{4}$ Loth, mit frischem Wasser oder Essig befeuchtet."

Hastfer sagt: „Obwohl diese Seuche mit flüssigen Arzeneyen hat können gehoben und ausgerottet werden, so ist doch am sichersten, dieselben zu vermeiden, und lieber an ihrer Statt trockne Medikamente zu gebrauchen. Vor allen müssen die wassersüchtigen Schafe mit dürrer Heide, Erlenlaub und Roggenähren gespeiset werden, welches Futter die Eingeweide sehr stärkt. Vom Wasser müssen sie ganz und gar abgehalten werden; denn wenn sie während der Kur dazu gelassen werden, so ist aller Gebrauch der Arzeneyen vergebens. Ehe man aber den Patienten etwas eingiebt, läßt man sie erst purgieren; man giebt ihnen nämlich $\frac{1}{4}$ Loth rohes gestoßenes Spießglas, Antimonium crudum, mit Hafermehl und ein wenig Urin zu einem Teige gemacht, ein. Ist dieses geschehen und das Purgieren erfolgt, so nimmt man:

trocknen, pulverisirten oder gehackten Wermuth,
grüne gereinigte und zerhackte Winterpetersilie,
pulverisirten Nesselsamen,
pulperisirte oder wohlzerriebene Alant- oder Kalmuswurzel, von jedem eine Kanne,
fein zerstoßenes Salz, 1 Stübchen,
Hafermehl, 1 gute Kanne, oder so viel, als zum Zusammenknäten nöthig befunden wird.

Diese Sachen werden in einem Troge zusammengemengt, darauf gutes fließendes Wasser gesprengt und die Masse bis zu einem Teige zusammengeknätet.

Daraus macht man dann Bälle, so groß, als welsche Nüsse, und giebt sie den Schafen nüchtern ein, jedem Schafe 2 oder 3 Stück, nach ihrer Größe und ihrem Alter. Hierauf müssen sie 3 oder 4 Stunden im Stalle stehen, tritt aber schöneres Wetter ein, so läßt man sie heraus, hütet sie aber den Tag vor Wasser. Ist aber das Wetter trübe, so thut man am besten, daß man sie den folgenden Tag und die Nacht über im Stalle mit Stroh oder anderem trockenen Futter nährt. Mit dem Eingeben verfährt man im Anfange, und ehe die Schafe daran gewöhnt worden, auf die Weise, daß man es mit dem Finger in den Hals des Schafes hineinstößt. Diese Bälle werden, nach dem genannten Schriftsteller, jährlich von den Schäfereyen zu Höjentorp und Berga gebraucht, und man hat gefunden, daß solche ein sicheres Mittel wider die Wassersucht der Schafe sind. Von der eben erwähnten Masse werden 170 bis 180 Bälle, die für 60 alte Schafe oder für 80 bis 90 junge oder Lämmer zureichen. In dem Falle aber, daß man mit vorstehenden Ingredienzien nicht versehen wäre, so kann man für 10 bis 12 Schafe ein Stübchen Hafer nehmen, diesen in einem Ofen oder auch in einem Topfe über dem Feuer wohl trocknen, und ihn mit folgendem vermischen. Man nehme:

fein zerstoßenes Salz,
gedörrte und zerstoßene Wachholderbeeren, von jedem ein halbes Nößel,
zerstoßene Lorbeeren, 2 Loth,
gedörrte und zerstoßene Brennnesseln mit ihrem Samen, 1 Nößel;

menge alle diese Species unter den Hafer, und gebe es ihnen in ihrem Troge zu fressen; reiche ihnen dann Heu oder Stroh, lasse sie aber denselben Tag nicht zum Saufen. Wollen die Schafe diese so zu-

bereitete Arzeney nicht annehmen, so muß man den Hafer zu Mehl mahlen, mit den Gewürzen zu Teig und Kugeln oder Bällen machen, und sie den Thieren eingeben.“ Mehrere neuere Schriftsteller erwähnen dieser Krankheit nicht.

Die Gehirnentzündung. Diese tritt nach Rohlwes in den heißen Sommertagen ein, wenn die Sonne den Schafen auf den Kopf brennt. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende: Stirn und Ohren sind ungewöhnlich warm, die Augen verschlossen und es laufen Thränen heraus; das Maul ist heiß und trocken, und die Zunge gewöhnlich mit einem weißen Schleime überzogen; einige erhalten auch einen Schauder oder ein Zittern über den ganzen Körper, andere gehen bewußtlos umher, und noch andere legen sich nieder, wobei sie den Kopf dicht an die Erde legen. Wenn sich diese Kennzeichen äußern, lasse man die Thiere zur Ader, und gebe jedem täglich drei Mal, jedes Mal ein Quentchen Salpeter in Wasser aufgelöset. Um den Kopf wickle man leinene Tücher, und erhalte dieselben mit kaltem Wasser beständig naß. Hiermit fährt man nun so lange fort, bis die Krankheit gehoben ist.

Die Wurmkrankheit. Diese Krankheit hat ihren Sitz theils in der Lunge, theils im Magen. Hat sie ihren Sitz in der Lunge, so bemerkt man dieses an einem trocknen, jedoch nicht überlauten, öfters hintereinander ansetzenden schwachen Husten, der wie das sanfte Meckern eines Ziegenbocks lautet. Man gebraucht gegen dieses Uebel Knoblauch, und giebt den kranken Thieren mitunter Wurzeln, Blumen und Kraut von Rheinfarren. Man pülvert nämlich die angeführten Theile dieses Gewächses, vermischt einen Löffel voll davon mit Honig und Mehl, macht dieses zu einer mäßig steifen Nudel oder einem Welger, steckt sie dem Schafe des

Morgens nüchtern ein, laßt es hierauf drei Stunden fasten, und fährt so mit dem Eingeben fort, bis der Husten aufhört. Hat die Krankheit ihren Sitz in dem Magen, so bemerkt man dieses daran, wenn sich die Schafe öfters ihre Seiten besehen, sich niederlegen, wieder aufstehn, sich auf dem Rücken wälzen, und mit den Hinterfüßen an den Bauch schlagen. Hier wende man nun das oben angeführte Mittel an, und gebe dem Patienten zugleich täglich früh Morgens ein gutes Frühstück von recht süßen gelben Rüben oder Möhren.

Das Blutharnen, Blutpissen, rothe Wasser. Diese Krankheit soll meistentheils von dem Genusse scharfer Pflanzen herrühren, z. B. vom Genusse des Ranunkels, der Anemone, des Schierlings, der Zeitlose ꝛc. Auch soll es von plötzlicher Erkältung bei zu großer Hitze im Sommer herrühren, oder auch von sauren, moorigen Weiden, oder auch wenn die Schafe im Stalle das Heu von dergleichen Wiesen fressen müssen. Der Herr Professor Reuter der jüngere in Dresden, führt in den Anzeigen der Churfürstlich Sächsischen ökonomischen Societät von der Ostermesse 1793, S. 36, zwei der nächsten Ursachen an, wovon ihm die letztere die wahrscheinlichste zu seyn scheint.

1) Wenn die Schafe unvorsichtiger Weise auf solche Weiden getrieben werden, wo giftartige, scharfreitzende Kräuter stehen, welche nach dem Genusse auf die Nierenpulsadern und inneren Nierensubstanzen heftig wirken, den Antrieb des Blutes stark nach diesen Theilen vermehren, so daß das Blutharnen erfolgt, und zu gleicher Zeit die Nieren vom Brande vernichtet, und das Thier an den Folgen des Blutverlustes und Brandes sterben muß.

2) Wenn bei Schafen der Grund schon lange vorher oder durch die Hütung auf nassen, niedrigen,

mit schlechten, sauren, wässerigen, ihrer Natur nicht angemessenen Kräutern und Futterarten, in die Körper der Thiere gelegt worden ist, wo dann durch solche Fehler das Blut zu sehr verdünnt, und außer Mischung gesetzt wird, und die Nieren zu sehr erschlafft werden, so daß durch die durchseigende Gefäße der Nieren, nichts urinartiges, sondern lauter rothe Farbetheilchen aus dem Blute abgesondert werden. Dieser Umstand zeigt sich nicht gleich nach der vorhergehenden Ursache, sondern es geht eine geraume Zeit hin, ehe das vorher dichte, gutgemischte gesunde Blut, und die mit Lebenskraft versehenen derben Nieren, in solche kranke Umstände versetzt werden können. Tritt nun dieser Umstand ein, dann seigen die Nieren keinen Urin aus dem Blute mehr, sondern lauter dünnes lockeres, außer Mischung gesetztes Blut ab, welches in Substanz durch die Seigungswerkzeuge der Nieren, durch die Harnleiter, und von da durch die erschlaffte Blase aus dem Körper geschafft wird. Wäre nun das Blutharnen von der ersten Ursache herzuleiten, so würden im Anfange schleimigte, öligte, nitröse, stumpfmachende, schmerzstillende Mittel am angemessensten seyn. So soll man jedem Schafe täglich einen Trank geben, der aus folgenden Ingredienzien besteht; man nehme:

Salpeter, 2 Quentchen,
Kampher, ½ —
frisches Leinöl, 2 Eßlöffel voll,
Mehl, ½ Eßlöffel voll,
Wasser, ½ Nößel,

mische Alles untereinander und gebe es dem Patienten ein. — Im letzteren Fall oder bei der letzten Ursache muß man das Futter und die Weide verändern und den kranken Schafen gewürzartige, bittere, balsamische, gelind zusammenziehende, verdickende Mittel reichen. Man nehme daher:

Eisenvitriol, ½ Quentchen,
Tormentillwurzel, 1 Quent.,
Mehl, ½ Eßlöffel voll,
Wasser, ½ Nößel,

mische Alles gehörig untereinander und gebe es zwei Stunden vor dem Futter den kranken Thieren ein. Statt des Eisenvitriols kann man auch Alaun nehmen, und statt der Tormentillwurzel Eichenrindenpulver, und zum Saufen den Patienten etwas Wasser hinsetzen, worin glühendes Eisen abgelöscht und Gersten- oder noch besser Malzschrot geschüttet worden.

Der Herr Oekonomie-Amtmann Weihe in Burgörner im Mannsfeldischen hat gleichfalls in die Anzeigen der Chur. Sächs. ökonomischen Societät von der Ostermesse des Jahres 1792 über diese Krankheit folgende Bemerkungen einrücken lassen. Er sagt: „Sie, nämlich die Krankheit, traf um die Mitte des letzten Märzmonats in meiner Schäferey ein, überfiel bloß den Jährlingshaufen, der damals im schönsten Stande, mit guten Körnern, reinem Stroh und mit dem besten Grummet und Kleeheu ernährt worden war. Es starben in den ersten Tagen zwei bis drei, den dritten, vierten und fünften aber schon sechs bis neun Stück Jährlinge. Bei einer so ernstlichen Zunahme der Krankheit durfte ich wohl keinen baldigen Stillstand derselben hoffen, ich mußte, dem Anscheine nach, vielmehr befürchten, daß mir von dem ganzen Haufen wenig oder gar nichts übrig bleiben werde. Um nun Alles zu thun, was ich nach meinen Begriffen für nöthig hielt, dem Uebel entgegenzutreten, ließ ich sogleich am Abend Anstalten machen, daß sämmtliche Jährlinge zur Ader gelassen wurden; ich ließ das Blut in kleine Geschirre, die ungefähr vier Loth fassen konnten, auffangen und jedem Stücke wenn es möglich war, so

viel abzapfen. Am nächsten Morgen wurde jedem Stücke, und zwar zwei Stunden vor dem Futter, ein Quentchen gepülverte Tormentillwurzel eingegeben und dieses des Abends wiederholt; des folgenden Tages ließ ich, auf Anrathen eines Freundes, den achten Theil Eisenvitriol zusetzen und ein halbes Quentchen davon auf einmal gleichfalls früh und des Abends jedem Jährlinge einzeln reichen, und auch am dritten Tage damit fortfahren. Außerdem fand ich noch für gut, statt des bloßen Wassers, solches, worin glühendes Eisen abgelöscht worden, zu geben, was ich, um es desto genießbarer zu machen, mit hinlänglichem reinem Gerstenschrote vermischen ließ. In Absicht der Fütterung blieb es bei der vorhergehenden. Schon am zweiten Tage dieser Kur war der Verlust weit geringer, und nach dem dritten ging kein einziges Stück mehr an jener Krankheit verloren, worauf ich dann den ferneren Gebrauch besagter Mittel vor der Hand einstellte und zu wiederholen nicht nöthig hatte."

Auch der Professor Havemann, Director der Thierarzneischule in Hannover, giebt den oben vom Professor Reuter vorgeschlagenen Mitteln seinen Beifall. Nach Bose*) soll man bei dem Blutharnen die Schafe zur Ader lassen und ihnen Essig geben.

Nach Germershausen's Beobachtungen sollen die Lämmer besonders das rothe Wasser bekommen, wenn sie bei der Hürden- und Stallfütterung nur grünen Klee zu fressen bekommen, und dann soll auch noch die Ursache dieser Krankheit in einem zu wässerigen Futter liegen; auch wenn Regen die Schafe auf der Weide befällt und sie darin gelassen werden, also Nässe, soll den Schafen ebenfalls diese

*) Dessen Handbuch der praktischen Landwirtschaft, 2r Band. Leipzig, 1798.

Krankheit zuziehen. Der oben genannte Schriftsteller räth Alaun auf's feinste zu zerstoßen, ein wenig frische Butter dazu zu thun und dem Schafe von dieser Mischung so viel als eine Welsche Nuß groß, einem Lamme aber die Hälfte von dieser Portion zu geben. Es muß ihm mit dem Finger in den Hals hineingedrückt werden. Hört nach dem Eingeben dieses Mittels das rothe Wasser durch den Urin fortzugehen nicht auf, so wiederhole man die Dosis nach einem oder zwei Tagen. Geht das rothe Wasser nicht durch den Urin weg, und das Thier drückt und krümmt sich, so muß man dasselbe zur Ader lassen.

Nach Rohlwes soll man den Schafen täglich zwei Mal folgendes Mittel mit Wasser eingeben: Vitriolisirter Weinstein und Salpeter, von jedem 1 Loth, zu Pulver gerieben, zusammengemischt und jedes Mal ein Quentchen gegeben. Hiermit vergleiche man nun den Art. Blutharnen der Schafe und Lämmer, Th. 6, S. 26.

Die Darmgicht. Diese Krankheit rührt theils von Erkältung der Eingeweide, theils von Verstopfungen, und theils von Würmern her. Die Schäfer nehmen, um dieses Uebel, wenn es von Erkältung und Verstopfungen herrührt, zu heilen, Raute, so viel man mit drei Fingern fassen kann, Hafer eben so viel, Wermuth zweimal so viel, auch wohl eine kleine Messerspitze voll geriebenen Ingber, kochen dieses in einer Kanne starken Bieres zur Hälfte ein, geben den Schafen davon ein Viertel, etwas abgekühlt, und halten den Patienten recht warm. Rührt die Krankheit aber von Verstopfungen und von Würmern her, so suche man diese Hauptkrankheit zu heben, und das Bauchgrimmen hebt sich von selbst.

Die Drehkrankheit, auch das Drehen, Ringlichtwerden, Schwindeln, Taumeln,

Dummseyn, Irregehen, Segeln und Traben genannt, ist nicht ansteckend, aber in den meisten Fällen unheilbar. Die beiden letzteren Benennungen beziehen sich hauptsächlich auf die Bewegungen des Thieres bei dieser Krankheit; beugt nämlich das Thier den Kopf statt nach der Seite, nach hinten über, so nennt man es das Segeln, und beugt es ihn dagegen nach vorn herunter, und läuft dabei vorwärts, so heißt es das Traben; s. auch weiter unten. Die Entstehung dieser Krankheit ist bis jetzt noch nicht hinlänglich oder befriedigend ausgemittelt worden. Einige wollen sie vom Sonnenstiche herleiten; Andere schreiben sie heftigen Stößen an dem Kopfe zu, wodurch ein Andrang des Blutes nach dem Kopfe bewirkt, auch Hirngeschwüre und Wasser im Kopfe erzeugt werden; noch Andere wollen sie von Insekten und Würmern herleiten ꝛc. Dieser letzteren Meinung wegen, hat man die jungen Thiere vor diesem Uebel dadurch zu bewahren gesucht, daß man ihnen die Stirn mit einem Pechpflaster bedeckte, indem man glaubte, das Insekt fresse sich durch den Schädel durch. Strunz, in seinen freimüthigen Briefen über die Schafzucht in Böhmen und Oesterreich, sucht die Quelle des Uebels in den Larven der Schafbreme oder des Stirngrüblers, Oestrus Ovis, welche in dem Gehirne der Schafe ihre Verwandlung aushalten, und durch ihr Fressen und ihren Druck den Schwindel und das Drehen bewirken sollen. Der genannte Schriftsteller will dieses Thier sogar viele Stunden beobachtet, und im Gehirne herumwühlen gesehen haben. Diese Insekten sollen das ganze Gehirn durchfressen, und wenn sie in demselben nicht mehr Nahrung genug finden, aus den Augen, Naselöchern und Ohren wieder herauskriechen, wobei das Schaf krepiren muß. Spätere Untersuchungen, vorzüglich

von dem Professor Leske, dem Pfarrer Götze, dem Doctor Bloch, dem Kommissionsrath Riem und dem Professor Reuter haben dargethan, daß die eigentliche Drehkrankheit oder das Irregehen der Schafe, dem vielköpfigen Hirnblasenbandwurme, Taenia vesicularis cerebrina multiceps, nach andern Naturforschern Taenia socialis genannt, seyn Daseyn zu verdanken habe. Nach Götze hat der Wurm ganz besondere Eigenschaften: 1) Wohnt er unter keiner Außenblase, wie die andern Blasenwürmer in den Lebern und am Darmfelle der Schweine, Schafe und Rinder, sondern liegt frei in einer Höhle des Hirnmarks der drehenden Schafe; 2) hat er nicht einen, sondern oft einige hundert weiße runzlichte Körperchen, jedes mit vier Saugblasen und dem doppelten Hakenkranze, in jeder Reihe achtzehn, an einer und ebenderselben gemeinschaftlichen Blase, und zwar in verschiedenen Kolonien, daher hat man ihn Vielkopf, Multiceps, genannt. Diese Körperchen kann er 3) ganz umkehren und in die Blase hineinziehen, aber auch wieder von innen heraus umkehren, wenn es die Noth erfordert. Der genannte Schriftsteller sagt:

„Ich will meine Beobachtungen darüber treu und ehrlich erzählen. Am 18ten Octob. 1779. bekam ich den Kopf eines Schafes, das an der Drehkrankheit gestorben war. Die Stirn war ganz bluthroth gestoßen, übrigens aber hart, und weder oben, noch an den Seiten ein weicher Fleck zu fühlen. Ich sägte den Hirnschädel mit einer feinen Säge glücklich durch, ohne die oberen Häute, die das Mark einschließen, zu verletzen. Die Dicke des Hirnschädels war ungefähr wie ein guter Messerrücken. Die obere Haut lag noch so fest auf dem Marke, daß ich sie mit einem Messer lösen, und auf beiden Seiten mit einer Pinzette zurückklappen mußte. Noch zur Zeit keine Spur von Feuchtigkeit oder Wasser. Als ich hierauf die Markklappen trennte,

zwischen welchen sich bekanntermaßen zwei, mit einer platten Schleimhaut überzogene, Höhlungen befinden, fielen mir zwei blaulichte, durchsichtige, frei liegende Blasen in die Augen, deren jede in einer Kammer des Markes lag, keine aber mit einer Lymphe umflossen war. An jeder bemerkte ich viele Kolonienweise sitzende weiße Körperchen, die sich alle eingezogen hatten, und innerhalb den Blasen saßen und diese Blasen selbst durchschimmerten, hatten die Größe eines mäßigen Hühnereyes. Die meisten Körperchen aber waren kaum eine halbe Linie lang. Aus den angestellten microscopischen Untersuchungen ergab sich nun:

a) Daß die Körperchen dieser Würmer, wesentlich an der gemeinschaftlichen Mutterblase angewachsen sind, wie man deutlich sehen kann, wenn man ein solches Körperchen mit einem Stückchen Haut preßt, und unter einer gehörigen Vergrößerung betrachtet.

b) Daß da, wo sich jedes Körperchen entwickelt hat, ein Keim oder Ey, wie man es nennen will, in der Blase gesteckt habe. Dieses beweiset ihre kolonieförmige Lage, da das Uebrige der Blase frei ist.

c) Daß sie sich, theils alle, theils einzeln, von inwendig heraus umkehren, mit den Haken in das Hirnmark einschlagen, und mit den Saugblasen ihre Nahrung an sich ziehen.

d) Daß nothwendig diese Würmer mit so vielen Körpern und Kopfhaken, an einem so empfindlichen Theile, als das Hirnmark ist, auch empfindliche Schmerzen, Schwindel und Dummheit verursachen müssen. Man nehme nur dreihundert Körperchen an jeder der beiden Blasen an, die ich fand, also sechshundert. Jedes Körperchen an der gemeinschaftlichen Blase ist ein Individuum, und am Kopfe mit sechsunddreißig Haken und vier Saugblasen versehen. Folglich schlagen sich in das Hirnmark ein

1) 21000 Haken; und zum Saugen legen sich an
2) 2400 Saugblasen; mithin
3) 24000 Organe, welche alle das Hirnmark, und zwar jedes an einem besondern Orte, berühren.

e) Daß diese Blase selbst durch ihren Druck viel zum Schwindel des Schafes beitragen müsse, weil sich das Hirnmark nach derselben bequemt, ausweicht

und an ungewöhnlichen Stellen tiefe Höhlungen bekommt, worin diese Blasen liegen.

f) Daß dieser Blasenwurm mit so vielen Körpern und Köpfen das einzige Thier in der Natur ist, welches man vielköpfig nennen kann; daß aber seine Entstehungsart, Wachsthum und Fortpflanzung eben so unerklärbar ist, als die Absicht der Körner und Atomen in der Substanz der Körperchen; ja, daß man darüber nicht eine einzige Hypothese wagen kann, sondern auch von der Muthmaßungskunst verlassen wird.

Der Pastor Götze machte nun noch mehrere Versuche, die ich, der Merkwürdigkeit wegen, hier anführen will. Er sagt ferner:

Am 4ten Februar 1780. sahe ich an einem benachbarten Orte ein drehendes Schaf, das noch nicht völlig dreiviertel Jahr alt war, und das Drehen etwa 9 bis 10 Wochen gehabt hatte; als es hingesetzt wurde, schwankte es von einer Seite zur andern, stand es mit dem Gesichte gerade vor mir, so segelte es mit dem Kopfe immer nach der linken Seite hin. Die Augen waren trübe; der Kopf entweder starr vorwärts, oder niederhangend. Oft drehete es sich im Kreise herum, segelte aber zuletzt zur linken Seite nieder; lief auch wohl mit dem Kopfe gerade gegen die Wand und schien blind zu seyn; zitterte am ganzen Leibe und nahm kein Futter an. Fühlte man mit dem Finger auf die linke Kopfseite hinter das Ohr, so schien es ihm wehe zu thun; doch war die Stirn hart und kein weicher Fleck zu bemerken. Beim Durchsägen des Hirnschädels floß am Hinterkopfe das helle Wasser heraus, weil ich die hier liegende Blase getroffen hatte; sie lag diesmal nicht in einer Kammer zwischen den beiden Lappen des Hirnmarks, sondern an der linken Seite des Hinterkopfs, wie ich anfänglich gemuthmaßt hatte, und zwar in einer tiefen Höhlung des Hintermarks, die mit mancherlei Zwischenhäuten durchwebt war. Was aber das merkwürdigste war, so saßen die weißen Körper alle ausgestreckt, und mit den Haken in

die Oberhaut oder dura mater, die am Knochen anliegt, und das Hirnmark umschließt, eingeschlagen, wodurch das Stückchen, wo sie gesogen hatten, ganz brocklich geworden war. Die Würmer ließen sich diesmal nicht stören, obgleich ihre Mutterblase zerrissen war. Als ich aber mit dem Pinsel etwas warmes Wasser auf sie tröpfelte, zogen sie sich schnell zurück, und ich sah deutlich, wie sie sich wie ein Strumpf oder Handschuh von außen hinein, vermöge der Falten ihres Körpers, umkehrten. Nun zog ich mit einer Pinzette die ganze Blase aus ihrer Höhle, und ließ sie in warmes Wasser fallen, darin sie noch allerhand zusammenziehende Bewegungen machte; die Körperchen aber zum Theil sich wieder umkehrten, den Kopf ausstreckten und so stehen blieben. Das einzige Mal, daß ich sie lebendig gesehen habe. Als ich die übrigen Häute des Hirnmarks sauber ablöfete, und den linken Lappen desselben öffnete, lag noch eine ganz unverletzte Blase mitten in demselben, doch so, daß nach dem Knochen zu, das Hirnmark wohl die Dicke eines Messerrückens hatte. Ihre Größe, wie ein Hühnerey, die Zahl der Körperchen 427; aber alle eingezogen. Ich stellte zwischen die Spalte des Hirnmarks einen Federkiel, kehrte den Kopf um, und ließ die ganze Blase in einen schwarzen Napf mit warmen Wasser fallen, da sie allerlei Bewegungen des Lebens machte, und die Körperchen sich fast alle ausstreckten. Sogleich warf ich sie in ein Glas mit Branntwein und sie blieb dicke, rund und unverletzt. Während der Behandlung des Kopfs, besonders da ich ihn über den Napf mit Wasser hielt, bemerkte ich im Wasser eine weiße lebendige Oestrus oder Schafbremenlarve, die aus der Nase gefallen war. Ich sägte die Stirnhöhle durch, und fand noch sieben solche Larven in den Rotzgängen des Nasenbeins stecken. — Den 20sten März 1780. fand ich abermals im Kopfe eines drehenden Schafes, in den Kammern des Hirnmarkes, eine außerordentlich große Blase, wie eine Zitrone mit vielen Büscheln der weißen Körperchen, bei fünfhundert an der Zahl. Es war mir nicht möglich sie unverletzt herauszubringen; denn sie ging nach der Nase des Schafes ganz schmal zu, und steckte zum Theil in den Nebengängen des Hirnmarkes in dünnen Falten, daß ich sie ganz langsam herausziehen konnte, bei welcher Behand-

lung sie zerriß und ihre Lymphe verschüttete. Als ich vor Eröffnung des Hirnmarks mit dem Finger auf dasselbe drückte, zitterte das Ganze, welches von der inwendig liegenden Blase herrührte, woraus sich der Schwindel erklären läßt. Das Schaf darf nur niedertreten, so zittert die Blase mitten im Hirnmarke. — Den 22sten März secirte ich wieder ein drehendes Schaf, und fand im Kopfe linkerseits, wenn mir die Nase zugekehrt war, eine ziemliche große Blase, dicht und unmittelbar an der dura mater, so daß das Hirnmark rechts ausgewichen war, und eine große Höhlung hatte, worin die Blase lag, die beim Durchsägen zerrissen war. An der Blase befanden sich bei dreihundert kleine Körperchen. Ich merke noch an, daß der Hirnschädel vom Stoßen gegen die Wände oben auf schon einen Riß bekommen hatte. — Am 21sten April 1780. fand ich in dem Kopfe eines frisch geschlachteten drehenden Schafes die dura mater und das Hirnmark unverletzt. Als ich oben die Haut löfete, und die Lappen zurückklappen wollte, quoll mir die Blase aus den Kammern derselben entgegen. Ich ließ sie ins warme Wasser fallen, und sie lebte mit ihren Körperchen einige Stunden. Diesmal fand ich daran eine besondere Merkwürdigkeit. Es war eigentlich eine doppelte Blase; eine kleinere mit den verschiedenen Kolonien der weißen Körperchen; an derselben noch eine größere, ordentlich angewachsene mit einer Zwischenwand, und an dieser letzteren nur erst ein einziges weißes Körperchen. — Am 22sten Junius fand ich zu Rekane, in Gegenwart des Herrn v. Rochow in dem Hirnmarke eines drehenden Schafes, wieder an der linken Seite, wenn mir die Nase zugekehrt war, eine nicht gar große Blase, mit einigen hundert weißen Körperchen. Das Schaf war eigentlich kein Dreher, sondern ein Segler, weil es immer nach der linken Seite zu segelte. Ich mache hierbei die Anmerkung, daß ich die meisten Blasen im Hirnmarke der Schafe an der linken Seite gefunden habe, und dergleichen Schafe an einigen Orten Segler genannt worden. Zweitens, daß die Schafe, bei denen die Blasen mitten in den Kammern des Hirnmarks liegen, eigentliche Dreher sind. Nothwendig müssen diese verschiedene Bewegungen nach Verschiedenheit des Drucks im Kopfe, oder den Empfindungen, die das Thier hat, erfolgen. —

So weit der Pfarrer Götze, mit dessen Bemerkungen auch jene des Herrn Comissionsrath Riem und des Herrn Professor Reuter ganz übereinstimmen.

Nach der Lage dieses Bandwurms äußert sich auch die Wirkung der Krankheit. Liegt nämlich die Blase, sie sei nun einzeln oder auch in mehrerer Zahl im Grunde des großen Gehirns, so läuft das Thier mit erhabenerem Kopfe immer gerade aus und hält auch dann noch den Kopf hoch, wenn es vergißt vor seinem Futter zu stehen. In diesem Falle nennt man die Krankheit das Segeln und das damit behaftete Thier Segler; liegt dagegen die Blase im Hintertheile des Kopfs, und zwar im kleinen Gehirn oder im Anfange des Rückenmarks, so trägt der Patient ebenfalls den Kopf hoch, legt ihn beinahe aufs Genicke, gleitet aber öfters mit den Füßen aus und trabt gleichsam. In diesem Falle nennt man die Krankheit das Traben und den Patienten Traber. Liegt aber endlich die Blase auf einer oder der anderen Seite des Gehirns, so dreht sich der Patient allezeit auf die entgegengesetzte Seite, das heißt, wenn die Blase auf der rechten Seite liegt, so dreht sich das Thier nach der linken; liegt aber die Blase auf der linken, so dreht sich das Thier nach der rechten; in diesem Falle nennt man die Krankheit das Drehen, und das kranke Thier Dreher. Daß das Drehen der Schafe von Wasserblasen herrührt, welche sich im Gehirne dieser Thiere erzeugen, ist den Schäfern schon längst bekannt gewesen. Geutebrück, Hastfer, Ranftler gedenken derselben; allein die Würmer darin haben erst Leske und Götze, zu gleicher Zeit, entdeckt.

Nach dem Herren von Willburg soll sich diese Krankheit gemeiniglich nur in den Hundstagen äußern; dieser Meinung pflichten viele Thierärzte

und Landwirthe bei. Auch Gaudich will die Erfahrung gemacht haben, daß sich dieses Uebel am mehrsten bei großer Sommerhitze und größtentheils bei jungen Schafen, deren Hirnschädel nicht so fest, als derjenige bei alten Thieren ist, äußert. Auch sollen oft die den Badstuben ähnlichen Ställe, wo die Hitze oftmals zum Ersticken ist, dazu Veranlassung geben. Den ersten Anfang der Krankheit welche in der Regel, wie schon oben bemerkt worden, nur Lämmer und Jährlinge, selten ein Thier über zwei Jahr, befällt, bemerkt man am unsicheren und dummen Gange und Benehmen des Thieres; denn es entfernt sich mit einer widernatürlichen Haltung des Kopfes von der Herde, entweder zur Seite oder indem es vorläuft oder zurückbleibt. Es fängt dann an sich immer nach einer Seite zu drehen, oder es läuft vorwärts, stolpert, fällt nieder, steht wieder auf, und stolpert abermals, wobei es die Nase manchmal unter sich bekommt oder sie in die Höhe hebt. Es läßt sich zuletzt vom Hunde nicht mehr bei der Herde halten, frißt nun sehr wenig mehr, fällt ganz empfindungslos um und krepiert. Nach dem Herrn von Willburg soll es in der Kur bei dieser Krankheit auf eine derbe Maulschelle ankommen, die man dem Schafe an der Seite giebt, wohin es sich dreht; denn durch diese Erschütterung zertheile sich das im Gehirn angesammelte Wasser zu Zeiten fast augenblicklich; allein Gaudich will diesen Versuch auch gemacht, aber keine Besserung darauf verspürt haben. Nach Thaer soll die innere bewirkende Ursache des Uebels alle Hoffnung benehmen, durch Arzneimittel etwas dagegen auszurichten; und Rohlwes will gar kein Mittel dagegen gebrauchen lassen, um dem Landmanne Kosten und Mühe zu ersparen; denn wenn ein Schaf die Drehkrankheit erhalte, so soll man es sogleich schlachten, weil man das Fleisch

ohne Schaden essen könne. Obgleich viele Schriftsteller dagegen keine Mittel verordnet wissen wollen, so sollen doch einige nicht erfolglos gewesen seyn. Man theilt diese Mittel theils in Vorbauungsmittel — theils in Heilmittel des wirklich vorhandenen Uebels — die Vorbauungsmittel sind nun a) entweder allgemeine, oder b) besondere. — Die allgemeinen Vorbauungsmittel sind folgende:

a) Man nehme die Lämmer vor dem Eindringen der Sonnenstrahlen in Acht, wie solches schon oben bemerkt worden.

b) Man schütze sie gegen die zu große Stallhitze; denn sowohl die Sonnen- als Stallhitze, welche durch die Ausdünstung der thierischen Körper und des Mistes noch an schädlichen Eigenschaften zunimmt, tragen unendlich viel zur Entwickelung des Blasenbandwurms bei.

Die besonderen Vorbauungsmittel sind folgende:

1) Das Masiusisch-Gülkische Vorbauungsmittel. Herr M. Masius, sonst Meese genannt, sucht ein ihm vom Oekomie-Inspektor Gülke zu Rostin bei Soldin in der Neumark mitgetheiltes Mittel gegen die Drehkrankheit der Schafe zuerst gegen einen Dukaten, dann gegen einen Thaler und endlich unter der Form eines Testaments, welches er bei dem Magistrate zu Goslar vorgelegt hatte, gegen einen Louisd'or Ablösungsgebühren an den Mann zu bringen. Der Herr Kommissions-Rath Riem liefert nicht nur die ganze Geschichtserzählung, sondern auch das sogenannte Testament selbst, unter dem Titel: das Masiusisch-Gülkische ökonomische Testament für Dumm-

Schafe; nebst Enthüllung eines seyn sollenden Geheimnisses des Herrn D. Masius, sonst M. Meese genannt, das Schafdrehen gänzlich zu verhüten; herausgegeben und berichtiget vom Kommissionsrath Riem. Leipzig und Dresden, 1791. Das Mittel besteht in Folgendem: man nimmt:

a) im Frühjahre, wenn die Lämmer ausgetrieben werden, etwa auf 300 Stück
Küchensalz, 1 Dresdner Metze,
zerstoßenen und zerriebenen Salpeter ¼ Pfund,
Wundersalz, Sal mirabile Glauberi, ½ —
menge alles gut durcheinander und lasse von dieser Mischung die Lämmer alle acht Tage lecken und so bis July fortfahren.

b) Im August nimmt man aber:
Salz, 2 Metzen,
Salpeter, 12 Loth,
Wundersalz, 1 Pfund,
mischt Alles gut untereinander und giebt es alle acht Tage zum Lecken, und fahre so den Winter über fort.

c) Man lasse den Lämmern, ehe sie noch ausgetrieben werden, durch die Bank von einem Ohre zum andern quer über den Kopf zwei Finger breit mit Wagenschmiere die Fontanelle beschmieren, und lasse es alle Monate bis in den August wiederholen, weil es durch die Luft dürre wird; denn alsdann borstet die Wolle auseinander, welches nicht seyn darf.

Das Magnische, mit gutem Erfolge angewendete Vorbauungsmittel. Es besteht darin, den Lämmern und Jährlingen, welche mit dieser Krankheit befallen werden, eine Platte von Leinwand mit Pech auf den Kopf zu kleben. Dieses

Mittel hat den Namen von dem Herrn Grafen von Magni auf Eckersdorf im Glatzischen bekommen, wo es auf den Spanischen Schäfereyen dieses Grafen angeordnet wurde.

Das Schönburgische Vorbauungsmittel. Dieses Mittel besteht darin, den Lämmern in dem ersten Jahre die Wolle nicht von den Köpfen abzuscheeren. Diese Versuche sind zuerst von dem Herrn Geheimen-Rath Grafen von Schönburg, von dem das Mittel auch den Namen hat, zu Wechselburg auf seiner Schäferey in Wiederau gemacht worden. Und die daselbst schon seit sechs Jahren (zu Ende des verwichnen Jahrhunderts in den 1790er Jahren) fortgesetzten Versuche sind von dem jüngeren Grafen zu Penig auch seit fünf Jahren, bis zum Jahre 1797, nachgeahmt worden, und binnen der Zeit hat sich kein einziger drehender Jährling in dortiger Schäferey gefunden.

Das verbesserte Strunzische Vorbauungsmittel. Strunz nimmt die Larve der Schafbreme, die er Spinnfliege nennt, als die Quelle des Drehübels an, wie auch schon oben angeführt worden, und die auf dem Lämmerkopfe vermeintlich befindliche Fontanelle, als den Punkt an, wodurch das Insekt seine Eyer in die Hirnhöhle brächte, und schlägt daher vor, den Lämmern die Köpfe mit Tabackslauge zu waschen und auf die Fontanelle ein Pflaster mit Pech, den Fliegenstich zu verhindern, legen zu lassen. Dieses Mittel wurde nun auf einigen Königl. Preußischen Schäfereyen, wie Herr Textor zu Glogau berichtet, angewendet; allein es that nicht die gehoffte Wirkung. Man gab daher den herrschaftlichen Schäfern, nachdem man sie, der Einwendungen und Gegenbehauptungen der Privatschäfer ungeachtet von dem wahren Grunde des Uebels überzeugt hatte, die strenge und ausführliche

Weisung: sämmtlichen neugebornen Lämmern sehr frühzeitig und ehe sie auf die Weide gelassen würden, die Wolle oder Haare auf dem Kopfe, vorn, von der Stirn an bis an das Genick rein abzuschneiden. Hernach den abgeschornen Kopf mit Tabacklauge, welche aus schlechtem Taback, oder auch aus andern Sorten, zubereitet wird, der in einer scharfen Lauge von Eichen- oder Büchenholzasche gehalten zu werden pflegt, gut abzuwaschen; diese Lauge jedoch vorher und ehe sie die Wäsche vornehmen, so weit abkühlen oder laulicht werden zu lassen, daß man die Hände darin leiden kann, dann aber erst nach der Abtrocknung am andern Tage das Pech auf die Köpfe zu schmieren. Man ließ die Probe mit Schusterpech machen, solches in einen kleinen heiß gemachten Kessel thun und darin zergehen, wobei das Gefäß, um das Aufsteigen und Herausprudeln des Pechs zu verhüten, mit einer Stürze dicht verwahrt und zugehalten wurde. Sobald das Pech zergangen war, ließ man ordinaires Rindtalg darunter thun, und beides wohl durcheinander rühren. Das Verhältniß war 6 Pfund Schusterpech und 2 Pfund Rindtalg. Diese zubereitete Schmiere ließ man etwas abkühlen, jedoch so, daß sie noch Wärme genug behielt, um gut aufgetragen werden zu können; denn zu heiß würde sie den Thieren geschadet, und zu kühl sich als Schmiere nicht haben gut anbringen lassen. Diese Einschmierung wurde nur alle vierzehn Tage jährlich beobachtet, und der Erfolg war, daß seit fünf Jahren nicht ein einziges Lamm nur das Mindeste vom Drehen oder Schwindel mehr verspüren ließ.

Die Heilmittel gegen das Drehen sind: a) entweder innere Mittel, oder b) Operationen.

Innere Mittel sind nur erst wenige mit Er-

folg angewendet worden. „Nach dem Herrn von Willburg sollen die Wachholderbeeren in dieser Krankheit sehr gute Dienste leisten. Man soll sie dreimal des Tages, etwas zerquetscht und mit Salz bestreut, als ein Geleck geben. Wenn aber auch dieses zu wenig wirksam sei, so soll man folgendes Pulver gebrauchen. Man nehme:

gepulverte Wachholderbeeren, 8 Loth,
klein geschabte Venetianische Seife, 1 Loth,
präparirte Meerzwiebel, 1 Quentchen,

mische Alles untereinander, und gebe dem kranken Schafe am Tage dreimal ein Quentchen schwer davon. Zugleich soll man den Schafen früh und am Abend den Kopf mit einem warmen Tuche, das mit Wachholderbeeren geräuchert ist, wohl reiben. Der Pfarrer Meß zu Schmerge, macht im Februar-Stück des Märkischen Volksblattes, 1798, S. 90, folgendes Mittel bekannt. Nachdem derselbe die Dreher in Seitendreher und Falldreher getheilt, und die Krankheit selbst für gichtartig erklärt hat, sagt derselbe: „Ich stellte meine erste Kur mit einem säugenden Lamme an, welches ein sogenannter Falldreher war. Nachdem es schon einige Tage an dieser Krankheit gelitten hatte, gab ich ihm Teufelsdreck, Assa foetida, einer Erbse groß, und zwar Morgens und Abends ein. Nachdem es etwa für einen Groschen davon verzehrt hatte, gewahrte ich mit Freuden, daß dieses Thier völlig hergestellt wurde, außer daß es eine Steifigkeit in den Beinen behielt, die vielleicht auch, wenn ich es der Mühe werth gehalten, durch Bähungen hätte gehoben werden können. Den zweiten Versuch macht ich mit einem jungen erwachsenen Mutterschafe, welches des Morgens beim Austreiben der Herde der Hirte mir auf den Hof warf, mit der Aeußerung: daß ich dem Thiere den Hals ab-

schneiden lassen möchte. Auf mein Befragen: Warum? erhielt ich zur Antwort: dem Thiere ist nicht mehr zu helfen. Es war auch ein sogenannter Falldreher und hatte diesen Zufall zum ersten Male. Ich schritt gleich wiederzu der Kur mit Teufelsdreck, und nach ungefähr sechs Tagen kam es wieder völlig gesung zur Herde. Dieses Schaf hat nachher noch verschiedene Lämmer gesäuget, bis es nach einigen Jahren, bei allgemeiner Verhütung der Herde, mit andern darauf ging. Die Gabe für ein erwachsenes Schaf ist einer Bohne groß. Bei den Seitendrehern hat es mir nicht so allgemein glücken wollen, indem von drei Stücken, womit ich die Probe gemacht habe, ich nur eins habe wiederherstellen können." Was die Operationen anbetrifft, so bestehen sie sämmtlich in Eröffnung der Gehirnhöhle und Zerstörung oder auch Entfernung der Wasserblase. Ihr glücklicher oder unglücklicher Erfolg gründet sich theils auf die Anzahl der im Gehirne befindlichen Wasserblasen, theils auf den Sitz derselben, und theils auf die mehr oder wenigere Erkrankung des Gehirns. Sind mehr als eine Blase vorhanden, z. B. nur zwei, so ist die Operation gemeiniglich zwecklos und die Krankheit unheilbar; weil da eines Theiles eine oder die andere Blase noch versteckt ist und bei der Operation nicht erreicht werden kann, oder das Gehirn ist durch das Zehren des Bandwurms oder den Druck der Blasen zu sehr erkrankt, als daß weiter geholfen werden könnte. Sitzen die Blasen im Grunde des großen Gehirns, oder wohl gar in der Substanz, oder im Grunde des kleinen Gehirns oder in dem verlängerten Marke, nämlich im Rückenmarke, so ist die Operation gleichfalls ohne guten Erfolg und das Schaf ist eine Beute des Todes. Ist endlich das Gehirn von dem zu langen Aufenthalte der Wasserblase, dem Druck ꝛc. zu sehr angegriffen, so ist dann

auch die Operation ohne günstigen Erfolg, und wenn auch nur eine, oder höchstens zwei Blasen vorhanden sind; denn das kranke Gehirn hat nicht nur selbst seine Wirksamkeit verloren, sondern auch einen zu starken und widrigen Eindruck auf die Lebenskraft gehabt.

Thaer sagt: „Ich habe mehrere Köpfe drehender Schafe, unter andern zwei mit dem scharfsinnigen Dr. Gall untersucht, und immer die Blasen so liegend gefunden, daß ihnen durchaus nicht beizukommen war, ohne das Thier augenblicklich zu tödten. Eins hatte sogar drei Blasen, die eine zwischen dem großen und kleinen Hirn, und die dritte lag an der Seite auf dem großen Hirn. Letztere hätte man leicht und sicher treffen können; allein es war äußerlich am Schädel nichts zu bemerken, was ihre Lage verrieth, und auf jeden Fall würde es dem Thiere nicht geholfen haben. Zuweilen aber kann nur eine Blase da seyn, und ihre Lage an der Seite sich dadurch, daß das Schaf den Kopf immer nach dieser Seite hält, dann durch einige Auftreibung der Haut und durch Eindruckbarkeit des hier dünner gewordenen Schädels zu erkennen geben. Wenn das ist, so wird das Haar abgeschoren und die Operation vorgenommen.“

Die ersten Operationen dieser Art hat man mit dem ordentlichen Trepan vorgenommen; allein das kranke Thier ist darnach fast immer gestorben. Riem und Reuter haben einen Trokar mit einer Canüle oder einem Röhrchen und einer Saugespritze empfohlen. Der Trokar wird nämlich eingestoßen, herausgezogen, das Röhrchen aber darin gelassen, und nun mit der in letztere eingeschrobenen Spritze, nicht nur das Wasser langsam ausgesogen, sondern auch die dünne Haut der Blase hervorgezogen, gefaßt und herausgenommen. Herr Dr. Gericke hat sich des Trokars

ohne Spritze bedient, das Wasser bloß auslaufen lassen, und einige Tropfen Myrrhen-Essenz eingetröpfelt, welches von besonderer Wirkung seyn soll. Die auf diese Weise bewirkten Operationen sind glücklicher, als diejenigen mit dem Trepan abgelaufen, wobei jedoch der Staatsrath Thaer die Bemerkung macht: wenn die Operateurs die angegebene Zahl wirklich geheilt haben, so muß das Schicksal ihnen Kranke mit der günstigen Lage der Blase zugeführt haben. Andere sind bei der Nachahmung beider Methoden nicht so glücklich gewesen. In Frankreich bedienten sich die Herren Yvart und Rappolt des schon längst bei den Schäfern bekannten Mittels, mit einem bloßen Pfriemen die Operation zu machen, der Pfriemen ist, außer der Handhabe, 15 Linien lang, oben wie ein Gänsekiel stark und unten spitz, jedoch darf er nicht gar zu scharf zulaufen. Das Instrument wird, ohne die Haut wegzunehmen, die man dann auf dem Schädel nicht verschieben darf, eingestoßen, 6 bis 8 Linien tief, ohne große Gewalt anzuwenden. Man zieht dann das Instrument schnell zurück, und so folgt die Blase noch voll oder ausgeleert gewöhnlich nach. Zuweilen kommt bloßes Wasser, und dieses läßt man, indem man den Kopf zur Seite legt, auslaufen, welches schon hinlänglich geschienen hat. Zeigt sich nichts, so sticht man den Pfriemen sanft wieder ein, und sucht ihn etwas seitwärts zu drehen, um die verfehlte Blase zu treffen; gelingt nun das nicht, so macht man einen Stich an einem anderen Orte. Mehrere solche feinere Stiche sind keinesweges gefährlich und heilen, mit einem Pechpflaster bedeckt, sehr leicht. Man muß aber nicht in die Mitte des Schädels hineinstechen, weil man hier die großen Blutgefäße treffen würde.

Nach Geutebrück soll man den weichen Fleck

sehr leicht spüren, und mit der Spitze vom Federmesser an drei Orten einschneiden, damit es rund wird, das Stück erheben, ohne es abzubrechen, die Wasserblase herausziehen, und das Stückchen Hirnschale wieder in seine Stelle bringen; dann ein Paar Stückchen Leinwand darauf legen, und darüber ein Pflaster von Pech, und das Schaf eine Weile im Stalle behalten. Das Pflaster muß aber unangerührt auf der Wunde bleiben, wenn gleich Eiter herausläuft. Der genannte Schriftsteller hält aber die Kur für etwas verzweifelt, weil unter zwei bis drei Schafen nur eins sie übersteht. Im Leipziger Intelligenzblatte macht ein Oekonom bekannt, daß zum Ausziehen der Wasserblase, statt des so eben beschriebenen Einschnittes an drei Orten, nur ein einziger schiefer Schnitt, so wie man sich etwa in die Hand oder in den Finger von ungefähr zu schneiden pflegt, geschehen müsse, worauf das Blättchen des Gehirns so weit zu heben ist, daß die Wasserblase bequem herausgezogen werden kann, worauf das Blättchen wieder angefügt, und leicht wieder geheilt werden kann.

Die Instrumente zu dieser Operation sind folgende: der Trokar. Es ist ein 5 Zoll langes, und etwa ein Achtelzoll im Durchschnitte dickes, vorn dreieckiges, scharf zugespitztes, aus Englischem Stahldrahte bestehendes, und unten mit einem hölzernen Knopfe oder Hefte versehenes Stilet, welches von der Spitze an etwa drei Zoll, nach dem Hefte zu weit dünner, als an dem übrigen Theile ist. Dieses Stilet wird zur Eröffnung der Gehirnhöhle gebraucht, muß aber, um das Wasser nach dem Einstiche gehörig ablassen zu können, mit einem Röhrchen oder einem Futteralchen versehen werden. Dieses Röhrchen oder Futteralchen, welches von Messing oder auch von anderem Metalle seyn kann, ist zwei Zoll lang und richtet sich mit seiner Oeffnung

oder Höhlung ganz nach der Spitze des Stilets, und ist, damit man sie nach Gefallen an dem Stilete stellen kann, unten an der Seite mit einem Schräubchen versehen; nach seiner obersten Mündung zu ist es ganz dünn getheilt, so daß es, wenn man dasselbe an das Stilet geschoben hat, mit diesem so ziemlich ein Ganzes, und nach oben zu eine Spitze ausmacht. Dieses wäre demnach der ganze Saugetrokar. Die Spritze, welche man gebraucht, wenn das Wasser nach gemachtem Einschnitte oder Einstiche, und eingeschobenem Abzugsröhrchen, nicht freiwillig abfließen will. Dieselbe besteht aus drei wesentlichen Theilen, erstens aus dem Untertheile, zweitens aus dem Vordertheile und drittens aus dem Stempel. Der untere oder hintere Theil ist dick und hohl, um das auszuziehende und auszupumpende Wasser zu fassen, und kann von Zinn oder auch von Messing seyn; der obere oder vordere Theil besteht aus einem zwei Zoll langen, beinernen oder elfenbeinernen Röhrchen, ist aufgeschroben und so dünn, daß es gerade in das oben beschriebene Röhrchen des Stilets paßt. Der Stempel ist dann der innere bewegliche und unten mit einem Ringe, als Handgriff, versehene Theil, um durch Hin- und Herschieben desselben, das Wasser herbei zu ziehen.

Bei der Operation selbst, beim Trokariren, hat man zuerst dahin zu sehen, ob die Lage der Wurmblase oder Wasserblase wirklich so ist, daß eine Operation mit gutem Erfolge vorgenommen werden kann. Hat man durch weiche Flecke am Hirnschädel die Lage der Blase erkannt, so schreite man zur Operation. Man binde erstlich dem kranken Thiere alle vier Füße, lege es auf einen Tisch oder eine Bank, und scheere ihm mit einer Scheere die ganze Wolle von dem oberen Theile des Kopfes ab. Ist

dieses geschehen, so hält ein dritter den Kopf fest, und gerade so, daß man die Operation ganz bequem verrichten kann. Jetzt sucht man unter den weichen Flecken der Hirnschale jene heraus, die von der Gegenwart der Wasserblase zeugen. Trift man nämlich durch Betasten mit der Fingerspitze den Sitz der Wasserblase, so giebt dieses das Thier fast jedes Mal durch ein gewisses Zucken zu erkennen, weil durch eben diesen Druck die unter dem weichen Flecke liegende Wasserblase tiefer auf die edlern Theile des Gehirns gepreßt wird. Hat man nun den wahren Fleck gefunden, so hält man den Daumen darauf und nimmt den mit dem Röhrchen versehen Saugetrokar in die rechte Hand, so daß der hölzerne Knopf desselben auf dem obern Theile der Hand, in deren Mitte zu stehen kommt, schließt dann die Hand zusammen, dergestalt, daß der Zeigefinger und Daumen in jene Gegend zu liegen kommen, wo der Trokar anfängt dünn zuzulaufen, die drei übrigen Finger aber den mittleren Theil des Trokars festhalten. Ist auch dieses geschehen, so setzt man die Spitze des Trokars auf den weichen Fleck, worauf man den Daumen der linken Hand gehalten hat, und stößt denselben zwar senkrecht, jedoch etwas schräg gerichtet, bis an den bestimmten Ort, in das Gehirn ein, dreht das Schräubchen, welches das Röhrchen an dem Stilete fest hält, etwas auf, und zieht das Stilet aus der Röhre heraus, die Röhre selbst läßt man aber in der Hirnhöhle stecken. Ist die Durchbohrung glücklich, und am rechten Orte geschehen, dann kömmt das in der Blase enthaltene Wasser sogleich, nach Herausziehung des Stilets von derselben, durch die in der Hirnhöhle und Wasserblase steckende Röhre herausgequollen. Hierauf wendet man das Thier mit seinem Kopfe um, und giebt so der Blase und dem Wasser Gelegenheit,

sich der gemachten Oeffnung mehr zu nähern und abzufließen. Sollte aber das Wasser nicht nach Wunsch abfließen, so bedient man sich der oben erwähnten Spritze, steckt diese in die Röhre und zieht das Wasser heraus. Sollte aber auch dieses ohne Wirkung seyn und gar kein Wasser kommen, so hat man entweder den rechten Fleck oder die Wasserblase nicht getroffen. Man wird daher die Operation an einem anderen Flecke von neuem wiederholen müssen, welches auch nach Riem's und Reuter's Erfahrungen ohne Gefahr geschehen kann. Ist aber hinlängliches Wasser herausgekommen, so zieht man das Röhrchen aus der Hirnhöhle heraus, bindet dem Schafe die Füße auf, und läßt es gehen, wo es dann gleich, wenn der Erfolg gut war, munter umhergehen, und wenn es etwas vorgelegt bekommt, fressen wird. Die trokarirten Thiere kann man nun entweder einige Zeit in einem besonderen Stalle, oder auch besonders auf der Weide halten, damit sie nicht von andern gestoßen werden. Man braucht die Wunde nicht weiter zu verbinden; nur befeuchte man den Obertheil des Kopfes des Tages etlichemal mit folgender Mischung: Man nehme Chamillenblumen und Salbey, und koche solche in $1\frac{1}{2}$ Quart Wasser so lange, bis $\frac{1}{2}$ Quart ganz verdunstet ist. Man thue nun Weinessig, und in Ermanglung desselben, guten Biereſſig $\frac{1}{2}$ Quart dazu, und löse darin Salmiak und Salpeter, von jedem 2 Loth, auf. Oder man nehme zu dieser Befeuchtung bloß das sogenannte blaue Wasser, welches man in den Apotheken erhält, und wenn man dieses wegen der Entfernung des Orts nicht gleich haben kann, so nehme man bloß kaltes Wasser, und mische die Hälfte, oder auch nur ein Drittheil, Essig darunter, und befeuchte den Kopf des trokarirten Thieres damit. Bemerkt man an dem trokarirten Thiere etwa kurzen

Athem, eine heiße trockne Zunge, hitzige rothe Augen, verstopften Leib, so muß man demselben täglich etliche Klystiere aus Leinsamendekoct, mit etwas Essig geschärft, geben, und zweimal des Tages einen Trank aus $1\frac{1}{2}$ Quentchen Salpeter, $1\frac{1}{2}$ Loth Glaubersalz, in etwas Mehltrank aufgelöset, eingießen. Die trokarirten Thiere müssen überhaupt die ersten Tage, nach ausgehaltener Operation, Mehlwasser und weiches, vorzüglich grünes Futter bekommen. Hier nun noch einige merkwürdige Kuren bei Drehschafen und deren Erfolg, welche der Herr Hofrath, Doktor Mayer in Prag der Churfürstlich Sächsischen Leipziger ökonomischen Societät, von der Michaelismesse des 1793sten Jahres mittheilte. Diese Kuren wurden mit dem Saugetrokar von dem Gubernialrathe, Herrn Ritter v. Erben, auf seinem Erbpachtgute zu Tschemin, im Pilsner Kreise in Böhmen, vorgenommen. Es wurden daselbst diejenigen Schafe, welche der Verwalter des Ritters heilbar fand, ordentlich geheilt, und andere, welche man als unheilbar ansah, zu rechter Zeit geschlachtet. Die Versuche sind nun folgende:

Den 10ten März 1792 wurde bei einem Mutterschafe, nach mehr, als einem zwei monatlichen linksseitigen Drehen, die Trokarirung auf der rechten Seite, schräg gegen das vordere Gehirn, vorgenommen. Die Operation ging bei diesem ersten Unternehmen sehr glücklich von Statten; denn es ist nicht nur durch das eingebohrte Röhrchen des Saugetrokars viel klares und sehr heißes Wasser von selbst ausgelaufen, sondern noch zwei volle Spritzen ausgezogen worden, so daß es in allem beinahe $\frac{1}{4}$ Seidel ($\frac{1}{8}$ Dresdner Kanne zu 2 Pfund) Wasser austragen konnte. Nach dem Trokariren ging es sogleich aus Fressen und zeigte keine Spur des Drehens mehr. Den dritten Tag ging es mit der Herde und befand sich ohne Merkmal eines fernern Anfalls. Der Geschlechtsstamm dieses Stücks war nie mit dieser Krankheit behaftet. Die Wunde wurde vorschriftsmäßig mit einer Vermischung von Essig und

Wasser, etliche Tage lang, zum öftern benetzt, und in einigen Tagen damit zugeheilt. Eben so hat man während dieser Zeit, etwas Salpeter mit Mehl vermischt, in das Getränk gethan und außerdem weiter nichts gebraucht. Es zeigte nach dem Trokariren viele Munterkeit, lebte ohne Krankheit fort und wurde das erste Mal zum Stähr gelassen.

An demselben oben angezeigten Tage wurde ein Spanisches Mutterschaf, welches sich seit drei Monaten auf die rechte Seite gedreht und den Kopf öfters auch zur Erde hängen gelassen hatte, operirt, dabei war es trächtig, aber sehr mager und kraftlos. Durch das erste linkseitige Trokariren wurde kein Wasser erhalten; bei der zweiten Operation bekam man aber aus dem hintern Gehirne ein wenig röthliches, schon verdicktes Wasser. Das Gehirn war größtentheils ausgezehrt und mit vielem gelblichen Wasser angefüllt. Die Blasen waren mit vielen Bandwürmchen versehen und so stark verhäutet, daß bei Einstechung in solche, die Blase abwich und lange nicht getroffen werden konnte. Es gab kein Merkmal einer Besserung und ward daher geschlachtet. Bei der Oeffnung des Kopfs fand man die Bandwurmblasen, und zwar eine links neben dem hintern Stirnbeine, und eine rechts unter dem dicken Gehirne, und dann eine im Rückenmarke.

An demselben oben angegebenen Tage wurde ein Zeitschaf, welches über zwei Monate mit dem Drehen behaftet gewesen und den Kopf immer in die Höhe getragen hatte, operirt. Die Operation wurde rechts gegen das hintere Gehirn vorgenommen und nur wenig Wasser erhalten. Da während des Trokarirens das Schaf nicht fest gehalten und dadurch im Gehirn eine Zerrüttung verursacht worden, so mußte es auf der Stelle geschlachtet werden. Beim Oeffnen des Gehirns befand sich die Bandwurmblase im untern dicken Gehirn, und ist für unheilbar gehalten worden.

An demselben Tage wurden zwei Jährlings-Hämmel oder Schöpse operirt, welche, als erkaufte Lämmer, in kurzer Zeit nach der Uebertreibung mit der Drehe befallen wurden, wovon sie aber durch ein Nasenaderlaß befreit worden waren; allein späterhin wurden sie wieder mit der Drehe befallen. Sie wurden zweimal trokarirt, ließen aber immer nur ein gelbes Wasser; sie fraßen zwar,

auch das Drehen ließ nach; allein in der Folge hat sich nicht die gänzliche Besserung gezeigt. Den 14ten März wurden sie zur Untersuchung geschlachtet. Die Köpfe waren da, wo die Blasen lagen, mit drei Löchern versehen und sind fast ganz ohne Gehirn befunden worden, welches die Länge der Krankheit verursacht haben mochte.

An demselben oben angeführten Tage wurde ein Jährlingshammel oder Schöps zweimal trokarirt; man erhielt aber kein Wasser; zum dritten Male ist aber aus dem hinteren Gehirn viel Wasser von selbst ausgelaufen, und eben so viel mit dem Saugetrokar ausgezogen worden. Da das Uebel an fünf Monate anhielt, so war er mager und aus Kraftlosigkeit dem Verderben ohnehin unterworfen. Er fraß jedoch, das Drehen hatte sich verloren; da sich aber keine vollkommene Besserung zeigte, so wurde er geschlachtet, und es zeigte sich eine Blase neben dem linken Auge, eine andere rechts in der Gegend des Ohres. Das Gehirn war ganz wässerig und größtentheils ganz verzehrt; wo sich die Blasen vorfanden, entdeckte man große Löcher im Kopfe.

Es wurde ferner an demselben Tage ein Mutterjährling zweimal trokarirt und jedes Mal erhielt man nur wenig Wasser. Er war mager und elend, zeigte keine Besserung, und ward daher geschlachtet.

An demselben Tage wurde ein Jährlingshammel zweimal trokarirt, das erste Mal vorwärts ohne Wirkung, das zweite Mal gegen die Nase zu, wonach ein helles Wasser herauslief. Er blieb gesund.

An demselben Tage ein Zeitschaf, welches sich links gedreht hatte. Es ward auf der rechten Seite trokarirt und ist nicht über drei Wochen mit dem Drehen behaftet gewesen. Es verlor viel Wasser und ward vollkommen gesund.

Den 16ten März wurden zwei Zeitstähre, welche sich rechts dreheten, auf der linken Seite zweimal trokarirt; das erste Mal vorwärts ohne Wirkung, das andere Mal in eben der Oeffnung gegen den Hals, woraus viel Wasser erhalten wurde. Sie waren schon seit vier Monaten mit dieser Krankheit behaftet, dabei sehr kraftlos und mager; sie fingen wieder an zu fressen und das Drehen unterblieb. Bis zum 22ten März spürte man keine Besserung; sie wurden daher zur Untersuchung geschlachtet. Man fand bei ihnen an ver-

schiedenen Orten drei Blasen mit vielen Bandwürmern besetzt; zwei Blasen lagen im unteren Gehirn und waren sehr voll Wasser. Die Hirnschale hatte an mehreren Orten Löcher.

An demselben Tage wurde ein Jährlingsstähr, welcher den Kopf in die Höhe getragen und sich auch links gedreht hatte, rückwärts nach dem dritten Gehirn operirt, aber nicht viel Wasser entdeckt. Er blieb matt; obschon er gleich an zu fressen fing. Man schlachtete ihn an demselben Tage, und fand zwei Blasen links und rechts in beiden dicken Schienen, welche schon ausgezehrt waren.

An demselben Tage wurden zwei Jährlinge, ein Mutter- und ein Hammeljährling zweimal ohne Wirkung trokarirt; sie waren ganz kraftlos. Ungeachtet sie nach der Operation fraßen, so gab die außerordentliche Mattigkeit wenig Hoffnung. Sie wurden daher geschlachtet und man fand, daß sie nicht drehköpfig, sondern im Bauche voller Wasserblasen waren, eine anbrüchige Lunge und eine große Galle hatten. Beide besaßen vor dem Schlachten nur wenig Kräfte mehr und hätten durch die Verstopfung der Darmentzündung krepiren müssen.

An demselben Tage wurde ein Mutter- und ein Hammel-Jährling, welche sich rechts, auch öfters links gedreht hatten und schon zum zweiten Male mit diesem Drehen behaftet gewesen, trokarirt, sie waren von Fleisch abgefallen, fraßen zwar, konnten aber aus Mattigkeit nicht aufkommen, und wurden daher geschlachtet.

Den 11ten September 1792 wurde ein Zeithammel, welcher sich rechts gedreht hatte und erst seit 10 Tagen drehend war, links gegen die Nase trokarirt, und beinahe $\frac{1}{2}$ Seidel ($\frac{1}{2}$ Pfund) Wasser erhalten, welches auf sechsmal mit der Spritze ausgehoben wurde, und das letzte Mal mit Blut vermischt war. Beim Aufstechen floß das Wasser durch die Nasenlöcher. Er blieb lange stehen, fing endlich an zu fressen und wurde gesund.

Den 17ten September wurde ein Zeitschaf in der Pleschnitzer Schäferey, welches sich nur einige Tage erst links gedrehet hatte, rechts gegen die Nase zu tro-

karirt und ungefähr ¼ Seidel (¼ Pfund) Wasser ausgelassen, auch noch mit der Spritze das Wasser dreimal ausgezogen, wobei gar kein Blut wahrgenommen wurde. Eine kleine Weile nach der Operation hatte es sogleich zu fressen angefangen und ward gesund.

Am 19ten September wurde ein Zeitschaf in der Zscheminer Schäferey, welches links gedreht und den Kopf abwärts getragen hatte, auch schon ein Jahr vorher drehend gewesen war, trokarirt, wobei nur ein Löffel Wasser abging. Auch beim Abziehen mit der Spritze ging sehr wenig Wasser ab, welches vermuthen ließ, daß das Gehirn ganz verzehrt sei, weil man die Höhlung der Hirnschale durch den leichten Eingang des Trokars bemerkt zu haben glaubte. Da sich nun keine Besserung zeigte, so wurde dasselbe geschlachtet. Bei der Untersuchung fand sich, daß dieses Zeitschaf vom Schafmeister nicht gehörig zum Trokariren angegeben worden, indem die Blase im Genicke lag, die mehr als ¼ Seidel Wasser enthielt. Wäre daher solches als ein Traber angezeigt und das Trokariren diesem angemessen unternommen worden, so würde sichere Hülfe geleistet worden seyn; auch soll es schon vorher drehend gewesen seyn.

An demselben Tage wurde ein Zeithammel, welcher sich links drehete, rechts operirt, gegen das hintere Gehirn, die Blase wurde gut getroffen und ließ vieles Wasser gehen; er wurde gesund.

Hieraus erhellt nun, daß bei diesem ersten Versuche von zwanzig Stücken, worunter aber zwei Stücke nicht gehirndrehend waren, sondern an Lung- und Leberübeln gelitten hatten, sechs kurirt, dagegen vierzehn geschlachtet und verkauft worden sind, worunter aber drei ganz unheilbar waren.

Es wurde nun ferner noch mit gutem Erfolge das Trokariren an anderen Orten vorgenommen; z. B. im Jahre 1791. zu Dobrilugk, wo von dem Schäfer John, von drei drehenden Lämmern, zwei glücklich mit dem Trokar kurirt worden; zu Lissa bei

Breslau, auf den Gütern des Herrn Grafen von Maltzahn, wo gleich beim ersten Versuche, von sieben Drehern viere gerettet wurden; zu Gersdorf bei Nossen, einem Rittergute des Herrn Kabinetsministers Grafen von Einsiedel, wo von Ostern 1794 bis 1795. achtzehn Stück Schafe operirt, und davon eilf glücklich geheilt worden. Ferner zu Döhlen bei Dresden, wo ein Schäfer mehrere Schafe durch den Trokar rettete. Auf dem Gräflich Hohenthalschen Rittergute Wartenburg bei Wittenberg, wo der Pachter Backe den Trokar mit gutem Erfolge anwendete. Zu Hohenstein bei Stolpen, wo mehrere nicht nur glückliche Operationen vorgenommen, sondern auch der Ober-Oekonomie-Inspector Hedenus die Bemerkung aus eigener Erfahrung machte, daß der Stich mit dem Trokar denjenigen Schafen, die noch gut bei Leibe wären, nichts schade, wenn er auch vier und mehrere Male vergebens verrichtet werden müßte. Auch von dem Kanzler von Hofmann zu Dieskau bei Halle sind vortheilhafte Versuche mit dem Trokar gemacht worden.

Obgleich viele glückliche Kuren mit der Operation bei der Drehkrankheit, von den ersten Versuchen mit dem Trokar an, gemacht worden, so sind doch viele Landwirthe dagegen. Thaer sagt zwar: „daß die Operation gelinge, zuweilen gründlich, zuweilen nur auf kurze Zeit helfe, leidet keine Zweifel; allein wie oben, S. 466, angeführt worden, verspricht sich auch dieser Schriftsteller sehr wenig davon, und dieses wohl mit Recht, da sowohl der Sitz der Blase, nicht mit Gewißheit angegeben werden kann, als auch die Anzahl derselben; mithin tappt man ohne sichere äußere Kennzeichen immer bei der Operation im Dunkeln.

Gaudich sagt: „Es haben schon Mehrere das Trepaniren der drehenden Schafe theils angerathen,

theils auch unternommen, und manches Schaf ist dadurch auch geheilt und gerettet worden; allein ungleich mehrere haben dennoch immer entweder geschlachtet werden müssen, oder sie sind gestorben, und ich weiß nicht, ob viel Vortheil von dieser Kur zu erwarten seyn möchte; und was dabei noch das schlimmste ist, ist wohl dieses, daß man bis jetzt (in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts) noch unter hundert Schäfern und Viehärzten nicht einen Mann findet, welcher eine so gefährliche Operation unternehmen kann; auch gar zu oft weit und breit, kein geschickter Vieharzt zu dergleichen Verrichtungen zu finden ist, folglich wird man immer seine Zuflucht mehr zum Schlachten, als zur Heilung solcher Thiere nehmen müssen. Daher dürfte es wohl das allerrathsamste seyn, daß man seine Lämmer, oder alle junge Schafe überhaupt, niemals der großen Sonnenhitze zu sehr aussetze, auch selbst mehr auf kühle, als warme Ställe Bedacht nehme."

Man hat die Drehkrankheit oft mit einem andern Uebel verwechselt, das von einem Insekte entsteht, welches aber nicht in der Hirnhöhle, wie der Blasenbandwurm, sondern in der Stirnhöhle seinen Sitz hat. Es ist nämlich die Larve einer Fliege, Schafbreme, Oestrus Ovis, genannt, s. auch oben, S. 451, die ihr Ey in die Naselöcher, so wie in die Scheide legt. Der Wurm zieht sich in die Nasenhöhle herauf, quält das Thier, und verursacht, daß es sich zuweilen so gebehrdet, als ob es wirklich die Drehkrankheit hat. Wenn es den Schafen nicht gelingt, sie herauszuschnauben, welches oftmals geschieht, so hat man Tabacksrauch, in die Nase geblasen, angerathen; auch wollen Einige den Schafen Schwefeldampf einziehen lassen, um den Wurm dadurch zu tödten; allein Thaer verwirft das letztere, weil das Thier dann leicht ersticken

kann, und empfiehlt dagegen ölige Einspritzungen. Einige Landwirthe haben auch angerathen, den Schafen Schnupftaback einzublasen, um den Thieren in der Nasenhöhle und Stirnhöhle einen Reitz zu verursachen, wodurch die Würmer dann durch das Niesen weggeschleudert werden. Um dieses zu bewirken, nehme man ein dünnes, oben zugerundetes, etwas langes Röhrchen, fülle es mit feinem Schnupftaback an, hebe den Kopf des Schafes in die Höhe, schiebe das erwähnte Röhrchen so tief in die Nasenhöhle, als nur möglich, und blase dann den Taback hinein. Hierdurch werden auch die Larven rege gemacht, kriechen herum, die Schafe fangen an zu niesen, und suchen sich so dieser Larven zu entledigen. — Die sogenannte fliegende Schaflaus, Hippobosca ovina, theilt der Wolle, da wo sie sich aufhält, eine grünliche Farbe mit, und wird durch Tabackslauge, womit man die Schafe wäscht, vertrieben.

Das Aufblähen. Diese Krankheit hat ihre Quelle gemeiniglich dem Genusse von jungem Klee und Luzerne; auch von jungem Hederich, der auf der Brache aufgeschlagen ist, zu verdanken, weil sie hiervon mehr fressen, als sie verdauen können. Dieses Futter geht dann im Magen in Gährung über, entwickelt vieles Gas, welches den Magen ausdehnt, seine Schließmuskeln zugleich reitzt, zusammenschnürt, und sich den Ausgang selbst verschließt. Das Uebel ist wegen seiner plötzlichen Entstehung, am starken Auftreiben des Bauches, dem schweren Athem, dem Schnappen nach Luft, und der Hinfälligkeit des Thieres nicht zu verkennen. Der Ranzen wird gewaltsam ausgedehnt, die Brust bewegt, und die Respiration und der Umlauf des Blutes unterdrückt, so daß das Thier, wenn nicht schleunige Hülfe geschafft wird, oft plötzlich fällt. Um die Schafe dagegen zu bewahren, muß man sie auf dergleichen

Weiden, die ihrer Freßlust am meisten zusagen, nicht viel Futter auf einmal fressen lassen, indem man sie in steter Bewegung erhält. Man kann das Uebel bei seinem Entstehen bald vertreiben, wenn man dem damit befallenen Thiere den Rücken und Bauch tüchtig reibt. Am sichersten soll man jedoch gehen, wenn man dem Thiere zuvor gleich Kalkwasser eingiebt. Man brenne nämlich Kalk stark aus, zerstoße ihn, wenn er noch heiß ist, zu Pulver, thue ihn in Gläser und verpeche diese so, daß der Luft aller Zutritt abgeschnitten ist. Aus diesem von Kohlensäure freien Kalke, kann man gleich Kalkwasser machen, wenn man desselben bedarf. Man nimmt nämlich einige Theelöffel voll davon, thut sie in eine Quartbouteille, übergießt es mit Wasser, am besten mit abgekochtem, schüttelt es um, läßt den Kalk sich etwas setzen, und giebt dem Thiere sogleich einen Theil davon, einen andern Theil erst nach einer halben Stunde ein, wobei man mit dem Reiben und Umhertreiben fortfährt. Vorsichtige Schäfer führen, sagt Thaer, nachdem sie das Mittel kennen lernten, ein Glas mit Kalk immer bei sich. Nach Rohlwes soll man jedem Schafe 2 Quentchen rothes Steinöl und 2 Loth Branntwein eingeben; sollte dieses Mittel aber nach einigen Stunden keine Wirkung leisten, so muß man die Schafe durch den Stich des Trokars zu retten suchen, welches Mittel auch, wenn die Zufälle zu heftig sind, angewendet werden muß. Man scheert nämlich auf der linken Seite unter der Hüfte in der Dünnung die Wolle ab, und sticht sodann den Trokar, der aus einer Stachel mit einer darüber befindlichen Röhre besteht, einige Fingerbreit unter der Hüfte ein. Der Trokar muß von Stahl, eines Pfeifenstils dick, und die Röhre drei Zoll lang seyn. Man sticht ihn so tief hinein, daß der Rand an der Röhe auf die Haut zu liegen kommt; dann zieht man den Stachel her-

aus, wo dann die Luft aus dem großen Magen, welcher dadurch aufgetrieben ist, und worin die Röhre steckt, hinaustreten wird. Oefters kommt auch das Futter, welches sich darin befindet, mit heraus und verstopft die Röhre. Ist dies der Fall, so nehme man ein Reis aus einem Besen oder ein anderes dazu schickliches Instrument, behalte, durch das Hin- und Herschieben desselben, die Röhre offen, und fahre damit so lange fort, als sich noch Futter oder Luft herausdrängt. Die Röhre soll man wenigstens einige Stunden, nach Rohlwes, darin stecken lassen, damit sich die etwa noch entwickelte Luft entfernen kann; denn man hat Beispiele, daß die nach dem Stiche erzeugte Luft den Magen eben so stark angefüllt hat, wie vorher, weshalb man den Stich von neuem hat wiederholen müssen. Ehe man den Trokar einsticht, soll man dem Viehe, wenn es an der Erde liegen sollte, beide Hinterbeine fest zusammenbinden, weil es, sobald man den Trokar ansetzt, mit dem Beine zu schlagen anfängt, wodurch die Operation nicht allein verlängert, sondern auch, wenn die Spitze des Trokars schon durch die Haut gedrungen ist, und vermöge der Bewegung der Muskeln hin- und herfährt, der Bauchmuskel sehr leicht verletzt wird. Hat man die Röhre herausgezogen, so heilt die Wunde von selbst zu; indessen kann man dennoch die Stelle, wo die Röhre gesteckt hat, oft mit kaltem Wasser baden. Nach Thaer soll man die Thiere, welche das Uebel schon einmal gehabt haben, desto sorgfältiger in Acht nehmen, solche aber, die es mehrere Male bekommen, soll man abschaffen, weil es Schwäche der Verdauungswerkzeuge bei ihnen anzeigt.

Der Harnzwang. Diese Krankheit besteht in der Verhaltung des Urins, ist gewöhnlich mit vielen Schmerzen und zuletzt, wenn man nicht hilft, mit dem Brande und Tode vergesellschaftet. Ger-

mershausen sagt hierüber: da im Anfange öfters eine Leibesverstopfung dabei ist, oder sich bald zugesellen kann, so muß der Leib mit einem Klystiere offen erhalten werden. Das Klystier besteht aus folgenden Ingredienzien:

Durchgeseihete Molken, $\frac{1}{2}$ Quart,
Butter, zwei Löffel voll,
Hausseife, zwei Löffel —,
Salz, zwei Hände —,

dieses zusammengekocht, in eine Klystierblase gegossen und dem Schafe auf die gewöhnliche Weise applicirt. Zum inneren Gebrauche bediene man sich nach dem genannten Schriftsteller:

Gebrannte und zu Pulver gemachte Eyerschalen, $\frac{1}{4}$ Quentchen,
ein Knoblauchshaupt,
Petersilienkraut und Wurzel, eine halbe Hand voll,
Wachholderbeeren, $\frac{1}{2}$ Loth,

Alles zerstoßen, mit schwachem Branntweine vermischt und dem Schafe eingegeben. Außer diesem Mittel kann man auch Kressensamen, Petersiliensamen, Schafgarbenkraut, Körbelkraut ꝛc. innerlich gebrauchen. Am geschwindesten soll man nach Germershausen helfen, wenn sehr fein zerstoßener Pfeffer, oder allenfalls ein Paar ganze Pfefferkörner den Mutterschafen in die Mutterscheide gesteckt werden. Den Böcken oder Hämmeln muß man auf solche Art grob gestoßenen Pfeffer in die Harnröhre, wenn solcher vorher mit Schmalz und Butter vermischt worden, damit die Ecken nicht anstoßen oder einschneiden, zu schieben suchen, daß solche durch das hierbei zum Einschieben zu gebrauchende Instrument nicht verletzt werde.

Die Leibes-Verstopfung. Diese tritt selten bei den Schafen ein, und wenn es der Fall ist

so hebt man dieselbe durch Purganzen. Man giebt den kranken Thieren entweder ein Dekoct von Senesblättern oder zerstößt Roßaloe, macht davon einen halben Löffel voll mit Mehl zu Pillen und giebt sie den Patienten ein, oder man vermischt das Pulver, ohne es in Pillengestalt zu bringen, mit Pflaumenbrühe und schüttet es dem kranken Thiere durch ein Horn oder auch aus einer Bouteille ein, und giebt ihm während der Kur erweichende und eröffnende Nahrung, z. B. gelbe Rüben oder Möhren, Kohl ꝛc. Will auch dieses Alles noch nicht helfen, so gebe man dem Thiere, nach Hastfer's Rath, das oben angeführte Klystier.

Die Verhitzung. Dieses Uebel kommt gewöhnlich in heißen Sommertagen vor, wenn die Schafe nach der Weide weit zu gehen haben, oder wenn sie von dem Schäferhunde sehr gejagt, in der Mittagshitze in keinen Schatten getrieben und zu selten getränkt werden. Die Symtome dieser Krankheit sind: ein brennender Durst; die Adern in den Augen werden aufgetrieben und erhalten eine erhöhete Röthe; das Maul ist heiß und trocken, der Athem geht geschwind und die Schafe nehmen zusehends ab und werden mager. Jetzt ist es Zeit, daß man sie in den Gründen, wo saftiges Gras wächst, weiden läßt. Zum Getränke giebt man ihnen Wasser, worin Salpeter aufgelöset worden, das Verhältniß ist, auf 50 Schafe 8 Loth. Man fahre nur einige Zeit damit fort, so wird sich die Erhitzung bald darnach legen. Sollte ein Schaf aber schon so erhitzt seyn, daß es ein Fieber hätte und davon so matt wäre, daß es der Herde nicht mehr folgen könnte, so muß man dasselbe zur Ader lassen und ihm, täglich dreimal, jedes Mal ein Quentchen Salpeter, in Wasser aufgelöset, eingeben, solches in einen kühlen Stall stellen, mit frischem Grase und mit ge-

nesster Weizenkleie füttern und hiermit so lange fortfahren, bis die Krankheit gehoben ist.

Die Haarballen. Diese Krankheit ist unheilbar und daher ist es Pflicht des Schäfers genau darauf zu sehen, wenn sich die Schafe Wolle auszupfen und solche verschlingen; er muß denjenigen, die solches thun, Aloe, Wermuth oder andere bittere Ingredienzien auf die Stellen des Körpers streichen, wo sie sich zu lecken und die Wolle auszuzupfen pflegen, damit sie davon abgehalten werden. Die Haarballen oder Kugeln, die man in den Körpern dieser Thiere findet, haben nach Chabert eine eyförmige Gestalt, bestehen aus zarter Wolle, die mit Pech oder Theer vermischt zusammenklebt, und sind ungefähr so groß, als ein Mundbissen, den das Thier verschlucken kann; daher ist der Aberglaube entstanden, daß sie von boshaften und rachsüchtigen Leuten verfertiget und vorsätzlich dem Schafvieh auf den Weg gestreut werden, um es zu vergiften. Man gab auch vor, daß sie mit Honig bestrichen wären, um dadurch das Vieh anzureitzen, sie zu verschlucken; allein die Erfahrung hat gelehrt und gezeigt, daß es nicht so leicht ist, kräuterfressende Thiere zu vergiften wie fleischfressende, welches aus folgenden angestellten Versuchen deutlich erhellen wird. Es wurden zu diesem Versuche zwei Schafe gewählt, wovon das eine vollkommen gesund, das andere aber mit einem trocknen Husten behaftet war, und bei der geringsten Bewegung schwer athmete. Dem ersten Schafe legte man zwei Knäuel von weichen lockern Faden vor, welche in Salzwasser getaucht waren; es wollte sie nicht berühren; nachdem man sie ihm aber einige Mal in den Mund gesteckt hatte, fing es an sie gelind zu kauen und schluckte sie herunter. Gleich nachher gab man ihm zwei andere Knäuel von feiner Wolle mit Honig bestrichen, die es nahm und

hinunterschluckte. Gleich darauf gab man ihnen noch zwei, welche aus feiner Wolle, Honig und Salz bestanden, es schluckte sie eben so leicht herunter, als die vorigen, so wie auch noch zwei andere, die gleichfalls aus feiner Wolle bestanden, und mit Honig und Mehl versetzt bestrichen waren. Man beobachtete dieses Schaf zwei Tage lang genau, ohne das geringste Zeichen von Krankheit an ihm zu bemerken. Man gab ihm noch zwei Kugeln, die eine bestand aus feiner Wolle und schwarzem Pech und war mit einem Teige von Honig und Mehl überzogen; die andere bestand aus denselben Ingredienzien, und war in Salz herumgewehdet. Das Schaf nahm sie eben so begierig an, als die vorigen, als es aber bei dem Käuen das Pech schmeckte, verwarf es dieselben sogleich, nur nachdem man sie ihm mehrere Male wieder in den Mund gesteckt hatte, schluckte es dieselben herunter, wobei man ihm noch den Mund zuhalten mußte, um es dazu zu zwingen. Dieses Schaf wurde mehrere Wochen hintereinander beobachtet und äußerte nicht das geringste Zeichen von Krankheit. Mit dem andern Schafe wurden dieselben Versuche vorgenommen und es machte dieselben Schwierigkeiten die Kugeln zu verschlucken. Man bemerkte auch nachher nicht die geringste Veränderung in seiner Gesundheit, es fuhr fort, wie gewöhnlich, zu husten und äußerte gar nichts Besonderes. In diesem Zustande wurden die beiden Schafe zwei Monate lang, von dem ersten Tage der Versuche angerechnet, gelassen, und nachher, ungeachtet sie vollkommen gesund waren, geschlachtet. Bei der Oeffnung fand man keine Spur von Kugeln, und alle Eingeweide waren in demjenigen Zustande, den man nach der Gesundheit des einen und der Krankheit des andern erwarten konnte. Die Versuche wurden nun bei einem anderen Schafe, welches gleichfalls der besten Gesund-

heit genoß, wiederholt. Man gab demselben zwei Kugeln, die von gewöhnlichen Teige gemacht, mit schwarzem Pech überstrichen und mit Honig und Mehl überzogen waren; in der Mitte dieser Kugeln waren 2 ½ Gran pulverisirter Arsenik. Das Schaf wollte diese Kugeln gar nicht fressen, verwarf sie mehrere Male und man mußte sie ihm in den Mund stecken und es zum Herunterschlucken zwingen. Es fraß nachher, wie gewöhnlich, und äußerte während sechs Tage nicht das geringste Zeichen von Krankheit. Es wurden ihm dann 10 Gran Arsenik in einer eben so bereiteten Kugel gegeben, die es mit der größten Schwierigkeit herunterschluckte; während der ersten acht Tage war kein Krankheitszeichen zu bemerken; es wurden demselben nachher 20 Gran, auf die nämliche Art präparirt, gegeben, die eben so wenig wirkten; denn es fraß gleich darauf wie gewöhnlich und gab acht Tage lang kein Zeichen von Krankheit zu erkennen. Die Dosis Arsenik wurde hierauf um 10 Gran verstärkt und mit Papier und schwarzem Pech umwickelt; das Schaf mußte mit Gewalt zum Verschlingen derselben gezwungen werden, und es wurde binnen acht Tagen keine Veränderung bemerkt; es wurde nun mit der Dosis bis auf 40 Gran gestiegen. Die Kugel verschlang das Schaf mit denselben Schwierigkeiten und nachdem man binnen sechs Tagen keine Veränderung bemerkte, ward die Dosis noch um 10 Gran verstärkt, ohne die geringste Veränderung zu bemerken. Man stieg nun nach und nach von 60 Gran Arsenik bis auf 5 Skrupel, die ihm auf dieselbe Art eingegeben wurden. Bei dieser letzten Dosis war den ersten Tag an dem Thiere keine Veränderung zu bemerken, den folgenden Tag trank es aber mehr, als gewöhnlich, und der Puls war hart und klein; den dritten Tag verlor es gänzlich den Appe-

tit, der Puls war sehr klein und sehr hart; es blickte zuweilen nach seiner linken Seite und blieb einen Tag lang in diesem Zustande; den folgenden Tag fand man es todt. Der Auswurf war weich und ohne Form.

Bei der Oeffnung des Kadavers fand man die beiden letzten Kugeln in dem Magen, die eine ganz unversehrt, die andere halb geöffnet, wodurch ein Theil des Arseniks sich in die Nahrung und auf die Häute des zweiten Magens zerstreut hatte. Letzterer war in seinem ganzen untern Theile entzündet, und hatte eine rothbraune Farbe angenommen; der untere und mittlere Theil der linken konischen Blase des Bauches, hatte einen rothbraunen Fleck von acht bis neun Zoll im Umfange. Aus allen diesen Versuchen erhellt, daß die Kugeln, die man dem Viehe geben möchte, in der Absicht es zu vergiften, in dem Magen eben so zertheilt und zersetzt werden, wie das Futter, womit sie sich nähren, und daher auch eben so mit den Excrementen abgehen würden, mit denen sie sich in sehr dünner Gestalt verbinden, wenn sonst keine besondere Ursache ihre Bildung befördert. Wäre aber auch eine solche Ursache vorhanden, so würden diese Kugeln in den Vordermagen und dann in den zweiten kommen, in diesem aber zertheilt werden, wie es gewöhnlich geschieht, um so zertheilt und verdünnt in den Blätter- und dann in den Labmagen überzugehen, wo man sie gemeiniglich findet, und wo man sie auch bei dem obigen Schafe gefunden hat. So klein diese Kugeln immer seyn mögen, können sie nie in den dritten oder Blättermagen kommen, ohne ganz zertheilt zu werden, indem dieser Magen mit dem zweiten nur durch einen kleinen Kanal zusammenhängt, wo nur kleine und sehr verdünnliche Körper Durchgang finden. Es folgt also hieraus, daß die Materie, die man in den

Magen der Schafe gefunden, und welche die Grundlage dieser Kugeln ausmacht, nach und nach in der Form der Wollflocken hineingekommen, und sich da zusammengehängt, durch den Magensaft zusammengebacken worden und eine eyrunde Gestalt erhalten hat. Daß sie übrigens in dem Labmagen sitzen bleiben und nicht weiter können, davon liegt der Grund darin, weil die große Krümmung dieses Magens sich unterwärts neigt und seine hintere Oeffnung aufwärts gebogen ist, und zwar von hinten nach vorne, woraus erhellt, daß die Natur alle Mittel angewendet hat, zu verhindern, daß keine Körper von einer gewissen Größe in die feinen, engen und sehr verschlungenen Eingeweide durchdringen können, wo sie den Durchgang der Nahrungsmittel hemmen und tödtliche Koliken verursachen würden. Alle fremde Körper, welche ein Thier verschlucken kann, sind entweder auflösbar oder unauflösbar; wenn erstere in den Magen kommen, so werden sie durch die Hitze und den sogenannten Saft desselben (Magensaft) aufgelöset und bleiben nicht lange in demselben, wenn sie nicht von fressender Natur sind. Ist dies der Fall, so reitzen und zerstören sie die Magenwände. Das Thier widersteht diesem Uebel nicht lange und die Wirkungen davon sind so auffallend, daß sie auch dem ungeübten Auge nicht entgehen. Mit den unauflösbaren Köpern verhält es sich anders; sie sind entweder fein und weich, wie z. B. Haare, Wolle, sandige und erdige Materien ꝛc. oder von größerem Umfange, z. B. Stückchen Leder, Holz, Eisen, Nägel ꝛc. diese letzteren, welche unauflösbar sind, bleiben in dem Magen liegen, wenn nicht die Nadeln sich durch die Bewegung eine Oeffnung machen und in die Brust übergehen, welcher Fall sich öfterer bei Kühen ereignet, als bei Schafen. Was aber die Haare, Wolle und andere dergleichen Körper anbe-

trifft, so gehen diese aus dem Vordermagen in die Haube, aus dieser in den Blättermagen und von da in den Lab- oder vierten Magen, wo sie sitzen bleiben; befördern dann einige Ursachen ihre Anhäufung, so hängen sie sich, wie schon oben bemerkt worden, nach und nach zusammen und bilden eine kleinere oder größere Masse, die von den Thierärzten den Namen Haarballen, Haarkugeln erhalten haben. Daß die erste Entstehung dieser Kugeln in der Gewohnheit der Thiere liegt, sich zu lecken, wodurch sie nach und nach ihre eigenen Haare oder Wolle herunterschlucken, gewahrt man daraus, daß räudige Schafe oder solche, die ein Jucken der Haut empfinden, diesem Zufalle am meisten unterworfen sind. Nach Chabert sollen die Wirkungen dieser Kugeln nicht sehr merklich seyn und nur dann erst, wenn sie sehr groß sind, welcher Fall aber bei Schafen selten eintritt, und dieserhalb soll man auch beim Oeffnen eines gefallnen Thieres, wenn man dergleichen Haarballen in dem Magen findet, nicht schließen, daß die Krankheit und der Tod nur hierdurch erfolgt sei, sondern dem eigentlichen Uebel oder der wahren Ursache des Todes nachzuspüren suchen. Nach dem von Chabert angestellten, oben angeführten, Versuchen, geht freilich hervor, daß die Haarbälle verdauet werden und also keine Krankheit verursachen können; allein es scheint doch auch gewiß zu seyn, daß wenn ein Thier viele Wolle verschlingt, die im Magen liegen bleibt, sich darin zusammenballt und durch den Magensaft nicht aufgelöset werden kann, leicht Unverdaulichkeiten erzeugt, die dann zu mancherlei Krankheiten Veranlassung geben müssen. S. auch Th. 20, S. 528 u. f.

Die Pest. Diese soll, nach Gotthard, bei welchem Schriftsteller ich sie nur angeführt finde, eine der schrecklichsten, aber auch der seltensten Schafkrankheiten seyn. Der genannte Schriftsteller sagt:

„Wirksamer sind gewöhnlich die Mittel, die Schafe dagegen zu bewahren, als jene, die damit befallenen Thiere zu kuriren; denn letztere sind größtentheils ohne allen Erfolg. Das erste, was man hierbei zu thun hat, ist, das man die gesunden Schafe von den kranken, sobald sich bei diesen die Pest äußert, absondert, und ihnen leicht zu verdauende Nahrung giebt, die mit der Pest befallenen aber todt schlägt, mit der Haut in tiefen Gruben begräbt, und so der Ausdünstung die Gelegenheit benimmt, das Pestgift weiter zu verbreiten. Den noch gesunden und abgesonderten Thieren kann man, wie dies der Herr Collegienrath Oreus vorschlägt, und bei der Rindviehpest mit gutem Erfolge that, folgende Mischung eingeben: Man tröpfle nämlich in eine gewisse Menge Wassers — dessen Verhältniß zu dem Vitriolgeiste, wegen der sehr verschiedenen Stärke des letzteren in den Apotheken, nicht genau bestimmt werden kann, so viel Vitriolsäure (Schwefelsäure), als zur genugsamen und die Zähne nicht angreifenden Säuren nöthig ist, und giebt dann den Thieren des Morgens und Abends ein halbes Bierglas davon ein.“ — Wahrscheinlich ist von den neueren Schriftstellern diese Krankheit wegen ihrer seltenen Erscheinung übergangen worden, oder weil die Pest überhaupt in einer Art Faulfieber besteht, so ist sie wahrscheinlich mit anderen ansteckenden Schafkrankheiten verwandt, und daher nicht besonders angeführt worden; s. auch unter Viehseuche.

Die Fäule oder Faulkrankheit, s. Th. 12, S. 93 u. f. Hier noch Folgendes: Thaer sagt bei dieser Krankheit: „Es ist dabei keine Erscheinung, die nach medizinischen und chemischen Begriffen diesen Namen begründet. Die Krankheit ist vielmehr eine wässerige Cacherie, kommt derjenigen Krankheit gleich, welche man bei dem Menschen Bleichsucht

nennt, und geht in Wassersucht über.“ Ferner sagt dieser Schriftsteller: „Bei der Eröffnung findet man starke Ergießungen von Wasser in der Brust und dem Unterleibe. Das Blut in den Adern ist ganz bleich, so wie das Fleisch. Die Eingeweide sind mit Wasserblasen besetzt und mißfarbig. Gewöhnlich findet man die Leber mit sogenannten Egelschnecken (Fasciola hepatica) durchaus angefüllt, und fast die ganze Substanz derselben lebendig. Indessen ist das nicht beständig. Man hat deshalb die Krankheit auch Egelkrankheit genannt, diese Insekten für die Ursache der Krankheit gehalten, und ihre Entstehung dadurch erklärt, daß die Schafe den Samen derselben an sumpfigen Stellen einnehmen. Allein diese Thiere sind den Schafen angeboren und natürlich, und sie finden sich auch in der Leber völlig gesunder Schafe, wenn gleich in geringer Menge. So wie wir aber allgemein finden, daß die, einem gewissen Thiere eigenen und eingebornen Insekten und Gewürme sich stärker vermehren, wenn die Lebenskraft des Thieres, besonders in den Organen, wo sie ihren Sitz haben, geschwächt ist, so ist das auch hier der Fall.“ — Man nennt diese Krankheit auch das Verhütetseyn, da sie die Schafe von der Weide bekommen. Einige wollen sie von besonderen Pflanzen, die an sumpfigen Orten wachsen, entstehen lassen, z. B. von der Krötenbinse, der Ranunkel ꝛc.; Andere wollen sie auch von schimmlichtem, dumpfigem Futter entstehen lassen; genug, so viel ist gewiß, daß sie vom Weiden auf sumpfigten und schlammigten Stellen entsteht, und Thaer macht hierbei die Bemerkung: daß sie schon die Alten hieraus erklärten, indem Seneka sagt: Oves vero, mollioris naturae, que propriora terris ferunt capita, corruptas esse non miror, cum afflatum diri aëris circa ipsam humum exceperint. Feuchte neblichte

Witterung trägt zur Beförderung dieser Krankheit bei, dagegen soll eine trockne warme Witterung und eine hochliegende mit aromatischen Kräutern besetzte Weide den Kern dieser Krankheit leicht ersticken. Diese Krankheit ist nur im Anfange noch heilbar, ist sie aber vernachläßiget worden, und hat man auf die ersten Zeichen von ihrem Daseyn nicht geachtet, so sind die Thiere verloren. Das erste und beste Mittel, wenn man die Krankheit bemerkt, ist, die Herde auf die oben angeführte Weiden zu treiben; auch soll man sie in mit Wachholder gemischte Gebüsche treiben, sie bei schlechter Witterung im Stalle halten, ihnen darin kräftiges Futter, selbst etwas Getreide, und vorzüglich Roßkastanien geben. Ueber die Roßkastanien sagt Sprenger in seinem Landwirthschafts-Kalender, 1779, S. 29: „Das Haupt-Specificum wider das Verhüten oder Faulfressen, ist die wilde Kastanie. An diese gewöhnt man sie gleich in der Jugend, und läßt sie diese, klein geschnitten, frisch oder gedörrt aus der Hand genießen, da sie solche endlich recht gern fressen lernen. So bald starke Nebel und Reife einfallen, giebt man einige Tage des Morgens und Abends den Lämmern von dieser Frucht, so viel sie nur fressen wollen. Man sieht ihnen auch alle Monate in die Augen, ob die Aderchen noch roth sind. Sobald diese bleich werden, so giebt man Schafen und Lämmern alle Woche einigemal in grobe Stücke zerschnittene oder zerstoßene Kastanien, welche man auch hierzu gedörrt aufbehalten kann.“ — Man muß bei dieser Krankheit das Hürden ganz einstellen, und den Schafen eine Salzlecke aus Wachholderbeeren, Wermuth, Reinfarren, Kardobenedikten, Salbey, Gentiana, Angelikawurzel, Weidenrinde, Tausendgüldenkraut ꝛc., mit Schrot und Salz vermischt, machen, und gebe ihnen davon täglich etwas ein,

ehe sie des Morgens ausgehen, falls sie der Instinkt nicht selbst davon zu lecken treibt. Nach Rohlwes kann man die Krankheit im Anfange mit folgendem Mittel heilen. Man nehme:

Rautenblätter,
Wachholderbeeren,
Tausendgüldenkraut,
rothe Enzianwurzel, von jedem 3 Loth,

stoße Alles zu Pulver und vermische es mit einem halben Pfunde Salz. Diese Portion ist für 32 Schafe hinreichend. Dieses Pulver wird täglich mit kurzem Futter, worunter auch geschrotene Erbsen kommen, den Schafen gegeben und damit bis zur Hebung der Krankheit fortgefahren. Nach Thaer soll auch das Eisen ein wirksames Mittel gegen diese Krankheit seyn. Er räth an, fein gepulvertes und gesiebtes Eisen zu 3 bis 4 Granen mit bitteren Kräutern zu geben, oder auch weinsteinsaures Eisen, (Eisenkugeln, die man aus der Apotheke erhält) zu 5 Gran in Wasser aufgelöset täglich auf das Stück zu geben, und mit der Dosis zu steigen, 14 Tage lang und 14 Tage ausgesetzt. Wenn die Krankheit vor der Einwinterung entschieden ist, so ist das beste Mittel, die Thiere schnell fett zu machen und zu schlachten, weil man durchaus keine Hoffnung hat, sie durchzubringen. Uebrigens ist diese Krankheit nicht ansteckend.

Die Leberentzündung, s. den Art. Leber-Krankheiten der Menschen und Thiere, Th. 67, S. 478 u. f.

Die Leber-Verstopfung und Verhärtung, s. daselbst, S. 498 u. f.

Die Leber-Wasserblasen, s. daselbst, S. 499 u. f.

Die Leber-Würmer, s. daselbst, S. 502 u. f.

Die Gelbsucht, s. Th. 16, S. 784.

Die Egelkrankheit, s. unter Egel, Th. 10, S. 133 u. f.

Der Durchlauf der Schafe und Lämmer, s. Th. 9, S. 766 u. f.

Der Rothlauf, s. Th. 127, S. 52 u. f.

Der Roß oder Schnupfen, s. unter Roß, Th. 128, S. 118 u. f.

Die Ruhr, s. unter Ruhr, Th. 128, S. 624 u. f.

Die Räude oder der Grind, s. unter Räude, Th. 121, S. 124 u. f.

Hier noch Folgendes zur Ergänzung dieses Artikels. Thaer sagt. Die Räude ist offenbar ansteckend; denn sie kann willkührlich bei jedem Schafe hervorgebracht werden, wenn man von der in der Räudepustel enthaltenen Materie etwas auf dessen Haut bringt. Es entsteht auf der berührten Stelle schnell eine Räudepustel, diese erzeugt in ihrer nächsten Umgebung bald mehrere, und pflanzt sich allmählig über die Haut des Thieres fort. Diese Ansteckung geschieht jedoch nur durch unmittelbare Berührung mit dem Körper des kranken Thieres selbst, oder mit einem andern Gegenstande, an welchem sich die Materie frisch abgesetzt hat. Durch die Luft oder die Ausdünstung ist die Krankheit, allen bisherigen Beobachtungen nach, nicht ansteckend. In den Räudepusteln befinden sich immer Milben (Acari) mit ihren Eyern, die allenfalls ein scharfes Auge so, jedes andere aber, mit einem mäßigen Vergrößerungsglase bewaffnet, entdecken kann. Die Krankheit kommt in jeder Rücksicht der menschlichen Krätze gleich, jedoch erregt die Krätzmaterie der Schafe keine wahre Krätze bei den Menschen, und so umgekehrt; auch sind die Milben der Schafräude von den Milben der Krätze verschieden. Wahrscheinlich sind diese Milben die einzige hervorbringende Ur-

sache der Räude wie der Krätze, obgleich andere sie bloß als eine Folge derselben ansehen wollen."

Neuere Versuche mit der Krätzmaterie haben bewiesen, daß keine Ansteckung geschieht, wenn man die reine Materie, worin sich keine Milbe befindet, auf die Haut eines gesunden Thieres bringt, dagegen entstand die Krätzpustel sogleich, als man eine lebende Milbe dahin verpflanzte. Es ist aber auch gewiß, daß sich diese Krankheit zuweilen von selbst erzeugt; denn man hat Beispiele, daß sie plötzlich in einer Herde ausgebrochen ist, ohne daß ein anderes Schaf derselben nahe gekommen. In feuchten Sommern hat man dieses besonders bei veredelten gut genährten Herden bemerkt.

Nach Ploucquet soll folgende Salbe die Räude heilen. Man nehme im Winter

reines Schweinschmalz,
oder im Sommer Schaftalg, $1\frac{1}{2}$ Pfund,
Terpentinöl, 6 Loth,
Queckſilber, 2 Loth,

mache Alles in einer eisernen Pfanne durch fleißiges Reiben zu einer Salbe, bis man von dem Queckſilber nichts mehr bemerkt, und die Salbe graulich geworden ist. Wenn nun ein Schaf nur an wenigen Stellen des Körpers die Räude hat, so drücke man nur die Wolle, ohne sie abzuscheeren, auseinander, schabe mit einem stumpfen Messer das Schorf hinweg oder löse es ganz ab, welches weit besser, auch geschwinder geschehen ist, als das Abreiben mit einem Ziegelstücke, welches Schmerzen verursacht. Man reibe dann etwas von der Salbe mit den Fingern in die Stelle ein. Dieses wiederhole man alle Tage oder auch nur alle zwei Tage, bis man gewahrt, daß nichts neues nachkommt. Wenn aber ein Schaf an vielen Orten räudig ist, so muß man, wenn es die Jahreszeit zuläßt, die Wolle, wo nicht

ganz, doch größtentheils abscheeren, und dann die Salbe, wie angeführt worden, gebrauchen. Sollte aber die Räude schon eingewurzelt seyn, gar zu lange gewährt haben, und ganze Stücke durchaus verunreiniget seyn, so kann man folgendes Mittel, welches auch überhaupt als Präservativ benutzt werden kann, innerlich anwenden. Man nehme:

Salz, 3 Metzen,
getrockneten Wermuth,
Erdrauch,
Quendel,
Bitterklee,
Enzianwurzel,
Eberwurz,
Alantwurzel,
Kümmel, von jedem $\frac{1}{2}$ Pfund,
Wachholderbeeren,
guten Schwefel, von jedem 2 Pfund,
Spießglas, 1 Pfund,

mache dieses Alles zu Pulver, mische es untereinander, bewahre es in Schachteln auf, und gebe davon den Schafen statt des Salzes, in den bekannten Salzlecken. Nach Ploucquet soll dieses Pulver, innerlich gebraucht, schon allein, wenigstens in den meisten Fällen, hinreichend seyn, die Räude zu vertreiben.

Nach Bernhardt ist folgendes Mittel von besonderer Wirkung bei dieser Krankheit. Man nehme auf jedes räudige Schaf:

Grünspan, $1\frac{1}{3}$ Loth,
gemeinen Rauchtaback, 6 Loth,
Ofenruß, $1\frac{1}{2}$ Pfund.

Man nehme ein Paar kupferne Kessel, je nachdem die angesteckte Herde groß oder klein ist, gieße in einen derselben 12 Kannen oder Quart Wasser, mache es über dem Feuer siedend, brühe in einem Zuber oder Kübel 24 Pfd. Ruß damit an, decke den Zu-

ber mit Tüchern und Brettern wohl zu, und lasse es 12 Stunden lang stehen. Hierauf lege man in einen Korb von Weiden langes Stroh, etliche Zoll dick, stelle denselben auf einen andern Zuber, gieße den Ruß mit dem Wasser in den Korb, wo sich dann der Ruß an das Stroh anlegt, die Lauge aber durch und in den Zuber läuft. Hierauf kocht man 5 Pfund geschnittenen Taback etliche Stunden in dem Rußwasser, bis die Kraft aus dem Tabacke gekocht ist; drückt dann den Taback aus, setzt die Brühe im Kessel wieder übers Feuer, wirft 1 Pfund gestoßenen Grünspan hinein, und läßt es ganz gelinde kochen. Nachdem es eine halbe, höchstens eine Stunde gekocht hat, so ist das Wasser zur Kur fertig. Ist die Herde groß, so bereitet man das doppelte, dreifache ꝛc. Quantum gleich nacheinander, wozu dann, wie oben angeführt worden, mehrere Kessel dienen. Zum Waschen nimmt man einen Zuber von drei Fuß hoch und drei einen halben Fuß weit, legt ein hölzernes Gitter darauf, und die Schafe auf dasselbe, wäscht nun jedes Stück mit dem vorbeschriebenen Wasser, welches so warm gemacht werden muß, daß man kaum die Hand darin leiden kann, ohne sich zu verbrennen, am ganzen Leibe, so daß kein Fleck, ohne berührt geworden zu seyn, übrig bleibt. Eine Person gießt nämlich das warme Wasser aus einem Topfe langsam auf das Schaf, und die andere reibt und wäscht das Schaf an allen Stellen des Körpers mit der Hand, erst auf einer Seite, dann auf der andern. Ist das Thier stark mit Wolle bewachsen, so muß man dieselbe sorgfältig von einander legen, welches aber bei frisch geschornen nicht nöthig ist; auch muß man, wenn die Kur zu solcher Zeit geschieht, da die Wolle lang gewachsen ist und viel Wasser verschluckt, ein Drittel Wasser mehr zubereiten. Das Wasser, welches durch das

Gitter beim Waschen in die unterstehenden Zuber abläuft, kann man wieder warm machen und von neuem zum Waschen gebrauchen. Die Probe mit dem Wasser, nachdem es zubereitet worden, ist, einige Tropfen desselben auf eine Schaflaus fallen zu lassen. Ist nun das Wasser gut bereitet, so wird sie augenblicklich sterben, geschieht dies nicht, so ist es nicht stark genug. Nach dem Waschen müssen die Schafe vier bis sechs Tage in keinen Regen kommen oder naß werden; auch ist es nöthig, daß, einige Tage vor der Kur, ein gewisser District Weide mit der angesteckten Herde nicht betreten werde, um nach der Reinigung auf diesem vorher geschonten Platze weiden zu können. Bernhardt selbst hat eine aus 280 Stücken bestehende, angesteckte Herde damit kurirt.

Ein sehr gutes Mittel ist auch der Speichel, der sich beim Käuen des Rauchtabaks im Munde sammelt. Man muß ihn auf die räudige Stelle werfen und dann einreiben. In manchen Gegenden, sollen, nach Thaer, die Schäfer hierdurch den Fortgang des Uebels einzig und allein hemmen. Rohlwes empfiehlt folgendes Mittel gegen die Räude der Schafe.

Man nehme:

Schwefelblumen,
gepülverte Alantwurzel, von jedem 1 Loth,
4 Loth Honig,

vermische es mit einander und gebe dann den Schafen in vier Tagen, alle Tage einen Theil. Man muß es dem Thiere auf die Zunge streichen und so hinunterlecken lassen. Dieses Mittel treibt die im Blute befindliche räudige Schärfe heraus. Aeußerlich zum Schmieren bediene man sich folgender Salbe.

Man nehme:

Rindstalg, 1 Pfund,

Terpentinöl, ½ Pfund,

schmelze das erstere und gieße das Oel, sobald das Fett zu erkalten anfängt, darunter. Der Amtsrath Karbe empfiehlt folgendes Mittel als sehr wirksam: Er machte nämlich einen starken Tabaksaufguß und setzte 20 Quart desselben 4 Pfund koncentrirte Schwefelsäure oder Vitriöl zu. Diese Mischung muß so scharf seyn, daß sie, in die Haut eingerieben, Röthe, oder daß ein Tropfen, auf Holz getröpfelt, Bläschen mache. Auf einzelne Pusteln wird, nachdem die Borke abgemacht worden, nur ein Tropfen getröpfelt; größere Stellen werden mit einem Pinsel oder Bürste eingerieben.

Der Aderlaß bei Schafen, s. Th. 1, S. 409.

Die krebsartigen Geschwüre der Schafe, s. unter Krebs und Krebs-Geschwüre bei Thieren, Th. 48, S. 421.

Der Koller, s. unter Koller, Th. 43, S. 459.

Der Krampf, s. Th. 46, S. 791.

Gebrauch des Hammel- oder Schöpsenfleisches in der Kochkunst.

Das Hammel- oder Schöpsenfleisch und auch das Lammfleisch machen einen nicht unwichtigen Artikel der Kochkunst aus; denn ersteres wird, sowohl mit Gemüse gekocht, zur Suppe, als auch zur Vorkost und zum Braten bestimmt, auch zu andern Fleischgerichten, und letzteres besonders zum Braten, zu Frikassees, Ragouts, Pasteten ꝛc. Hier bleiben nur noch die verschiedenen Zubereitungsarten des Hammelfleisches anzuführen übrig, da die Zubereitung des Lammfleisches, schon unter Lamm, Th. 59, S. 44 u. f. abgehandelt worden.

Gefüllte Hammelkeule. Man brate die Keule am Spieße gar, schneide das Fleisch herunter,

so daß davon nichts mehr übrig bleibt, als die zusammenhängenden Knochen. Von dem Fleische mache man das Fett ab, hacke das Fleisch nebst blanschirtem Speck und Fett oder Rindsmark, wie auch feinen Kräutern, einer kleinen Zwiebel, Petersilie, etwas Kalbseuter, Semmelkrumen, welche in Rahm geweicht worden und drei oder vier Eydottern. Wenn nun Alles gehackt, gewürzt und im Mörser gestoßen worden, so lege man die Knochen in eine Anrichteschüssel, lasse aber das kleine Ende von der Keule nur wenig hervorstehen; um das Uebrige der Knochen mache man die Hälfte des Füllsels umher. Man mache dann eine Höhle in das Füllsel, doch so, daß die Keule ihre vorige Gestalt bekomme, welches man mit den Händen verrichtet, welche vorher mit geklopftes Ey bestrichen worden, damit sich nichts anhänge. Man fülle nun die Höhle mit einem Ragout von allerlei Beliebigem, welches vorher gar geschmort und gewürzt worden ist; bedecke hernach die Höhle mit eben dem Füllsel und mache es so, daß die Keule wie natürlich aussehe; überstreue Alles mit Semmelkrumen und setze es in den Ofen, damit es sich färbe; dann nehme man es heraus, und das Fett, welches sich in der Schüssel gesammelt hat, weg; thue durch eine oben gemachte kleine Oeffnung etwas von einer gut bereiteten Coulis hinein, mache die Oeffnung dann wieder zu und richte es warm an.

Gefüllte Hammelkeule auf eine andere Art. Man schneide alles Fleisch von den Knochen, thue ein Stück Speck und Rindsfett dazu, und hacke alles zusammen; dann thue man auch dazu etwas von einer kleingehackten Zwiebel, gehackte Petersilie, zwei bis drei Rocambolen und ein wenig Basilikum, das Ganze nun noch durchgehackt und mit Pfeffer, Salz, feinem Gewürz und Koriander

gewürzt, dann in einem Mörser mit Rahm oder Sahne, Eydottern und Semmelkrumen zusammen gestoßen und mit dem gestoßenen Füllsel den Knochen umlegt und der Keule ihre vorige Gestalt wiedergegeben. Hierauf mit Eyweiß bestrichene Semmelkrume darüber gestreut und im Ofen in einer silbernen Schüssel oder Tortenpfanne gar werden lassen. Der Boden der Schüssel oder Pfanne muß vorher mit Speckstreifen belegt werden; auch das Füllsel dicht seyn, damit es im Ofen nicht von einander gehe. Man kann das Gericht hernach mit kleinen Pasteten, gefüllten Kälberrippen, marinirten jungen Hühnern und anderen schicklichen Sachen belegen. Beim Anrichten kann man auch ein Ragout von jungen Tauben oder Wachteln dazu thun, auch andere dergleichen Ragouts.

Noch ein anderes Mittelgericht von einer in ihrer Haut gefüllten Hammelkeule macht man, indem man solche mit Artischockenstielen, fetter Leber und Spargelspitzen, Alles gut gewürzt, zu einem Ragout macht, und das Gericht dann mit Fenchelwalzen und gefüllten Pupietten belegt.

Hammelkeule à la Bilinsky. Die Keule wird ganz aus den Knochen gelöset; dann eine Farce oder Füllsel von einem Hasen und 1 Pfund frischem Speck, feine Kräuter, etwas Gewürzkräuter, Salz und Pfeffer hineingestrichen und dann die Keule wieder zugenähet, jedoch so, daß sie ihre gewöhnliche Form behält; dann in einer Casserolle mit Speck, Schinken und Zwiebeln gedämpft, wenn sie gar ist, herausgenommen, glacirt und eine Sauce Espagnole dazu gegeben; s. unter Saucen, Th. 137.

Hammelkeule à l'Espagnole. Die Keule wird in einer guten Braise gedünstet, große Spanische Zwiebeln, die mit einer feinen Kalbfleischfarce

gefüllt sind, gedünstet und glacirt darum gegeben, und eine gute Coulis dazu servirt.

Hammelkeule auf königliche Art. Man nehme eine Hammelkeule, die ein Paar Tage alt geworden ist, mache alles Fett und Fleisch von dem Knochen ab, und klopfe und spicke es mit großwürftlichtem gut gewürztem Speck und Schinken. Nachdem es gespickt und gewürzt worden, wende man die Keule in Mehl um, wie auch das Fleisch, und lasse es in heißem Schmalze sich gelb färben; dann in einen Topf nebst allerlei feinen Kräutern gethan, dazu einige Nelken und gespickte Zwiebeln. Man gieße nun eine gute Brühe daran, so daß Alles bedeckt ist, und lasse es gut zugedeckt lange kochen. Wenn es gar ist, ziehe man die Keule aus dem Topfe, lege sie in die Anrichteschüssel und schütte darüber ein Ragout, welches man vorher von Champignons, Trüffeln, Artischockenstielen, Spargelspitzen und Kälbermilch gemacht, und eine gute Coulis dazu gethan hat. Soll die Keule einen noch besseren Geschmack erhalten, so koche man sie, wenn sie bald gar ist, ein wenig in dem Ragout, und richte sie dann an. | Man kann auch gespickt Fricandeaus und eine Marinade darüber thun. Auch kann man einige Stücke aus der Hinterkeule eines Rindes und eines Kalbes spicken, es mit der Keule zurichten, und dann, wenn die Keule auf der Schüssel liegt, diese Stücke Rind- und Kalbfleisch in Scheiben schneiden und damit einen Kreis in der Schüssel um die Keule machen.

Gespickte Hammelkeule. Man nehm eine Hammelkeule, die ein paar Tage alt ist, mache alles Fleisch, Fett ꝛc. von den Knochen, säubere sie wohl und mache sie über Kohlen ein wenig steif; dann solche mit dünnem Speck recht sauber gespickt, an den Bratspieß gesteckt, mit Papier um-

wickelt und bei gelindem Feuer braten und sich gut färben lassen; dann richte man sie an und thue eine kräftige Coulis oder Schinkenessenz darunter. Man kann sie auch mit einem Ragout von allerlei Gartengewächsen anrichten.

Hammelkeule mit weißen Bohnen und Zwiebeln-Coulis. Man dämpfe die Keule in einer Brühe. Die weißen Bohnen koche man wie gewöhnlich ab, thue sie in einen Durchschlag und lasse sie gehörig ablaufen. Dann werden frei vor der Hand geschnittene Zwiebeln braun in Butter geröstet, etwas Mehl eingestreut und mit geröstet, einige große Kellen voll Coulis darauf geschlagen und eine Stunde kochen gelassen; hierauf durch ein Haartuch gestrichen, daß es recht dick werde, die Bohnen hinein gethan, auf dem Feuer warm werden lassen, und unter der Hammelkeule, die glacirt worden, angerichtet.

Gerollte Hammelkeule. Man klopfe eine Keule recht mürbe, schneide das Fett, Fleisch, überhaupt Alles von dem Knochen herunter, mache das Fleisch, soweit es nur gehen will, von einander, so daß es etwa eines Fingers dick und so breit wie die Schüssel ist; dann den Knochen aus der Mitte herausgenommen; der Beinknochen muß aber an dem Fleische sitzen bleiben. Man spicke nun das Fleisch mit großwürftlichtem, gut gewürztem Speck, mache ein Füllsel von der Brust von Federvieh oder von einem Stückchen blanschirten Kalbfleische, nebst etwas Speck und Rindsfett; würze solches mit Salz, Pfeffer, Petersilie, Zwiebeln, Champignons, feinen Kräutern und feinen Gewürzen, und hacke Alles zusammen; dann noch ein wenig in Rahm geweichte Semmelkrume, nebst drei oder vier Eydottern dazu gethan, und zusammen in einem Mörser zerstoßen. Dieses Füllsel mache man nun über das Fleisch der Keule, rolle es an zwei oder drei Orten zusammen und gebe der Keule wieder ihre vorige Gestalt;

dann mit Bindfaden umwunden und in einem Braisentopfe kochen gelassen, dessen Boden zuvor mit Speckstreifen und Scheiben von geklopftem Rind- oder Kalbfleische belegt, wozu große Zwiebeln, gelbe Rüben, Pastinacken, Zitronenscheiben, Petersilie, kleine, ganze Zwiebeln und Lorbeerblätter gethan worden sind, und würze es noch mit Salz, Pfeffer und feinen Gewürzen. Lege auf dies Alles die Keule in den Topf, bedecke auch Alles oben, wie unten, und lasse es durch oben und unten gegebenes Feuer kochen. Dann mit dem oben, S. 501, bei der Hammelkeule auf königliche Art angeführten Ragout angerichtet. Will man sie am Spieße braten, wie die gespickte Hammelkeule, oben, S. 501, so muß man die zusammengewalzte und mit Bindfaden gebundene Keule mit feinem Speck spicken, an den Spieß stecken, mit Papier oben und unten umwickeln, und sie bei gelindem Feuer braten. Hernach wird sie mit eben dem Coulis oder mit Schinkenessenz, oder mit Ragouts von Gartengewächsen darunter, auf eben die Art, wie die oben angeführte gespickte Hammelkeule angerichtet. Man kann auch die am Spieße gebratene Hammelkeule mit Sauce Robert, s. unter Saucen, Th. 137, anrichten, wozu dann Kapern, Sardellen und andere Beilagen gegeben werden können; es mag nun zu Beigerichten oder zu ordentlichen Gerichten seyn.

Hammelkeule als ein Igel. Man richte eine Hammelkeule eben so zu, wie oben, S. 501, die Keule auf königliche Art, jedoch darf sie nicht gespickt werden, lasse sie dann, gut gewürzt, in einer Braise recht gar und so mürbe kochen, daß man mit der Gabel davon essen könnte. Man mache nun eine Sauce auf folgende Weise: Ein Dutzend weiße Zwiebeln werden geschält, halb von einander geschnitten und in geschmolzenem Speck gut färben gelassen; dann so viel Mehl dazu gethan, als man

zwischen zwei oder drei Fingern fassen kann, und gieße auch ein wenig Jus von Kalbfleisch daran. Wenn sie gar sind durch eine Haartuch geschlagen, und diese Sauce mit Salz, gestoßenem Pfeffer und Pomeranzensaft gewürzt. Die Keule lege man in die Anrichteschüssel und gieße die Sauce darüber. Man schneide nun kleine Spieschen eines Fingers lang von Buchsbaum, auch anderem Holze, stecke Stücke von magerem Speck, fetten Lebern, Kälbermilch und dergleichen daran, tauche sie in Eyweiß, bestreue sie mit Semmelkrumen; dann gebacken, und damit die Keule, so viel als nöthig ist, gespickt.

Schöps- oder Hammelkeule à la Perigord. Die Knochen der Keule werden ausgelöset, ein Pfund frische Trüffeln, die in einer Flasche Burgunderwein gekocht worden, werden in die Keule gethan. Man binde sie zu, und dämpfe sie in einer Lage von Speck, Schinken, Citronen, Pfeffer und einer Flasche rothen Wein, bis sie weich ist, glacire sie in ihrem Satze und gebe eine Trüffel-Essenz dazu.

Hammelkeule auf Wildpretart. Die Keule muß stark geklopft, mit Speck und Sardellen gespickt, und mit allerlei Küchenkräutern und feinen Gewürzen gewürzt werden; hierauf lege man sie in eine Marinade; dann an den Spieß gesteckt, während des Bratens mit ihrer Marinade begossen, und mit einer dicklichen Pfefferbrühe angerichtet.

Hammelbraten. Das Fleisch zum Hammelbraten muß besonders sehr fett seyn und gut geklopft werden. Man kann ihn gespickt, auch ungespickt braten. Im ersten Falle muß er mit Schalotten, Rocambolen oder Knoblauch, und bei einem gelinden Feuer mit Salz und Wasser in der Pfanne gebraten werden, wobei man denselben oft begießen muß. Nach Art des Wildprets wird der Rücken von der Keule so abgelöset, daß er einem Rehrücken gleicht;

dann einige Tage in guten Essig gelegt. Wenn er gebraten werden soll wird er gehäutelt, alles Fett abgeschnitten, wie ein Rehrücken gespickt, und beim Braten fleißig mit Butter begossen. — Die Keule kann gleichfalls gehäutelt und von allem Fette befreiet werden; dann mit einer Mischung aus einer Handvoll gestoßenen Wachholderbeeren, eben so viel Salz, etwas Pfeffer, Englischem Gewürze tüchtig eingerieben, ein Quart, halb Weinessig, halb Wasser kochend darüber gegossen, und so einige Tage liegen gelassen, wobei sie jedoch täglich umgewendet werden muß. Wenn sie gebraucht werden soll, muß sie abgewaschen, mit Speck und Sardellen gespickt, in eine Bratpfanne gelegt, einen Theil Essig und drei Theile Wasser dazu gegossen, Lorbeerblätter, Basilikum und etwas Rosmarien darein gethan, und oft mit der Brühe begossen werden.

Ein ganzes Schaf am Spieße. Man nehme ein ganz junges Schaf, löse die Schulter- und Rippenknochen, nebst dem Rückgrade aus, fülle dasselbe mit einer Farce von Kalbfleisch, Gewürz und Petersilie, nähe es lang zusammen, befestige es an einem Spieße, umwickle es mit Papier, und laße es $1\frac{1}{2}$ Stunde braten.

Hammelschulter en Ballon. Man löse aus einem schönen großen Schulterblatte den Knochen heraus, und lasse nur das äußerste Ende von dem vordersten Beinknochen daran sitzen, schneide so viel Fleisch davon, als man nur kann; dann hacke man Schinkenschnitte, Speck, Trüffeln, Champignons, fette Lebern und Eyer, streiche ein wenig von einem Füllsel inwendig auf dem Schulterblatte überall herum, und thue die erwähnten Sachen gehörig darüber; würze es mit feinen Gewürzen und Kräutern, wickele es in der Runde wie ein Ballon zusammen, und lasse dann die Schulter in einer

Braise kochen. Wenn sie gar ist, so richte man sie mit einer Schinkenessenz an. Eine Hammelkeule kann man auf eben diese Art zubereiten.

Hammelmürbbraten mit Gurken. Man schneide die Gurken in längliche Stücke, marinire diese mit Salz, einer Zwiebel, einer Gewürznelke und etwas Basilikum; drücke dann ihr Wasser aus, thue sie in eine Kasserolle nebst Jus und Coulis, von jedem gleich viel; werfe auch noch ein Bündchen und eine ganze Champignon daran, und lasse sie gelinde kochen. Sobald angerichtet werden soll, thue man dazu den dünn geschnittenen und zuvorgebratenen Mürbbraten vom Hammel und lasse es aufkochen, jedoch nicht zu stark. Man kann diesen Mürbbraten auch mit allerlei Ragouts, sowohl von Fleischwerk, als von Gartengewächsen zubereiten, auch ihn mit verschiedenen Saucen geben; nur die Veränderung der Ragouts und Saucen machen den Unterschied. Man kann denselben auch, während er am Spieße bratet, mit einer Marinade oder mit Coulis und Rahmsauce begießen, damit er sich gehörig färbe; oder auch nach dem Braten in eine Tortenpfanne legen, mit Crême begießen und im Ofen oder unter einem Deckel färben lassen.

Hammelkeule mit Gurken. Die Keule wird geklopft, in eine Kasserolle mit etwas geschnittenem Nierentalge, Zwiebeln, Lorberblättern, Gewürz und Salz gelegt, Wasser darauf gegossen und bei langsamem Feuer gar gekocht. Während dieser Zeit werden frische Gurken geschält, die Kerne herausgemacht, die Gurken in Stücke geschnitten, in etwas Butter geschwitzt, dann mit Weinessig und Fleischbrühe aufgekocht und über die Keule angerichtet.

Geschmorte Hammelkeule. Die Keule wird mürbe geklopft, mit Schalotten und einigen Nelken gespickt und in einen mit einem gut passen-

den Deckel versehenen Schmortopf gelegt. Jetzt siedendes Wasser darauf gegossen, so daß die Keule damit bedeckt ist; dann gut kochen lassen, abgewürzt, das heißt, etwas Englisches Gewürz, Pfeffer, trockne Citronenschale und einige Lorbeerblätter dazu gethan, zugedeckt, und damit so wenig Luft als möglich dazu komme, so kann man den Deckel mit Papierstreifen verkleben oder ein vielfach zusammengelegtes Tuch darüber decken. Die Brühe muß über die Hälfte einkochen, und ehe sie angerichtet wird, kann noch ein Kelchglas weißen Wein darüber gegossen werden, womit es noch eine Weile schmoren muß. Beim Anrichten wird alles Fett von der Brühe geschöpft, und dann diese darüber gethan.

Hauptgericht vom ganzen Hammelrücken. Man löse vom Unterrücken oder Schwanzstück des Hammels die oberste Haut geschicklich mit einem Messer ab, jedoch so, daß die untere, oder daß sie unten noch sitzen bleibt; belege den ganzen Rücken mit dünnen Schinkenschnitten, gewürzt mit Petersilie, kleinen Zwiebeln, weißem Pfeffer und einigen Speckstreifen. Man breite nun die Haut wieder darüber, umwinde sie mit Bindfaden und brate den Rücken am Spieße, nachdem derselbe zuvor mit Papier umwickelt worden. Nach dem er gebraten worden, bestreue man ihn mit Semmelkrumen und richte ihn mit einem darunter gethanenen Ragout an.

Hammelrippenstück in der Pfanne. Man schneide das Rippenstück zwischen den Rippchen von einander, und mache das äußerste Ende des Magens gehörig zurecht; dann lege man die Rppichen auf einen Tisch und mache sie mit einem Küchenmesser platt, würze sie mit Salz, Pfeffer, Muskatennuß und feinen gehackten Kräutern; lasse dann Butter in einer Pfanne braun werden, wende die Rippchen in Mehl um, und lege eine neben die andere in die

Pfanne. Wenn sie nun angefangen haben sich auf der einen Seite zu färben, so kehre man sie auf die andere Seite um, und dies thue man so lange, bis man vermuthet, daß sie gar sind; dann nimmt man ein wenig Fett aus der Pfanne, wirft einige gehackte Zwiebeln und Petersilie dazu, thut auch ein wenig Weinessig darunter, macht es mit etwas Coulis dicklich, und richtet es zu einem Gerichte an. Wenn man kein Coulis hat, so darf man nur die Brühe mit Eydottern und Rahm dicklich machen, auch etwas Muskatennuß dazu thun; der Weinessig muß aber daran bleiben. Man kann auch die Hälfte davon in einer Brühe kochen und sie auf eben diese Weise zubereiten, weil sie so viel weicher werden. Auch kann man vor dem Anrichten eine Schalotte dazu thun.

Hammelbraten am Spieße. Es ist bekannt, daß ein Hammelbraten im Ofen weit eher mürbe wird, als am Spieße; soll er nun auch am Spieße bald gar werden, so muß man denselben zuvor brav klopfen, und während des Bratens am Spieße mit einem Messer öfters und an mehreren Orten hineinstechen, und ihn dann mit seinem Fette fleißig begießen.

Marinirte Hammelkeule. Man klopfe eine Keule recht mürbe, wässere sie ein paar Stunden kalt ein und trockne sie dann wieder ab. Hierauf spicke man sie mit ausgegräteten und zerschnittenen Sardellen. Man steche nämlich mit einem Messer Oeffnungen in das Fleisch, und lege in jede ein Stückchen Sardelle, oder statt derselben Hering; reibe die Keule mit gestoßenem Englischen Gewirze, etwas Pfeffer und etwas Salz ein, lege sie mit Basilikum, etlichen Lorbeerblättern und etwas Gewürz überstreut in Essig. Der Essig kann kalt, oder auch aufgekocht und noch heiß seyn. Nach sechs bis

sieben Tagen brate man sie in ihrer eigenen Marinade im Bratofen, begieße sie aber fleißig, und wenn der Essig zu scharf ist, so gieße man etwas Wasser hinzu.

Grillirtes Hammelfleisch. Die Brust des Hammels wird nicht in zu kleine Stücke gehauen, und diese in Wasser und Salz gar gekocht; dann solche mit Butter bestrichen, mit geriebener Semmel, etwas Salz und gehackter Petersilie bestreut, und auf dem Roste gebraten. Man giebt hierzu Gemüse.

Auf eine andere Art. Man koche das Brustfleisch, wie vorher angegeben worden, gar, schlage dann drei Eyer in zerschmolzener Butter, überstreiche damit das Fleisch, dann mit feinen Semmelkrumen überstreut und auf dem Roste gebraten. Man richte es mit einer braunen Zwiebelsauce von Essig an.

Galimafrée von Hammelfleisch. Man löse von einer Hammelschulter die Haut so ab, daß solche noch an dem Beinknochen sitzen bleibt. Das Fleisch hacke man klein, thue es in eine Kasserolle, nebst geschmolzenem Speck, feinen Kräutern, kleinen ganzen Zwiebeln, die man aber bald wieder herausnehmen muß, Champignons, auch Brühe, und lasse es so gar kochen. Dieses Alles thue man unter die Haut, bestreue diese mit Semmelkrumen und färbe sie gut. Beim Anrichten thue man eine gute Jus dazu.

Galimafrée von Hammelfleisch, auf eine andere Art. Nachdem man das Hammelfleisch gar gekocht hat, schneide man es in Stücke, thue es in eine Kasserolle mit klarer Kalbfleisch- und Schinken-Coulis, einer in Scheiben geschnittenen Zwiebel, Kapern, Pfeffer und Salz, lasse Alles heiß werden, und wenn man zum Anrichten fertig ist, so legt man die Fleischstücke recht zierlich in eine

Schüssel, nimmt die Zwiebelscheiben weg und schüttet die Brühe darüber.

Sukade von Hammelkeule. Man nehme eine gute Hammelkeule, schneide oben in die Quere hinein, bis auf den Knochen, und Scheiben eines starken Fingers dick davon; klopfe die Scheiben recht mürbe, wende sie in Mehl um, welches mit Salz vermengt worden ist. Man lasse sodann ein halbes Pfund Butter in einer großen Pfanne heiß werden, lege die Scheiben hinein und lasse sie auf beiden Seiten braun werden. Dann in eine Casserolle gelegt, mit Muskatennuß, gestoßenen Nelken, gehackte Citrone und einer ganzen Zwiebel gewürzt, und gehörig mit Wasser gar kochen lassen. Wenn die Sauce ihren Geschmack hat, so lege man die Scheiben in die Anrichteschüssel, nehme die Zwiebeln heraus und richte die Sauce darüber an. Man kann auch andere Saucen und Ragouts dazu geben.

Eminée oder fein in Stückchen geschnittene Hammelkeule. Hat man eine abgebratene Keule im Vorrath, so kann man sich derselben auf verschiedene Art bedienen, um schnell ein Gericht fertig zu haben. Man nehme, wenn die Keule geschnitten und in eine Casserolle rangirt ist, gedünstete Endivien oder frische Gurken, auch Pfeffergurken und Champignons dazu, so hat man ein auf mancherlei Art gut zubereitetes Gericht.

Hammel-Coteletts à la Saubise. Die Rippchen werden hier abgeputzt und breit geschlagen, jedoch so, daß sie einen halben kleinen Finger dick bleiben; dann lege man solche auf eine Tortenpfanne, die stark mit Butter bestrichen ist, würzt sie mit Salz und Pfeffer, drückt den Saft einer Citrone darauf, nebst einem Glase rothen Wein, und läßt sie auf dem Feuer anlaufen, rangirt sie hierauf in eine Casserolle, passirt dann Salz darauf, thut einen

guten Eßlöffel voll Kraftbrühe dazu, läßt sie langsam dünsten, bis sie sich in ihrem eigenen Satze glaciren, und gebe eine vorzüglich starke Essenz darunter. Man muß sich beim Hacken der Coteletts sehr in Acht nehmen, daß solches nicht zu sehr geschehe, was in den meisten Küchen der Fall ist, weil man den eigentlichen Saft des Fleisches herausklopft, wodurch verursacht wird, daß die Coteletts nie saftig seyn können.

Hammel-Coteletts en Crêpine. Die Coteletts werden in einer Braise abgedämpft, herausgenommen und kalt werden lassen; dann in eine Kalbfleisch-Farce rund um eingewickelt; ein saubergewaschenes Kalbs- oder Schafnetz in Stücke geschnitten und die Coteletts damit umwickelt, auf eine Tortenpfanne, die mit Butter bestrichen ist, und eine Crême von Eyern, Milch und etwas Mehl, die auf dem Feuer recht dick abgerührt worden, darüber gestrichen, und in einem nicht heißen Ofen gar werden lassen, jedoch so, daß sie oben eine rothgelbe Farbe annehmen. Beim Anrichten giebt man eine gute Essenz, auch eine gute Jus darüber.

Hammel-Coteletts grillirt oder glacirt mit Erdäpfeln à la Crême im Ofen. Die Coteletts werden entweder mit Semmel panirt, auf dem Roste gebraten oder gedünstet, und glacirt gegeben. Die Erdäpfel hineingelegt, eine Crême von Milch, sechs Eydottern und etwas Mehl abgerührt, darüber gegossen und in einem Ofen etwas langsam gebacken, jedoch so, daß beim Serviren die Crême immer noch flüssig und nicht zu hart gebacken ist. Dann werden die Coteletts darum garnirt.

Hammel-Coteletts à l'Anglaise. Die Coteletts werden wie gewöhnlich zubereitet, mit Salz und Pfeffer eingerieben und schnell auf dem Roste

gebraten. Man giebt dazu gewöhnlich eine gute Jus; auch geröstete oder geriebene Erdäpfel.

Hammel-Coteletts à la Braise. Die Coteletts werden geklopft, kraus gespickt und in einer Braise gar gemacht. Man giebt dazu eine klare Sauce.

Hammel-Coteletts à la Minute. Die Coteletts müssen sehr dünn geklopft und dressirt werden; dann streiche man eine Casserolle stark mit Butter aus, klebe die Coteletts darauf, jedoch so, daß sie nicht auf einander, sondern nur neben einander zu liegen kommen, und mache es beim Anrichten in einer Minute auf sehr raschem Feuer gar. Man giebt dazu eine klare Sauce.

Bressols von Hammelkeule. Die Hammelkeule wird abgehäutet, das Fleisch von den Knochen gelöset und das beste in Stückchen, wie zu Fricandeaus geschnitten, so daß sie gespalten werden können, und mürbe geklopft. Jetzt fülle man die Bressols mit Kalbfleischfarce und lasse sie in einer Braise gar werden; dann mit einem Ragout von Kälbermilch, Trüffeln und Champignons oder mit einer Zwiebeln- und Kapernsauce angerichtet.

Hammelkarbonnade oder Corbonnade von Hammelfleisch. Die Rippen müssen von einem Rippenstücke einzeln von einander geschnitten und die dicke fette Haut und alle Knorpel davon gemacht werden. Dann von dem untern Theile der Rippe, alles Fleisch nach oben hingeschabt, die Rippe, damit sie nicht zu lang ist, unten abgehauen und das Fleisch mürbe geklopft. Jetzt mit geschlagenen Eyern naß gemacht, in einer Mischung von geriebener Semmel, Salz und gehackter Petersilie umgewendet, und auf dem Roste oder in einem Tiegel mit Butter gebraten. Man giebt diese Carbonnade zu Märkischen Rüben, Braunkohl, Savoyerkohl ꝛc.

Hammel- oder Schöpsstoß mit Kapernsauce. Man koche einen fetten Schöpsstoß in Salzwasser $\frac{3}{4}$ weich, so daß wenn man ihn anschneidet, noch die rothe Jus herausläuft. Hierzu giebt man nun eine gewöhnliche weiße Kapernsauce, s. unter Sauce, Th. 137, und eine Rübenmarmelade. Letztere wird auf folgende Weise zubereitet: Man nehme runde weiße Rüben, schäle sie, koche sie ganz in vollem Wasser weich, nehme sie, sobald sie recht weich sind, heraus in eine Serviette, schwänke sie, daß sie gut ablaufen, und drücke sie noch etwas in der Serviette, so daß alles Wasser heraus kommt; dann gleich heiß recht fein gewogen, mit Pfeffer, Salz, etwas Muskatennuß und einem Stückchen Butter in eine Casserolle gethan, einige Löffel guten kochenden Rahm dazu gethan, damit aufstoßen lassen, dann angerichtet und zu dem Hammelstoße gegeben.

Hammelrücken auf Englisch. In England sticht man die Hinterviertel eines fetten Schöpses zwei bis drei Rippen unter der Niere ab, löset dann jede Keule im Wirbelknochen aus, so daß der Rücken zusammen und das dicke Ende des Schwanzes daran sitzen bleiben muß. Von einem so geschnittenen Hammelrücken, macht man die auf dem Fette befindliche Haut ab, speilert ihn unterwärts so rund, als möglich, zusammen, bindet ihn an dem Bratspieße fest, umwickelt ihn mit Papier und bratet ihn in $1\frac{1}{2}$ Stunde gar; macht dann das Papier davon, bestreut den Rücken mit etwas Mehl und läßt ihn noch am Feuer Farbe nehmen, giebt, wie in England gewöhnlich ist, gekochte Kartoffeln dazu, und richtet ihn mit einer guten Jus an.

Hammelschwänze, gefüllt und gebacken. Wenn die Schwänze in einer Braise gar gekocht worden sind, so ziehe man sie heraus, und lasse das Fett ablaufen, wickle sie dann in ein gewöhnliches

Füllsel, welches aus Kalbfleisch, Rindsmark, etwas Butter und Eyern, mit Salz, Pfeffer und feinen Kräutern gewürzt, besteht. Man muß aber die Schwänze nicht zu dick machen. Wenn sie fertig sind, so tauche man sie in geschlagene Eyer, bestreue sie dann mit Semmelkrumen und backe sie in Schmalz. Wenn sie sich gut gefärbt haben, so werden sie zierlich in die Schüssel gelegt und zu einem Gerichte oder Nebengerichte warm angerichtet. Man kann sie auch in einem klaren Teige umwenden und in Schmalz backen.

Gericht von gefüllten Hammelfüßen. Die Füße werden in heißem Wasser gut abgebrühet, dann in einer guten Brühe mit etwas Petersilie und kleinen Zwiebeln, jedoch nicht zu gar, gekocht. Nachdem man sie herausgezogen hat, schneide man den unteren Fuß ab; aus dem Schenkel nehme man aber den Knochen, spanne die Haut auf dem Tische von einander, thue ein Füllsel hinein und walze einen nach dem andern zusammen, lege sie dann ordentlich zusammen in eine Schüssel, befeuchte sie ein wenig mit Fett, bestreue sie noch mit Semmelkrumen und lasse sie sich im Ofen bräunlich färben. Hierauf lasse man das Fett ablaufen, und trockne den Rand der Schüssel ab. Man thue auch ein wenig von einem Ragout oder von Champignonscoulis darunter und richte warm an. Das Füllsel bereitet man auf folgende Weise. Man nehme das Brustfleisch von Hühnern, Repphühnern, aufgewellten Speck, einen gekochten Kalbseuter, aufgewellte Kälbermilch, Trüffeln, Champignons, Rindsmark, in Milch geweichte Semmelkrume, verschiedene feine Kräuter, und so viel Milch, als nöthig ist. Wenn Alles gehörig gehackt und recht gewürzt worden, thue man 4 bis 5 Eydottern und von einem oder zwei Eyern das Weiße dazu. Dieses Füllsel thue man nun in die ausgespannte Haut.

Man kann auch die Hammelfüße mit einer weißen Sauce anrichten. Man thue sie nämlich in eine Casserolle mit ausgeschmolzenem Speck, feinen Kräutern, jungen klein gehackten Zwiebeln, oder auch ganzen, welche man dann wieder herausnimmt; ferner mit Salz, Pfeffer und Muskatennuß. Die Sauce macht man weißlich mit dem Gelben von Eyern und unreifem Traubensaft und richte sie zu einem Gerichte oder Nebengerichte an.

Hammelfüße mit Crêmesauce. Nachdem die Hammelfüße gar gekocht worden, lege man sie in kaltes Wasser und putze sie sauber aus. Dann thue man in eine Kasserolle ein Stück gute ungesalzene Butter, lasse sie schmelzen, schmore darin gehackte Schalotten oder Zwiebeln, nebst etwas gehackter Petersilie, thue nun die Hammelfüße dazu, schwänke sie mit etwas Mehl einigemal um, gieße süßen Rahm oder gute Milch dazu, und lasse sie gelinde kochen; würze sie auch mit geriebener Muskatennuß, sehe aber darauf, daß es nicht gerinne, welches am besten durch das öftere Schwänken der Casserolle verhindert wird. Wenn es genug gekocht hat, thue man den Saft von einer Citrone und etwas Salz daran und richte es warm an. Man kann sie auf eine Schüssel legen und mit Semmelkrumen oder mit Parmesankäse überstreuen und sie im Ofen färben lassen.

Mehrere aus Hammelfleisch und mit Hammelfleisch bereitete Gerichte, sehe man unter besonderen Artikeln in der Encyklopädie nach. Z. B. unter Pastete, Ragout, Rübe, Roulette ꝛc.

Hier zur Ergänzung der Zubereitungen des Lammfleisches, s. unter Lamm, Th. 59, S. 44 u. f., noch folgendes.

Lamm à la Chancelière. Man löse aus

einem Lamme die Knochen geschickt heraus, so daß die Haut unverletzt bleibt. Mache dann ein gutes Ragout von Tauben, fetten Lebern, Kälbermilch, Artischockensticlen, Champignons ꝛc., würze Alles und so gekocht, daß es einen guten Geschmack erhält; dann dicklich gemacht, in den Leib des Lammes gethan und diesen zugenäht, damit es seine vorige Gestalt bekomme. Hierauf mit Mittelspeck gespickt, eine ovale Casserolle genommen, die sich zu der Größe des Lammes schickt, mit Scheiben von geschlagenem Kalbfleische und Speckstreifen belegt, gewürzt wie eine Braise, und das Lamm darauf gelegt, so daß das Gespickte unten kommt. Man belege es nun oben, so wie unten, thue zwei oder drei Kochlöffel voll guter klarer Brühe daran und koche es langsam, jedoch muß man sich vorsehen, daß es nicht zu viel koche. Dann aus dem Gewürze genommen, durch ein Haartuch geschlagen, auch noch einmal durch ein seidenes Sieb laufen lassen, damit es noch klarer werde. Wenn die Casserolle gereiniget worden, thue man das Durchgesiebte wieder hinein und lasse es gleich einem stark gesottenen Zucker einkochen. Jetzt lege man das Lamm in eine ovale Schüssel und glacire dasselbe mit dem eingekochten Safte auf der gespickten Seite, damit es eine gute Farbe bekomme. Das Lamm kann nun mit Fricandeaus, oder wie man es sonst für gut findet, belegt werden. Man muß auch reichlich Schinkenessenz darunter thun. Bei großen Mahlzeiten kommt dieses Gericht in die Mitte zu stehen.

Lammkeule mit Parmesankäse. Die Keule wird in einer guten Braise gar geschmort, nachdem sie vorher gut gespickt worden, jedoch so, daß der Speck nicht hervorragt. Man gebe die Braise durch ein Haarsieb in eine Tortenpfanne, überziehe das Fleisch mit dicker Butter, die mit Sardellen, Schalotten und geriebenem Schweitzerkäse abgerührt

worden, lege das Fleisch in die Pfanne, überstreue es noch mit Parmesankäse und lasse es im Backofen gelbbraun werden. Zuletzt gebe man es mit einer Sardellensauce zu Tische.

Lammfleisch mit Kapern und Sardellen. Man lasse in einer Casserolle Butter schmelzen, thue das Fleisch mit Lorbeerblättern, ganzen Zwiebeln und etwas Macisnuß hinein, setze es aufs Feuer und lasse es in seiner eigenen Brühe gar kochen. Ist es beinahe gar, so thue man Kapern, Citronenscheiben, etliche gewässerte und fein gehackte Sardellen, nebst etwas Wein hinzu und lasse es vollends gar kochen. Sollte die Brühe nicht dick genug seyn, so rühre man etwas geriebene Semmel darunter.

Lammfleisch mit Stachelbeeren. Das Fleisch wird, wie vorher angegeben worden, gar gekocht, dann mit zerlassener Butter bestrichen, mit geriebener Semmel bestreut und gelbbraun gebraten. Die unreifen Stachelbeeren werden mit geriebener Semmel und Fleischbrühe weich gekocht, durch einen Durchschlag gerieben, Wein, Zucker und abgeriebene Citronenschale daran gethan, mit den Stachelbeeren zu einer dicklichten Brühe eingekocht, mit ein Paar Eydottern legirt und über das Fleisch angerichtet. Auf diese Weise kann man es auch mit aufgequellten kleinen Rosinen, Wein und Citronenscheiben machen.

Lammzungen gut zubereiten. Man koche die Zungen, ziehe die Haut davon ab; dann halb von einander geschnitten, mit geriebenem Brode und Salz bestreut, auf dem Roste auf beiden Seiten braun gebraten, und mit einer sauren Sauce angerichtet.

Ausser den schon im Theile 138 unter Schaf und Schafzucht, und oben hin und wieder angeführten Schriften über die Schafzucht, sehe man noch nach: Unterricht für den Sächsischen Landwirth von Verbesserung der Schafzucht, 1764.

Fr. Wilh. Hastfer's Goldgrube eines Landes in Verbesserung der Schafzucht, nebst Linnäi Anmerkungen über die Verbesserung der Schafzucht. Bern, 1762.

Dessen Unterricht von der Zucht und Wartung der besten Art von Schafen, aus dem Schwedischen, 1754.

Carl August Geutebrück's gesammelter Unterricht von Schafen und Schäfereyen. Leipzig, 1766.

Unterricht, die Schafe durch gute Pflege zur vollkommensten Art zu bringen und zu erhalten. Wien, 1782.

Strumpf's pragmatische Geschichte der Schäfereyen in Spanien und der Spanischen in Sachsen. Anhalt-Dessau, 1785.

Die Schäferey ökonomisch betrachtet, samt einer Anweisung, wie solche verbessert und zu allgemeinem Nutzen behandelt werden könne. Ulm, Frankfurt und Leipzig, 1783.

Wichmann's Katechismus der Schafzucht, für Schäfereyherrn und Schäfer, nach Anleitung eines Französischen Werkes von Herrn Daubenton ꝛc. Leipzig, 1784. — Neue Auflage, unter dem Titel: Daubenton's Katechismus der Schafzucht, zum Besten deutscher Schäfereyen bearbeitet von Wichmann, 1795.

Daubenton's kleiner Schäfer-Katechismus, worin von der Stallung, der Streu und dem Pferch der Schafe, von der Auswahl der Zuchtböcke ꝛc. vollständiger Unterricht ertheilt wird, zum Besten der Schäferey-Herren, Pächter, der Bauern und Hirten. Aus dem Franz., nach der 3ten Aufl. des Originals übersetzt von Dr. Waldmann. Leipzig, 1796.

Daubenton's vollständiger Unterricht für Schäfereyherren und Schäfer, zum Gebrauch für Schlesien eingerichtet, von Brieger. Breßlau, 1797.

Ueber die Fortpflanzung der Spanischen Schafe, wie dabei zu verfahren, daß selbige nicht ausarten; herausgegeben vom Wirthschaftsrath und in Ordnung abgefaßt von F. H. Gilbert, übersetzt von G. E. Textor. Glogau, 1798. Das Original führt den Titel: Instruction sur les moyens les plus propres à assurer la propagation des bêtes à laine d'Espagne et la conservation de cette race dans toute sa pureté; publiée par le Conseil d'Agriculture et redigée par F. H. Gilbert, Professeur, An. V.

Das Ganze der Schafzucht aus Beurtheilung und Berichtigung älterer und neuerer Theorien, nach Gründen und eigener Erfahrung, von C. F. Germershausen. 2 Thle. Leipzig, 1789 — 90.

Vollständiger Unterricht in der Wartung, Pflege und Behandlung der Schafe, Veredlung ihrer Wolle, Kenntniß und Heilung ihrer Krankheiten, von Dr. Joh. Christian Gotthard. Erfurt, 1799.

Vollständiger Unterricht vom Schafvieh, dem Ziegen und Schweinevieh, nebst einem Anhange von allen der Landwirthschaft schädlichen Thieren und deren Vertilgungsmitteln. Prag, 1798.

Lord Sommerville's Adress to the Board of agriculture, on the subject of sheep and wool. 1799.

J. H. Fink's verschiedene Schriften und Beantwortungen, betreffend die Schafzucht in Deutschland, und Verbesserung der groben Wolle; aus eigener Erfahrung und Thathandlungen zusammengetragen. Halle, 1799.

Von diesem Verfasser sind noch folgende Schriften erschienen:

J. H. Fink's Nachrichten über den Erfolg der eingeführten Stallfütterung der Schafe zu Gröbzig, von A. W. zu Pr. Frankfurt, 1785.

Fortsetzung der Nachrichten ꝛc. nebst des Verfassers Gedanken über den Nutzen des Kleebaues. Leipzig, 1786.

J. H. Fink's Beschreibung der Pockenkrankheit der Schafe und der Erfindung einer angewandten Inokulation derselben zu Cösitz, aufgesetzt im Herbste 1797. Halle, 1798.

Dessen Beantwortung der vom Chevalier Sinclair aufgeworfenen Frage: betreffend die Schafzucht in Deutschland. Halle, 1798.

Dessen Schreiben über ungekünstelte und sichere Veredlung aller groben Wolle, aus eigener Erfahrung und Thatsachen aufgestellt. Hannover, 1794.

Erfahrungen über die Kopfwassersucht der Schafe, genannt das Drehen oder Drehnigtwerden, aufgesetzt im Monat März 1799, vom Amtsverwalter Fink zu Cösitz im Fürstenthume Anhalt-Cöthen.

Ueber die Churmärkische Schäfer-Ordnung und die Curart des Grindes oder der Räude (von Fink).

Die Schafzucht, eine durch dreißigjährige Erfahrung

geprüfte Belehrung für unerfahrne Landwirthe, von Gandich. Leipzig, 1802.

Anleitung zu einer verbesserten Schafzucht und richtiger Behandlung der Spanischen Schafe, unter kälteren Himmelsgegenden, von F. Ch. Abildgaard und F. Viborg. Koppenhagen, 1802.

Peter Flandrin, über die Kunst, Schafe zu ziehen, und die Wolle zu veredlen. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen von M. Christian August Wichmann. Leipzig, 1804. Das Original führt den Titel: De la Pratique de l'Education des Moutons et des Moyens de perfectionner les Laines, Paris, an II. (Paris, im 2ten Jahre der Republik, 1794).

Geschichte der Einführung der feinwolligen spanischen Schafe in den verschiedenen europäischen Ländern, und auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung; ihres gegenwärtigen Zustandes, ihrer Anzahl; der verschiedenen Methoden, sie zu erziehen, und der Vortheile, welche sie der Landwirthschaft und dem Handel gewähren. Von C. P. Lasteyrie. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich, Herzog zu Schleßwig-Holstein-Beck. 2 Thle. Leipzig, 1804 — 1805.

C. P. Lasteyries ꝛc. Abhandlung über das spanische Schafvieh ꝛc. Hamburg, 1800. Das Original führt den Titel: Traité sur les bêtes à laine d'Espagne. Paris. chez Madame Huzard, an. VII.

Bericht über die Verbesserungen in der landwirthschaftlichen Anstalt zu Rambouillet und besonders über die Verbesserung der dortigen Schafzucht, und den am 15ten Prairial des Jahres XI. (1sten Juny 1803) abgehaltenen Wollverkauf ꝛc. von J. B. Huzard. Auf Befehl des National-Instituts in Druck gegeben. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, 1804.

Anleitung zur Verbesserung und Veredlung der Schafzucht in Rußland von W. C. Friebe. Riga, 1809.

Pictet, Beobachtungen und Erfahrungen über die Spanischen Merinoschafe, die Feinheit ihrer Wolle und das Kreuzen derselben mit gemeinen Racen. Wien, 1809.

Ueber die Verbesserung der Schafzucht und Veredlung der Wolle, von C. A. H. v. Bose. Leipzig, 1810.

Aufruf an die höchste Gewalt des Königreichs Westphalen, die Verbesserung der Schafzucht betreffend, von C. A. H. v. Bose. Leipzig, 1810.

Die Schafzucht in ihrem ganzen Umfange, oder ökonomische und praktische Anweisung zur Erziehung, Behandlung und Benutzung der Schafe, wie auch von ihren Krankheiten und Mitteln dagegen. Ulm, 1810. (Nur ein neues Gewand einer älteren Schrift: die Schäferey ökonomisch betrachtet ꝛc., welche oben schon angeführt worden).

Ueber die Schafzucht, insbesondere über die Race der Merinos. Von Tessier; aus dem Französischen übersetzt von Witte. Berlin, 1811. Das Original führt den Titel: Instruction sur les bêtes-à laine, et particulièrement sur la race des Merinos; publiée par Ordre de S. E. le Ministre de l'interieur. Paris, 1810.

Handbuch für die feinwollige Schafzucht. Auf Befehl des Königl. Preuß. Ministeriums des Inneren. Herausgegeben von A. Thaer. Berlin, 1811.

Hubart's Wartung, Zucht und Pflege der Schafe, ihre Benutzung und Veredlung, oder Dienstanweisung für meinen Schäfer. 1814. 2 Thle. Der zweite Theil führt den Titel: Rezeptbuch für Schäfer von Rohlwes. 1813.

Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schafe; nebst einem Verzeichnisse mehrerer Schäfereyen. Zum Gebrauch für angehende Landwirthe und Fabrikanten, von Joh. Phil. Wagner. Mit einer Vorrede vom Herrn Staatsrath Thaer. 2te Auflage. Berlin, 1821.

Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima und das ihm ähnliche der angränzenden Länder, mit besonderer Hinsicht auf die zu beobachtende Pflege und Wartung der Merinos, und Charakterisirung derselben. Ein vollständiges praktisches Handbuch, welches diese Wissenschaft in ihrem neuesten Standpunkte, nach Grundsätzen, die sich auf Natur und Erfahrung stützen, aufstellt, für Guts- und Schäfereybesitzer, Beamte und Schäfer, von Bernhard Petri, 3 Thle. 2te Aufl. Wien, 1825. (Der erste Band enthält das Ökono-

mische, der zweite das Technische und Merkantilische der dritte das Medizinische der Schafzucht).

Ueber Wolle und Schafzucht von Perrault de Jotemps, Fabry und Gerod, Eigenthümer der Herde zu Naz. Aus dem Französischen übersetzt, und nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wolle und Schafkenntniß in Deutschland bearbeitet, von A. Thaer. Berlin, 1825.

Einzelne Aufsätze über das Schaf und die Schafzucht.

Ueber die Schafzucht in Spanien. Leipziger Intelligenzblatt, 1781, S. 35, 1784, S. 138. — Neues Hamburger Magazin, 117s St. — Hannöverisches Magazin, 1781, Col. 587. — Neues Hannöverisches Magazin, 6r Jahrg. 1796, 79s St., S. 1249 bis 1278. — Gothaisches Wochenblatt, 2r Jahrg., S. 154. Desgl. vom Jahre 1782, S. 69. — Gelehrte Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen vom Jahre 1783, 49 und 50s St. — Leipziger Magazin, 1783, S. 319. — Der Sammler, 4r Jahrg. S. 332. — Handlungszeitung, 1785, S. 339. — Schreiben von der Schafzucht in Spanien; der deutschen Uebersetzung von Eduard Clarken's Briefen vom gegenwärtigen Zustande Spaniens angehängt, S. 733.

Hastfer's Grundsätze zur Verbesserung der Schafzucht, aus dessen Schriften gezogen, im Leipziger Intelligenzblatte 1764, S. 254, 261. — Bemerkungen über die Verbesserung der Schafzucht, nach der Hastferischen Methode; daselbst, S. 330.

Anmerkungen, welchergestalt und welcher Orten das Rindviehhalten der Schafviehzucht, und diese hinwiederum jenem mit erheblichem Nutzen vorzuziehen sei; Leipziger Sammlungen, 3r Bd., S. 97. — Von Verbesserung der Schafzucht und einigen Mitteln wider Krankheiten der Schafe; daselbst, 8r Bd., S. 66. — Ursachen, weshalb die Schäfereyen an der Anzahl des Viehes vortheilhafter zu verringern, als zu vermehren sind; daselbst, 5r Bd., S. 771. — Von den Betrügereyen der Schäfer; daselbst, 2r Bd., S. 945. 6r Bd., S. 992.

Nachricht von der Spanischen Schafzucht in Sachsen; Leipziger Intelligenzblatt, 1767, S. 139.

Volquarz Vorschlag engländische Schafe auf die norwegi-

sche Inseln zu setzen, in den fortgesetzten Nachrichten vom Zustande der Wissenschaften und Künste in Dännemark. 1r Bd., S. 397.
Wilhelm Ellis Abhandlung von den Schafen; in dessen Landwirthschaft. Aus dem Englischen übersetzt. 2r Bd., S. 92. — 237. Leipzig, 1774.
In Franken eingeführte Spanische Schafzucht. Gothaische Handlungszeitung, 1792, S. 271; 1793, S. 230; Leipziger Intelligenzblatt, 1793, S. 222, 1796, S. 28.
Spanische Zuchtschäfereyen in Anspach und Bayreuth; Leipziger Intelligenzblatt, 1794, S. 85, 95. — Leonhardi, ökonomische Hefte, 1795, 1s St., S. 15.
Schafzucht in Preußen. Annalen des Königreichs Preußen, 1793, 1s St., S. 59.
Schafzucht in Bayern. Neues landwirthschaftliches Magazin, 1788, 3s Quartal, S. 111.
Verbesserung der Schafzucht in den markgräflich Badenschen Landen. Leipziger Intelligenzblatt, 1795, S. 29.
Von Veredlung der Schäfereyen im Fränkischen. Leipziger Intelligenzblatt, 1792, S. 290.
Schafzucht in der Landschaft Eiderstadt. Schleßwig-Holsteinische Provinzialblätter, 1793, 4s Heft, S. 58.
Schafzucht in der Ukraine. Hammer's Reise durch Oberschlesien. 1r Th., S. 194.
Ueber die Schafzucht in Rußland; Herrmann's Beiträge zur Physik ꝛc. der Russischen Länder, 2r Bd., S. 115.
Schafzucht in Dännemark; Schleßwig-Holsteinische Provinzialblätter, 1794, 5s St., S. 196; 1795, 1s St., S. 20.
Ueber die Schafzucht in England; von Taube, Abschilderung der Englischen Manufakturen ꝛc. 1r Bd., S. 72 u. f. — Leipziger Intelligenzblatt, 1781, S. 228. — Gothaisches Wochenblatt, 2r Jahrgang, S. 145. — Knobloch Sammlungen zur Thierarzneikunde, 2r Bd., S. 145. — Berechnung einer englischen Schäferey; Annalen der Oekonomie ꝛc. 1s Heft, S. 27. — Gothaische Handlungszeitung, 1793, S. 217.
Schedel, über die englische, spanische, französische und flandrische Schafzucht; Leonhardi, ökonomische Hefte, Febr. 1796, S. 166.
Die Lammzeit auf Weihnachten festzusetzen; ökonomisches Portefeuille, II, S. 197.

Was bei Anlegung ausländischer Schäfereyen zu beobachten ist; Monathschrift von und für Mecklenburg, 1789, 11s St.

Abschaffung der Schafe; Journal von und für Deutschland, 1792, 7s St., S. 577. — Leipziger Intelligenzblatt, 1792, S. 404 u. f.

Schäfereyen, wie sie erstens nützlich, zweitens den Communen schädlich sind. Journal von und für Deutschland, 1790, 6s St., S. 503.

Pfeiffer's Verbesserungsvorschläge, 2r Bd., 1s St., S. 40 u. f.

Gothaisches gemeinnütziges Wochenblatt; 1780, S. 181; 1782, S. 150.

Rößig, pragmatische Geschichte der Oekonomie, Th. 1, S. 199 u. f.

Heppe, Nichts ohne Absicht und Nutzen, 1s St., S. 201, Leipziger Intelligenzblatt, 1786, S. 232; 1791. S. 309.

Riem's Encyklopädie, 2r Bd., S. 314; 3r Bd., S. 67.

Oekonomisches Portefeuille, 3r Bd., S. 34.

Von der Schafzucht in freier Luft. Braunschweigisches Magazin, 1788, Col. 374. — Mund, Landwirthschaftliches Magazin, 1788, 2s Quartal, S. 151. — Berliner Intelligenzblatt, 1790, S. 1481.

Die Schafe den ganzen Winter hindurch ohne Obdach in freier Luft zu lassen. Leipziger Intelligenzblatt, 1785, S. 449. Braunschw. Magazin, 1788, Col. 175.

Wittenberger Wochenblatt, 1793, S. 353.

Braunschweigisches Magazin, 1765, S. 66 bis 98.

Hessen-Darmstädtisches Magazin, 1773, S. 62, 369, 415; 1772, S. 130, 180.

Mindensche Anzeigen vom Jahre 1771, S. 171, 343, 309 u. f.

Neu Strelitz'sche Anzeigen, 39s St., S. 311; 35s St. S. 273.

Thaer's Mögelin'sche Annalen der Landwirthschaft, 3r Bd.

Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser; herausgegeben vom Wirthschaftsrathe André in Brünn. Prag. Desselben Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen, Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Hauswirthschaft, des Forst- und Jagdwesens ꝛc. Prag.

Von dem zur Verbesserung der Schafe eingeführten Verfahren, die einländischen Lämmer mit spanischen oder

englischen Widdern zu belegen, und dadurch sogenannte Blendlinge zu erzeugen; Landwirth, Th. I, S. 319 u. f.

Junge Lämmer ohne Mutter groß zu ziehen; Goth. gemeinnützliches Wochenblatt, 1780, S. 188.

Abschaffung des Knechtviehes bei den Schäfereyen; Leipziger Intelligenzblatt, 1784, S. 417; 1785, S. 440.

Von giftigen und schädlichen Kräutern; Handbuch der praktischen Vieharzneykunst, S. 297.

Von den Schaflecken; Haushaltungs-, Garten- und Geschichts-Kalender von dem Jahre 1774.

Von der Schafhütung; Sprengers Kalender, 1770, S. 25; 1772 S. 35; 1773, S. 21.

Blocks 25 Aufgaben, S. 154.

Pfeiffer's Verbesserungs-Vorschläge, 2s St., S. 96 u. f.

Berliner Beiträge; 4r Bd. — Leipziger Intelligenzblatt, 1780, S. 455.

Blitzeinschlagen unter die Schafe; Anzeige der Leipziger ökonomischen Societät von der Michaelis Messe, 1789, S. 90.

Behüten der Wiesen im Herbste mit den Schafen; Leipziger Intelligenzblatt, 1791, S. 246 u. f.

Ueber den Hürdenschlag; Leipziger Intelligenzblatt, 1786, S. 151. — Oekonomische Weisheiten und Thorheiten; 1r Bd., S. 195. — Leonhardi ökonomische Hefte, 3r Bd., 5s St., S. 329. — Löwe, Magaz. 2s St. S. 117.

Die Winterpferchung; Vorlesungen der Churpfälzischen Gesellschaft, 1r Bd., S. 337. — Riem's ökonomische Schriften, 2r Bd., 3s St., S. 177.

Von der Pferchdüngung; Leipziger Intelligenzblatt, 1786, S. 248.

Ist das Horden mit den Schafen oder der Sommerstallmist von diesen Thieren dem Ackerbau zuträglicher? Oec. Controver. I, 215.

Schafweide, Wittenberger Wochenblatt, 1778, S. 145; hohe und trockne Weide, Leipziger Intelligenzblatt, 1778, S. 476.

Alter der Schafe; Oekonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien, 1779, S. 108.

Daß die Schafe oft Monate lang ohne Wasser leben können; neueste Mannigfaltigkeiten; 3r Bd., S. 208.

Ob ein Schaf zwei Jahre hintereinander mit der Wolle, ohne davon in dieser Zeit etwas zu verlieren, gehen könne. Leipziger Intelligenzblatt, 1780, S. 196.

Die Uebergabe des Schafviehes an die Pächter; Leipziger Intelligenzblatt, 1781, S. 147.

Das Schmiervieh. Goth. Handlungszeitung, 1793, S. 85.

Berichtigung der Holzhausenschen Hordenfütterung der Schafe zu Gröbzig, 1787. — Nonne, über das Mittel, die Abschaffung der Schafzucht und die Trift zu erleichtern, 1789.

Fütterung der Schafe: Mit Laub; Mund Landwirthschaftliches Magazin. 1r Jahrg., 48 S. S. 143; Leipziger Intelligenzblatt, 1792, 13, 116. — Mit Wegwart, Cichorien; Leipziger Intelligenzblatt, 1781, S. 378. — Mit Weidenblättern; Berliner Intelligenzblatt, 1790, S. 1255 u. f.; Goth. Wochenblatt, 2r Jahrg., S. 89; Braunschweigis. Magazin, 1788, N. 639, 669. Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät von der Oster-Messe 1792, S. 88. — Mit Hafer; Leipz. Intellzbl. 1795, S. 119. — Mit Eicheln; Auszug der Leipziger ökonomischen Societät Michael. Messe, 1782, S. 13; Leipziger Intelligenzblatt, 1790, S. 421.

Fütterung in Horden, ohne Trift und Hütung; Schubart ökonomische kameralistische Schriften, 2r Th., S. 49, 6r Th., S. 147; Leipziger Magazin, 1783. S. 1, 283.

Gemengfutter von Hafer und Häcksel; Leipziger Intelligenzblatt, 1783, S. 60.

Stallfütterung der Schafe; ökonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien 1782, S. 175; Mindener Journal von und für Deutschland, 1786, 6s St., S. 556 — Winterstallfütterung, historisch-ökonomische Abhandlungen, Giessen, 1790, S. 154 — Sommerstallfütterung; Leipziger Intelligenzblatt, 1795, S. 162.

Tränkung mit Rübsenölkuchen: Leipziger-Intelligenzblatt, 1793, S. 192; 1794, S. 435; 1795, S. 62.

Wie hoch ein Mutter- oder Lammschaf auszufüttern komme; Goth. Wochenblatt, 1782, S. 57.

Schafe müssen bei entstehenden Gewittern aus den

Ställen gelassen werden. Leipziger Intelligenzblatt, 1789, S. 292

Wie die Schafe bei Feuersgefahr zu retten: Leipziger Intelligenzblatt, 1789, S. 359.

Zur Zeit, wo die Schafe Lämmen, sind getrocknete Krebsschalen, mit Salzlauge gemischt, ihnen sehr dienlich; bewahren sie auch vor der Wassersucht. Schwed. Abhandlungen XIV., S. 165 u. f.

Beschreibung einer neuen Art die Schafböcke zu verschneiden; aus dem Journal oeconomique Mai, 1765 übersetzt in dem gemeinnützlichen Vorrathe auserlesener Aufsätze, Th. 1, S. 78. — Deutsche Encyklopädie, 5r Bd. S. 294.

Ob man den Lämmern gedörrtes Laub statt des Heues zu geben habe? Haus- und Wirthschaftsverwalter, 2r Th. S. 308.

Methode, eine große Herde Schafe auf Gemeintriften leicht zu zählen; im Museo Rust. et Commerc. 5r Bd., S. 205. — Von der Art Schafe zu scheeren in dem Ardenner Walde; daselbst, 8r Bd., S. 217, — Von der Schafschur und dem Sterben unter den Schafen; daselbst, 1r Bd., S. 408.

Die Schafe auf eine dauerhafte Art zu zeichnen; Goth. gemeinnütziches Wochenblatt, 1779, S. 104; Kalender fürs Volk, 1783, S. 259; Leipziger Intelligenzblatt, 1789, S. 407; 1790, S. 69. — Schreiben von der Entdeckung einer Composition die Schafe ohne Nachtheil der Wolle zu zeichnen; Museum Rust. et Com., 2r Bd., S. 266; Bd. 4, S. 244. — Verfertigung einer bequemen Farbe, die Schafe zu merken; Bremisches Magazin, S. 59.

Ueber das Vorvieh des Schäfergesindes; ökonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien, 1776, 117; 1777, 5, S. 68.

Das Alter der Schafe zu erkennen; v. Habersfeld Landwirthschaft, S. 166.

Gewicht der Schafe; Leipziger Intelligenzblatt. 1787, S. 344.

Den Schäferhunden das Würgen der Schafe abzugewöhnen; man soll den Hund nämlich in einen Sack stecken und die ganze Herde darüber wegtreiben lassen. Mannigfaltigkeiten, 1 Bd., S. 662.

Ueber die Schäfer. Carl Ge. von Zangen Abhandlung von der Zunftfähigkeit der Schäfer. Gießen und Marburg, 1785. — Ihre Bevortheilungen; Leipziger Intelligenzblatt, 1793, S. 150. 184, 349; Annalen der Märkischen Gesellschaft in Potsdam, 1r Bd., 3s Heft, S. 44. Von der Hirrenzunft im Kreisamte Wittenberg; Wittenberger Wochenblatt, 1791, S. 225, 265; Hamburger Magazin. XXII., S. 517.

Benekendorf, ökonomischer, Juristischer Traktat von der Schäfereygerechtigkeit, deren Wirkungen, Grenzen und Einschränkungen, 1784.

Steeb, staatswirthschaftliche Betrachtungen über Schäferey, Hornviehzucht und Ackerbau, mit Ploucquet's Vorrede, 1784.

Eckhart's Experimental-Oekonomie. — Oeconomia Forensis, 8r Bd, S. 353. u. f.

Schafkrankheiten. Rohlwes allgemeines Vieharzneybuch oder Unterricht, wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, seine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen soll ꝛc. Berlin, 1820, S. 217 u. f. — Laubender's theoretisch-praktisches Handbuch der Thierheilkunde ꝛc. 4r Bd. — Vitet, Vieharzneykunst, 2r Th., 1r Bd. — Franz Joseph von Tam Horn-, Schaf-, Pferd- und Federviehs-Arzneikunst. Wien, 1765. — Sagers Abhandlung über eine besondere Krankheit der Schafe; Knobloch Sammlungen zur Thierarzneikunde, 2r Band, S. 165. — Von den Egeln; Anzeige der Leipziger ökonomischen Societät von der Michaelis Messe, 1790, S. 155; Riem, vermischte ökonomische Schriften, 2s Heft, 2te Abth., S. 94; Anzeige der Leipziger ökonomischen Societät von der Michaelis Messe, 1789, S. 94; Oster-Messe, 1791, S. 113; Leiziger Intelligenzblatt, 1790, S. 412. Nau, Entdeckungen, 1, S. 36; Sprenger's ökonomischer Kalender, 1792, S. 25. — Krankheiten der Schafe in Tarentia von gewissen Kräutern; Leonhardt ökonomische Hefte. Jan., 1796, S. 18. — Sagers Abhandlung von der Seuche, Beiträge zur

Thierarzneykunde, St. 1, S. 98. — Leonhardi ökonomische Hefte, Jul. 1795, S. 14. — Von der Blutstaupe; ökonomische Nachrichten der schles. patriotischen Gesellschaft, 1781, S. 123. — Ueber die Inokulatiou der Schafpocken; Neues Hannöverisches Magazin vom Jahr 1799, 101s St., S. 1613 u. f. — Leipziger Intelligenzblatt, 1779, S. 317; 1780, S. 226; Anzeige der Leipziger ökonomischen Societät, Michaelis-Messe, 1779, S. 5 u. f.; Goth. gemeinn. Wochenblatt, 1780, S. 117 u. f.; 2r Jahrg., S. 17; Scheibler, Abhandlungen über Thierkrankheiten, Art. 11. — Von der Faulkrankheit; Sprenger's ökonom. Kalender, 1792, S. 12; Leipziger Intelligenzblatt 1789, S. 102; 1795, S. 306; vollständiges Handbuch der Vieharzneykunst, 1r Band, Berlin, 1798, S. 192 u. f. Von den Haarballen in dem Magen der Schafe; ökonomische Hefte, 3r Bd., 2s St., S. 154: vollständiges Handbuch der Vieharzneikunst, 2r Band., S. 391 u. f. — Vom Blutharnen und Faulfressen der Schafe; Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät von der Oster-Messe 1790, S. 88; Michaelis-Messe, 1791, S. 101; Ostermesse, 1793, S. 10; Ostermesse, 1794, S. 50. — Beulen an der Kehle, oder Kröpfe, Wasserglocken; Wittenberger Wochenblatt, 1791, S. 86; Sprengers ökonomischer Kalender, 1792, S. 29. — Rotz der Schafe; Riem's ökonomische Schriften, 2r Bd., 3s St., S, 143. — Von den Würmern; Anzeigen der Leipziger ökonomischen Societät von der Oster-Messe, 1783. S. 45. — Mittel gegen die Räude der Schafe, Hannöverisches Magazin, 1768, 8s St. S. 125; Elli's Nachricht von der verderblichen Krankheit der großen Räude an Schafen und Lämmern; Hamburger Magazin, 5r Bd., S. 113. — Ueber die Drehkrankheit; Anweisung wie man die schädliche Drehkrankheit oder das Segeln der Schafe in den meisten Fällen auf eine leichte und einfache Art glücklich heilen könne, von K. F. G. Gerike, Berlin, 1806. Vom Traben der Schafe; Goth. gemeinn. Wochenbl. 1780, S. 192. — Anzeigen der

Leipziger ökonom. Societät von der Ostermesse, 1786, S. 28.

Die Zubereitung des Hammel- oder Schöpsenfleisches in der Küche; Magdeburgisches Kochbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen 3 Bde. Neue Aufl. Magdeburg, 1804. — Kochbuch für die elegante Welt, Leipzig, 1819. Sametzky's Lehrbuch der Kochkunst, oder neuestes praktisches Berliner Kochbuch für junge Köche ꝛc. ꝛc. 2 Theile. Berlin, 1819.

Uebrigens findet man noch in allen ökonomischen Werken, worin die Viehzucht vorkommt, von der Schafzucht mehr oder weniger erwähnt.

Schaf (Aegyptisches), s. Th. 138, S. 605.

— (Aethiopisches), wozu auch das von Büffon, Martini und Anderen angeführte Angolische Schaf gehört; s. daselbst.

— (Afrikanisches), hierzu gehört das Algierische, Guinea-, Marokanische, Tafileter, Quardafu-, Aethiopische, Aegyptische, Mosambikische Schaf, und das Schaf vom Kap; s. Th. 138, S. 598.

— (Algierisches), s. daselbst, S. 599 u. f.

— (Amerikanisches), wozu das Vigogne- und das Peruanische oder Erdschaf, und das Schaf von Seara gehört; s. daselbst, S. 607.

— (Angolisches), s. oben, Schaf (Anthiopisches), und unten, Schaf (Guinea-).

— (Arabisches), s. Th. 138, S. 595.

— (Asiatisches), wozu das Kirgisische, Kalmükische, Tartarische, Bücharische, Arabische, Taurische, Kabardinische, Kaschemirische, Tibetanische und Misorische Schaf, und das Schaf von Cuba gehört. Man theilt die Asiatischen Schafe in vier Klassen, nämlich: in kurzgeschwänzte, langgeschwänzte, fettschwänzige und mit Fettpolstern begabte Schafe; s. Th. 138, S. 589 u. f.

— Belgisches), s. das., S. 570.

Schaf (Bergamesker), s. Th. 138, S. 570.
— (Bucharisches), s. das., S. 594.
— (Cretisches), s. das., S. 606.
— von Cuba, s. das., S. 598.
— (Dänisches), s. das., S. 565.
— (Deutsches), s. das., S. 557. Zu dem Deutschen Schafe, welches auch das gemeine Deutsche Landschaf genannt wird, gehört das Heideschaf, das Spiegelschaf, das Zaupelschaf, das Friesische Schaf, das Eyderstädter Schaf, das Dittmarische oder sogenannte Marschschaf, und das Geestschaf.
— (Dittmarisches), s. Th. 138, S. 559.
— (Eiderstädter), s. das.
— (Englisches), s. das., S. 571. u. f. Hierzu gehören sechzehn Racen, welche an dem eben angeführten Orte beschrieben worden.
— (Erd-), s. Schaf (Peruanisches), unten, in diesem Register.
— (Europäisches), s. Th. 138, S. 556. Hierzu gehören die verschiedenen Schafracen in den Europäischen Reichen oder Staaten, wie solche in dem erwähnten Theile, von S. 557 bis 589 beschrieben worden.
— (Faroesisches), s. Th. 138, S. 566.
— (fettschwänziges), s. das., S. 565, 589.
— (Französisches), s. das., S. 569. Hierzu gehören die Roussilloner-, Berryer-, Ardenner-, Baucaironner- und Normanner Racen.
— (Friesisches), s. Th. 138, S. 558.
— (Geest-), s. das., S. 559.
— (Gothlandisches), s. das., S. 610.
— (Guinea-), Guineisches Schaf, Indisches Schaf, Senegalisches oder Angolisches Schaf, s. das., S. 602. u. f.
— (Heide-), s. das., S. 557.
— (Holländisches), s. das., S. 568.

Schaf (Indisches), s. Schaf (Guinea=).
— (Isländisches), s. Th. 138, S. 567.
— (Italienisches), s. das., S. 569. Hierzu gehört das Neapolitanische Wander= und stillstehende Schaf, das Paduaner Schaf, und das Bergamesker Wanderschaf.
— (Kabardinisches), s. Th. 183, S. 596.
— (Kalmückisches), s. das., S. 592.
— vom Kap, s. das., S. 604.
— (Kaschemirisches), s. das., S. 596.
— (Kirgisisches), s. das., S. 590. u. f.
— (Kolchisches), s. das., S. 598.
— (Krimmisches), Tscherkassisches Schaf, s. das., S. 564.
— (Küchen=), Stechschaf, nennt Adelung diejenigen Schafe, welche für die Küche bestimmt sind, also abgestochen oder geschlachtet werden; zum Unterschiede der Zuchtschafe, welche zur Wollerzeugung gezogen werden.
— (kurzgeschwänztes), s. Th. 138, S. 589.
— (Land=). Mit diesem Namen werden die einländischen Schafracen benannt, zum Unterschiede von den zur Veredlung eingeführten fremden Schafen. Eine Landesrace ist demnach eine Race, die dem Lande oder einer Gegend eigenthümlich angehört und sich in ihrem Ursprunge forterhalten hat, ohne sich mit andern Racen zu vermischen. S. auch Th. 138, S. 557.
— (langgeschwänztes), s. das., S. 589.
— (Macedonisches), s. Schaf (Türkisches), weiter unten, im Register.
— (Madagaskarisches), s. Th. 138, S. 604.
— (Marokanisches), s. daselbst.
— (März=), s. oben, S. 13.
— (Merino=), s. Schaf (Spanisches), weiter unten, im Register.

Schaf (Moldauiſches), fettſchwänziges Schaf, ſ. Th. 138. S. 565.
— von Moſambike, ſ. daſ., S. 605.
— (Mutter-), Trageſchaf, ſ. daſ., S. 544 u. oben, S. 12.
— (Myſoriſches), ſ. Th. 138, S. 598.
— (Neapolitaniſches), ſ. Schaf (Italieniſch.)
— (nordiſches), ſ. Th. 138, S. 563.
— (Norwegiſches), ſ. daſ., S. 565.
— (Paduaner), ſ. daſ., S. 570.
— (Perſiſches), ſ. daſ., S. 594.
— (Peruaniſches), Erdſchaf, ſ. daſ., S. 607.
— (Podoliſches), Ukrainiſches Schaf, langgeſchwänztes Schaf, ſ. daſ., S. 560.
— (Polniſches), Schleſiſches Schaf, ſ. daſ.
— (Portugieſiſches), ſ. daſ., S. 580.
— (Quardafu-), ſ. daſ., S. 605.
— (Ruſſiſches), ſ. daſ., S. 563. Zu dem Ruſſiſchen Schafe gehört das gemeine Schaf mit dem Fettſchwanze, das gemeine nordiſche Schaf, das Moldauiſche und das Krimmiſche oder Tſcherkaſſiſche Schaf.
— (Schleſiſches), ſ. Schaf (Polniſches).
— (Schottländiſches), ſ. Th. 138, S. 580.
— (ſchwarzes), ſ. daſ., S. 559
— (Schwediſches), ſ. Th. daſ., S. 565.
— von Seara, ſ. daſ., S. 607.
— (Senegaliſches), ſ. Schaf (Güinea-).
— (Spaniſches), ſ. Th. 138, S. 580. Hierzu gehören mehrere Schafracen, auch Wander- und ſtillſtehende Schafe.
— (Spiegel-), ſ. Th. 138, S. 558.
— (Stein-), Muflon, Argali, ſ. daſ., S. 546.
— (ſtillſtehendes), Schafe, welche an einem Orte bleiben, nicht, wie die Wanderſchafe, aus einer Gegend in die andere ziehen.

Schaf, (Strepsiceros=), s. Th. 138, S. 605.
— (Süd=Indisches), s. das., S. 608.
— (Tasileter), s. das., S. 604.
— (Tartarisches), s. das., S. 593.
— (Taurisches), s. das., S. 596.
— (Tibetanisches), s. das., S. 597.
— (Trage=), s. Schaf (Mutter=).
— (Tscherkassisches), s. Schaf (Krimmisches).
— (Türkisches), Macedonisches Schaf, s. Th. 138, S. 567.
— (Ungarisches), Zakelschaf, Cretisch. Schaf, s. das., S. 562.
— (Vigogne=), s. das., S. 607.
— (Wander=), nennt man diejenigen Schafe, welche aus einer Gegend in die andere ziehen, um zu weiden, wie die Spanischen, Italienischen und Moldauischen Schafe, s. auch Th. 138.
— (wildes), der Muflon, s. Th. 138, S. 546. u. f.
— (Zakel=), s. Schaf (Ungarisches).
— (Zaupel=), s. Th. 138, S. 558.
— (Zeit=), s. oben, S. 12.
— (Zucht=), ein Schaf, welches nicht nur zur Fortpflanzung bestimmt worden, sondern auch zur Wollerzeugung, s. oben, S. 35 u. f.

Die Sinnbilder der Sanftmuth und Geduld, wie auch der Einfalt und Dummheit, als ein gutes, frommes, geduldiges, einfältiges, albernes, dummes ꝛc. Schaf, müssen hier übergangen werden, da sie sich schon von selbst erklären; s. auch Th. 138, S. 545.

Schafampfer, Sauerklee, Hasenklee, Guckguckskee, Rumex acetosella; s. Acetosa, Th. 1, S. 258.

Schafbau, in denjenigen Gegenden, wo Bau für Dünger üblich ist, der Schafmist, Schafdünger; s. diese Artikel.

Schafblattern, s. Schafpocken.

Schafbock, das männliche Individuum unter den Schafen, auch Widder, Stähr ꝛc. genannt; s. Th. 138, S. 545, und oben, S. 11.

Schafbreme, Schafbremse, Stirngrübler, Oestrus ovis, Fr. l'Oestre des Moutons, eine Fliege oder Bremse, die ihre Eyer in die Nase der Schafe legt; s. oben, S. 451, 455. Das Insekt hat einen schwarz und weißgefleckten Hinterleib, weißpunktirten Kopf und marmorirte Augen. Das Weibchen, nachdem es von dem Männchen begattet worden, bemühet sich, in die Nasenhöhlen der Schafe einzudringen, welches demselben auch, und wenn es im Schlafe der Schafe geschehen sollte, gelingt. Hier legt es seine Eyerchen in den Nasenschleim, wo solche oftmals durch das Niesen der Schafe, oder durch den Abfluß des Schleims herausgebracht werden, geschieht dies aber nicht, so entwickeln sie sich darin, werden Räupchen, kriechen immer weiter nach der Stirnhöhle, und quälen durch ihr Fressen und durch den Reitz, den sie beständig machen, die Schafe außerordentlich, selbst oft bis zum Tode des Thieres. Haben sie ihren Wachsthum erreicht, so verpuppen sie sich, und verwandeln sich dann in das bekannte Insekt, die Schafbreme. Wie man die Larven aus der Nase dieser Thiere entfernen kann; s. oben, S. 477.

Schafbremse, s. den vorhergehenden Artikel.

Schäfchen, eine Benennung der Kätzchen oder Palmen an manchen Arten von Bäumen; auch des Kellerwurms; s. auch Th. 138, S. 545. Im gewöhnlichen Leben nennt man auch einen einfältigen jungen Menschen, einen Tropf, ein Schäfchen.

Schafdrehen, das Drehen der Schafe, die Drehkrankheit, eine höchst gefährliche Schafkrankheit, s. oben, S. 450 u. f.

Schafdromedar, Camelus Guanicoe, s. Schafkamel.

Schafdünger, Schafmist, s. unter Mist, Th. 91, S. 552.

Schafegel, Leberegel, Egelwurm, Egelschnecke, Schafegelschnecke, Fasciola hepatica Linn., Planaria latiuscula, Götze; Hirudo Limax, Schaefer. Dieses Thierchen ist blattförmig, beinahe einen Zoll lang, und findet sich in den Gallengängen und in der Gallenblase vieler Hausthiere, besonders aber der Schafe; s. Egel, Th. 10, S. 133 u. f.

Schafegelschnecke, s. den vorhergehenden Artikel.

Schafen, Bei- und Nebenwort, von einem Schafe, jedoch nur in einigen Fällen und in einigen Gegenden, wo es auch schäfen lautet. Schafenes Pergament, Schafpergament; schafenes Leder, Schafleder; schafenes Fleisch im Oberdeusch. für Schaffleisch ꝛc.

Schäfer, Schafhirt, weiblich, Schäferin, Schafhirtin, eine Person, welche die Schafe weidet. In engerer Bedeutung ist der Schäfer, Schafmeister, der vornehmste unter den Schafhirten einer Herde, dessen Untergebene den Namen der Schafknechte oder Schäferknechte führen, denen wieder der Schafjunge untergeordnet ist. Ueber den Schäfer, die Schafknechte und deren Dienstpflichten ꝛc., s. oben, S. 257 u. f. In der Dichtkunst, werden die Schäfer und Schäferinnen als überaus zärtliche, schuldlose und reizende Wesen geschildert, deren liebenswürdige Sitten, Wohlwollen, Mitleid, Liebe, Zärtlichkeit, Ehrfurcht vor dem Gegenstande der Liebe, in eine andere Welt versetzen, worin man die Alltagswelt und sich selbst so gern

vergißt; dieserhalb gebraucht man denn auch diese Ausdrücke von einem zärtlichen Liebhaber und einer zärtlichen Liebhaberin. —

In einigen Gegenden nennt man im Zehentwesen diejenigen Hocken am Ende des Ackers, deren weniger als zehne sind, und wovon daher der Zehente nicht gegeben werden kann, Schäfer. Man nennt sie auch Freyhocken, Endehocken. — Im Niedersächsischen heißt der Schäfer Schäper, Schöper, im Oesterreichischen Schäfler.

Schäfer (Deputat=), s. Schäfer (Lohn=). — (gelernter), zum Unterschiede von dem nicht gelernten Schäfer, oder bloßem Schafknechte, den die Herrschaft dazu anlernt. Ein gelernter Schäfer soll nach dem Herkommen von unten auf, vom Lehrlinge bis zum Meister hinauf in seinem Fache unterrichtet worden seyn, und also mehrere Jahre gedient, und sein Fach in dieser Zeit praktisch erlernt haben; s. auch oben, S. 274 u. f.

— (Gemenge=), s. Schäfer (Menge=).

— (Lohn=), Deputatschäfer, s. oben, S. 278 u. f.

— (Menge=), Gemenge= oder Satzschäfer, s. das., S. 281 u. f.

— (Pacht=), s. das., S. 275 u. f.

— (Satz=), s. Schäfer (Menge=).

Schäfer=Betriegerey, Schäferpartiterey, s. oben, S. 304 u. f.

Schäferey, nennt man eine Anstalt, wo Schafe zur Zucht in Menge gehalten und gewartet werden; ingleichen auch den Ort, wo sie gehalten werden; auch versteht man darunter die ganze Herde mit dem dazu gehörigen Personale ꝛc.; s. oben, S. 198 u. f. — Opitz braucht das Wort Schäferey auf eine jetzt ungewöhnliche Art, von

einem Schäfergedichte oder Schäfergespräche.

Schäferey (Amts=), Ritterguts=Schäferey, s. oben, S. 236.

— (Bauer=), s. daselbst.

— (Bürger=), s. das.

— (Dreiviertel=), eine Schäferey, welche drei Vierteljahre Hürden oder Stallfütterung hat, die übrige Zeit aber auf Triften, Wiesen ꝛc. weidet.

— (Dürrfutter=), s. unten, Schäferey (Futter=).

— (Futter=). Diese Schäfereyen bestehen in Grünfutter=, Weide=, Dürrfutter=, Stroh= und Heuschäfereyen, das heißt, in solchen, wo das Vieh mit grünem Futter im Stalle gefüttert wird, oder auf der Weide sich nährt, oder mit dürrem, getrocknetem Futter, mit Stroh und Heu genährt wird; s. oben, unter Wartung und Pflege der Schafe, S. 107 u. f.

— (Grünfutter=), s. Schäferey (Futter=).

— (halbe), Schäfereyen, die nur ein halbes Jahr Hürden= oder Stallfütterung haben, die übrige Zeit im Freien weiden.

— (Heide=), s. oben, S. 236.

— (Heu=), s. Schäferey (Futter=).

— (isolirte), s. oben, S. 235.

— (Ritterguts=) s. Schäferey (Amts=).

— (Staats= Stamm=), Schäfereyen, die auf Kosten des Staates unterhalten werden, in welchen man nicht nur Versuche zur Veredlung der inländischen Schafracen anstellt, sondern auch veredelte Zuchtwidder um einen mäßigen Preis an Schafzüchter, Landwirthe ꝛc. abläßt, um die Veredlung im Staate allgemein zu machen. Nach Petri sollen die Staats=Stammschäfereyen auch Muster= und Versuchs=Schäfereyen seyn; s. oben, S. 225.

Schäferey, (Stamm=), s. oben, S. 225.
— (Stroh=), s. Schäferey (Futter=).
— (Viertel=), Schäfereyen, welche ein Vierteljahr Hürden= oder Stallfütterung treiben, die übrige Zeit das Vieh auf die Weide lassen.
— (Weide=), s. Schäferey (Futter=).
— (Zucht=), wo die Schafe bloß zur Wollproduktion gehalten werden, und daher auf die Zucht besondere Mühe und Sorgfalt verwendet wird.
Schäferey=Apotheke, s. oben, S. 265.
Schäferey=Ertrag. Man darf hier nicht erwarten, daß beim Ertrage einer Schäferey alle und jede Anschläge übereinkommen, oder die eine Schäferey so viel, als die andere einbringen soll; auch daß man hier eine bestimmte Norm finde, wornach man sich den Ertrag der eigenen Schäferey vergewissern kann; alles dieses ist nicht möglich, da es bei allen auf die mehr oder weniger gute Verpflegung und Wartung der Schafe, auf die bessere oder schlechtere Weide und mehr oder weniger gute Winterfütterung der Schafe ankömmt. Da man wohl erwarten kann, daß ein jeder sorgfältige Landwirth den jährlichen Ertrag seiner Schäferey schriftlich verzeichnen werde, so hat er, so lange solche sich gleich bleibt, immer eine Norm vor sich, woraus er sich auf das kommende Jahr die zu hoffenden Einkünfte berechnen kann. Dergleichen Verzeichnisse dienen dann auch, um bei Verpachtungen, Erbfällen, Kaufcontracten ꝛc. richtige Anschläge anfertigen zu können. Vergleicht nun ein Landwirth seine Verzeichnisse über den Ertrag seiner Schäferey aus allen vorhergehenden Jahren unter einander, und bemerkt darin die Ursachen der Zunahmen des Ausfalls vom Ertrage seiner Schafzucht, so wird er, als guter Wirth, vermeiden, was zu vermeiden, und verbessern, was zu ver=

bessern ist. Vergleicht er nun noch die ihm zugekommene Rechnungen des Ertrags anderer Schäfereyen mit den seinigen, so kann er leicht bemerken, ob jene seiner in dieser Hinsicht vorgehen oder derselben nachstehen. Hier nun ein Paar Ertragsberechnungen, aus welchen die besseren und schlechteren Einkünfte aus der Schafzucht, die sich bloß auf die Verpflegungsarten der Schafe gründen, zu ersehen sind.

Anschlag von 2000 Stücken Schafe.

Um Michaelis des verflossenen Jahres sind in die Winterung gezählt worden an herrschaftlichem Schafvieh

600 trächtige Mutterschafe, zu 5, 4, 3 und 2 Jahr 7 Monat alt.
200 Schafe, Zweischaufler, 1 Jahr 7 Monat alt.
240 Schaflämmer, 7 Monat alt.
240 Hämmel, Sechsschaufler, 3 Jahr 7 Monat alt.
240 Hämmel, Vierschaufler, 2 Jahr 7 Monat alt.
184 Hämmel, Zweischaufler, 1 Jahr 7 Monat alt.
248 Hammellämmer, 7 Monat alt.
10 Widder, Sechsschaufler, 3 Jahr 7 Monat alt.
10 Widder, Vierschaufler, 2 Jahr 7 Monat alt.
18 Widder, Zweischaufler, 1 Jahr 7 Monat alt.
10 Bocklämmer, 7 Monat alt.

2000 Stück.

Einnahme von diesen 2000 Stücken Vieh.

260	Stein Wolle	à	4½ Rthlr.	1170
196	Stück Märzhämmel	à	3 =	588
192	Stück Märzschafe	à	2 =	384
12	Stück Märzjungvieh	à	1 =	12
				2154

Ausgabe.

Für 100 Fuder Heu v. 20 Cent.	zu 1 Rtl.	100 Rtl.	
= 200 Schock Futterstroh	à 5 Rthlr.	1000	=
= 20 Scheff. Salz	à 16 Gr.	13	= 8 Gr.
= 20 = Hafer f. d. Lämer	à 18 Gr.	15	= — =
Schäfergehalt und sonstige Unkosten		300	= — =
		1428	= 8 =

Nach Abzug der Einnahme von der Ausgabe bleibt Gewinn 726 Rthlr.

Dieser Anschlag, welchen Eckhart, ein älterer landwirthschaftlicher Schriftsteller, in seiner Experimental-Oekonomie aufstellt, und der nur in Hinsicht des Geldertrages nach jetziger Zeit umgewandelt worden, verdient nach andern Schriftstellern einige Erläuterungen. Die in diesem Anschlage angegebenen 400 Stück Märzvieh können nicht beständig bei einer Schäferey von 2000 Stücken, in welcher sich 600 Stück belegte Mutterschafe befinden, angenommen werden. Bei dem oben angeführten Anschlage ist angenommen worden, daß das Drittheil fast immer in belegten Schafen bestehe; wenn nun eine der Zahl nach so proportionirte Schäferey einige Jahre hindurch bestanden, so muß dann eben so viel Märzvieh zum jährlichen Verkauf herauskommen, als jährlich Lämmer von Mutterschafen fallen. Hiernach würde von der in oben angeführten Bestande gebliebenen Schäferey die Zahl des Märzviehes nicht an 400, sondern nahe an 600 Stück betragen haben, weil von Lämmern doch immer etwas Abgang ist. Man

muß daher bei einem Anschlage des jährlich zum Verkauf kommenden Brack= oder Märzviehes an Hämmeln und Schafen von dieser Regel ausgehen, wobei es dann noch ferner auf die Beschaffenheit des auszubrackenden Schafviehes ankommt. Ist die Weide und auch die Winterfütterung gut, so werden die so=genannten zusätzigen Hämmel, wenn sie ein Jahr alt sind; auch wohl noch unter diesem Alter, zum Verkauf an die Schlächter tüchtig seyn, wogegen die Hämmel in andern Schäfereyen bei schlechterer Weide und Winterfütterung zwei bis drei Jahre älter seyn müssen, ehe sie der Schlächter annehmen und jenen gleich bezahlen wird. In einer guten Heuschäferey wird man die Zeithämmel schon zum Verkauf tüchtig haben und dafür weit mehr bezahlt bekommen, als für einen siebenjährigen Hammel in Strohschäfereyen. Bei denjenigen Schäfereyen, wo man im Winter neben der Heufütterung auch aller=lei Stroh mit zur Hülfe nehmen muß, und die man daher auch halbe Heuschäfereyen nennen kann, wird man den Schafstamm am besten so ansetzen, daß der vierte Theil, und noch etwas darüber, zu tragenden Mutterschafen bestimmt bleibt; alsdann wird bei diesem Bestande der vierte Theil an Märzvieh herauskom=men. Zum Beispiel es hätte eine solche Schä=ferey zum ganzen Bestande 400 Stück und unter diesen 120 tragende Mutterschafe, so würde man jährlich nahe auf 100 Stück Märzvieh sicher rech=nen können. Die Märzschafe sind oben ein Drit=theil weniger, als die Hämmel in Anschlag gebracht worden; allein dies ist nicht immer der Fall; alte, zur Zucht nicht mehr taugliche Mutterschafe, die zuvor durch das Saugen oder Melken bei mittelmä=ßiger Weide und Winterfütterung zu sehr abgemer=gelt worden, können nicht so viel gelten, als die Hämmel, weil sie nicht mehr so fett im Herbste ge=

macht werden können, als jene; in ganzen Heuschäferey haben aber die Mutterschafe eine weit bessere Gestalt; sie sind, wenn nicht einerlei Größe mit den Hämmeln, doch nur wenig kleiner. Läßt man nun dergleichen Schafe nicht zu alt werden, und, wenn sie ausgemärzt werden sollen, unter den Hammelhaufen bringen, damit sie nicht besprungen werden können, so werden dergleichen gemästete Schafe den Hämmeln gleich geachtet und von den Schlächtern zu demselben Preise bezahlt. In der oben angeführten Berechnung kommt das Winterfutter zur Ausgabe, aber nicht die Weide, die doch auch berücksichtiget werden muß. Man pflegt aber bei den meisten Anschlägen das Winterfutter nicht zu berechnen, indem es durch den Schafdünger ausgeglichen wird. Hiernach würde der gedachte Anschlag gründlicher seyn, wenn alles gegeneinander an- und abgerechnet würde. Angenommen, daß man von 2000 Schafen wohl an 1000 Fuder Mist, wenn nämlich das Einstreuen nicht gespart wird, gewinnt, und das zweispännige Fuder mit 1 Rthlr. bezahlt wird, so kämme die Summe von 1000 Rthlr. heraus, womit dann Weide und Wintterfutter nicht nur völlig ausgeglichen, sondern noch übertroffen wird.

Es giebt Schäfereyen, und dieses sind meistens nur Strohschäfereyen, bei denen das hundert Stück Schafe durch die Bank acht Stein Wolle, theils etwas weniger, theils etwas mehr geben. In ganzen Heuschäfereyen kommt man aber an zwei, drei bis vier Stein höher, so wie man solches in jeder Schäferey, wenn man das Winterfutter verbessert, wahrnehmen wird.

Im zweiten Bande der ökonomischen Briefe oder der entdeckten Betrügereyen der Verwalter werden zehnjährige Berechnungen zweischüriger Schäfereyen in O.... und H.... im letzten

Drittel des verwichenen Jahrhunderts aufgestellt, woraus hervorgeht, daß der Ertrag der Schafe bei gutem Futter weit ergiebiger ist, als bei kärglichem, der Stamm ist nämlich in beiden Schäfereyen 400 Stück, die nicht gemolken werden. Der Hauptunterschied bestand nun darin, daß die 400 Stück Schafe in der Schäferey in O.... 9 bis 10 Fuder Heu, mehrentheils Grummet, das Fuder zu 12 Ctr. gerechent, also 120 Centner, in der Schäferey in H.... dagegen 70 gleich große Fuder, mithin 840 Centner erhalten. Hafer und Weide wurden in ersterer jährlich 12 Scheffel in letzterer 8 Scheffel gegeben. Beide Schäfereyen sind unveredelt; aber ihre Wolle gehört unter die beste Landwolle. In beiden wurde endlich, wenn es die Witterung erlaubte, auf Feldern und Wiesen, Wälder sind nicht vorhanden, geweidet. Die Schäfer standen auf dem achten Theile; der Knecht in jeder Schäferey hat 50 Stück Vorvieh und erhielt die Kost. Wenn nun das Getreide für die Schafe und Schäfer, nebst dem Salze und dem übrigen Deputat zu Gelde angeschlagen wird, so macht dieses jährlich in jeder dieser Schäfereyen, nach Abzug des Mengers Achttheils 50 Rthlr., die in den Berechnungen jeden Jahres von dem Ertrage abgezogen werden. Aus den jährlichen Berechnungen war ersichtlich, daß die Schafe in O...., trotz des schlechten Futters, welches sie bekamen, doch noch mehr, als die Kühe daselbst eintrugen. In zehn Jahren wurden daselbst von 400 Stück Schafen 355½ Stein Wolle geschoren. Diese betrugen an Gelde, mit Einschluß des Mengers Achttheils, 2241 Rthlr. 11 Gr. Die ganze Einnahme mit Inbegriff des Brackviehs war 3693 Rthlr. 7 Gr. Hiervon verbleiben nach Abzug der Ausgabe an reinem Ertrage 2752 Rthlr. 10. Nach dieser Berechnung haben 100 Stück Schafe ungefähr 8½ Stein

Wolle jährlich gegeben; welches kein Landwirth für eine einträgliche Wollerndte halten wird. — Der Stamm in H.... bestand auch nur aus 400 Stück, jedoch wurden sie besser ernährt. Während der zehn Jahre wurde von diesen 400 Stücken an Wolle abgeschoren . . . . . 446½ Stein
mithin mehr, als in O.... . . . 91 —
Die 446 Stein betragen an Gelde 3125 Rtl. 10 Gr.
also wegen der Güte der Wolle
und des mehreren Gewichtes,
mehr Wollgeld, als in O,... 883 . 12 .
Die sämmtliche Einnahme der
Schäferey war . . . . 4670 . 16 .
mehr als in O.... . . . 977 . 9 .
Der reine Ertrag in H.... war 3553 = 13 . 6 Pf.
folglich höher, als in O.... . 801 = 3 . 6 .

Man gewahrt also hieraus, welchen Gewinn gut genährte, unveredelte Schafe geben, wenn sie eine gute Pflege und Wartung erhalten.

Nach der zehnjährigen Berechnung waren in H.... während der zehn Jahre 961 Stück Brackvieh verkauft worden, nämlich von der Mutterschäferey 461 Stück, und von der Hammelschäferey 500 Stück; es ergiebt sich ferner daraus, daß jährlich von der Mutterschäferey vier Stück mehr, als von der Hammelschäferey als gestorben vorkommen. Wenn nach der Theorie, bei Anlegung eines Schafstammes, die Mutterschafe etwas über den vierten Theil ausmachen sollen, so kann man die Zahl nicht genauer bestimmen, als wenn man sagt, daß in einer Schäferey von 400 Stück Schafen, 120 Mutterschafe seyn müssen, mit denen die jährlichen Sterbefälle gedeckt werden, sowohl bei den Säuglingen, als auch bei den alten Schafen; denn es ist immer anzunehmen, daß von 120 Mutterschafen einige nicht tragend werden, andere verlammen

können, nicht alle Lämmer am Leben bleiben, und theils Mutterschafe, theils Hämmel im Laufe eines Jahres sterben können, so müssen die zwanzig Mutterschafe, welche über hundert sind, diese Ausfälle decken, so daß man bei einem, nach diesem Muster geordneten, Schafstamme, fast immer an 100 Stück Märzvieh wird rechnen können. Sollte durch Seuchen von einer oder der andern Gattung Schafe einige verloren gehen, so muß man den Verlust gleich wieder zu ersetzen suchen. Es fielen zum Beispiel 20 bis 30 Stück Mutterschafe, so müßten eben so viele wieder angekauft werden, um den ganzen Schafstamm in Gleichheit zu erhalten. Auch die bessere Pflege und Wartung der Schafe in H.... hat bewirkt, daß von 100 Stücken jährlich 11 Stein Wolle, statt $8\frac{1}{2}$ Stein hat geschoren werden können, und dieserhalb hat man von jenen Schafen auch gewiß $5\frac{1}{2}$ mehr Dünger erhalten, welcher für den Ackerbau so wichtig ist.

Herr Wirthschaftsrath Petri giebt im 2ten Bande seines Werkes*), S. 43, folgende Uebersicht des Wolle-Ertrages oder Werthes der Merinos, oder hochedlen Spanischen Schafe.

Die Unterhaltungskosten eines hochedlen Spanischen Schafes sind jährlich, nach Oesterreichischem Gelde gerechnet, folgende:

Ausgabe.

Zinsen vom Kaufschilling des Merino-Mutterschafes von 36 Fl. C. M. à 5 Proc.	1 Fl. 48 Kr.
Für 200 Pfund Heu zur Winterfütterung à 1 Fl.	2 = — =
Für 100 Pfund Stroh zur Winterfütterung à 30 Kr.	— = 30 =
Transport	4 Fl. 18 Kr.

*) 2te Aufl. 1825.

Transport . . .	4 Fl.	18	Kr.
Wartung- und Pflegekosten . . .	— =	12	=
Für ½ Pfd. Salz jährlich . . .	— =	6	=
— Stallzins	— =	7	=
— Sommerweidezins	— =	12	=
— ⅓ Centner Streustroh	— =	10	=
— Wäsch- und Scheerlohn, Arzneyen	— =	7	=
Summa	5 Fl.	12	Kr.

Einnahme.

Mit Inbegriff der Lammwolle 3 Pfund gewaschene Wolle, das Pfd. zu 2 Fl. C. M.	6 Fl.		
½ Fuhre oder 5 Ctr. Dünger	1 =		
Summa	7 Fl.		

Nach Abzug der Ausgabe-Summe von der Einnahme, bleibt ein Rest von 1 Fl. 48 Kr., welches der ganz reine Ertrag von dem Kapitalswerthe eines Schafes von 36 Fl. C. M., wovon der Centner Wolle zu 200 Fl. C. M. verkäuflich ist, jedoch ohne die laufenden Zinsen von 5 Proc., wodurch sich dennoch das Stamm-Kapital von 36 Fl. C. M. rein mit 10 Procent, gleich einem sicher liegenden Kapital von 72 Fl. C. M., das heißt, ohne Lamm, verzinset. — Nach dieser Bilanz kann jeder Landwirth nach den Preisen seiner Localität leicht berechnen, wie viel die Unterhaltung eines Widders, Mutterschafes oder Hammels jährlich, und was die Aufzucht dieser Thiere überhaupt kostet. Petri hat im Winter des Jahres 1815 bis 1816 einige Versuche hierüber im Großen in einer Schäferey von 600 Merinos-Schafen angestellt, wovon der dritte Theil Jährlinge waren, und welcher Versuch mit obiger Berechnung ziemlich übereintrifft. Hieraus ging hervor, daß diese 600 Stück täglich mit 8 Centner Heu und 8 Centner Hafer-, Gersten- und

Kornstroh, in abwechselnden Gaben gefüttert, vollständig gesättiget, und gut genährt wurden, wobei die alten Schafe nebst den Lämmern, obiges Wollquantum gegeben haben. Während der Einstallungszeit soll ein Lamm im Durchschnitt 40 Pfund Heu verzehren.

Nach Petri wird der positive Werth eines Zuchtmutter- oder Zuchtwidderlammes auf folgende Weise ausgemittelt. Ehe das Lamm den vollen Werth der Mutter erreicht, findet noch folgender Abzug Statt:

Kostenbetrag wegen des Zuchtbockes	1	Fl. —	Kr.
Kostenbetrag wegen Verpflegung des Lammes im ersten Jahre . . .	2	= 40	=
Desgleichen im zweiten Jahre . .	5	= 20	=
Summa	9	Fl. —	Kr.

Im zweiten Jahre kommen aber dem Zeitschafe für $2\frac{1}{2}$ Pfund Wolle zu Gute . . . . 5 Fl.

Es bleiben demnach 4 Fl.

Diese 4 Fl. rechne man nun von 28 Fl. $50\frac{1}{2}$ Kr. C. M., als den Durchschnittspreis eines Lammes, ab, so bleibt 24 Fl. $50\frac{1}{2}$ Kr. C. M.

Hierbei ist aber zu bemerken, daß die Lämmer halb männlichen und halb weiblichen Geschlechts geboren werden, und daß von den ersteren nur die Hälfte, als ganz vorzüglich zur Nachzucht geeignet ist — wobei Petri die Anmerkung macht, daß solches bei reinen Merinos-Schäfereyen außer aller Praxis ist — die andere Hälfte aber zur Kastration sich eignet; daher die Kappenlämmer hier gar nicht weiter im Werthe angeführt werden; der reine Ertrag eines edlen Merino-Mutterschafes weiset sich demnach im Ganzen auf folgende Art aus:

Mit Inbegriff der Lammwolle 3 Pfd. Wolle à 2 Fl.	6 Fl.	— Kr.
½ Fuhre oder 5 Centner hinlänglich verkohlter Dünger	1 =	— =
1 Lamm	18 =	12 =
Summa	25 Fl.	12 Kr.
Abzug der Auslagen	5 Fl.	12 Kr.
Rest	20 Fl.	— Kr.

Von diesem reinen Ertrage von 20 Fl. C. M. zeigt ein sehr edles Mutterschaf aller Orten das reelle Stamm-Kapital; allein wegen der Gefahr des Verlustes, welche, wo nach rationellen Kenntnissen verfahren wird, als unbedeutend angesehen werden kann, ist man immer berechtiget, nach den Grundsätzen dieser Rechnung 10 Procent reinen Ertrag von einem Schafe in Anspruch zu nehmen; folglich vereiniget ein dergleichen Mutterschaf, wovon der Centner Wolle zu 200 Fl. C. M. verkäuflich ist, nach obigen Verhältnissen einen wirklichen Werth von 200 Fl. C. M., wofür solches jedem Besitzer die Zinsen zu 10 Procent liefert. Widder von ungewöhnlichen Natureigenschaften sind selten, und nur wenn diese vorhanden sind, verdient ein Bock verhältnißmäßig höher, als ein Mutterschaf bezahlt zu werden. Gewöhnliche Springböcke, die sich nicht bedeutend über die Eigenschaften der Mutterschafe erheben, können im Preise nicht höher gehalten werden, als letztere; geringere Böcke, die unter Electa in der Wolle stehen, eignen sich bloß zur Kastration und taugen nach dem gegenwärtigen Veredlungsstande, als Handelsartikel betrachtet, nicht höher als Zuchtvieh. Ausgewachsene Widder, welche zur Zucht nicht sehr zu empfehlen sind, besitzen keinen höheren Werth, als ein Hammel, nämlich den Werth des Fleisches von ungefähr 60 — 70 Pfund lebenden

Gewichtes, also nach den Preisen in Oesterreich 7 Fl. 30 Kr. C. M., und allenfalls 7 — 8 Fl. bei der Schur für Wolle. Die Bilanz in der Rechnung stellt sich bei Widdern und Hämmeln, welche der Wolle wegen gehalten werden, wie folgt:

Ausgabe.

10 Procent Zinsen vom Werthe des Thieres	—	Fl. 21	Kr.
200 Pfund Futterstroh	1	= —	=
100 — Heu	2	= —	=
Die übrigen oben specificirten Auslagen betragen	—	= 54	=
Summa	4	Fl. 15	Kr.

Einnahme.

$3\frac{3}{4}$ Pfd. Wolle à 2 Fl.	7	Fl. 30	Kr.
$\frac{1}{2}$ Fuhre Dünger	1	= —	=
Summa	8	Fl. 30	Kr.
Abzug	4	Fl. 15	Kr.
Rest	4	Fl. 15	Kr.

Hier tritt nun das nämliche Verhältniß, als bei dem Zuchtvieh in Ansehung des Werthes der Wolle ein; daher ein Thier, das nur eine Wolle von 100 Fl. im Werthe liefert, um die Hälfte weniger Werth für diese Speculation besitzt.

Durch diese Behandlung, sagt Petri, läßt sich das Futter, wo eine Wirthschaft wissenschaftlich betrieben wird, gewöhnlich auf's einträglichste benutzen. Der Landwirth muß aber, um sicherer zu rechnen, 10 Procent von dem für dergleichen Vieh ausgelegten Kapitale, wegen zufälliger Sterbefälle, demselben zur Last schreiben. Bei dem Einkauf von dergleichen Widdern und Schöpsen auf Wollspekulation muß man gleich berücksichtigen, wie viele Jahre man solche zu diesem Behufe noch benutzen kann, ehe sie für den Fetthau-

fen bestimmt werden müssen, um sie darnach zu berechnen.

Schäferey=Gesinde, Schäferey=Personal. Unter Schäferey=Gesinde werden alle diejenigen Personen verstanden, welche zur Wartung und Pflege der Schafe angestellt worden, als der Schäfer, das Oberhaupt des Gesindes, die Schäferknechte, und die Lämmerjungen.

Schäferey=Gerechtigkeit, s. oben, S. 251. u. f.

Schäferey=Personal, s. Schäferey=Gesinde.

Schäferey=Verwaltung, s. oben, S. 368 u. f.

Schäfergedicht, in der Dichtkunst, eine poetische Nachahmung des mit allen Reizen verschönerten Schäfer= oder Hirtenlebens der alten Welt; in fremden Ausdrücken: Ekloge, Idylle, Bukolisches Lied oder Hirtengedicht, von dem Griechischen Worte βυκολος abstammend. In diesen Gedichten schildert der Dichter nur die reizende Seite des natürlichen Zustandes der Menschen, mit Uebergehung des Rohen und Unsittlichen desselben. Er bildet sich den ersten ungekünstelten Zustand des Menschen, ohne Gesetze, Staatsverfassung, Moden ꝛc., und in diesem noch rohen Zustande des Menschengeschlechtes, wo die Viehzucht und der Ackerbau fast die einzige Beschäftigung ganzer Völkerschaften war, läßt er seine Schäfer und Schäferinnen in Unschuld und Liebe auftreten. Auch noch jetzt finden wir ganze Nationen von Hirten, die in einer unumschränkten Freiheit mit den Sorgen des bürgerlichen Lebens unbekannt, ihre Tage in Fröhlichkeit hinbringen, ihre Gedichte aus dem Stegreife absingen und dazu auf kunstlosen Schalmeyen und Hirtenflöten blasen, ganz dem Zustande der rohen Hirtenvölker getreu, von denen uns die Geschichtschreiber Nachricht geben. Außer den Asiatischen Hirtenvölkern, soll auch noch

das Landvolk in einigen Französischen Provinzen ganz nach Arkadischer Art leben. Es soll daselbst unter den Landleuten eine gewisse Art eines poetischen Wettstreites Statt finden, wo Einer einige auf eine gewisse Gelegenheit aus dem Stegreife gemachte Verse singt, und ein Anderer ihm auf gleiche Weise antwortet, welches besonders an ihren Feiertagen Statt hat. Unter welchem Volke die Schäfergedichte, Bukolischen Lieder, zuerst aufgekommen, und wer der Erfinder derselben gewesen, ist unbekannt. Einige leiten sie aus dem goldnen Weltalter, Andere aus Arkadien, wiederum Andere aus Sicilien ꝛc. her; bald wird ein Dionus, bald eine Daphnis und bald ein Stesichorus, als die Erfinder derselben angegeben. Die erste Entstehung dieser Gedichte oder vielmehr Lieder, liegt wohl in dem erwachten Gefühl des Naturmenschen für die Schönheiten der Außenwelt, besonders in den glücklichen Gefilden des Morgenlandes, wo dieses Erwachen um so eher möglich war, da die Eindrücke blühender Gefilde mächtig auf das Gemüth einwirkten. Daher wird man auch nicht leicht ein Volk finden, welches sich vorzüglich mit der Viehzucht und dem Hirtenstande beschäftiget hat, wo wir nicht Spuren von solchen, obgleich noch rohen Hirtenliedern entdecken. Wir haben sie daher in der jüngsten Zeit des Weltalters zu suchen, und dieserhalb will Lucrez sogar die ganze Dichtkunst aus dieser Quelle herleiten. Die Verfeinerung dieser Art von Gedichten findet man aber ohne Zweifel in Griechenland und dessen Kolonien. Theocrit war der erste, der diesen bis dahin nach rohen Gedichten Annehmlichkeit und Schönheit gab. Er nannte sie Idyllen, kleine Lieder. Den Stoff zu denselben fand er in Sicilien, welches in der älteren Zeit wegen der ausgebreiteten Viehzucht sehr berühmt war. Nicht nur fand er hier noch viele Hirtenlieder nach

der rohen ungekünstelten Art vor, sondern er konnte auch hier seinen Gemälden diejenigen mannigfaltigen Schattirungen geben, die eine erhabene Natur darbietet. Daher findet man auch in seinen Gedichten eine unendliche Menge kleiner lebhafter Züge aus dem wirklichen Leben, woran die Phantasie nur in sofern Antheil hat, als sie dieses durch sanftere Farben verschönert. Wir finden uns bei dem Lesen dieser Gedichte in die schönsten Gegenden des Erdbodens und unter ein Volk versetzt, dessen freie, sorglose Lebensart, in uns den Wunsch erweckt, unter ihnen zu leben und mit ihnen diese Freiheit, diesen Genuß der Güter der Mutter Natur zu theilen. Theocrit liefert nicht bloße Schilderungen der Natur, sondern er drückt auch die Handlungen seiner Hirten aus und vereiniget so das Hirtenvölkchen in kleine Gesellschaften, woraus dann eine besondere Art der Hirtengedichte entstand, die sich der Natur des Drama näherten, und woraus dann späterhin die sogenannten Schäferspiele entstanden. Unter den vielen Dichtern der Römer, in dem Zeitalter des Augustus, findet sich nur Virgil, als der Einzige, der Hirtenlieder gesungen, obgleich das Hirtenleben die älteste Beschäftigung der Römer war und dieses Volk keine Dichtungsart, worin sich die Griechen ausgezeichnet hatten, unversucht gelassen. In seinen Liedern ist er aber der Natur nicht so treu geblieben, als sein Vorgänger, Theocrit. Seine Hirten sind zwar mehr verfeinert, aber ihre Verschlagenheit ist der Einfalt eines Hirtenvolkes nicht angemessen. Ueberhaupt sind diese Art der Hirtenlieder ganz neuerer Art, oder es ist vielmehr eine neue Erfindung einer neuen Gattung von Hirtenliedern, wo nur der Gegenstand in Allegorien eingekleidet wird. Virgil, wenn er von sich sprechen wollte, nahm er die Person eines Hirten an, und suchte in dem Schäferstande diejenigen Bilder auf,

die durch Aehnlichkeit dasjenige darstellten, was er ausdrücken wollte. Hierher gehöret besonders die erste und zehnte Ekloge. Ihm folgten hierin Nemesianus und Calpurnius, obgleich sie den Virgil nicht erreichten. Ueberhaupt blieben die Römischen Dichter nicht mehr der Natur getreu, wie die Griechen, ihre Begeisterung rührt nicht mehr von dem wirklichen Hirtenleben her, welches sie nur noch aus alten Sagen kannten, und es nicht mehr in der reitzenden Gestalt, als die Griechen, vor sich sahen. Das Wesentlichste der Idyllen ist, daß ihr Vortrag mit den Sitten und Gesinnungen eines glücklichen Hirtenvolkes übereinstimmt; allein man darf dieses nicht so verstehen, als wenn in einer Idylle gar keine unangenehme Leidenschaften vorkommen dürfen; denn die besten Muster der Aelteren und Neuern zeigen uns das Gegentheil davon. Polyphems glückliche Liebe beim Theocrit, die Klage über den Tod des Adonis beim Licon, ist gewiß keine sanfte Empfindung eines glücklichen Lebens. Die Liebe der Schäferpoesie ist nicht immer eine Liebe die auf Rosen schlummert, sondern sehr oft eine verderbliche, wüthende Leidenschaft; ihr Amor ist nicht selten, wie sich Theocrit ausdrückt, ein grausamer Gott, der die Milch einer Löwin gesogen und in Wäldern auferzogen ist. Unter unsern Landsleuten verdient Geßner den ersten Rang in Hinsicht der Schäferpoesie. Seine Idyllen haben einen entschiedenen Vorzug vor denjenigen aller übrigen Nationen. Er ist der unnachahmliche Maler der ländlichen goldenen Zeit, und macht durch die Zärtlichkeit, die Unschuld und die sanften Empfindungen, welche er seinen Hirten lieh, dem Theocrit den Vorrang nicht nur streitig, sondern gab auch den anderen Nationen die trefflichsten Muster für jede Gattung der Schäferpoesie. Die glückliche Schilderung sanfter Naturschönheiten; dann

aber die lauteren Sitten seiner Arkadischen Hirten, die treffenden Züge in den Gemälden ihres unverdorbenen Herzens und gesunden Verstandes, die edle Absicht, die reinen Tugenden, Wohlwollen, Mitleid, Liebe, Zärtlichkeit, Ehrfurcht gegen die Götter und die Alten zu ehren; die Neuheit seiner Bilder; die Frische seiner Farben oder das blühende Kolorit, welches die Gegenstände hebt, ohne das Auge zu blenden; die glückliche Mischung des Intellektuellen und Sinnlichen, welche die leblose Malerei belebt, dieses Alles hat Geßner mit einer Phantasie, mit einem Gefühle geschildert, welches schwer hierin übertroffen werden dürfte. Ueberhaupt wird der ganze Inhalt des Schäfergedichtes aus dem idealischen Hirtenleben genommen, wobei der Dichter jedoch Alles zu vermeiden hat, was eine Beziehung auf Sorgen, Verdruß und schwerere Arbeit hat; denn das Arkadische Hirtenvölkchen, welches man hierbei immer im Auge haben muß, ist fröhlich und unschuldsvoll, kennt also die Mühen oder Mühseligkeiten und Plackereien des Alltagslebens nicht; dieserhalb hat auch Theocrit seine Schilderungen nicht überhaupt aus dem Landbau, sondern auch aus dem Hürden des Viehes genommen, und eben daher stammen auch seine Personen, die er anführt. Einige neuere Schäferdichter haben die Gränzen dieser Gedichte erweitert, und sind nicht bloß beim Hirtenleben stehen geblieben, sondern haben auch Lieder der Winzer, Schnitter, Jäger, Fischer ꝛc. im Theocritischen Geschmack gesungen, woraus sich der Charakter dieser Gedichte bestimmen läßt, welcher in einer ungekünstelten niedern Einfalt und in einer natürlichen Schönheit besteht. Der Ausdruck und Vortrag muß mit den Sitten desjenigen Hirten- oder Landvolkes übereinstimmen, wo man die Scene des Gedichtes hinlegt; überall muß aber ungekünstelte Unschuld hervorleuchten. Die Haupt-

leidenschaft, welche darin herrscht, ist sanfte Liebe, ohne Zwang, ohne Verstellung, ohne platonische überspannte Ideen; die Sitten und Empfindungen müssen von demjenigen gereiniget seyn, was bei gebildeten, civilisirten Völkern, unter dem Namen des Wohlstandes und der Gebräuche, Staatsverfassung, die Wirkung der freien Natur hindert. Die Personen, die in diesen Gedichten auftreten, müssen alle darin übereinkommen, daß sie in kleinen Gesellschaften zusammen leben, die keine höheren gesellschaftlichen Verhältnisse kennen, wenn sie gleich, unbewußt, durch geheime Bande mit einem großen Staate verknüpft sind, so müssen diese doch so versteckt werden, daß sie dem Auge entgehen. Ihre Beschäftigungen, Empfindungen, Lebensart, Situationen können sowohl nach der Natur entworfen, als auch nach einem Ideale verschönert werden; nur muß der Dichter darauf sehen, daß er ihnen keine Begierde beilegt, die nur die Frucht großer Gesellschaften ist; denn Herrschsucht, Geitz, unmäßige Ehrbegierde, Heuchelei, fanatischer Eifer ꝛc. sind Zustände des Gemüths, die nur in den Städten angetroffen werden, den Gliedern kleiner Gesellschaften aber unbekannt sind. Dagegen sind Liebe, Eifersucht, gebrochene Treue, beleidigte Freundschaft, der Verlust der Freunde und Geliebten Empfindungen, die in der Idylle vorkommen. Es können sogar heroische Handlungen zum Grunde gelegt werden; denn auch die Schäfer haben ihre Helden und berühmte Leute. Man kann die Scene der Idylle an einen jeden Ort hinlegen, der sich für die Lebensart kleiner Gesellschaften schickt; das freie Feld für die Schäfer, die Gebirge für die Jäger, die Ufer der Flüsse für Fischer, die Hütten, die Einsiedeleyen, die Arabischen Wüsten für Kameltreiber ꝛc. Man sieht daher, daß diese kleinen Lieder nicht allein für Schäfer berechnet sind, sondern für den ganzen freien

Naturzustand, in welchem freilich der Schäfer eine Hauptrolle spielt. Einige Kunstrichter haben sich die Mühe gegeben, eine Menge willkührlicher Regeln zu geben, nach denen die Idyllen ihren Zuschnitt erhalten sollen, und ein gewisser Franzose behauptet, daß hiernach unter den Idyllen des Theocrits und Virgils kaum zehn diesen Namen verdienten, weil sie so viel niedrige Züge des alltäglichen Lebens mitunter laufen ließen, welche störend einwirkten. Auch Fontanelle konnte sich nicht genug wundern, wie die Alten ihre Schäfer bei den Herden von der Liebe reden lassen konnten, und dabei ihre mühsamen Beschäftigungen mit einflochten. Dieses ist aber nicht zu verwundern, da in der Idylle die Leidenschaften und Empfindungen der Menschen in kleinen Gesellschaften bis auf den höchsten Grad veredelt werden sollen, und daher thut der Dichter wohl, ihre Lebensart nicht zugleich mit zu idealisiren; denn so wie der Fabeldichter seine Thiere in Nebenhandlungen, die nicht zu seiner Absicht gehören, noch völlig Thier seyn läßt, um sie nicht ganz aus ihrer Sphäre zu bringen und eine andere Art von Geschöpfen aus ihnen zu machen, eben so verfährt auch der Idyllendichter; er veredelt die Empfindungen, das Gefühl seiner Personen, läßt ihnen aber ihre Lebensart. Durch diesen Kunstzug wird der Leser aus der Ideenwelt zu der Natur zurückgeführt und die Charaktere bekommen Bestimmtheit; allein es ist auch kein kleines Verdienst des Dichters, diese Regeln genau zu treffen. Gesner giebt hierin ein vortreffliches Muster.

Der Idyllendichter muß sich ganz in den Stand versetzen, den er schildern will; daher muß auch sein Gedicht, sowohl in Absicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, dem Charakter dieses Standes angemessen seyn. Er bildet sich eine Welt, in welcher bloß die Natur Gesetze giebt; er muß daher außer den glücklichen

Anlagen einer lebhaften Phantasie, eines dichterischen Ergusses, auch ein zartes sanftes Gefühl haben, und frei von allen Vorurtheilen des bürgerlichen Lebens seyn; er muß die ungekünstelte Natur, muß ihre schmucklosen Schönheiten ganz fühlen; er muß da gerührt werden, wo ein verhärtetes, in dem Weltstrudel verwöhntes Gemüth nichts empfindet; auch gelangt man hierzu nur durch das Studium der Natur, nicht durch besondere Regeln, welche das Gefühl zu erwecken nicht im Stande sind, so wie überhaupt die leere todte Form. In der Welt des Idyllendichters giebt bloß die Natur Gesetze, und seine Personen müssen sich, durch keine bürgerlichen Gesetze, durch keine willkührlichen Regeln des Wohlstandes beschränkt, den Eindrücken der Natur frei überlassen; sie werden bloß durch die Sinne gerührt und ihre Sprache ist der Spiegel, worin sich diese Eindrücke abbilden. Der kunstlose Mensch, der noch nicht die Linie der Kultur berührt hat, rührt durch seine Unschuld um so mehr, je weniger er sich von der Natur entfernt hat. Menschen dieser Art dürfen nicht höher gestellt, nicht feiner geschildert werden, als das kunstlose Gemüth es empfinden und der freie, von Wissenschaft und Lebensansichten gleich entfernte, Geist es begreifen kann. Dieserhalb sind die Hauptverdienste der Schäfergedichte Naivetät und Zärtlichkeit. Da die Personen von einem Gegenstande eingenommen sind, so müssen sie sich auch dafür lebhaft interessiren. Sie kennen keine Bedürfnisse, als die unmittelbaren Bedürfnisse der Natur, keine Güter, als ihre Gaben, und was zum Zeitvertreibe ihres müßigen Lebens dient. Ihre Betrachtungen fließen unmittelbar aus der Natur und nicht aus künstlichen Speculationen; ihre Hauptleidenschaft ist Liebe; allein die fesselloſe ohne Zwang, ohne Verstellung, von wüster Leidenschaft eben so weit entfernt, als von platoni-

scher Veredlung. Die Scenen, worin die Personen auftreten, sind solche Länder, wo ein sanftes Klima und eine Mannigfaltigkeit an reitzenden Naturgegenständen das Gemüth ergreift; nur in solche Gegend, wo ein freies durch Laster nicht verdorbenes Volk, welches bloß die wenigen Bedürfnisse der Natur kennt, ein harmloses unschuldiges Leben führt, muß uns der Dichter versetzen, um uns seelige Stunden eines sanften unschuldigen Vergnügens zu gewähren. Dieses ist unserm Geßner gelungen, der uns idyllische Gemälde entworfen, wozu ihm die schönen Schweizerischen Naturscenen ihre Reitze liehen.

Was die äußere Form der Schäfergedichte anbelangt, so kann man ihnen verschiedene Gestalten geben, oder sie auf verschiedene Art einrichten. Man kann ihnen die Form der Epopee geben, wenn man Handlungen aus dem Kreise der Schäferwelt mit allen ihren untergeordneten Begebenheiten erzählt; woraus die Hirten- oder Schäferromane der alten und neueren Dichter entstanden. Man kann die Handlung wirklich vorstellen, woraus das Schäferspiel und der Bukolische Dialog, wenn es nur wenig Personen sind, entsteht. Malt man die verschiedenen Lagen, worin sich ein Schäfervölkchen befindet, so hat man die Idylle; drückt man die Empfindungen des Schäferlebens so aus, daß sie gesungen werden können, so giebt dies das Schäferlied.

Daß die Dichtkunst der ländlichen Natur ihre Entstehung verdankt, ist wohl außer Zweifel; denn gewiß waren die ersten Volksgesänge nur ein Erguß des überströmenden Gefühls in den glücklichen morgenländischen Gefilden, in diesen Hesperiden Gärten der Natur; es waren die ersten ursprünglichen, künstlosen Idyllen. Selbst die Idyllen des Theocrits scheinen nur Nachahmungen jener alten

Feld- und Waldgesänge zu seyn; nur daß dieser liebliche Idyllendichter seine Personen mit der schönen Natur umgab, die er vor sich sah; denn gewiß lag ihm die alte eigentliche Schäferwelt aus dem goldenen Zeitalter eben so fern, wie uns jetzt die seinige liegt. Man wird dasselbe von unserem Geßner, unserem einzigen wahren Schäferdichter, sagen, wenn sich seine Idyllen noch nach Jahrtausenden erhalten werden. Er, der den Theocrit, der sonst in nichts übetroffen werden konnte, doch darin übertraf, daß er seine Schäfer liebenswürdiger darstellte; reich an Empfindungen und voller zärtlichen Affecte. Ihm war es vergönnt, in das goldene Alter der Schäferwelt einzudringen und Erhabenheit mit einem armseligen Leben zu paaren; denn die Empfindungen seiner Schäfer gränzen an das Erhabene, aber ihre Lebensart ist ländlich und so von den Bequemlichkeiten des Lebens entblößt, wie in der Natur. Was uns Geßner in dieser Dichtungsart ist, haben die sonst sehr partheiischen Franzosen gegen die Deutschen Genies, mit Wahrheit ausgesprochen. Marmontel sagt, in Absicht auf die Idylle: Die Deutschen haben dasjenige ausgeführt, was ich mir nur als möglich gedacht habe, und wenn sie es dahin bringen, sich mehr auf das Sittliche, als auf die kleinen physischen Gemälde einzulassen, so werden sie in dieser Art vortrefflich seyn.

Schäferhund, Schafhund, s. oben, S. 309 u. f.

Schäferkaste, wurde ehemals die Zunftgenossenschaft der Schäfer genannt, welche unter sich, ohne eigentlich von den Regierungen dazu autorisirt worden zu seyn, eine eigene Gesellschaft bildeten, wozu keiner gelassen ward, der nicht beweisen konnte, daß er die Schäferey von unten auf, das heißt, vom Jungen an bis zum Meister, gelernt habe; s. auch oben, S. 274.

Schäferkerbstock, oder Kerbholz ein schmales dünnes Holz, ein kleiner Stab oder Stock von Holz, worauf dem Schäfer die Zahl der Schafe von dem Verwalter oder Wirthtschaftsbeamten beim Winter- und Sommereinzählen derselben geschnitten werden, und welches ihm statt einer schirftlichen Rechnung dient.

Schäferknecht, Schafknecht, dem Schäfer in der engsten Bedeutung in der Aufsicht über die Schafe untergeordnete Knechte, welche wieder in Meisterknechte, Hammelknechte und Lämmerknechte getheilt werden; s. auch oben, S. 258 und 298 u. f.

Schäfer-Kontrakt, eine schriftliche Verbindung, welche der Schäferey-Besitzer mit dem Schäfer eingeht, und worin Alles genau bestimmt werden muß, was Letzterer bei Uebernehmung seines Dienstes in Hinsicht der zweckmäßigen Zucht, Wartung und Pflege der ihm anvertrauten Herde zu beobachten hat; s. auch oben, unter Schäfer S. 257 u. f.

Schäferleben, Hirtenleben, hierunter versteht man nicht das jetzige Leben der Schäfer und Hirten; denn dieses würde sehr prosaisch, ja gemein ausfallen, sondern dasjenige Hirtenleben, wo Könige sich nicht schämten an der Spitze der Hirten zu stehen. Dieses findet man nun bei den Hebräern, die ein eigentliches Hirtenvolk ausmachten. Nach Moses war Jabal der Erfinder von einer besonderen Lebensart der herumziehenden Hirten. Dieses Hirtenleben unterschied sich von dem, welches schon Abel gewählt hatte, darin, daß man bei jenem an einen festen Wohnsitz gebunden war und die Herden in der Nähe herum weiden ließ, die herumziehenden Hirten hingegen sich mit ihren

*) 1. Buch Mose 5.

Herden oft viele Tagereisen weit in die Wüste oder große Freiweiden zogen, und sich, nachdem es die Witterung und andere Umstände erforderten, lange Zeit unter Zelten aufhielten. Palästina war zu den Zeiten Abraham's noch von keinem Volke, als ein Eigenthum besessen worden, es standdaher den herumziehenden Hirten offen; nur die Canaaniter, die von dem rothen Meere herkamen, legten einige Städt daselbst zu Factoreyen an der Seeküste an. Schon Abraham's Vater hatte den Entschluß gefaßt, nebst mehreren von seinem Volke aus Chaldäa hierher zu ziehen, wahrscheinlich weil ihnen in ihrem Vaterlande bei der Größe der Viehzucht die Weiden zu knapp wurden; allein es kam nicht dazu, er blieb zu Haran, einer nicht weit vom Euphrat an der Morgenseite gelegenen Stadt. Die Gegend umher war trocken und zum Ackerbau untauglich, desto ergiebiger dagegen zur Viehzucht. Abraham zog aber hin und benutzte es mit seinen Herden. Er zog nicht, wie es nachher Lot machte, in die bereits erbaueten Städte, sondern auf dem freien Felde umher, und machte mit seiner Familie und dem Hausgesinde einen eigenen, aber nicht an einen Ort gebundenen, Staat aus, dessen Oberhaupt er war, also ein Hirtenfürst. Kam er an einen Weidenreichen Platz, so schlug er Zelte für die Menschen und Hürden für das Vieh auf, welches Tag und Nacht unter freiem Himmel blieb und nur zu gewissen Zeiten in Schranken oder Pferche eingeschlossen ward. War es eine wasserlose Gegend, so grub man Cisternen, worin sich das Regenwasser sammeln konnte, und setze Tränkrinnen hinzu, in welche das Wasser geschöpft wurde, welches größtentheils die Arbeit der Weibspersonen war, woran auch die Töchter des Hauses, oder vielmehr

der Eigenthümer Theil nahmen. War es Quellwasser, welches in die Cisterne zusammenfloß, so war dessen Werth in jenen trocknen Gefilden um desto größer. Von dem Lande, welches diese Hirten durchzogen, sahen sie nur die Brunnen für ihr Eigenthum an, wovon man in der Geschichte der Patriarchen verschiedene Beispiele findet; das Hauptzelt wurde gewöhnlich unter einem Baume aufgeschlagen, und um dasselbe herum waren in einiger Entfernung die Zelte der Schaf- oder Hirtenknechte. So hatte Abraham sein Zelt unter einer Terebinthe *). Auch Virgil **) beschreibt so die herumziehenden Hirten in Lybien, indem er sagt:

Quid tibi pastores Libyae, quid pascua versu
Prosequar, et raris habitata mapalia tectis?
Saepe diem noctemque, et totum ex ordine mensem,
Pascitur itque pecus longa in deserta sine ullis
Hospitiis, tantum campi jacet.

Der Herr hatte die Oberaufsicht, ordnete die Lagerplätze an, besuchte bald diese, bald jene Herde, zog von den entfernten Nachrichten ein, gab Befehle, wo Brunnen gegraben und Zelte und Hürden aufgeschlagen werden sollten, und verrichtete auch wohl selbst einige Arbeiten Zunächst unter ihm standen seine Söhne, als Oberhirten oder er vertraute einem Knechte, den er besonders erprobt hatte, die Aufsicht an, und übergab ihm zum Theil die Herrschaft über das übrige Gesinde. So war Eliezer ein Verwalter Abraham's, und Jakob ein Oberhirte bei sei-

*) 1 B. Mos. 12, 6. 14, 13. 18, 1.
**) Georg III, 339.

nem Schwiegervater und brauchte nachher seine Söhne zu gleichem Dienste. Bei dieser Art zu Leben, war alles Eigenthum beweglich, und man konnte daher bei Annährung eines Feindes, oder wenn Theuerung einfiel, bald seinen Aufenthalt verändern. Abraham brauchte daher nicht große Vorkehrungen zu machen um aus Canaan nach Aegypten und von da wieder zurückzuziehen. Die Zelte wurden abgebrochen, auf Kamele geladen, und die Herden unter ihre Führer vertheilt. Auf diese Weise lebten die Patriarchen und alle nomadischen Völker. Daß die Hebräischen herumziehenden Hirten in Palästina unabhängig gewesen sind, beweiset so manche Stelle in den Büchern Moses, und diese Unabhängigkeit besaßen sie auch, als sie Palästina auf einige Zeit verließen und nach Aegypten zogen; denn daß sie bei ihrem Auszuge die Absicht gehabt, wieder nach Canaan zurückzukehren, ist unter andern auch daraus ersichtlich, daß Jakob sich von Joseph eidlich versprechen ließ, ihn in Palästina zu begraben, und es geschah auf eine so feierliche Art, daß es den Aegyptiern unmöglich verborgen bleiben konnte, daß sie diese Absicht hatten. Hier wies man ihnen solche Plätze an, die für ihre bisherige Lebensart die bequemsten waren. In den Gegenden am Nil, der zum Ackerbau untauglich war, an den Gränzen des steinigten Arabiens, wohin sie ihre Herden, wenn ihnen der Raum in Gosen zu enge wurde, treiben konnten, setzten sie die Lebensart, die sie bis dahin geführet, fort. Hier hatten sie den Vortheil vereint zu bleiben, ohne sich mit den Aegyptiern zu vermischen, weil dieses Volk die Viehzucht nicht sehr achtet, ja gewisse Thierarten ganz verabscheuet, und diejenigen, welche sich damit beschäftigen, für unrein hält, so konnten die Hebräer ihre bisherige Lebensart als Hirten sehr gut fortsetzen; und auch noch jetzt zieht ein Hirtenvolk, die

Beduinen, in den Gegenden, die nahe den Wüsten liegen, umher; und verändern ihre Standörter so oft, als es ihnen darauf an Weide fehlt.

Eben so war es zu den Zeiten, da die Israeliten daselbst wohnten. Sie hielten sich Stamm- und Familienweise zusammen; die Häupter derselben waren Hirtenfürsten, sie aber sämmtlich freie Leute, ohne Unterthanen, noch viel weniger Sklaven der Aegyptier zu seyn; ja sie besorgten sogar die Herde des Aegyptischen Königs; und die Reichthümer, die sie aus dem Viehhandel mit Ausländern zogen, machten ihnen die Aegyptier nicht streitig. Eine ähnliche Lebensart finden wir bei den Midianitern, zu welchen Moses zu der Zeit kam, da er aus Aegypten flüchtig werden mußte; sie wohnten auf der Ostseite des Berges Sinai und führten eben die Lebensart, wie die Israeliten in Aegypten. Bei diesen bekleidete Moses die Stelle eines Oberhirten, bis er sich nach Aegypten begab, um die Israeliten aus diesem Lande zu führen. Diese Lebensart der herumziehenden Hirten führen noch jetzt die Araber. Sie wohnen unter Zelten, ziehen sich mit ihren Herden tief in die Wüsten hinein, und bleiben da an einem Orte so lange, bis sie nicht mehr Weide finden, oder durch den Mangel an Wasser genöthiget werden, mit ihren Herden einen andern Ort zu wählen. Auch diejenigen Araber, welche auf der nordwestlichen Küste von Afrika wohnen, führen ein solches Hirtenleben. Sie wohnen auf dem Lande in Zelten, mit ihrer ganzen Familie, und allem, was sie bei sich haben, oder was unter ihrem Schutze steht, wozu auch das Jungvieh, als Füllen, Kälber, Lämmer gehört; die übrigen Thiere leben beständig unter freiem Himmel. Dergleichen Zelte stehen oft einige Hundert in einer Reihe bei einander. Kommen sie mit ihren Herden in Gegenden, wo sich reißende Thiere,

Löwen, Tieger ꝛc. aufhalten, so umzäunen sie den Ort mit Dornen, weil sich diese Thiere davor scheuen. Haben sie eine Zeitlang an einem Orte zugebracht, so daß die Thiere nicht mehr Weide genug finden, so brechen sie ihre Zelte ab, binden sie mit Sack und Pack auf ein Kamel oder ein anderes Thier, und begeben sich auf einen anderen Platz, den sie sich vorher ausgesucht haben, und eine jede Stelle gehört demjenigen zu, der sich zuerst darauf nieder gelassen, als erster Besitznehmer. — Kommen wir nun wieder auf die Israeliten zurück. Nachdem Moses dieses Volk aus Aegypten geführt, hatte er wohl die Absicht, einen Ackerbaustaat zu gründen, ohne jedoch die Viehzucht davon ganz auszuschließen; denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte das Volk ja auch in Arabien bleiben, oder wäre dieses in Hinsicht ihrer Viehzucht zu beschränkt gewesen, so hätte es sich der Gemeinheiten in dem benachbarten Palästina bedienen können. Genug, Moses gründete einen Ackerstaat, und ließ drittehalb Stämme, welche die Viehzucht ausschließlich betreiben wollten, jenseits des Jordans ziehen. Diese Stämme betrieben nun besonders die Schaf- und Ziegenzucht. Unter den übrigen Stämmen blieb jedoch diese nomadische Lebensart auch noch eine geraume Zeit eine Art Hülfe beim Ackerbau, und man findet auch noch in der Folge wohlhabende Israeliten mit ihren Herden umherziehen, ja sie breiteten sich mit denselben bis an den Euphrat aus. So hatte Nabal seine Herden zu Maon, das einige Tagereisen tief in der Arabischen Wüste lag. Unter David's Regierung wurden die Besitzungen dieser Weideplätze nicht nur mehr versichert, sondern auch mit vielem Vortheile benutzt. Zur Versicherung dieser Weideplätze legte Salamo die Stadt Tadmor oder Palmyra an, die nur eine Tagereise vom Euphrat entfernt lag, und

die folgenden Könige legten in dieser Absicht hin und wieder Thürme, Herdenthürme, oder Festungen an, s. weiter unten. Auch in andern Gegenden gingen die freien Weideplätze tief in Arabien hinein, und lagen jenseits des Ammonitischen und Moabitischen Landes, selbst in dem Lande waren große Districte, die bloß zur Viehweide benutzt wurden. In dem Stamme Juda war ein großer Strich, den man gemeiniglich nur die Wüste Judä nannte, welche Gegend an der Westseite des todten Meeres lag, und sich bis an den Jordan erstreckte. Es gehört zu derjenigen großen Ebene des Jüdischen Landes, welche sich von der südlichen Gegend dieses Landes, bis an den Berg Karmel erstreckt. Moses, der das Hirtenleben zwar nicht ganz einschränkte, machte doch besondere Verordnungen dasselbe betreffend, damit es dadurch nicht zu sehr erweitert, und seinem neu gestifteten Staate Schaden bringen konnte; denn das nomadische Leben giebt nur zu leicht Gelegenheit zu Räubereyen. Die meisten Völker, die eine solche Lebensart führen, sind darin berüchtiget; auch zeichnen sich hierin die Araber vorzüglich aus; sie nennen sogar dasjenige, was sie auf diese Art gewinnen, eine Gabe Gottes. Alle Reisende, die unter ihnen gewesen sind, gestehen einmüthig, daß ihre herrschende Neigung dahin gehe, die Reisenden zu plündern. Auch in der Israelitischen Geschichte findet man Beispiele ähnlicher Art. Jephtha war, da ihm sein Bruder das Erbtheil versagte, das Oberhaupt einer Räuberbande, und dies gerade in einem Lande, wo noch das herumziehende Hirtenleben herrschend war, in Gilead. Es wurde dieses auch so wenig für entehrend gehalten, daß ihn das ganze Land zum Fürsten wählte. Vor ihm hatte Abimelech, ein Sohn Gideons, eben diese Lebensart geführt, welches wohl die Ursache ist,

daß Moses seinen Staat auf den Ackerbau, und nicht auf das herumziehende Hirtenleben gründete; wohl wissend, daß derjenige, der einen eigenen Acker hat, nicht herumziehen und sein Haus und Hof vernachläßigen wird. Unter den Einschränkungen, welches Moses in Hinsicht der Viehzucht anordnete, gehörte auch, daß Niemand sein Vieh auf des andern Acker weiden durfte, und obgleich Moses gegen die Armen eine besondere Milde bewies, indem diese die auf dem Acker liegen gebliebenen einzelnen Aehren oder Garben auflesen konnten, so war er doch von der andern Seite wieder sehr strenge, und gestattete nicht, daß solche zu einer gemeinen Viehweide gemacht wurden; wahrscheinlich, um den Eigenthümer zu hindern, seinen Acker so gut zu benutzen, als er konnte. Auch die Unveräußerlichkeit der Aecker trug vieles dazu bei, die Israeliten von dem herumziehenden Hirtenleben zu entwöhnen. Außer diesen Einschränkungen konnten die Israeliten so viel Vieh halten, als sie wollten; auch hatten sie sehr ansehnliche Herden. Moses gab ihnen auch noch besondere Gesetze, die ihre Beziehung auf die Viehzucht hatten. So zum Beispiel mußte man einem Lastthiere, welches unter seiner Last erlag, mit eben dem Fleiße aufhelfen, als es der Eigenthümer gethan haben würde. Kein Thier durfte kastrirt, keine Thiere von besonderer Art zusammengepaart werden; man sollte die Kuh nicht mit dem Kalbe, noch die Ziege mit dem Böcklein, an einem Tage schlachten. Hatte ein stößiger Ochs, den Ochsen des andern beschädiget, so mußte der Schaden ersetzt werden. Am Sabbathe sollten die Thiere, die ein Eigenthum der Israeliten waren, mit ihnen die Ruhe genießen. Fand man ein Vogelnest, so durfte man nicht die Mutter mit den Jungen nehmen. Alle diese Verordnungen hatten die Absicht, theils die Viehzucht zu unterstützen,

theils sie in gehörigen Gränzen zu halten, damit sie dem Ackerbau, als ein Hülfsmittel untergeordnet werde. Die Weiden der Israeliten waren sehr bedeutend; denn alle menschenleere Wüsten, die zum Ackerbau nicht geschickt waren, wurden zu Weideplätzen genommen. So war zu den Zeiten Abrahám's beinahe ganz Palästina, ferner die Ebene von Mesopotamien, wo noch gegenwärtig die Kurden mit ihrem Viehe umherziehen; der District, der sich vom todten bis an das rothe Meer erstreckt, die am östlichen Ufer des Nils gelegenen Gegenden bequeme Weideplätze. Die Weiden waren ferner zweierlei, einige waren allen und jeden gemein, andere hatten sich gewisse Familien zugeeignet, noch andere waren streitig. So hatten zum Beispiel die Damascenischen Hirten zugleich mit den Hebräischen auf solchen Wüsten geweidet, welche eigentlich den Letztern zugehörten, weil die Hirten nach ihrer Meinung, unbewohnte Gegenden für Niemandes Eigenthum hielten. Dieses Recht wurde aber den Damascenern benommen, nachdem sie Ahab besiegt hatte; denn nach dem Friedensschlusse kam es nur den zehn Israelitischen Stämmen zu, mit ihren Herden diese Weiden zu beziehen. Auf diesen Triften, von welcher Natur sie auch waren, blieben die Herden, so wie bei den Nomaden, Tag und Nacht, und nur des Winters kamen sie in die Ställe. In Palästina bezogen die Herden gegen Ostern die Weiden, und im Monat Morchesvon, zu Ende unsers Octobers, wurden sie wieder nach Hause getrieben. Auf diesen großen Weideplätzen befanden sich unermeßliche Herden. Hiob*) giebt uns einen Begriff von deren Größe, indem er selbst von seinem eigenen Herdenreichthume meldet: daß er 14,000 Schafe

*) XIII, 12.

und Ziegen, 6000 Kamele, 1000 Joch Ochsen und 1000 Esel gehabt hat. Wenn Abraham's Haushalter oder Verwalter den Reichthum seines Herren beschreiben will, so nennt er seine Herden, als den vorzüglichsten Theil derselben *). Als Jakob seinem Bruder Esau ein Geschenk machen wollte, schickte er ihm 200 Ziegen, 20 Böcke, 200 Schafe, 30 Widder, 30 säugende Kamele mit ihren Jungen, 40 Kühe, 10 Farren und 20 Eselinnen mit 10 Füllen **). Auch daß bei andern alten Völkern die Schafe der Krone angehörten, wie in Spanien, geht daraus hervor: daß Mesa, König der Moabiter, viele Schafe hatte, oder ein Eigenthümer vieler Schafherden war, besonders aber einer in Arabien gewöhnlichen Art, mit kurzen Füßen. Er war den Israeliten zinsbar, und gab ihnen jährlich 100,000 Lämmer und 10,000 Böcke, welches beweiset, daß die Herde des Königs sehr ansehnlich gewesen seyn muß. Auch bei den Israeliten war die Schafzucht eine von den Einkünften der Krone, und da der König, als König, keine ihm ursprünglich zugehörige Landschaft hatte, so waren dieses wahrscheinlich Herden, die auf den Gemeinheiten geweidet wurden.

So hatte Saul an dem Doeg einen Oberhirten, und David, der große Herden von allerhand Vieh, theils zu Saron in Palästina, theils in Arabien besaß, hatte zwei Araber zu Oberhirten, Obil ein Ismaelite, und Jasis, ein Hagarener. Durch diese zahlreichen Herden, welche die Israeliten besaßen, und besonders aus den davon gezogenen Produkten, konnten sie sich auch andere Kostbarkeiten anschaffen. So brachte Abraham aus Aegypten goldene und silberne Geräthe mit herüber, die er von den

*) 1. Buch Mos. XXIV, 35.
**) 2. Buch Mos. XXXII, 14, 15.

benachbarten Völkern für die Produkte der Viehzucht eingetauscht hatte. Auch vermehrten sich seine Herden so stark, daß er sich von seinem Vetter Lot, der mit ihm nach Kanaan gekommen war, trennen mußte, weil das Land ihre Herden nicht fassen konnte. Isaaks Herden erregten den Neid der Philister, sie getrauten sich aber nicht ihn anzugreifen, weil er ihnen zu mächtig war. Die Herden Jakobs wurden so zahlreich, daß er sie im Lande vertheilen mußte, weil bei ihrer anwachsenden Zahl, die Gegend sie nicht fassen konnte, oder ihnen nicht so viele Weide darbot. Den größten Theil der Herden der Israeliten machten die Schafe aus, weil diese auch in dürren unfruchtbaren Gegenden eher Nahrung finden konnten, als das Rindvieh. Die Länder am Euphrat, wo Abraham zuerst lebte, und wohin auch nach David's Zeiten die Hebräer ihre zahlreichen Heerden schickten, hatten gegen Norden die Armenischen Gebirge und waren zur Schafzucht sehr bequem. Der Wassermangel wurde durch gegrabene Brunnen abgeholfen, die sie als Eigenthum benutzten. Das fruchtbarere Palästina wurde zum Ackerbau benutzt; allein es hatte auch Gegenden, die zur Viehzucht besonders bequem waren, und die Vortheile und Witterung entfernter Gegenden vereinigte. Gegen Norden hatten sie den Berg Libanon, gegen Süden kamen niedrigere, jedoch auch noch gebirgigte Gegenden, bis zuletzt am todten Meere eine dürre, nur zur Schafzucht sich noch eignende Gegend anging, die bis an das rothe Meer fortlief. In dieser trocknen und sandigen Gegend wuchsen keine Früchte, und dieserhalb war daselbst alles mit Schafherden bedeckt. Im Sommer wurden die Schafe in die kühlen nördlichen Gegenden, und im Winter in die wärmeren südlicheren getrieben; auch hatten diese Gegenden, außer andern Vortheilen, noch dieses vor-

aus, daß das Salz, welches den Schafen so dienlich ist, und welches sie mit Begierde aufsuchen, hier in Menge gefunden wurde. An dem Ufer des todten Meeres traf man es häufig an und es kostete nur wenig Mühe, solches zu erlangen. Daher waren diese Länder wegen der Schafzucht vorzüglich gedeihlich. Die Schafe weideten daselbst auf allen gemeinen Triften und allen Wildnissen; sie hielten ihren besonderen Strich, und man gab genau Acht, sie das folgende Jahr wieder auf eben diese Plätze zu treiben. Die Vermehrung der Herden war hier so groß, daß in einem Kriege mit einigen Midianitischen Fürsten die Israeliten 675,000 Schafe eroberten *); in einem anderen Kriege mit den Hochmenern erbeuteten sie 250,000 **). Da diese Herden, wie gegenwärtig die Herden in Spanien, immer in freier Luft blieben, so war auch die Wolle viel feiner, als von den Schafen, die in anderen Gegenden eingepfercht und in Ställen gehalten wurden; dieserhalb trieben sie damit auch mit den Tyriern einen nicht unbedeutenden Handel ***). Die Wolle der Wanderschafe wurde auch besonders wegen ihrer Weiße gesucht. Daß überhaupt die weiße Farbe der Wolle sehr bei den Hebräern geschätzt wurde, geht aus der Vergleichung, Jesaias I, 18, hervor. Hieraus wird auch begreiflich, warum der sonst so geitzige Laban mit dem Vertrage, den Jakob mit ihm machte, daß alle Schafe, welche künftig, nach Absonderung der bisherigen fleckigten oder bunten, und der schwarzen, fleckig fallen, oder etwas Schwarzes an sich haben würden, sein Lohn seyn sollten, zufrieden war. Allein Jakob bewies

*) 4 B. Mos. XXXI, 31.
**) 1 B. der Chron. V, 1.
***) 1. Ezech. XXVII, 18.

hierbei seine Schlauheit, um seinen geitzigen Schwiegervater dennoch zu hintergehen. Um allen Verdacht zu vermeiden, sonderte erst Jakob seine Herde von schwarzen und fleckigten Schafen drei Tagereisen weit von der Herde Labans ab. Diese beiden Herden zogen in dieser Weite hintereinander von Süden gegen Norden und von Norden gegen Süden, so daß die eine immer drei Tagereisen vor der andern voraus war. Die Ursache, warum er einen so weiten Raum zwischen ihnen ließ, war diese, weil die herumziehenden Herden den Weg, den sie Jahr aus Jahr ein nehmen, genau kennen, und manchmal eine ganze Herde ihrem Hirten davon läuft, und eine ganze Tagereise zum Voraus bekommt. Wäre dies nun geschehen, so hätte es sich zutragen können, daß beide Herden zusammen gekommen wären, da dann zu Laban's Schaden die meisten Schafe von den schwarzen Böcken hätten empfangen und eben solche Lämmer werden können. Beiden Theilen war also daran gelegen, daß beide Herden von einander blieben; nur wenn die Schafe getränkt wurden, welches vielleicht alle acht oder vierzehn Tage einmal geschah, mußten die Herden zusammen kommen. Hier ließ er nun die Schafe nicht untereinander laufen, sondern stellte jede Herde besonders, die eine auf diese Seite der Tränkrinnen, die andere auf jene. Er legte nun zur Zeit der Begattung geschabte Stöcke von Pappel-, Hasel- oder Kastanienholz in die Tränkrinnen und stellte seine schwarzen Schafe den weißen entgegen oder gegenüber, damit sich diese an jenen versehen sollten, wenn sie zur Zeit der Empfängniß sie vor den Augen hätten, und der Erfolg entsprach ganz seinen Erwartungen, so erzählt Moses, B. 1, Cap. XXX., V. 28 — 42.

Die Israeliten verwendeten auch viele Sorgfalt auf ihre Herden. Die Eigenthümer derselben sorg-

ten nicht nur selbst dafür, sondern hatten auch ihre Oberhirten, wie auch schon oben angegeben worden. Oft bekleideten dieses Amt die Söhne selbst, oft aber auch nur treue Knechte. Fanden sie einen weidereichen Platz, so errichteten sie Hürden, in die das Vieh unter freiem Himmel des Nachts eingeschlossen wurde. Das Tränken aus den Cisternen geschah von Frauenzimmern, und auch noch gegenwärtig ist es im Orient üblich, daß sich die Töchter des Hauses, wie ehemals Rebecca, mit dieser Beschäftigung abgeben. Die Ober- und Unterhirten hatten ihre Gezelte und sorgten dafür: daß die Herden zur rechten Zeit bald auf die Berge, bald in die Thäler geführt wurden ꝛc. Blieben sie lange an einem Orte, so baueten sie Hütten, und zur Sicherheit der Herde hatten sie besondere Herdenthürme, wie auch schon Moses, im 1. B., Cap. XXXV, S. 21. anführt. Ein solcher Thurm bestand in der erst aus bloßen Gerüsten, die man besonders auf Anhöhen anlegte, um von demselben sein Augenmerk auf die Feinde zu richten oder nach denselben zu lugen. Auch auf flachem Felde wurden dergleichen Gerüste angelegt. Mit der Zeit wurden sie immer höher und fester gebauet, um dem Feinde desto eher zu trotzen, und zuletzt entstanden daraus ordentliche Thürme. Noch in späteren Zeiten findet man, daß zwei Könige, Usia und Jotham, zur Sicherheit ihrer Herden dergleichen Thürme bauen ließen. Von dem Ersten heißt es: Er baute Schlösser in der Wüste und grub viele Brunnen; denn er hatte viel Vieh, beides auf den Auen und auf den Ebenen *). Von dem Andern heißt es: in den Wäldern, wo das Vieh geweidet wurde, baute er Schlösser und Thürme **).

---

*) 2 Chron. XXVI. 10.
**) Chron. 2, XXVII, 4.

Wurden die Hirten von einem Feinde verfolgt, so flohen sie in solche Thürme und vertheidigten sich darin, als wie in Festungen. Diese Hirtenthürme hatten auch noch einen anderen Nutzen, nämlich wenn Stämme auf einige Zeit in eine andere Gegend gezogen waren, so dienten ihnen diese Thürme zu einem Zeichen, ihren vorigen Platz wieder zu finden. —

Das Einzählen des Viehes fand auch bei den Israeliten Statt, aber nicht wie bei uns die Sommer- und Winterzählung, sondern auf eine andere, mühsamere Art. Die Schafe der Herden wurden des Morgens, wenn sie zur Weide gingen, den Knechten zugezählt, und des Abends beim Eintreiben wieder nachgezählt. War der Herr hart und strenge, so mußte der Knecht das gestohlene oder von wilden Thieren zerrissene Stück bezahlen, ja sogar den Schaden bei der Verlammung eines Schafes ersetzen; konnte er aber die Merkmale der Zerreißung angeben, so war er nach dem Gesetze frei *). Ihre Herden wurden, wie noch jetzt die unsrigen, durch Hunde bewacht; aber auch durch Wächter, welche beim Erblicken eines Raubthieres ein Geschrei erhoben, wodurch die Hunde, rege gemacht, sich dem Raubthiere entgegensetzten. —

Bei der Schafschur stellten sie große Feste an, weil ihnen besonders der Reichthum durch den Wollhandel mit fremden Völkern zukam, oder es wenigstens ihre Haupt-Erwerbsquelle war. In Amos 7, 1 wird eines gewissen Abschnitts des Königs gedacht, worunter Einige den Abschnitt der Wolle oder die Schafschur verstehen wollen, Andere beziehen diesen Abschnitt auf das erste Abmähen der Wiesen. Wäre nun das letztere, so hätte sich der König das Recht angemaaßt, das erste und beste Gras von den

*) 1 B. M. XXXI. 2 B. Mos. XXII, 12.

öffentlichen gemeinschaftlichen Wiesen abzumähen und die bloße Nachweide den Hirten der Israeliten zu überlassen. Nach den Juden soll ein jeder Israelit, nachdem bereits das Land Canaan unter die zwölf Stämme vertheilt gewesen, das Recht gehabt haben in den Wäldern eines jeden andern Stammes sein Vieh zu weiden. Sie schrieben diese Verordnung dem Josua zu; allein in der heiligen Schrift findet man nichts davon; es sei denn, daß sie die Weideplätze darunter verstehen, die außer den Gränzen des gelobten Landes lagen.

So wie man noch jetzt den Kindern auf dem Lande ein Lamm aus der Herde zum Gespielen giebt, und es sorgsam pflegt, so geschah es auch zu den Zeiten der Israeliten, nur mit dem Unterschiede, daß es hier den erwachsenen Personen zum Vergnügen diente. Die Israeliten suchten nämlich ein Schaf aus ihrer Herde aus, welches ihnen besonders gefiel und gebrauchten es auf eben die Weise, wie bei uns die Damen die Schoshunde. Es lebte im beständigen Umgange mit seinem Herrn, wurde als heilig und unverletzlich angesehen und durfte daher nicht geschlachtet werden *). Auch bei den Arabern ist diese Sitte noch üblich. Die Gazellen oder Antilopen sind die Lieblinge des Frauenzimmers; auch wird ihrer einigemal im Hohenliede gedacht. — Wie groß übrigens das Ansehen der Herden in jener Zeit war, geht daraus hervor, daß sich die vornehmsten Personen damit beschäftigten. So wurde Moses von den Schafen abgerufen, um der Erretter seines Volkes zu seyn. David war Aufseher über die herumziehenden Herden seines Vaters; auch verrichtete er noch sein Amt, als er bereits zum Könige über

*) 2. B. Samm. XII. 3. Jer. XI., 16.

Israel gesalbt worden *). Bei den ältesten Völkern war der Gebrauch, daß man die Könige nur aus dem Hirtenstande wählte, und dieses wohl aus der Ursache, weil man ihnen theils mehr Kraft und Stärke beimaaß, theils auch, weil man glaubte, daß diejenigen, welche unvernünftige Thiere regieren könnten, auch am besten vernünftige Wesen zu leiten im Stande wären; daher auch der Ausdruck bei den Königen und Priestern: Hirten des Volkes.

Dieses ist nun das eigentliche wahre Schäferleben der alten Welt, welches die späteren sich entwickelten Völker, Griechen, Römer ꝛc., nur zum Theil annahmen, das heißt, in soweit es zu ihrer Subsistenz nöthig war, und ihren Wohlstand befördern half. Man findet auch unter den älteren Griechen, so wie unter den Römern, bei denen der Ackerbau Alles war, Alles galt, die Viehzucht von einer glänzenden Seite berührt, weil hierin ihr vornehmster Reichthum bestand, und sich daher auch die vornehmsten und angesehensten, selbst fürstlichen Personen damit beschäftigten; allein es war doch nicht mehr das eigentliche freie, ungebundene Schäferleben, welches die Israeliten führten. Die Besitzer der Herden waren schon mehr an ein gewisses Eigenthum gebunden und hingen auch von Gesetzen ab; es war schon mehr eine Verkettung des Stadtlebens mit dem Landleben, und zuletzt überließ man die Viehzucht der Verwaltung der Freigelassenen, worunter Sklaven die niedrigen Dienste bei der Herde verrichteten. Obgleich aus den Schilderungen des Theocrit's und Virgil's ein glänzendes Schäferleben hervorgeht, so ist dieses doch mehr ein Schmuck einer an Bildern reichen Phantasie, dazu die reizenden Gefilde Griechenlands und Italiens das Ihrige beitrugen, als die

*) Psalm 15.

wirkliche Schäferwelt. Die beiden Nationen, Griechen und Römer, standen schon auf einer höhern Stufe der Kultur, als die Israeliten und übrigen Nationen; ihr Geist war durch die lieblichen Bilder reger, mehr in der Anschauung verloren, und so zeigte sich ihnen das Schäferleben in einer ganz anderen Gestalt, wie es die früheren Nationen, die bloß darin lebten und webten, betrachten konnten; daher die schönen Bilder von diesem Leben eines Theocrit's und Virgil's; es sind aber nur Bilder eines Dichters, eines poetischen Gemüths, welches die Reitze dieses Lebens ganz zu fühlen, ganz zu empfinden im Stande ist; die Wirklichkeit der aufgestellten Personen, lag aber weit dahinter; nur die Natur trat mit ihren Reitzen, mit ihren Schönheiten hervor, und dieses Gemälde bleibt sich zu allen Zeiten gleich. Ueber das Griechische und Römische Schäferleben, als Ideal eines Schäferstandes, wie es in Wirklichkeit bei den Patriarchen ꝛc. war, würde daher hier nichts gesagt werden können. — Das gegenwärtige stumpfsinnige Schäferleben bei den Europäischen Nationen ist zu bekannt, als daß es rathsam wäre, hiervon ein Bild zu entwerfen.

Ueber das Hirtenleben der Alten, s. auch Deutsche Encyklopädie, Th, 15, S. 640 u. f.

Schäferlied, ein Lied, welches die Gefühle der schuldlosen zärtlichen Schäfer der Vorwelt schildert; s. auch Schäfergedicht.

Schäfermusik, Hirtenmusik. Bei den Franzosen wurden, vom Aufkeimen ihres theatralischen Geschmackes an, die drei Charaktere der sonst in einander gränzenden Kleidungen, Stellungen, Gebärden und Tänze der Schäfer, Hirten und Bauern (Bergers, Pasteurs, Paysans) mit vieler Feinheit unterschieden; dieselben Nüancen müssen auch von geschickten Tonsetzern beobachtet werden. Hier nur

ganz kurz eine Schilderung derselben. Der Charakter der Bauernmusik muß etwas plump und drollicht, derjenige der Hirtenmusik weniger plump und weniger drollicht, aber doch nicht fein, noch erhaben seyn, sondern das Hirtenhorn, eine Art von Polnischem Bock ꝛc. nachahmen. Die Schäfermusik muß aber fein, empfindungsreich seyn, jedoch muß darin das Erhabene an's Naive, Unschuldige und Volksthümliche, aber ja nicht ans Hohe gränzen. — Die Schäfermusik ist eigentlich das, was man Pastorale nennt, und nicht besser ist dieser Charakter ausgedrückt, als von Metastasio in der Arie: Innocente Pastorelle ꝛc. — In der Weihnachtszeit, und besonders in der Christnacht, pflegt man in den katholischen Kirchen ganze Messen mit unterlaufendem Schäferstyle zu singen; und diese andächtige Naivetät macht, wenn der Kirchenstyl im übrigen beibehalten wird, und man nicht ins Tanzende oder Lächerliche übergeht, eine große Wirkung. Die Schäfermusik darf auch manchmal in die Hirtenmusik übergehen und etwas von dem Hirtenhorne entlehnen, auch das Hirtenhorn nachahmen, es muß aber nicht zu platt werden. Um das Hirtenhorn ganz natürlich zu schildern, darf man nur auf einem Posaunenschädel ohne Zugröhre blasen. S. auch Pastorale, Th. 108, S. 111.

Schäferpartiterey, s. Schäfer-Betriegerey.

Schäferpfeife, Hirtenpfeife, s. letztere, Th. 24, S. 7. Man nennt dieses Instrument auch in einigen Gegenden Schafgorgel.

Schäferschule, eine Schule, worin diejenigen jungen Leute, welche sich dem Schäferstande widmen wollen, in der Physik, Naturgeschichte, Botanik, Anatomie und Krankheitslehre, kurz in Allem, was auf das Schaf, als Nutzthier, Bezug hat, unterrichtet werden. Bis jetzt sind nur erst wenige dergleichen Schulen

zum Besten dieser Menschenklasse errichtet; man findet dergleichen in Frankreich, Deutschland, Schweden ꝛc. Die Einrichtung einer solchen Schule in Frankreich; s. Th. 138, S. 712

Schäferskäfer, Scarabaeus Schaeferi, eine Art Käfer; s. Supplement, unter Käfer.

Schäferspiel, Pastorale, Pastorelle, ein Schauspiel, in welchem die handelnden Personen aus der erdichteten Schäferwelt genommen werden; s. auch Pastorale, Th. 108, S. 112, und oben, Schäfergedicht, und unter Schauspiel.

Schäferstab, s. Hirten-Stab, Th. 24, S. 7.

Schäferstunde, in der Dichtkunst, diejenige Stunde, derjenige Augenblick, in welcher die Liebe ihren höchsten Triumph feiert, oder worin der geliebte Gegenstand sich der Liebe hingiebt, sie befriediget. Aus der Dichtkunst ist das Schäferstündchen auch in die Wirklichkeit übergegangen, und bedeutet hier gleichfalls die Zeit, in welcher man den höchsten Genuß der Liebe erhält, wo sich der geliebte Gegenstand ganz hingiebt; über welche Scene die Schamhaftigkeit den Schleier breitet.

Schäfertasche, Hirtentasche, s. letztere, Th. 24, S. 8.

Schäferwelt, in der Dichtkunst, die Sphäre, worin sich das ganze Schäferleben bewegt.

Schaff, ein Maaß, s. Schaf, Th. 138, S. 541 u. f.

Schaffarbe, wird die Farbe genannt, womit man die Schafe zeichnet; s. oben, S. 97 u. f.

Schäffel, s. Scheffel.

Schaffell, Vließ, das mit Wolle versehene Fell, die mit Wolle versehene Haut der Schafe; s. oben, S. 80 u. f., und 320.

Schaffen, ein regelmäßiges und unregelmäßiges thätiges, und ein Zeitwort der Mittelgattung, welches im letzteren Falle das Hülfswort haben bekommt, und der

Form nach ein Intensivum von einem veralteten Zeitworte schafen ist, von dem noch das unregelmäßige, ich schuf herstammt, sich aber, wie dieses, auf eine Onomatopöie gründet, welche besonders von doppelter Art ist. — I. Als eine Nachahmung und einen Ausdruck der menschlichen Stimme, wo es nur noch in der Bedeutung des Befehlens üblich ist, aber auch hier nur im Oberdeutschen bekannt ist, weil diese Bedeutung dem Hochdeutschen Ohre selten vorkommt. Was schafen sie? was befehlen sie? Was schafft der Herr? was befiehlt der Herr? Thue was ich dir schaffe. Er hat mir nichts zu schaffen. Haben sie etwas geschafft? befohlen. Opitz dichtet:

Der darf so hoch nicht traben,
Der solchen Freunden dient, die ihm zu schaffen haben.

Es wird im Oberdeutschen regelmäßig abgewandelt; es war aber ehemals auch irregulär, und in manchen Gegenden soll es solches auch noch seyn; wenigstens heißt es in diesem Verstande im Theuerdanke ich schuf, für ich schaffete. Nach Adelung soll es nicht allein eine Onomatopöie der menschlichen, besonders befehlenden Stimme seyn, sondern es lasse sich diese Bedeutung auch als eine Figur einer der folgenden betrachten, besonders der des Anordnens. Im Schwed. ist skipa, welches alle Bedeutungen mit unserm schaffen gemein hat, deren aber noch mehrere besitzt, nicht nur befehlen, sondern auch richten, Recht sprechen, so wie im Niedersächsischen schippen regieren, und im Hebräischen שפט, richten; s. Schöppe. —

2) Als eine Nachahmung einer schnellen geschäftigen Bewegung. (1) Ueberhaupt, mit regelmäßiger Beugung, wo es jedoch nur im gemeinen Leben und auch hier nur im Infinitiv üblich ist. Den

ganzen Tag zu schaffen haben, immer in geschäftiger Bewegung seyn. Im gemeinen Leben hat man davon auch das neue Intensivum oder Iterativum schäften, wovon Geschäft und geschäftig abstammen. Viel zu schäften haben, immer in geschäftiger Bewegung seyn. — (2) In engerer Bedeutung von verschiedenen besonderen Arten der pflichtmäßigen, mit Bewegung verbundenen, Wirkungen, wo es gleichfalls regelmäßig abgewandelt wird, aber auch hier ehemals unregelmäßig war, und es in einigen Oberdeutschen Gegenden noch ist. — (a) Arbeiten, eine im Hochdeutschen unbekannte Bedeutung, die aber in Schwaben, in der Pfalz ꝛc. noch gangbar ist. An einem Baue schaffen. Bei einem Meister als Gesell schaffen. Jemanden zu schaffen geben. — (b) Bilden, eine gleichfalls im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, welche aber sehr alt ist. Bei dem Ruodebert im 9ten Jahrhunderte ist Scaffelosa Zimber, ein ungebildeter Stoff, informis materia. Ottfried und Notker brauchen scaffen gleichfalls in dieser Bedeutung, so wie in derselben auch das Intensivum schöpfen üblich war. Im Niedersächsischen ist schippen, im Angelsächsischen scipan und im Schwedischen skipa gleichfalls formen, bilden, eine Gestalt geben. Unser schaffen, in der letzten engsten Bedeutung, Geschöpf, rechtschaffen, beschaffen, und das Suffixum —schaft sind genau damit verwandt. Im Oberdeutschen ist geschaffen, wohl gebildet, ungeschaffen, Niedersächsisch wahnschaffen, übel gebildet. — (c) In Ordnung bringen und erhalten, anordnen, ein mit der Bedeutung des Befehlens verwandter Gebrauch, der aber im Hochdeutschen gleichfalls veraltet ist. Die Niedersächsischen schaffen und schippen haben indessen diese Bedeutung noch, so wie das Schwed. skipa

und skakka. Im Niedersächsischen ist schaffen die Speisen anrichten und auftragen, und in der Pfalz heißt schaffen seinen letzten Willen bekannt machen, und Jemanden etwas verschaffen; es ihm vermachen; s. auch Schaffer in Schaffner. — (d) Ausrichten, besorgen, ein aufgetragenes Geschäft zur Wirklichkeit bringen; auch nur in den gemeinen Sprecharten Ober- und Niederdeutschlands. Daß die Wolken schaffen, alles was er ihnen gebeut; Hiob, 37, 12. Im Schwedischen auch in diesem Sinne skipa und skaffa. — (e) Die verlangte Wirkung haben, eine den Hochdeutschen gleichfalls fremde Bedeutung. Pilatus sah, daß er nichts schaffte, Matth. 27, 24, nichts ausrichtete. Das schafft nichts, hat keine Wirkung. Ungeschafft weggehen, unverrichteter Sachen. Im Schwed. skaffa und skapa. — (f) Machen, daß etwas gegenwärtig werde, oder zur Wirklichkeit komme, zur Wirklichkeit bringen, sowohl als die wirkende Ursache, als auch, und zwar am häufigsten, als die Mittelsperson. Es ist hier noch im Hochdeutschen in einigen Fällen gangbar, am häufigsten im gemeinen Leben. Jemanden Geld schaffen. Ihm Rath, Hülfe, Beystand schaffen. Er weiß sich keinen Rath zu schaffen. Jemanden Ruhe, Friede schaffen. Schaffe uns Brod. 1. Mos. 47, 15. Schaffe mir Kinder, Kap. 30, 1. Ich will es dir für einen billigen Preis schaffen, machen, daß du es bekommst. Ich habe es ihm geschafft, habe gemacht, daß er es bekommen hat. Das ist wohl noch zu schaffen. Etwas herbei schaffen, machen, daß es gegenwärtig werde. Jemanden fortschaffen, ihn aus dem Hause schaffen, machen, daß er fortgehe, das Haus räume; wo es zunächst zu scheiben gehört, und vielleicht gar das Intensivum da-

von ist. So üblich es nun in diesen und andern Fällen ist, so ist es doch nicht ohne Einschränkung. Jemandes Bestes schaffen, 2. Macc. 11, 19, sagt man im Hochdeutschen eben so ungern, als: ich will dir viel Schmerzen schaffen. 1. Mos. 3, 16. Adelung sagt hierbei, daß er zweifle, daß man davon eine andere Ursache werde angeben können, als den Gebrauch. Denn es erhellt aus allen Umständen, daß dieses Zeitwort im Hochdeutschen gewissermaßen ein Defectivum ist, besonders da es in manchen Bedeutungen nur im Infinitiv allein gebraucht wird. — In engerer Bedeutung durch Mühe erwerben, und auch zuweilen für kaufen. Sich Kleider schaffen, sie erwerben und kaufen. Er kann sich nichts schaffen. Sich schöne Bücher schaffen. Sich ein Haus, einen Garten schaffen. — (g) Im weitesten Verstande, machen, thun, Veränderungen hervorbringen, wirken; doch nur am häufigsten im gemeinen Leben und im Infinitiv allein. Was hast du hier zu schaffen? zu thun. Ich habe da nichts zu schaffen. Mit Jemanden zu schaffen haben, zu thun, in Verbindung mit ihm stehen, Geschäfte mit ihm haben. Ich habe nichts mit dir zu schaffen. — In engerer Bedeutung, mit Mühe und vieler Bewegung und Anstrengung verbundene Veränderungen vornehmen, wo es sich der ersten Bedeutung des Arbeitens wieder nähert; auch nur im Infinitiv. Sich viel zu schaffen machen, viele Geschäfte. Das wird mir viel zu schaffen machen, viele Mühe. In den übrigen Modis ist es zwar im Oberdeutschen, aber nicht im Hochdeutschen üblich. Schaffe damit, was du willt. Richt. 3, 4. Das ist thue, mache. —

3) Im engsten Verstande ist schaffen, etwas hervorbringen, welches vorher noch nicht da war,

wo es doch nur im theologischen Verstande von Gott gebraucht und dann unregelmäßig abgewandelt wird. Imperfectum, ich schuf, Conjunctiv, ich schüfe; Mittelwort, geschaffen; Imperativ schaffe. Es ist in dieser Bedeutung, nach Adelung, kein anderes, als das vorige Zeitwort, welches hier nur die auch in den vorigen Bedeutungen im Oberdeutschen ehemals übliche Form behalten hat. Man brauchte ehedem auch das Intensivum schöpfen, in eben diesem Verstande, bei dem Stryker schephan, im Nieders. scheppen, im Angels. sceppan, welches im Hochdeutschen zwar veraltet ist, uns aber doch sein Schöpfung, Schöpfer und Geschöpf zurückgelassen hat. —

a) Eigentlich und im strengsten Verstande, ein Ding seiner Substanz nach hervorbringen, etwas hervorbringen, was vorher ein Nichts war, in welchem Verstande es dann freilich nur von Gott gesagt werden kann. Gott hat die Welt geschaffen, sowohl, er hat die vorher nicht da gewesenen einfachen Dinge hervorgebracht, als auch, er hat aus diesen einfachen Dingen die Welt zusammengesetzt. Schon bei dem Ulphilas skapan, im Isidor skaffan und im Imperf. giscuaf; bei dem Willeram scaffen, im Angelsächsen sceopan, im Engl. shape, im Schwed. und Isländ. skapa, im Nieders. schaffen und scheppen. —

b) Figürlich I. Im theologischen Verstande und gleichfalls nur von Gott gebraucht, zufällige Beschaffenheiten, einen Zustand und die dazu nöthigen Veränderungen hervorbringen. Schaffe in mir Gott ein reines Herz. —

2) Für hervorbringen überhaupt, doch nur in der dichterischen Schreibart. Der epische Dichter sammelt alle Heldentugenden und schafft daraus seinen Held. Meine Brust klopft

mir voll Unmuth, daß mich die Natur nicht männlich schuf. Weiße.

Ernstlich ist sie bemühet, auf ihre verlichenen Wangen

Künstliche Rosen zu schaffen, Zach.

Daher das Schaffen und in der dritten engsten Bedeutung die Schöpfung, von dem veralteten schöpfen für schaffen.

Adelung sagt, ehemals hatte dieses Wort noch weit mehrere Bedeutungen, welche aber veraltet, und nur noch in den verwandten Sprachen üblich sind. Ottfried braucht es für geben, einem Dinge einen Namen schaffen; ingleichen erhalten, bekommen, sie heili thar io scuafun. Im Nieders. theilen sich schaffen und schippen und im Schwed. scafla, skapa und skipa in die Bedeutungen unsers Zeitwortes, welche doch eigentlich nur verschiedene Mundarten sind. Das mittelste bedeutet daselbst auch theilen, verändern, schicken und mit einem Zaune einschließen, welche letzterer Bedeutung sich unserm Schaff, so fern es einen hohlen Raum bezeichnet, nähret. Aus allen erhellt, daß dieses Zeitwort ursprüglich der Ausdruck einer lebhaften Bewegung ist, und in seinen Abtheilungen und Verwandten durch alle die Bedeutungen und Figuren durchgeht, welche allen Wörtern dieser Art gemein sind, und wobei bei Saal, s. Th. 129, S. 187, und Saum, Th. 137, S. 666, eine kleine Probe gegeben worden. Zu der Bewegung in die Krümme, in die Tiefe gehören unser Schaff, Scheffel, Schiff, Schoppen mit allen ihren Verwandten; zu der Ausdehnung in die Länge aber auch unter andern Schaft, s. dieses, und Schöpfen.

Im Hüttenwerke ist schaffen diejenige Arbeit, wenn die Schlacken mit einem Haken, welcher

Schaffenhaken genannt wird, hinten aus dem Herde hervorgezogen werden.

Schaffenhaken, s. den vorhergehenden Artikel.

Schafer, s. Schaffner.

Schäffer, s. unter Schaf, Th. 138, S. 541.

Schafferey, s. Schaffnerey.

Schaffertanz, s. unter Schaffner.

Schaffett, dasjenige Fett, welches sich bei den Schafen am Schwanze, den Schulterblättern, und an der Brust findet, und welches im Verein des Fleisches genossen wird, zum Unterschiede des Talges; s. Schaftalg.

Schaffleisch, zum Unterschiede des Hammel- oder Schöpsenfleisches und des Lammfleisches; es ist bei weitem nicht so kernigt und nahrhaft, als das Hammelfleisch.

Schaffnadel, bei dem Strumpfwirker, von Schaffen oder Arbeiten so genannt, weil sie zu ihrer Arbeit gebraucht wird. Diese Benennung hat sie daher erhalten, weil sie zu Anfange des 18ten Jahrhunderts in Schwaben erfunden worden, woselbst das Arbeiten, Schaffen genannt wird. Nach Rosenthal soll man sie auch eben so gut Schaftnadel nennen können, weil eine Nadel in einem Schafte steckt; allein es ist besser, sie bei dem wahren Ursprunge des Namens zu nennen, weil solcher zugleich die Gegend, wo sie erfunden worden, anzeigt.

Schaffner, im Oberdeutschen auch Schaffer, weiblich die Schaffnerin, auch Schafferin, von dem vorigen Zeitworte, eine Person, welche schafft, wo es nur noch in der im Hochdeutschen veralteten Bedeutung des Veranstaltens, der Besorgung häuslicher Geschäfte gebraucht wird; und hier ist der Schaffner derjenige, welcher die häuslichen,

wirthschaftlichen Geschäfte im Namen eines Andern verwaltet. Der Haushaltung vorsteht, vorgesetzt ist. Auf den Oberdeutschen landesherrlichen Aemtern hat man daher Amtsschaffner, welche am Rheine Amtskeller heißen, und vermuthlich eben das sind, was in Ober-Sachsen Amtsverwalter sind, nämlich diejenigen, welche die Oekonomischen Angelegenheiten eines Amtes verwalten und die bei uns Inspektor genannt werden. Auch in den großen Häusern Oberdeutschlands, wird derjenige Schaffner genannt, welcher die häuslichen Angelegenheiten im Namen des Herrn besorgt, und vornämlich die Aufsicht über Küche und Keller hat; der Haushofmeister, Hofmeister. Im Matth. 20, 8. steht: da es Abend ward, sprach der Herr des Weinberges zu seinem Schaffner. In den Oberdeutschen Klöstern wird der Pater Oekonomus häufig Pater Schaffner genannt. In einigen Oberdeutschen Pfarrkirchen wird derjenige Geistliche, der in andern Pfarrkirchen Archidiakonus heißt, Schaffner genannt. Auf den Landgütern ist der Schaffner derjenige, welchen man bei uns einen Verwalter, und in Meißen einen Hofmeister, in Pommern auch einen Statthalter nennt. Er bekommt seinen bestimmten Gehalt und berechnet dagegen die Einkünfte des Gutes dem Eigenthümer; sorgt aber auch für die gehörige Verwaltung desselben. — In den Oberdeutschen Gast- und Weinhäusern ist der Schaffner ein Bedienter, welcher die Gäste bedient, und an andern Orten der Kellner oder Küper genannt wird. In Niederdeutschland ist es derjenige, welcher die Anordnung und Besorgung eines Schmauses hat, da denn auf den Bauerhochzeiten auch derjenige diesen Namen führt, welcher den Tisch besorgt und die Gäste bedient; er ist gemeiniglich der nächste Verwandte. Daher kommt

bei Hochzeiten und bei Kindtaufsschmausen daselbst der erste Tanz den Schaffnern zu, welcher dieserhalb Schaffertanz genannt wird.

In großen Deutschen Residenz- und Handelsstädten wird bei den Kaufleuten auch der Güterbestäter Schaffner genannt. Da Krünitz unter G, Güterbestäter, übergangen, so wird hier der Ort seyn, davon zu reden. Unter Schaffner, Güterbestäter versteht man bei der Handlung in Pflicht genommene Personen, welche die ankommenden Waaren auf dem Packhofe von den Fuhrleuten oder Schiffern in Empfang nehmen, die Collis nachsehen, ob sie nach dem Inhalte des überlieferten Frachtbriefes gut verwahrt worden sind, das heißt, nicht durch Nässe gelitten, gut unterm Verdeck gehalten, und von den Fuhrleuten oder Schiffern nicht geöffnet worden sind. Beim Gutbefinden werden die Waaren, nachdem vorher der Frachtbrief durch den Schaffner oder dessen Commis dem Eigenthümer der Waaren überliefert worden, den Kaufleuten oder sonstigen Eigenthümern mit den Packhofsfuhrleuten nach Hause geschickt, oder der Kaufmann läßt sie mit seinem Gespanne, wenn er Pferde und Wagen hat, abholen. Wenn der Kaufmann die Waare im Hause und dem Frachtbriefe gmäß verpackt gefunden hat, so erhält der Schaffner die im Frachtbriefe bedungene Fracht-, Fuhr- oder Schiffslohn, welcher sie dem Fuhrmanne oder Schiffer einhändiget; im entgegengesetzten Fall, wird sie einbehalten bis nach ausgemachter Sache. Bei Gütern, welche versandt werden, haben die Schaffner genau zu beobachten, von wem und an wen die Versendung und Verladung geschehen. Sie haben ferner zu bemerken, wie viel die Güter gewogen und worin sie bestanden haben. Sie müssen auch die Frachtbriefe von den Kaufleuten oder Versendern abfordern, und bei dem Aufla-

den der Güter zugegen seyn, damit nicht mehr und nicht weniger, als ihnen angegeben worden, mit unterlaufe. Sie sind ferner verbunden, die zuerst ankommenden Fuhrleute, oder die im Range liegenden Schiffer, mit der ersten Fracht abzufördern. In großen Handelsstädten, wo starke Zu- und Abfuhr zu Lande ist, sind mehrere Güterbestäter angestellt, wo dann die Verladungen nach den verschiedenen Ländern oder Gegenden getheilt sind, und ein jeder einen Theil zu besorgen oder zu verwalten hat. In einigen Handelsplätzen werden auch diejenigen Güterbestäter, welche die Verladung zu Wasser besorgen, Schaffner zu Wasser, Frachtenbestäter, diejenigen hingegen, welchen die Land-Verladungen obliegen, Schaffner zu Lande, Landfrachtbestäter genannt. Der Schaffner muß Buch und Rechnung über die angekommenen und abgehenden Waaren, die er zu besorgen hat, führen, und dieses nach dem jedesmaligen Frachtbriefe, worin die Waare, ihr Gewicht, Stückzahl ꝛc., die Anzahl der Ballen, worin sie verpackt worden, das Zeichen und die Nummer der Ballen, der Name des Fuhrmanns oder Schiffers, der sie geladen, die bedungene Fracht ꝛc., verzeichnet steht. Der Schaffner erhält für seine Besorgung eine gewisse Provision von den Kaufleuten.

Schaffnerey, im Oberdeutschen Schafferey; das Amt eines Schaffners, ingleichen dessen Wohnung, so auch der, einem Schaffner untergebene District, eine Gegend, ein Kammeramt, welches von einem Schaffner verwaltet wird.

Schaffutter, die verschiedenen Futterkräuter und Pflanzen, welche die Schafe fressen im Allgemeinen; s. oben, S. 17 u. f.; und die besonderen, womit sie auf künstlichen Wiesen, in Ställen ꝛc. gefüttert werden, s. oben, S. 135 und S. 162 u. f.

Schafgarbe, s. Achillea, Th. 1, S. 275 u. f.

Schafgarbenhähnchen, Chrysomela, Gottingensis, eine Art Blattkäfer, s. Käfer.

Schafgarte, eine Benennung der Akeley, s. diese, Th. 2.

Schafgras, Schafschwingel, Festuca ovina, s. unter Schwingel.

Schafhammel, eine Benennung des kastrirten Weibchens des Schafgeschlechtes, s. oben, S. 13.

Schafhandel, s. unter Viehhandel, in V.

Schafhauserthaler, eine Silbermünze von 1621—23. Ein Stück wiegt 572 Holl. As, Gehalt 13 Loth 15 Gr., enthält fein Silber 494 Holl. As, ist nach dem 20 Guldenfuß werth, 1 Rthlr. 8 Gr. 6 Pf.

Schafhäutchen, das Schafhäutlein, diejenige zarte Haut, welche im Mutterleibe die Frucht unmittelbar umgiebt; wahrscheinlich wegen einer Aehnlichkeit mit einer Schafhaut.

Schafhäutchenflüssigkeit, Amnische Feuchtigkeit, Schafwasser. Das Schafwasser wird in den Utrus abgesondert, so wie der Embryo desselben zu seiner Ernährung bedarf, und diese Absonderung wird besonders durch den Reiz des Embryo, als einen fremden Körper, da eine ähnliche Flüssigkeit aus dem Bauchfelle, in Fällen einer Schwangerschaft außer der Mutter erhalten wird. Die jungen Larven der Viehbremsen, die unter die Haut der Kühe gelegt werden, und die Jungen des Raupentödters, welche in den Rücken der Kohlraupen gelegt werden, scheinen ihre Nahrung hervorzubringen, indem sie die Seiten ihres Nestes reitzen. Eine ähnliche vegetabilische Absonderung und Concretion wird auf solche Art an den Blättern der Eiche durch das Gallinsekt, und bei den Schlagrosen durch ein anderes In-

sekt hervorgebracht; auf manchen Pflanzen auch von den jungen Cicaden, wodurch sich das Thier selbst mit einem Schaume umgiebt. Das Schafwasser wird, so wie es nothwendig ist, in die Mutter abgesondert; nicht nur in Rücksicht der Menge, sondern auch nach dem Verhältnisse, wie die Verdauungskräfte des Embryo mehr ausgebildet sind, nimmt auch diese Flüssigkeit eine andere Beschaffenheit und Consistenz an, bis sie nach der Geburt in Milch verändert wird. In den Eyern besteht das Weiße, welches mit dem Schafwasser der vierfüßigen Thiere Aehnlichkeit hat, deutlich aus zwei verschiedenen Bestandtheilen, der eine ist mehr klebrig, und wahrscheinlich schwerer zu verdauen, aber auch nahrhafter, als der andere, und dieser letztere wird in der letzten Woche der Brutzeit gebraucht. Der Dotter ist noch eine stärkere und nahrhaftere Flüssigkeit, welche gerade zur Zeit des Auskriechens in die Eingeweide des Hühnchens gezogen wird, und ihm ein oder zwei Tage zur Nahrung dient, bis es fähig wird zu verdauen, und gelernt hat, die härtern Samen oder Körner auszuwählen, welche ihm Nahrung geben sollen. In der Frucht der Säugethiere wird nichts diesem Dotter Analoges gefunden, da die Milch eine andere Art von nährender Flüssigkeit ist, welche die Natur für die Jungen schon in Bereitschaft hält. Es giebt außer der genauen Analogie zwischen dem Schafwasser und dem Eyweis noch viele andere Beweise, welche zeigen, daß ersteres eine ernährende Flüssigkeit ist, daß die Leibesfrucht solches in den letzten Monaten der Schwangerschaft in den Magen aufnimmt, und daß daher der Mutterkuchen zu irgend einem andern wichtigen Zwecke hervorgebracht ist. Daß das Schafwasser keine excrementartige Flüssigkeit ist, läßt sich zuerst daraus beweisen, weil es,

so lange die Leibesfrucht jung ist, in größerer Menge gefunden wird, und sich dann bis zur Geburt nach einer gewissen Periode vermindert. Nach Haller soll bei manchen Thieren bei der Geburt nur noch sehr wenig von dieser Flüssigkeit übrig bleiben. In den Hühnereyern ist sie am achtzehnten Tage des Brütens verzehrt, so daß bei dem Auskriechen des Hühnchens kaum noch eine Spur davon übrig ist. Bei Kaninchen ist vor der Geburt nichts mehr davon übrig. Zweitens ist die Haut der Leibesfrucht mit einer weißlichen Kruste oder Haut bedeckt, welches jede Idee von Entstehung des Schafwassers durch das Ausschwitzen der perspirablen Materie vernichten kann. Auch Urin kann es nicht seyn; denn bei Thieren geht der Urachus aus der Blase nach der Allantois, um diese Flüssigkeit dahin zu bringen. Bei der Leibesfrucht des Menschen scheint solche dagegen in der ausgedehnten Blase zu bleiben, so wie Unreinigkeiten der Gedärme bei allen Thieren in dieser Zeit in den Eingeweiden angehäuft bleiben. Die ernährende Eigenschaft der Flüssigkeit, welche die Frucht umgiebt, bestätiget sich aus Folgendem: 1) Ist sie durch Wärme gerinnbar, auch durch Salpetersäure und Alkohol, eben so wie Milch, Blutwasser und andere Flüssigkeiten, welche uns die tägliche Erfahrung als ernährend kennen gelernt hat. 2) Nach der Versicherung eines genauen Beobachters, des Herrn von Haller, hat sie einen etwas salzigen Geschmack, etwa wie die Molken, denen sie auch im Geruche ähnlich ist. 3) Das Eyweis, welches die Nahrung des Hühnchens im Ey ausmacht, zeigt sich in der täglichen Erfahrung, als erklärter Nahrungsstoff; noch mehr bestätigen dieses die Versuche über die nährende Wirkung desselben von Fordyce in seiner Abhandlung über die Verdauung, welcher hinzufügt, daß es in seinen wesentlichen Bestand-

theilen mit dem Blutwasser sehr übereinstimmt. Eine Flüssigkeit, welche der Flüssigkeit, womit die Leibesfrucht umgeben ist, sehr nahe kömmt, außer was etwa die anfangende Verdauung in ihr verändert hat, findet sich im Magen der Frucht. Auf eben die Art wird das Eyweis im Magen des Hühnchens im Ey gefunden. Man sieht auch, daß das Hühnchen im Ey sich sanft in der dasselbe umgebenden Flüssigkeit bewegt und wechselsweise den Schnabel öffnet und schließt. Dasselbe hat man auch an jungen Hunden bemerkt. Bei einer gefrornen Leibesfrucht hat man eine Eissäule beobachtet, welche durch den Schlund bis in den Magen lief, und dieses Eis war das gefrorne Schafwasser. Das Meconium oder Kindspech in den Gedärmen der neu gebornen Kinder beweiset, daß bereits etwas verdauet ist, und dies kann doch wohl nichts anders seyn, als das Schafwasser, vereiniget mit den Ueberbleibseln des Magensaftes und der Galle, welche zu seiner Verdauung nöthig waren. Man gewahrt also hieraus, daß die Amnische Flüssigkeit mit zur Ernährung der Frucht dient; s. auch unter Leibes-Frucht, Th. 72, S. 60. Von der Säure und dem Salze, welche diese Flüssigkeit enthält, s. in dem Nachtrage zu den Salzen, Th. 134, S. 753.

Schafherde, eine Herde Schafe, das heißt, eine gewisse vereinigte Anzahl Schafe, Hämmel und Lämmer, wozu auch die Zuchtböcke gehören. S. auch oben, unter Schaf und Schafzucht.

Schafheu, eine Benennung des getrockneten Schafgrases, so wie überhaupt aller derjenigen Gräser, welche die Schafe gern fressen.

Schafhirt, s. Schäfer.

Schafhirtenspinne, s. unter Spinne.

Schafhof, Vorhof, der Hof bei den Schafställen,

den die Schäferey zum Theil umschließt; s. oben, S. 209 u. f.

Schafhorde, s. den folgenden Artikel.

Schafhürde, Schafhorde, von Ruthen oder Weiden geflochtene Wände, die den Schafen des Nachts statt eines Stalles zur Sicherheit auf dem Felde dienen; s. oben, S. 193 u. f.

Schafhusten, im gemeinen Leben, ein trockner, aber doch nur schwacher Husten, dergleichen die Schafe gemeiniglich zu haben pflegen; zum Unterschiede von dem stärkeren Keichhusten.

Schafhütte, Schäferhütte, Pferchhütte, der Pferchkarrn, eine kleine von Brettern zusammengesetzte Hütte auf einem Karren, in welcher der Schäfer über Nacht bei den Schafhürden bleibt.

Schafhütung, in gewöhnlicher Bedeutung die Hütung des Schafviehes auf den Weideplätzen; außer gewöhnlich versteht man aber auch darunter den Platz, den die Schafe beweiden.

Schafjunge, Lämmerjunge, s. oben, S. 258.

Schafkamel, Schafdromedar. Mit dieser Benennung haben neuere Naturforscher die Lamas in Amerika belegt, welche man auch zu den Schafen zählt; nämlich das Ziegen-Kamel oder Peruanische-Schaf, und das Vigogne-Kamel oder Vigogne-Schaf, s. Th. 138, S. 607.

Schafkäse, s. oben, S. 353, und unter Käse, Th. 35.

Schafknecht, s. Schäferknecht.

Schafknüppel, im gemeinen Leben, ein Schimpfname.

Schafkoller, s. unter Koller, Th. 43, S. 459.

Schafkörbel, eine Benennung des wilden Körbels.

Schafkrankheit, die Krankheiten der Schafe, s. oben, S. 390 u. f. Hier wird nun noch die Krankheit von Sologne oder die rothe Krankheit der Schafe in Frankreich, zu erwähnen nöthig seyn, welche mit dem Rücken-

blute und dem Blutharnen unserer Schafe bso viel Aehnlichkeit hat, oder wohl mit einer von denselben eine und eben dieselbe Krankheit ist. Ich folge hier Tessier's Beschreibung derselben, der sie an Ort und Stelle untersuchte, wohin er von der Regierung im Jahre 1771, und auch späterhin im Jahre 1780, auf Veranlassung derselben von der Gesellschaft der Aerzte geschickt worden. Als Tessier in Sologne mit einem jungen Wundarzte, der ihm von der Regierung beigesellt worden, ankam, grassirte oder herrschte daselbst diese Krankheit in ihrer ganzen Heftigkeit. Tessier bekam zur Untersuchung sechzig Schafe von einem Gute, auf welchem schon sehr viele an dieser Krankheit gefallen waren. Die gefallenen Thiere wurden in den verschiedenen Perioden der Krankheit geöffnet, um die Wirkungen der Krankheit in den verschiedenen Graden zu erkennen. Es wurden auch mehrere Schafe geöffnet, die an anderen Krankheiten gestorben waren, so auch wieder solche, die ganz gesund und wohl waren, um genau diese Krankheit und deren Folgen beobachten zu können. Selbst die zur Untersuchung aufgestellte Herde, wurde von Tessier den ganzen Tag über und auch öfters des Nachts beobachtet. Auch beobachte derselbe zu gleicher Zeit eine gesunde Herde. Nachdem nun Tessier drei Wochen lang diese Krankheit an einem und demselben Orte beobachtet hatte, besuchte er nach und nach die verschiedenen Theile von Sologne und von Berry diesseits der Cher, um zu erfahren, ob diese Krankheit in allen Gegenden dieses Bezirks völlig die nämliche sei. Außer dem Oeffnen der Thiere, untersuchte Tessier auch den Erdstrich, die Triften und alle Umstände, welche einen Einfluß auf die Ursache dieser Seuche haben konnten. Er blieb über einen Monat in Sologne, und beschäftigte sich nur allein mit dieser Untersuchung. Hier nun die Resultate:

Die Epizootie, die alle Jahre die Schafe in Sologne befällt, führt verschiedene Namen; man nennt sie die rothe Krankheit (Maladie rouge), weil öfters einige Schafe, vorzüglich durch die Harnwege, Blut verlieren; ferner die Krankheit des Sommers (Maladie d'été), weil sie ihre Verwüstungen nicht im Winter sondern im Sommer, anrichtet; und dann die Krankheit von Sologne, weil sie sich hier am gewöhnlichsten verbreitet. Keine dieser Benennungen soll sich jedoch für diese Krankheit am besten schicken, weil es auch mehrere andere Krankheiten giebt, welche gleichfalls vom Blute herkommen.

Symptome und Zeichen dieser Krankheit. Anfangs fällt es schwer zu erkennen, ob die Schafe von dieser Krankheit befallen worden, weil sie noch der übrigen Herde beigemischt sind, so daß man sie unter den übrigen nicht herausfinden kann. Man überzeugt sich aber von der Gegenwart dieser Krankheit, wenn in der Jahreszeit, in welcher die Epizootie herrscht, die kranken Schafe der Herde nur langsam nachschleichen, sich von derselben verlieren, und ganz matt und verdrossen die Grasspitzen abzupfen, statt sie bis auf die Wurzeln abzufressen; wenn sie mit einem eingefallenen Bauche, traurig, mit herabhängendem Ohren und Schwanze, auf die Trift kommen. Untersucht man sie hierauf noch genauer, so findet man, daß ihr Auge nicht mehr den gehörigen Glanz hat, thränt und fast geschlossen ist; der Augapfel und die Gefäße, welche sich daselbst verbreiten, die Lippen, das Zahnfleisch und die Zunge sind weiß und fahl. Die Nasenlöcher sind mit einer dicken Feuchtigkeit, welche sie verstopft, angefüllt. Auch der Harn fließt sehr sparsam und langsam ab. Der Kopf und die Hinterfüße sind geschwollen, und die Schwäche der kranken Thiere ist so groß, daß sie

sogleich niederfallen, sobald man ihnen in die Seite greift. Sie haben gar keine Kräfte, und widerstehen gar nicht, sobald man sie bei den Hinterfüßen faßt. Die Wolle, deren Faden besonders an dem Kopfe zusammengerollt und kraus sind, ist so äußerst weich, daß die Personen, welche die Schafe scheeren, vermuthen, daß diejenigen, bei welchen sie dieses Kennzeichen bemerken, bald krank werden möchten. Die von der rothen Krankheit befallenen Schafe suchen ferner den Schatten, um sich, aller Wahrscheinlichkeit nach, vor den Fliegen, welche sich in großer Anzahl und Menge auf sie werfen, und welche wegzutreiben sie zu schwach sind, in Sicherheit zu setzen. Zuweilen verlieren sie sich mitten auf den Heiden, wo sie alsdann sterben und ein Raub der Hunde werden. Gewöhnlich bleiben sie auch in der Nähe der Meyerhöfe, und man kann sie auf keine Weise dazu bringen, daß sie den andern folgen. Wenn die Krankheit mit Heftigkeit ausbricht, so hängen die Schafe den Kopf ganz tief, so daß die Schnautze bis auf die Erde stößt; der Rückgrad krümmt sich, sie stellen ihre vier Füße zusammen und bleiben unbeweglich; bald stehen, bald legen sie sich nieder, schlagen mit den Flanken, und holen mit Beschwerde Athem. In dieser Periode kann man sie leicht ersticken. Nach ihrem Pulse kann man sich ganz und gar nicht richten; denn die Aengstlichkeit derselben macht, daß wenn man sie angreift, der Pulsschlag geschwind und unregelmäßig geht, man darf nur, um ihn zu fühlen, an das Herz oder an eine Schlagader greifen. Beim höchsten Grade der Krankheit, geht aus dem Maule ein schäumender Geifer, und die Gliedmaßen werden kalt. Die Schafe geben mit ihrem Unrathe, der bald flüssig, bald aber trocken ist, oder auch durch die Nase oder mit dem Urine, Blut, welches nicht sehr dunkel ist, in geringer Menge. Manche

haben viel Schauer, andere sind so erhitzt, daß sie ein jedes Getränk, welches man ihnen vorsetzt, gierig und häufig verschlingen; wiederum andere ächzen und stönen, und dies so heftig, daß man davon selbst ergriffen wird. Kurz vor dem Tode bekommen sie einen außerordentlich starken Harnfluß. Nicht ein einziges von den Thieren, welche geifern oder Blut verlieren, oder sehr viel saufen, kommt durch.

Die meisten der eben erwähnten Symptome der rothen Krankheit, finden sich auch bei vielen andern Krankheiten der Schafe ein, ja sogar bei Pferden; z. B. die Traurigkeit der Thiere, der Verlust der Freßlust, die in die Höhe stehenden und weichen Haare oder Wolle ꝛc. Die anderen Symptome scheinen der rothen Krankheit besonders eigen zu seyn, z. B. die gänzliche Entkräftung, die fahle Farbe der Augen und des Zahnfleisches, das Blutharnen, der beträchtliche Durst, das schwere Athemholen ꝛc.

Die rothe Krankheit dauerte bei den damit befallenen Thieren gewöhnlich sechs, acht oder zehn Tage, bisweilen einige mehr, selten aber weniger, das heißt, von der Zeit an, wo sie zu fressen und widerzukäuen aufhören, bis zum Tode. Kommen sie durch, so erholen sie sich sehr langsam. Die Krankheit fängt zu Ende des Monats May an und endiget sich zu Ende July. In einigen Gegenden kündiget sie sich später an und verlängert sich bis zum Anfange des Augusts. Nach den Beobachtungen sollen diejenigen Meyerhöfe, in deren Nähe die Wasser, welche den Winter über Sologne bedecken, frühzeitiger abfließen, ihre Wirkungen eher verspüren; beim Zunehmen der Hitze soll sie aber abnehmen. In dem Jahre, wo die Beobachtungen über diese Krankheit gemacht wurden, war die Witterung zu Ende des Junius und bis zur Hälfte des Julius frisch; in der Mitte des letztgenannten Mo-

nats stand der Thermometer nur noch 10 Grad über dem Gefrierpunkte. Die Sterblichkeit war zu dieser Zeit beträchtlich; vom 26ten July bis zum dritten August, an welchen Tagen es 25 bis 28 Grad stand, schien diese Krankheit aufzuhören. Nach der Versicherung der Pächter und der Schafknechte leiden die kranken Thiere weit mehr des Abends und des Morgens, als am Tage, weil sie dann die warme Luft belebt. Gemeiniglich sterben sie auch des Nachts. — Es war nun bei dieser Krankheit zu untersuchen, ob sie eine jede Art Schaf ohne Unterschied befalle, und Tessier glaubt bei diesen Untersuchungen entdeckt zu haben, daß sie besonders die Lämmer und die zweijährigen Schafe, es mögen Schafböcke, Hämmel oder Tragschafe seyn, befalle. Werden ältere Schafe davon befallen, so sind es diejenigen, welche der Fäule erzeugenden Herbstwitterung entgangen sind; ihre Anzahl ist nur geringe. Man glaubt übrigens von allen Schafen, welche während der drei Monate June, July und August sterben, daß sie ein Opfer der herrschenden Epizootie geworden sind, obgleich einige an anderen Krankheiten fallen können. Unter 196 Schafen, welche in Sologne in sechs Meyerhöfen an der rothen Krankheit umkamen, befanden sich 163 Lämmer; sechs andere Meyerhöfe verloren 143 Schafe, unter welchen sich 57 Lämmer und 60 zweijährige Schafe befanden. Von den Schafen, welche in dem Walde bei Orleans und in seiner Nähe von einer der rothen Krankheit ähnlichen Krankheit befallen wurden, starben die meisten noch ganz jung. Der Glaube, daß die rothe Krankheit ansteckend sei, hat sich durch die Erfahrung nicht bestätiget. Die Herden von zwei benachbarten Meyerhöfen weideten auf den nämlichen Triften, in der einen starb eine große Menge Schafe, von der andern kamen nur einige wenige um. Ungefähr dreißig Stück, welche der Schäferin

gehörten, waren zu der andern Herde geführt worden, und nicht eins von diesen hatte diese Krankheit bekommen. Ein Fleischer von Montargis kaufte zu Sologne sechzig Hämmel, verlor sie aber alle an der rothen Krankheit, obgleich die anderen, zu denen er diese gesperrt hatte, davon nicht befallen wurden. Tessier sperrte selbst, um sich zu überzeugen, ob die Krankheit ansteckend sei, zu den kranken und sterbenden Schafen andere, die noch völlig gesund waren, und diese letzteren blieben es auch, obgleich sie sich mit den kranken berührten. Der oben genannte Schriftsteller hat vier und zwanzig Schafe, theils von den gefallenen auf verschiedenen Meyerhöfen, die er besuchte, theils auch von der Anzahl, die er sich zum Versuche vorbehielt, geöffnet, und daraus folgende Resultate gezogen: Der Unterleib blieb nach dem Tode eingefallen und platt, da er hingegen nach der Blutkrankheit gespannt war. Sie verbreitet nach dem Tode nicht schnell einen üblen Geruch, sondern erst nach vielen Tagen; denn Tessier hat dergleichen Schafe im Monat July drei Tage lang liegen lassen, und keinen Geruch verspürt. Das Fleisch war bei allen weiß und etwas aufgetrieben; die Blutgefäße, die Hämorroidalgefäße ausgenommen, waren leer; die Achseldrüsen, die Leistendrüsen, die Drüsen der Kinnladen, des Gekröses und der übrigen Theile waren sehr aufgetrieben und hart, bisweilen scirrhös, mehr oder weniger bräunlich, und enthielten meistentheils eine wässerige oder citerartige Feuchtigkeit. Inwendig fand man nichts Wiedernatürliches. Bei den Thieren, welche aus der Nase geblutet hatten, fand man die Schleimhaut mit Blut benetzt. Bei andern entdeckte man die Larven der Schafbreme, welche aber keinen Antheil an dieser Krankheit haben. In der Brust der an dieser Krankheit gestorbenen Thiere, so wie in dem Herzbeutel fand man öfters ein röth-

liches, häufiges Wasser, und zuweilen, obschon selten, etwas Blut. Das Brustfell enthielt viele mit Wasser angefüllte Bläschen, welche man Wasserblasen nennt. Auch fand man dergleichen in der Substanz der Lunge selbst, welche zum Theil braun, mit Blut angefüllt und vereitert waren. Die Feuchtigkeit der Luftröhrenäste war dick und ließ sich in Faden ziehen, und das Herz war außerordentlich weich. In dem Unterleibe fand man fast jederzeit röthliches Wasser ausgetreten, und alle Eingeweide waren blaß. Die Leber, welche größer, als gewöhnlich war, enthielt mehr oder weniger Egel, wie man sie in dem Lebergange und in der Gallenblase derjenigen Schafe findet, welche an der Fäule fallen. Selbst in den jungen Thieren war sie gelb, faulicht und dünstete einen ansteckenden Geruch aus. Auch waren in dem Unterleibe viele Wasserblasen, besonders befand sich eine große Anzahl derselben in dem Netze. Die Gallenblase ragte hervor und war von einer angehäuften dunkelgrünen Galle ausgedehnt. Die beiden ersten Mägen enthielten viele Nahrungsmaterien; der dritte, sogenannte Blättermagen war leer und gemeiniglich trocken, der vierte war naß und enthielt eine gallichte Feuchtigkeit in großer Menge. In diesem Magen fand Tessier öfters Haarkugeln. Die zusammengeschrumpfte Blase enthielt keinen Urin, und wenn sie bei einigen welchen enthielt, so war er blutig, und selbst dann schienen die Nieren gesund zu seyn. Die Därme waren leer und zeigten keine Spuren von Entzündung. Diese hier angeführten Erscheinungen und Wirkungen dieser Krankheit waren nicht von dem nämlichen Grade bei den Thieren, welche man zu Anfange oder in der Mitte der Krankheit öffnete. Von drei andern, die Tessier öffnen ließ, um einen Vergleich anzustellen, war das eine ein Segler, das andere drohete die Faulkrankheit zu

bekommen, nur das dritte schien sehr gesund zu seyn. Bei dem ersten fand man bloß eine Menge Wasserblasen, welche zwischen dem großen und kleinen Gehirn lagen; bei dem zweiten fand man größtentheils diejenige Erscheinungen, welche Folge der rothen Krankheit sind; die Leber war nämlich sehr groß, hatte ein Ansatz der Fäule, war mit Egeln angefüllt; auch fanden sich in dem Netze sehr viele Wasserblasen vor. Dieses gab Veranlassung zu dem Glauben, daß zwischen der Fäule und der rothen Krankheit einige Aehnlichkeit wäre. Bei dem dritten Schafe fand man bloß zwei Egel in der Leber. Hieraus schloß man nun, daß alle Schafe zu Sologne, so lange sie in dieser Gegend bleiben, mehr oder weniger Neigung zu einer Faulkrankheit haben. Von den Schlächtern sind mehrere von der rothen Krankheit befallene Schafe geschlachtet und das Fleisch davon verkauft worden, ohne daß man wahrgenommen, daß irgend Jemand, der davon gegessen, Beschwerlichkeiten empfunden hätte.

Unter den Schafkrankheiten, mit welchen die rothe Krankheit die meiste Aehnlichkeit hat, könnte man die Blutkrankheit, s. unten, und die Faulkrankheit rechnen. Der Durst, welchen die Schafe bei der rothen Krankheit haben, das Blut, welches bei einigen von ihnen aus verschiedenen Organen tritt; die Jahreszeit, welche eher warm, als kalt ist, in der sie anfängt und fortdauert, machen, daß man sie für eine von der Blutkrankheit abhangende Krankheit hält. Vergleicht man aber beide Krankheiten mit einander, so findet man einen bedeutenden Unterschied zwischen beiden. Bei der Blutkrankheit stürzen erstens die damit befallenen Schafe, ohne irgend ein vorhergehendes Kennzeichen, auf einmal auf die Füße und fallen hin, indem aus mehreren Stellen Blut hervorläuft. Nachdem sie gefal-

len, bläht sich der Leib auf und geht in Fäulniß über. Beim Oeffnen findet man ihre Gefäße mit Blut angefüllt; auch nimmt man überall Kennzeichen einer Vollblütigkeit wahr, auf welche bald der Brand folgt. Die rothe Krankheit rückt dagegen ganz langsam vorwärts, kündiget sich durch einen Mangel an Appetit an, läuft nach und nach ihre Perioden durch, und von den davon gefallnen Schafen verlieren einige in der That Blut, welches aber sehr blaß ist. Das Fleisch und die Eingeweide haben eine unnatürliche Farbe, und die Gefäße sind leer, nur erst mehrere Tage nach dem Tode gehen ihre Leichen in Fäulniß über; Zweitens sterben die lebhaftesten und munterſten Thiere, besonders diejenigen, welche immer vor der Herde vorauslaufen, am allererſten an der Blutkrankheit, da hingegen die schwächlichſten, und diejenigen, welche der Herde gewöhnlich folgen, ein Opfer der rothen Krankheit werden. — Drittens scheint die Blutkrankheit auch andern Thieren, z. B. den Pferden und dem Rindviehe gemein zu seyn; dahingegen hält man die rothe Krankheit nur für ein Uebel, womit allein die Schafe befallen werden. — Viertens rafft die Blutkrankheit vorzüglich diejenigen Thiere hinweg, welche mit vieler trockner Nahrung überhäuft werden, wie man solches zu Beauce Orleanoise, in einigen Gegenden von Berry, zu Auxois und in den gebirgigten Gegenden gewahrt, wo trockne und aromatische Kräuter wachsen. Diejenigen Thiere, welche den Sommer über in enge Ställe eingesperrt werden, sind dieser Krankheit auch sehr unterworfen. Die Schafe in Sologne bekommen bloß Futter von wässrigen Kräutern und sind die meiste Zeit auf dem Felde, auch werden ihre Ställe gehörig von der Luft durchzogen; dann fängt auch die rothe Krankheit im Monat Mai an, wenn es noch kalt ist, und endiget sich erst zu Ende des

July, wenn die größte Hitze anfängt. — Fünftens können die Mittel, welche man, um die Blutkrankheit zu heilen, oder ihr vielmehr zuvor zu kommen, als Aderlassung, erfrischende Getränke, und Fluß- und Teichbäder, bei der rothen Krankheit nicht angewendet werden. Alle diese Beobachtungen beweisen, daß die rothe Krankheit mit der Blutkrankheit nicht verwandt ist. Mit der Faulkrankheit scheint die rothe Krankheit mehr Aehnlichkeit zu haben. Die blasse Farbe der Augen, der Nasenlöcher, des inneren Rachens, die außerordentliche Schwäche des Thieres, die mindere Festigkeit der Wolle, die Wasserblasen, mit welchen die Lungen angefüllt sind, das Brustfell, das Netz, die Leber, die Egel in derselben, sind insgemein blaß und verdorben; das ausgetretene Wasser in der Brust und in der Unterleibshöhle, die unnatürliche Farbe von demjenigen, was in diesen Höhlen enthalten ist, so wie auch das mißfarbige Fleisch sind Symptome, welche sowohl der rothen Krankheit, als der Faulkrankheit gemein sind, und Wirkungen, welche sowohl von einer, als von der andern hervorgebracht werden. Die erstere theilt sich aber nicht von der Mutter dem Lamme mit, sie hat das Besondere, daß unter den Thieren, welche sie befällt, einige, ehe sie sterben, Blut verlieren, und bei der zweiten beobachtet man einen Wasserkropf an der untern Kinnlade. Diesen bekommt das Lamm von seiner Mutter mitgetheilt; Tessier hat den Anfang zu dieser Faulkrankheit an einem Lamme von drei Wochen, dessen Mutterschaf diese Krankheit hatte, wahrgenommen. Der genannte Schriftsteller ist der Meinung, daß diese beiden Krankheiten, nach den nur wenig verschiedenen Symptomen für einerlei zu halten wären; denn die meisten von der rothen Krankheit befallenen Schafe hatten einen geschwollenen Kopf, und es waren ihnen auch die vorderen Füße

angelaufen, welche Geschwulst vielleicht an die Stelle des Wasserkropfes in einer nicht sehr feuchten Jahreszeit tritt. Folgende Beobachtungen gaben ihm zu dieser Vermuthung Veranlassung. Im Jahre 1780 richtete die rothe Krankheit die größten Verwüstungen auf den Meyerhöfen an, auf welchen die Faulkrankheit den Winter zuvor viele Schafe umgebracht hatte, dahingegen verursachte sie weniger Schaden da, wo die Faulkrankheit sich kaum gezeigt hatte. Zu Montrieux starben von 520 Schafen, welche in vier Herden getheilt waren, 61 an der Faulkrankheit, und 57 an der rothen Krankheit. Zu Duison fielen von 166 Schafen in zwei Herden 23 an der Faulkrankheit und 12 Stück an der rothen Krankheit. Zu Villeneuve kamen von 58 Schafen 15 Stück an der Faulkrankheit, und 21 Stück an der rothen Krankheit um; zu Varenne, zu Foissi in Berry und diesseits des Cher verlor ein Pachter von einer Herde, die aus 155 Schafen bestand, 98 Stück, theils an der Faulkrankheit, theils an der rothen Krankheit. Zu Mont de Cloche und in Sologne, wo man nur zwei Schafe an der Faulkrankheit verlor, kamen desto mehr an der rothen Krankheit um. Ein Pachter von Cave, nahe bei Montargis versicherte, daß er vom Monat September bis December 1780 funfzehn Hammel an der rothen Krankheit verloren habe, obgleich es die Jahreszeit sei, in der sonst die Faulkrankheit herrsche. Es waren Hämmel, die ihm von einem Viehmarkte zugeführt worden waren. Hieraus schließt nun Tessier, daß die Symptome beider Krankheiten viel Uebereinkommendes mit einander haben.

Die Ursachen der rothen Krankheit müssen wohl in der Art die Schafe zu Sologne zu verpflegen und in der Beschaffenheit der Triften gesucht werden. Tessier hat hierüber folgende Untersuchun-

gen angestellt. Im Monat November theilt man in jedem Meyerhofe, die Schafe in zwei Klassen ab. Die erste Klasse machen die ausgewachsenen Schafe aus, wozu auch noch die jungen Mutterschafe des verwichenen Jahres, von denen einige den folgenden März schon lammen, gerechnet werden. Die zweite Klasse besteht aus Lämmern des verwichenen Monat März. Jede Herde wird einzeln auf das Feld geführt, ohne die Witterung zu berücksichtigen, den Regen ausgenommen. In den Ställen giebt man den Schafen nichts, ja es fehlen darin sogar die Raufen; sie sind also auf das Futter, welches sie auf dem Felde finden, beschränkt. Ist nun der Erdboden nicht bis zur Hälfte des Januars mit Schnee bedeckt, oder bis die Fröste vorüber sind, so finden die Schafe Nahrung genug; im Februar fehlt es ihnen aber daran. Liegt nun viel Schnee, so treibt man sie auf mit Ginster bewachsene Flecke, oder an den Zäunen entlang, wo sie dann gemeiniglich Hunger leiden. Zu Ende des Februars, und während des Märzes lammen die Schafe; man treibt die Schafmütter dann auf die abgemäheten Rockenfelder; auch giebt man ihnen getrocknete Kräuter. Die Lämmer sind nach der Geburt gewöhnlich sehr schwach und können sich ihren Müttern durch Blöcken kaum bemerkbar machen. Ist die Witterung der Jahreszeit günstiger, so kommt schon im April frisches Gras hervor und die Herden finden vollauf Nahrung. Man steckt den säugenden Lämmern mit Blättern besetzte Zweige vor, die im Monat September geschnitten worden, um sie an das Nagen und Weiden zu gewöhnen. Manche Landwirthe geben denselben Klee. Vom Anfange des Märzes an werden sie ohne Unterschied auf alle Triften getrieben, weil die Landleute in Sologne glauben, daß ein Lamm, welches saugen kann, die Faulkrankheit niemals bekommt. Auch hat man

beobachtet, daß da, wo diese Krankheit große Verwüstungen anrichtete, die Lämmer mehr, als die Schafe davon befallen wurden. — Die Schafe, Hämmel und Lämmer weiden auf den Stoppelfeldern nach der im Juli fallenden Rockenerndte; man führt sie aber nicht vor dem Ende des Monats September auf diese Weide. Sologne, welches zwischen der Loire und dem Cher liegt, ist fast immer mit Wasser bedeckt. Das Erdreich besteht aus Sand und Thon, und ist 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß tief; daher findet man auch in allen übrigen Theilen Frankreichs nicht so viele Teiche als hier; auch ist die ganze Gegend mit Wasserpflanzen besetzt. — Die Schafställe in Sologne sind feucht, schlecht verschlossen, und ohne Streu; öfters müssen auch die Schafe im Regenwetter im Freien zubringen, und sind jungen Mädchen anvertraut, welche nicht gehörig darauf Acht geben. Hieraus folgt nun, erstens, daß die Trageschafe während des Winters Hunger leiden, und besonders in den letzten Monaten ihres Trächtigseyns, gerade zu einer Zeit, in welcher sie einer substanziellen und reichlicheren Nahrung bedürfen. Zweitens, daß die von ihnen gefallenen Lämmer, schwach und matt sind, und verstopfte Eingeweide haben. Drittens, daß sie sich auf den Triften, wohin man sie treibt, mit feuchten Kräutern ernähren müssen, und dies mit um so größerer Gierigkeit thun, je weniger Milch ihre Mütter haben. Viertens, können sie bei ihrer weichlichen und schwächlichen Leibesbeschaffenheit, den darauf folgenden Winter die Wirkungen des Hungers nicht ertragen, und verfallen daher im Frühjahre in eine Erschlaffungskrankheit. Je regnigter der April ist, desto beträchtlicher ist die rothe Krankheit in Sologne, eine Beobachtung, welche die erfahrendsten Bewohner dieses Landes gemacht haben. Die Verwüstungen, die sie anrichtet, sind um so

größer, je feuchter die Triften sind. Daher wüthet diese Krankheit zu Montrieux, Temblevif und in den umligenden Gegenden, woselbst sich eine große Anzahl Teiche finden, um so mehr. Auf einem Meyerhofe zu Duison verlor man 30 Lämmer, welche in einem feuchten Walde getrieben worden, an der rothen Krankheit. In der Pfarrei St. Genou geschah das nämliche, weil man die Lämmer auf einer fetten, feuchten und schattigen Trift hatte weiden lassen. Ein Landwirth zu Ouzoir-sür-Trezet, in der Gegend von Montargis verlor von 180 Schafen, woraus seine Herde bestand, 140 Stück an der rothen Krankheit. Die meisten Triften dieser Pfarrey sind aber feucht und sumpficht, und man giebt in derselben den Schafen den Winter über nichts zur Fütterung. Je früher man die Böcke zu den Schafen ließ, oder vielmehr, je zeitiger man Lämmer zog, desto mehr raffte die rothe Krankheit hinweg; denn die Jahreszeit war alsdann noch nicht weit genug vorgerückt, die Schafe fanden noch kein Gras auf den Feldern, und konnten den Lämmern nicht hinlängliche Milch zu ihrer Erhaltung darbieten. Diejenigen Landwirthe hingegen, welche ihre volljährigen Schafe in der schlechten Jahreszeit mit Futter hinlänglich versorgt hatten, erfuhren weniger üble Folgen von der rothen Krankheit. Da nun, wie es scheint, diese Krankheit von der Sorge, welche man für die Schafe, besonders für die ausgewachsenen, trägt, und von dem feuchten Erdboden abhängt, so gewahrt man leicht, warum sie ganz besonders die Lämmer und die Jährlinge befällt; warum sie nicht jedes Jahr gleich stark herrscht, und auch nicht auf allen Pachthöfen; warum der Verlust, den sie verursacht, so sehr verschieden ist, daß man ihn nicht sehr von der gewöhnlichen Sterblichkeit unterschieden findet. Oft fällt eine große Sterblichkeit vor, welche

die Hälfte, ja mehr als die Hälfte der Herden verhert. Tessier fand, daß die Ursachen dieser Verwüstung bloß auf den Pachthöfen zu suchen wären, wo man erkaufte Herden aufgenommen, oder solche, welche aus feuchten Gegenden dahin gekommen. Der genannte Schriftsteller erzählt hier einige merkwürdige Fälle. Als derselbe nämlich in Sologne angekommen war, benachrichtigete man denselben, daß viele Schafe in einem Pachthofe umgekommen wären. Er begab sich sogleich dahin. Die Schäferey, der Hof, ja die Gegend um den Pachthof herum, waren mit sterbenden Schafen bedeckt. Die Thiere, welche von der Krankheit noch nicht befallen waren, irrten Scharenweis und nach ihrer Willkühr umher, ohne daß man sich bemühete, sie zu vereinigen oder für sie zu sorgen; ja diejenigen, welche schon erkrankt waren, überließ man ihrem Schicksale. Der Besitzer der Herde, aus welcher sich Tessier 60 Stück zum Versuch auswählte, verlor von 600 bis 650 Stück 300 Stück, nämlich 80 Stück, welche vom Monat Januar bis April an der Faulkrankheit gestorben waren, und 220, welche vor seinen Augen an der rothen Krankheit starben. Alle diese Schafe waren von Viehändlern gekauft worden, welche sie von verdächtigen Plätzen herbeiführten; einige davon hatten, als sie im Pachthofe ankamen, den Wasserkropf, ein Symptom der Faulkrankheit. Die benachbarten Pächter, deren Schafe auf die nahen Triften gingen, verloren verhältnißmäßig nicht zwanzig von einer ähnlichen Anzahl. Die Schäfer selbst erhielten ihre Schafe, weil sie solche gehörig gewartet hatten. Ein Pachter zu Ferte-Imbault kaufte hundert Stück Schafe von einem Viehhändler, wovon ihm funfzig an der rothen Krankheit starben. Ein Pächter zu Billarderie hatte zu Tremblevif, einem sumpfigten Orte, wo die Faulkrankheit sehr oft grassirte, zwei-

mal Schafe gekauft, und er hatte zweimal das Unglück, sie fast alle an der rothen Krankheit zu verlieren. Herr d'Auteroche brachte auf den Pachthofe zu Grand-Marchails ungefähr 500 Schafe, welche er auf Meyerhöfen erkaufte, in deren Gegend der Erdstrich feucht ist. Die Faulkrankheit raffte im Winter und darauf die rothe Krankheit alle hinweg. Ein Pachter zu Ecluse erfuhr auf seinem Gute denselben Verlust.

Von der Heilung der rothen Krankheit. Um diese Krankheit zu heilen, hat man verschiedene Mittel erdacht und vorgeschlagen, welche aber entweder gar keinen Nutzen hatten, oder doch nur sehr wenig halfen. Als Tessier nach Sologne kam, glaubte er anfangs, daß die rothe Krankheit entzündungsartig wäre. Er ließ folglich dreißig kranken Thieren erfrischende Arzeneyen geben, von welchen ein Theil auf eine bestimmte Diät eingeschränkt wurde, die andern gingen aber alle auf einen Fleck weiden, wo das Gras kurz und trocken war. Sie starben, wenige ausgenommen, alle; die meisten davon waren schon sehr krank, ehe man ihnen die Mittel hatte geben lassen. Einige Pächter wollten die von der rothen Krankheit befallenen Schafe zur Ader lassen, allein sie starben unmittelbar unter der Operation selbst. Dieserhalb nahm auch Tessier nicht seine Zuflucht zum Aderlassen. Er ließ zwei junge Hämmel und vier kranke Lämmer an einem Orte einsperren, wo man zu verschiedenen Malen Wachholderbeerenäste verbrannt hatte. Vor ihnen wurde ein Leinwandsäckchen, welches mit Seesalz angefüllt war, hingehängt, und man ließ die Schafe davon lecken; zur Nahrung gab man ihnen Rocken in Garben. Zwei Lämmer starben, allein die beiden andern und die beiden Hämmel wurden wieder hergestellt. Die beiden letzteren, die an

ihrer Farbe kenntlich waren, sind nicht wieder von dieser Krankheit befallen worden. Tessier legte ferner ein Haarseil in die Gegend der Kehle eines Schafes und eines Lammes, dieses starb, jenes aber wurde in drei Tagen geheilt. Er ließ auch mehrere Male Mithridat in rothem Weine zwei kranke Hämmel nehmen, einer starb, der andere aber wurde geheilt. Ein Hammel hatte die rothe Krankheit und versteckte sich in eine Scheuer, die von frisch eingerndtetem Rocken voll war. Er wurde darin eingesperrt und beobachtet. Am ersten Tage fraß er nicht, den Tag darauf fing er an, einige Kornähren, ohne zu trinken, zu verzehren, und es wurde damit am folgenden Tage fortgefahren. Nachdem er sechs Tage lang in der Scheuer zugebracht hatte, gesellte er sich gesund und wohl wieder zur Herde, welche er verlassen hatte. Man sperrte ferner mehr als vierzig Schafe, größtentheils von einem Landgute, auf welchem die Sterblichkeit ganz besonders beträchtlich war, in einen Fleck ein, wo sie trockne Kräuter und Gräser verzehren konnten, hier tranken sie aber gar nicht. Ein Theil blieb des Nachts unter freiem Himmel auf einer trocknen Stelle, wo es abhängig war, und der andere Theil blieb in der Schäferey. Alle diese Schafe wurden ihren Besitzern in einem guten Gesundheits-Zustande wieder überliefert. Einige Pächter haben auch eine Abkochung von Feldkümmel und andern aromatischen Kräutern mit gutem Erfolge angewendet. Auch wollen Einige sie durch eine Abkochung von Hollunder geheilt haben, wobei Räucherungen von Attich vorgenommen wurden. Tessier ist jedoch, ungeachtet der glücklichen Kuren, die er vorgenommen, überzeugt, daß diese Krankheit, sobald sie zu einem gewissen Grade gestiegen ist, nicht leicht zu heilen sei, und die Thiere, welche durch ihn wieder hergestellt wor-

den, seien wahrscheinlich nur schwach davon befallen gewesen. — Wenn die rothe Krankheit gehörig erkannt worden, soll man bei den Schafen, welche dieselbe noch nicht in einem hohen Grade haben, eröffnende, harntreibende und tonische Mittel versuchen, welches die besten Mittel sind, wo nicht alle, doch einen Theil davon zu retten. In der ersten Zeit gebe man den kranken Schafen mehrere Gläser einer Abkochung von der mittlern Rinde des Hollunders oder von den Beeren der Judenkirschen, und einige Tage nachher kann man statt dieser eine Abkochung von Salbey, Isop, Poley oder einer jeden andern aromatischen Pflanze gebrauchen, und ein Quentchen Salpeter oder zwei Neutchen Meersalz zu einem Maaße oder Quarte Wasser hinzusetzen; in den Ställen räuchere man mit Wachholderbeeren. Zur Nahrung soll man ihnen Rocken in Garben oder Gräser, oder auch andere trockene Kräuter geben.

Die Wolle der Schafe, welche von der rothen Krankheit befallen worden, ist weich, läßt sich nicht gut behandeln, auch in den Manufakturen schwerer bearbeiten, und verdirbt die daraus bereiteten Tücher; denn die Besitzer der Landgüter lassen die abgeschorene Wolle von den kranken Thieren mit der von den gesunden sorgfältig vermischen, und der Manufakturist, der viel auf einmal kauft, hat weder Zeit, noch Gelegenheit, sie gehörig auszusuchen. Die Felle nehmen ebenfalls die fehlerhafte Beschaffenheit der Wolle, welche nur wenig anhängt, an; auch brauchen die Weißgerber nicht viel Kalk dazu, um von diesen die Wolle abzubringen, als bei denen, die von den Schlächtern geschlachtet worden. Das Pergament, welches man aus diesen Häuten macht, hat keine Festigkeit und kein Gewicht; denn ein Dutzend Pergamenthäute von diesen Fellen wiegt 20 bis 25 Pfund, dahingegen ein Dutzend Perga-

menthäute von gesunden Thieren 40 bis 45 Pfund wiegt. Um diese Beobachtungen vollständig zu machen, ließ Tessier in einer gleichen Quantität Wasser und unter gleicher Wärme $4\frac{1}{4}$ Gran Pergament aus der Haut eines an der rothen Krankheit gestorbenen Thieres, und eben so viel Pergament von der Haut eines gesunden geschlachteten Schafes von der nämlichen Race kochen, die erste Art gab ein Drittheil Leim weniger, als die zweite. Der Leim aus dieser war schön und fest, jener war bräunlich und ließ sich leicht brechen.

Die Blutkrankheit, hitzige Krankheit, Maladie du sang ou de chaleur, welche in Frankreich vorkommt, ist das oben, S. 436, angeführte Rückenblut. Nach den Beobachtungen Tessier's geht auch bei dieser Krankheit aus dem Schlunde und den Nasenlöchern dickes, schwarzes Blut heraus, der Körper schwillt auf und geht in Fäulniß über. Beim Oeffnen des Thieres scheinen die Gefäße der Haut und die der ganzen Oberfläche voll Blut zu seyn und das Fleisch hat eine violette Farbe. Die Därme und die Haube findet man leer, die übrigen drei Magen sind aber stets voll. Die Milz ist größer, als sie es gewöhnlich zu seyn pflegt, so wie auch das Gehirn, welches mit Blut angefüllt ist. Diese Krankheit zeigt sich in Frankreich besonders in Beauce. Man hat wahrgenommen, daß die Herden, wenn sie lange in der Schäferey oder in Ställen genährt worden, sie auch der Blutkrankheit mehr ausgesetzt sind. Gemeiniglich fängt man um Martini, auch bisweilen noch früher an, ihnen Futter vorzuwerfen, und fährt bis zur Mitte des Aprils und auch noch länger damit fort, nachdem mehr oder weniger Gras auf den Feldern vorhanden ist. Anfangs giebt man ihnen die halbe Fütterung, und vermindert sie nach und nach wieder. Man treibt die

Schafe zu Beauce zu einer jeden Jahreszeit, ausgenommen wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, aus; und in den Tagen, an welchen Hagel und kalter Regen fällt, hält man sie auch in den Ställen zurück. Gegen Allerheiligen fängt man die Felder, von denen man Weitzen eingeärndtet hat, an umzuackern, damit man sie im März wieder auf diese Felder treiben kann. Das Umackern geschieht aber nur nach und nach. Die Herden weiden auf den Feldern, welche noch nicht umgepflügt worden sind. Zu gleicher Zeit führt man sie auch auf die Felder, welche nur erst im März behütet worden, aber nicht gleich vom Anfange, um noch etwas übrig zu behalten, wenn alle Felder, die Weitzen getragen haben, umgepflügt sind. Kurze Zeit nach Ostern ackert man die Felder, welche die Samen vom März getragen haben, um, und setzt dies bis zur Mitte des Mayes fort, wo man allmählich zum Umackern fortschreitet. Das dritte Mal geschieht es nach der Erndte, kurz vor der Aussaat. Ist nun die Witterung günstig, so wächst nach dem ersten und zweiten Umackern wieder Gras hervor, welches dann die Eigenschaft besitzt, das Blut der Schafe aufzufrischen und die Wirkungen der trocknen und erhitzenden Nahrung, welche sie in der Schäferey bekommen, zu verbessern. Wenn es aber nicht regnet, so daß kein Gras wachsen kann, muß man die Herden mehr oder weniger mit fast völlig ausgedroschenem Weitzen füttern, und gegen die Erndte auf Wickenfelder treiben. In den Gegenden, in welchen Tessier die Blutkrankheit beobachtet hat, hält man die Schafe ungefähr drei Monate lang, nämlich von der Erndte, welche in der Mitte des Juli anfängt, bis zu Allerheiligen, in Hürden; denn um diese Zeit giebt es wenig oder gar nichts auf den umgeackerten Feldern, welche die Pächter nicht frühzeitiger in Hürden einschließen

wollen. In Beauce errichtet man die Hürden mitten auf den Ebenen, wo man gar keinen Schutz vor der Sonne findet, welche geradezu auf die Schafe, die man am Mittage hier einsperrt, fällt. Während der Erndte treibt man die Schafe sogleich auf die Weitzenstoppelfelder, und dann führt man sie auf die Grasplätze. Die Lämmer werden fast eben so, wie die Schafe und Hämmel, geweidet und genährt. Außer diesen Umständen, die leicht die Blutkrankheit erzeugen können, gesellt sich noch ein anderer hinzu, welcher diese Krankheit erzeugt, und in der Beschaffenheit der Schäfereyen, oder vielmehr der Schafställe in Beauce besteht, welche enge und sehr niedrig sind, und keinen hinlänglichen Luftdurchzug haben. Hier läßt man den Mist sich häufen, und schafft ihn nur einmal oder zweimal des Jahres hinweg, so daß sich dadurch ein zu hoher Wärmegrad und eine nachtheilige Ausdünstung erzeugt. Die Landwirthe sind hier der Meinung, daß die Wärme, welche der Mist bei den Schafen unterhält, diejenige Feuchtigkeit unterhalte, welche die Wolle nährt und der Schweiß der Wolle genannt wird. Wenn es nun auch gegründet wäre, daß man hierdurch eine bessere Wolle erhielte, so würde man doch fragen müssen: ob dieser geringe Vortheil den Schaden ersetzen könne, welchen die Wärme des Mistes zur Erzeugung der Blutkrankheit, die so großen Schaden anrichtet, beitragen kann? Man glaubt auch ferner, daß der in den Schäfereyen aufbewahrte Mist vorzüglich gut sei. Nach Tessier hat die Blutkrankheit der Schafe zu Beauce zwei Entstehungsarten. Die Ursachen der einen Art nennt man die entfernten, die Ursachen der andern, die näheren. Zu den entfernten Ursachen der Blutkrankheit gehört die eigene Beschaffenheit der Schafe zu Beauce, die Nahrung, welche man ihnen giebt, und die Ein-

richtung der Schäfereyen. Als nähere Ursachen betrachtet man aber die Sonnenwärme, die Trockenheit des Sommers und die Weitzenähren, welche sie auf den Stoppelfeldern finden; denn diejenigen Schafe, welche darauf weiden, werden vorzüglich von dieser Krankheit befallen. Die Präservativmittel, die man nun daselbst anwendet und anwenden muß, um diese Ursachen zu entfernen, sind bei den ersteren: daß man die Beschaffenheit der Schafe ändere, ihnen gehörige Nahrung verschaffe, und den fehlerhaften Bau der Schafställe zu verbessern suche. Die ursprüngliche Constitution dieser Thiere, läßt nur einige wenige Veränderungen zu, und bloß die Nahrungsmittel können hier einwirken. Statt ihnen Weitzengarben oder Wickensamen zu geben, muß man ihnen, besonders gegen das Ende der Zeit, wo man sie in den Ställen füttert, Kleie in Wasser aufgeweicht, oder Hafer, welcher weniger, als der Weitzen und die Wicken erhitzet, geben; auch muß dafür gesorgt werden, daß es ihnen nie an Wasser zum Saufen fehle. In Beauce suchen die aufgeklärten und erfahrnen Landwirthe ihre Schafe auf folgende Weise gegen diese Krankheit zu schützen. Sie miethen nämlich rings herum und mitten im Walde bei Orleans frische und fette Triften, und lassen ihre Schafe, wenigstens ihre Schöpse oder Hämmel, hintreiben, um dort bis gegen die Erndte zu weiden, wo sie dann wieder nach Hause getrieben werden. Diese kleine Auswanderung hat zwei Vortheile, erstens wird durch das wässerige Futter, die Beschaffenheit der Hämmel und die Wirkungen des trocknen Futters, welches ihnen fünf Monate lang gereicht wird, verbessert; zweitens behalten sie für die Schafe und Lämmer das Gras, was aus dem gepflügten Acker emporsproßt, und verhüten dadurch bei beiden die Blutkrankheit. Da dergleichen Triften eingeschränkt

und klein sind, so giebt es nur wenige Landwirthe, die davon Vortheil ziehen, und viele trauen nicht einmal diesen Rathschlägen, weil sie, indem sie die Blutkrankheit vermindern wollten, bisweilen die Faulkrankheit erzeugten. Dieses letztere kommt bloß von der Unwissenheit und Unachtsamkeit der Schäfer her; welche ihre Hämmel nicht mit Vorsicht auf die feuchten Wiesen treiben; dann muß öfters der Mist aus den Schäfereyen genommen und viele Luftlöcher gemacht werden, damit ein gehöriger Luftzug im Schafstalle erhalten wird. Die Fenster müssen sogar des Winters bei heiterem Wetter geöffnet werden. Auch darf die Anzahl der Schafe nur dem Raume im Stalle proportionirt seyn.

Was nun die nächsten Ursachen anbetrifft, so muß man die Schafe vor der Sonnenhitze und vor zu großer Wärme schützen, und dieses geschieht am besten, wenn man sie nämlich schon zeitig und am frühen Morgen auf die Weide führt, und sie erst spät wieder zurückkehren läßt, und statt sie des Tages über in Hürden zu halten, muß man sie lieber unter einen Sommerschuppen bringen, oder sie unter Bäume oder längst einer Mauer in Schatten treiben. Ferner müssen die Schäfer ihre Herden nicht eher auf die erst geschnittenen Weitzenstoppelfelder lassen, als bis nach Hinwegnehmung der Garben, besonders zu Anfange der Erndte; denn man hat bemerkt, daß die frisch geschnittenen Weitzenähren den Schafen schädlich, ja gefährlich werden, weil sie noch nicht vollkommen reif sind. Tessier giebt folgende Mittel an, welche man den Schafen mit Nutzen giebt, wenn die Blutkrankheit sich in einer Herde zu zeigen anfängt. Man fülle einige Wannen mit Wasser, und löse darin einige Hände voll Seesalz auf. Man beobachtete beim ersten Versuche, daß die Schafe, welche davon tranken, zu diesem Wasser mehrere Male

zurückkehrten, und auch die übrigen zu diesem Mittel anlockten, so daß bei der Herde, welcher man bloß dieses einfache Mittel gab, die Blutkrankheit aufhörte, während sie bei den benachbarten Herden, welche diese Vorsicht unterlassen hatten, große Verwüstungen anrichtete. Ein anderes Mittel, welches man in Beauce mit Erfolg gegen diese Krankheit gebrauchte, ist folgendes: Man ließ mehrere Hände-voll Sauerampfer in fünfundzwanzig Maaß Wasser kochen, lösete hierin 1 Pfund Salpeter und $1\frac{1}{2}$ Pfund Seesalz auf. Hiervon gab man jedem Schafe alle Morgen nüchtern ein Glas voll, und that etwas davon ins Wasser, welches ihnen zur Tränke diente; man nahm bald wahr, daß sich die Sterblichkeit verminderte. Man hat auch das Baden der Schafe in Flußwasser versucht, aber ohne sonderlichen Erfolg, und Tessier sagt: „Man darf in der That ganz und gar keinen Vortheil von den Flußbädern erwarten, welche ich in dem Falle nur den Herden anempfehle, wenn sie Wasser in der Nähe haben, und den Tag mehrere Male hintereinander und eine Zeitlang können gebraucht werden.

Schafkraut, Barometz, Baromets, ein Gattungsnahme, den Linné, dem Chinesischen Engelsüß, Polypodium Baromets, gegeben hat. Bei den älteren Schriftstellern benennt man mit diesem Namen, eine gewisse Pflanze, welche in Zanotha, einer Landschaft der Tatarey wachsen, und deren Frucht ein vollkommenes Lamm mit Haut und Wolle, überhaupt mit allen Theilen vorstellen soll, das heißt, an Füßen, Kopf und ganzem Körper. Das Fell, womit es umgeben ist, sollen die Einwohner zu ihrem Nutzen verwenden. Wenn diese Frucht reif wird, soll der Stängel zu faulen anfangen, ein rauhes Fell bekommen, als wenn es mit zarter und krauser Wolle bedeckt sei.

Das Fleisch der Frucht soll süß und dem Krebsfleische ähnlich seyn, und beim Schneiden in die Frucht soll ein blutrother Saft herausfließen. So lange Kräuter um dieses Gewächs herumstehen, soll es fortleben, wenn aber diese Kräuter, Gräser ꝛc. von dem Barometz verzehrt worden sind, soll es verdorren oder vor Hunger sterben. Das Ganze ist aber eine Fabel, welche aus gewissen wolligen Pflanzen, die einige Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Lammes haben, entstanden ist. Dasjenige, was man in Pflanzenkabinetten davon vorfindet, ist die Wurzel des oben angeführten Engelsüß, von der man die Stängel abgeschnitten. Eine ähnliche Pflanze findet man in Backwell's Kräuterbuch abgezeichnet. Ueber das Engelsüß und die Farrenkräuter, s. Th. 11, S. 13 u. f., Th. 12, S. 200 u. f. und den Art. Polypodium, Th. 115, S. 2 u. f.

Schafkrippe, Schafraufe, die Krippen und Raufen, welche man in den Schafställen findet; s. oben, S. 184, und 203 u. f.

Schaflamm, s. oben, S. 13.

Schaflaub, das eingesammelte und gedörrte Laub der Bäume, in sofern es im Winter zum Futter für die Schafe dient.

Schaflaus, Pediculus ovis, Acarus Reduvius, eine Art Milbe, welche sich auf dem Körper des Schafes, und auch auf dem anderer Thiere aufhält; s. oben, S. 407.

Schaflausfliege, Hippobosca ovina, eine Fliege ohne Flügel, welche sich in der Wolle der Schafe aufhält; s. auch oben, S. 478.

Schaflecke, in der Schafzucht, nicht nur bloß die Salzlecken, wovon man die Schafe zur Erhaltung ihrer Gesundheit lecken läßt, sondern auch die verschiedenen bitteren Kräuter, welche mit Salz ver-

mischt, den Schafen in die Krippe zum Lecken geschüttet werden; s. auch oben, S. 152 u. f.

Schafleder, s. unter Leder, Th. 68.

Schaflinse, eine Art der Kronwicke, Coronilla varia, Linn., welche krautartig wächst, zahlreiche Hülsen und eine bunte Frucht trägt, von dem Viehe aber nicht berührt wird; s. unter Wicke. Auch der Linsenbaum, den neuere Botaniker mit dem Namen des Blasenbaumes belegen, führt diesen Namen, das heißt, der baumartige Blasenbaum, Colutea arborescens; s. unter Linsenbaum, Th. 79, S. 363.

Schaflorbeer, im Scherze, der Koth der Schafe, weil er in der Gestalt einige Aehnlichkeit mit den Lorbeeren hat.

Schafmann, Schafmännchen, der Mann der Schafe, der Widder, Schafbock; s. oben, S. 11.

Schafmast, Schafmästung, das Mästen der Schafe, Hämmel, um sie zur eigenen Consumtion zu benutzen, oder an den Schlächter zu verkaufen; s. oben, unter Schaf und Schafzucht.

Schafmaul, Schafmäuler, im gemeinen Leben, einiger Gegenden ein Name des Feldlattiches oder Ackersalats; s. unter Lattich, Th. 65, S. 557.

Schafmeister, der Schäfer, als Vorgesetzter der Herde, dem dann noch die Schafknechte ꝛc. untergeordnet sind. Nach altem Gebrauche, eine Person, welche von unten auf die Schäferey erlernt hat; s. auch oben, Schäfer.

Schafmelken, s. oben, S. 352 u. f.

Schafmilbe, s. Schaflaus.

Schafmilch, s. oben, S. 352.

Schafmist, s. Schafdünger. Nach Petri*) muß man den Dünger jährlich zweimal, nämlich im Herbste und im Frühjahre aus den Schafställen gleich auf die Felder führen; denn ihn nach dem Wunsche einiger Theoretiker, in Düngruben zu transportiren, und mit schwächerem Dünger zu vermengen, würde nur die Arbeitskosten vermehren, auch würden die ammoniakalischen und anderen flüchtigen Theile, durch das öftere Rühren verflüchtiget werden. Um aber die Ausdünstung in den Ställen nicht zu vermehren, welches durch ein längeres Liegen des Düngers unstreitig Statt hat, scheint es doch wohl besser zu seyn, das Ausmisten mehrere Male im Jahre vorzunehmen, wie oben, unter Schaf und Schafzucht, S. 216 u. f. angeführt worden; denn so unangenehm die Ausdünstungen der Excremente des Menschen auf den menschlichen Körper wirken, eben so sind wohl auch die Wirkungen der Ausdünstungen der thierischen Excremente auf den thierischen, oder vielmehr eben so schädlich sind sie dem Thiere, und dieserhalb ist ein öfteres Ausmisten der Ställe wohl sehr nöthig.

Die flüssigen und festen Excremente des Schafes sind um so animalischer, je besser das Thier genährt wird, indem sie beim Durchgehen durch den Darmkanal, mit denjenigen Stoffen geschwängert werden, welche durch den thierischen Organismus verbraucht und abgestoßen worden sind, und bei reichlicherer Fütterung ein größerer Theil der Nahrung, als bei karger, unzersetzt wieder abgeht; denn kraftlose und kärgliche Nahrung bewirkt ganz das Gegentheil. Die Quantität des Düngers, die ein Schaf jährlich erzeugt, hängt von dem Quantum der Nahrung und von der Streu ab, und in Ansehung der

*) Das Ganze der Schafzucht, 2r Th. Wien, 1825, S. 18.

Qualität vom Gehalte des genossenen Futters. Die Ausmittelung desselben hängt nun wieder von dem Schafstand oder von der Stall-, Weide- oder Hürdenfütterung ab; ob nämlich die Schafe das ganze Jahr im Stalle, oder ein halbes oder drei Vierteljahr auf der Weide ernährt worden, und nur des Mittags oder des Nachts zu Hause sind. Nach Thaer*) soll man das verfütterte Heu, und die gerade zureichende Menge von Streustroh mit $2\frac{2}{3}$ multipliciren, wenn man das Gewicht des gewonnenen Düngers wissen will. Die saftigen Futtergewächse müssen aber hierbei erst auf ihren relativen Fütterungswerth gegen Heu gebracht werden, nach welchem 100 Pfund Heu gleich sind:

Kartoffeln	200 Pfd.
Runkelrüben	460 —
Krautrüben	350 —
Wasserrüben	525 —
Mohrrüben	266 —
Weißkohl	600 —
Jungem Kleeheu	90 —
Wickenheu	90 —
Lüzerne- und Esparcettenheu . . .	90 —

und die dann auch in diesem Verhältnisse Dünger geben; 200 Pfund Kartoffeln oder 525 Pfund Rüben oder 100 Pfund Heu, würden also gleich viel Dünger geben. Bei strenger Stallfütterung liefert ein Schaf jährlich, nach Maaßgabe seiner Größe, 8 bis 10 Centner animalisirten Dünger. Wenn man daher nach dem Verhältniß, als diese Thiere $\frac{6}{12}$, $\frac{7}{12}$, $\frac{8}{12}$ Monate auf der Weide ernährt worden, davon die Zeit abrechnet, welche sie während der Weidezeit des Mittags und Nachts im Stalle oder im Schafhofe zubringen, und der Düngererzeugungszeit zu Gute rechnet, so findet

*) Geschichte der Wirthschaft von Möglin, §. 166.

sich nach Maaßgabe des Klima die Stalldünger-Erzeugung, wonach sich die Düngerproduktion auf ein einzelnes Stück leicht berechnen läßt.

In der Oeconomia forensis wird die Frage, ob die Bauern, die an den Hofedienst gebunden sind, den langen und trocknen Schafmist mit großen Leiter- und Erndtewagen auszufahren, angehalten werden können? auf folgende Weise beantwortet: Da der Schafmist nicht allein unter allen zum Wegbringen der leichteste, sondern auch öfters dergestalt lang zu seyn pflegt, daß er mit dem gewöhnlichen kleinen Mistwagen, ohne offenbare Versäumung der dazu bestimmten Zeit nicht fortgeschafft werden kann, so haben es viele Landwirthe eingeführt, daß sie solchen mit dem gewöhnlichen Erndtewagen ausfahren lassen. Da nun dieses in den ältern Zeiten etwas Ungewöhnliches gewesen ist, so kann leicht ein Zweifel entstehen, ob die zu gewissen Diensttagen schuldigen Bauern, wo sie jetzt nämlich noch dazu verbunden sind, auf Verlangen der Herrschaft, sich solcher Erndtewagen zu bedienen verbunden sind? Zuerst muß hier in Erwägung gezogen werden, daß die Last, so die Bauern, da wo sie ihre Diensttage thun müssen, zu laden und fortzubringen schuldig sind, den Kräften ihres Gespannes angemessen und daher auch aus diesem Grunde die Größe der Bauerwagen mit demselben in einem gehörigen Verhältnisse stehen müssen. Haben nun die Bauern große Erndtewagen, so wird vorausgesetzt, daß ihr Gespann verhältnißmäßig stark und vermögend seyn muß; ist hingegen dieses Gespann, weil sie in einer dürren und sandigen Gegend wohnen, nur schwach und schlecht, so folgt auch daraus von selbst, daß ihr Erndtewagen kleiner und zur Fassung einer weit geringeren Last geschickt seyn müssen. Man nehme nun von beiden Fällen an, welchen man will, so wird sich allemal daraus ergeben,

daß die Bauern, wenn es von der Herrschaft verlangt wird, den Schafmist mit großen Leiter- und Erndtewagen auf gleiche Art, wie es von dem herrschaftlichen vorfahrenden Gespann geschieht, zu Felde zu bringen schuldig sind. Ein Fuder trockener und langer Schafmist wird niemals das Gewicht enthalten, was ein Fuder Getreide oder Heu in sich fasset; da sie nun dieses ohne Widerrede zur Stelle bringen, so ist kein Grund vorhanden, warum ihnen nicht auch bei dem Schafmistfahren eine gleiche Schuldigkeit obliegen sollte. Dieses kann jedoch nicht auf den in den Unterlagen und besonders in den Buchten befindlichen kurzen und nassen Schafmist ausgedehnt werden Die Natur der Sache verbietet es schon von selbst, daß diese Art des Mistes nicht mit großen Leiterwagen ausgefahren werden kann, sondern dazu sehr oft bloße Bretterwagen, damit diese so schätzbare Düngung nicht unter Wegens verloren gehe, erforderlich sind.

Schafmühle, Schafmülbe, Schafmulle, in einigen, besonders Oberdeutschen, Gegenden, ein Name des Keuschbaumes, s. diesen, Th. 37, S. 164.

Schafmülbe, s. den vorhergehenden Artikel.

Schafmulle, s. daselbst.

Schafmutter, s. oben, S. 12.

Schafnase, eine Aepfelart.

Schafnoß, nur in einigen Gegenden, z. B. in Meißen ein Schaf, ohne Unterschied des Geschlechts.

Schafnumerirung, s. oben, S. 105.

Schafnuß, Polternuß, Pferdenuß, s. unter Nuß, Th. 103, S. 29.

Schafnutzung, die Nutzung des Schafviehes, als zur Erzeugung der Wolle, der Milch, und des Fleisches, als die drei Hauptproducte des Schafes. Die übrigen, als die Knochen, das Talg, die

Gedärme ꝛc. ꝛc. sind zwar wichtig, aber nicht von der Bedeutung. Von nicht geringerer Bedeutung, als die drei zu erst genannten Artikel, ist auch der Dünger; s. auch oben, unter Schaf und Schafzucht.

Schafforgel, s. Schäferpfeife.

Schafpelz, ein mit Schaffellen gefütterter Rock, auch wohl der aus Schaffellen allein bestehende Rock; s. auch unter Pelz, Th. 108, S. 326. In Luthers Deutscher Bibel kommt Schafkleid für Schafpelz vor; diese Benennung ist übrigens außer der Bibel nicht gebräuchlich.

Schafperrücke, eine Perrücke von Schafwolle, welche besonders in Frankreich zu den Zeiten Ludwig's des Vierzehnten und Funfzehnten getragen wurde. Die Krausen waren in einander aufgenähet und konnten daher nicht ausgekämmt werden. Man dreßirte zu dem Ende die lockige Schafwolle und die Spitze derselben noch einmal zurück. Dadurch kam allein der mittlere Bauch der Wollkrause in Gestalt einer engen Locke zum Vorschein, die dann als eine Haartresse an einander genähet wurden und so wie eine runde oder Stutzperrücke montiret waren. Man gebrauchte dergleichen Perrücken nur auf Reisen. Nach Thiers Geschichte vom Ursprung, Gebrauch und Gestalt der Perrücken*), haben auch die Geistlichen dergleichen Perrücken getragen; denn es heißt daselbst, S. 460. „Alle Paruquen, außer etlicher Aussätzigen, sind gebuckelt, gekräuselt, theils weniger, theils mehr; aber die schönsten und delicatesten sind diejenigen, so gewisse Geistliche vor andern zu tragen belieben, und werden bald zottichte, bald wollichte, nachdem sie dem Haupte ein großes Ansehen machen, bald Abbts-Paruquen

*) Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt (a. M.) 1712.

genennet, aus der Ursache, weil die Hof-Aebbte in solchen erscheinen.“ Ueber die Perrücken aus Wolle, s. auch unter Perrücke, Th. 108.

Schafpergament, s. unter Pergament. Th. 108, S. 467.

Schafpferche, s. oben, S. 193 u. f.

Schafpocken, Schafblattern, s. oben, S. 409.

Schafpreis. Die Preise des Schafviehes ändern sich nach den Handelsconjuncturen der Wolle und der übrigen Handelsartikel, und sind nach Petri seit einigen Jahren mit den Produkten des Ackerbaues und allen übrigen Gegenständen der Industrie sehr gefallen, obgleich die veredelte Wolle gegenwärtig den Deutschen Landwirth vom Untergange bei der Ackerproduktion rettet, und besonders da, wo von den Regierungen zur Beförderung dieses so wichtigen Industrie-Zweiges, gut geordnete Wollmärkte zur Unterstützung des Schafzüchters eingeführt sind. Die Preise der veredelten Mutterschafe zur Zucht stehen im Oesterreichischen, nach dem Grade ihrer Veredlung und Güte, zu 5, 10 bis 12 Gulden Conv. Münze das Stück, welches freilich etwas geringer ist, als bei uns, wo sie mit 8, 10 bis 12 Thlr. das Stück bezahlt werden. Die Preise der Merinos in den Petrischen Stammschäfereyen von reiner väterlicher und mütterlicher Abkunft, aus den Stammherden von Infantado, Guadeloupe und Negretti sind im besten Alter, ohne Unterschied der Klassen, da in Hinsicht der Qualität keine Race einen Vorzug vor der andern hat, folgende:

Erste Klasse, das Stück 10 Dukaten auf der Stelle.

Zweite Klasse, das Stück 7 Dukaten auf der Stelle.

Dritte Klasse, das Stück 6 Dukaten auf der Stelle.

Die Original-Spanischen Widder stehen gegenwärtig in dem doppelten Preise der Mutterschafe, Musterthiere ausgenommen, welche einen prachtvollen, durch Falten und große Kader verschönerten Körperbau haben, auf welchen charakteristischen Auswüchsen der Haut sich eine Wolle befindet, die in Harmonie mit der daneben stehenden Wolle steht; diese kosten nach ihrer Qualität wenigsten das Doppalte, Drei- und Vierfache. Diese Preise werden nach der Versicherung des Inhabers, den Zeitumständen gemäß, und in dem Verhältniß, wie sich die Herden vermehren, auf das billigste gesetzt, weil es sein Hauptwirthschaftszweig ist, und ihm daher viel daran liegt, durch billige Preise eine gute Concurrenz bei seinem Handel mit dem In- und Auslande zu erhalten. Auch ist der Handel mit Original-Spanischem Schafvieh, nach seiner Versicherung, bis jetzt so bedeutend gewesen, daß der Vorrath jährlich vergriffen ist. Es ist wohl billig und für manchen Landwirth gewiß von großem Interesse, dasjenige, was Petri noch ferner von seinem Schafhandel sagt, hier wörtlich herzusetzen. Er sagt:

„Die billigen Preisbestimmungen von Widdern und Mutterschafen von unbezweifelter origineller Abstammung, und zugleich die Garantie von meiner Seite, daß jedes Stück ¼ Wolle aus den zwei Handelsklassen Electa und Prima erzeuge, versichert über den Zweck der Sache alle nur zu wünschende Befriedigung; daher lade ich alle in- und ausländische Herrn Liebhaber der edlen Schafzucht ein, sich ferner mündlich oder schriftlich in diesen Geschäften mit ihren Aufträgen an mich zu wenden, indem meine sämmtlichen Herden- und Verkaufs-Widder nach der jetzigen Klassification der ersten Sorten auf das genaueste eingetheilt sind; daher man eine ganz sichere Basis hat, sich sogar durch Briefe genau einzuverstehen

und wenn man Zeit zu gewinnen wünscht, so kann ich auch den entfernten Herren Käufern auf Verlangen, wie dieses sehr oft der Fall war, die Lieferungen von dergleichen kleinen Stammherden oder Zuchtböcken durch meine erfahrnen und vertrauten Schäfer bis zur Oesterreichischen Gränze, oder noch weiter, gegen Ersatz der sehr billigen Auslagen, entgegen schicken. Für das Jahr 1825 sind bereits sämmtliche Mutterschafe, bis auf wenige, und auch schon die meisten Widder vorausbestellt. Für das Jahr 1826 sind aber noch keine Verbindungen eingegangen. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit zugleich, daß ich Vorkehrungen getroffen habe, damit der Verkauf dieser, durch die strengste Inzucht fortgepflanzten Merinosstämme aus meiner hiesigen Stammschäferey unter meiner Firma nach meinem Tode auch von meiner Familie unverändert fortgesetzt werde, und daß aus meiner hiesigen Merinos-Schäferey jährlich wenigstens 500 Stähre und eben so viele Mutterschafe nach und nach verkauft werden können. Die verschiedenen Schafstämme werden sich bei mir auffallender, als in Spanien selbst, ausbilden (wofür hauptsächlich in Ansehung der Feinheit der Wolle die Erfahrung die unwiederlegbarsten Beweise liefert, indem ich diese bereits zu einem seltenen Grade durch meine Entdeckung bei den neugebornen Spanischen Lämmern brachte), indem diesfalls schon auf dem klassischen Boden Spaniens, durch mich selbst die zweckmäßigste Auswahl bei verschiedenen Einkäufen der Stammthiere geschehen ist, auch hier unter meiner unmittelbaren Aufsicht die individuelle Paarung nach berechneten Grundsätzen geleitet wird, was dort im Großen gar nicht geschehen kann, und nirgends in Spanien die kluge Einrichtung besteht, daß man nach den Fortschritten des Zeitgeistes seine Herden klassificirt, oder daß eigene Schafherden bestünden, die diese Anforderungen der Zeit in sich consolidiren und durch die anderen mittheilen; da es doch bekannt ist, welchen Einfluß, und welche große Gewalt man bei einer klugen, homogenen Auswahl der Individuen durch die individuelle Paarung über die Form und Natur aller Thierarten sich verschaffen kann! Mit diesen Geschäften und Kenntnissen vertraut,

kann ich daher auswärtigen Staaten und allen Herren Gutsbesitzern den Verkauf meiner Spanischen Merinosschafe auch mit innigster Ueberzeugung anempfehlen." —

Man kauft die Schafe gewöhnlich mit ihrer Wolle, das heißt, ungeschoren, weil man in diesen Umständen die Eigenschaften des Thieres von außen am richtigsten beurtheilen kann. Was aber die angebornen Qualitäten anbetrifft, so muß man sich nach Petri, theils durch den Ruf des Etablissements, theils aus dem Stammregister sicher zu stellen suchen, um sein Vorhaben, eine Race von angebornen festen Eigenschaften zu erhalten, nicht aufs Spiel zu setzen. Hier scheint Petri im Widerspruche mit dem zu seyn, was er anfänglich sagte; denn wenn die äußere Gestalt der Merinos und der Wolle, schon die Eigenschaften an sich trägt und an sich tragen muß (da man nur hiernach die Race beurtheilen kann), die man zu seinem Zwecke als vorzüglich anerkennt, was bedarf es da noch eines langjährigen Stammregisters oder gar des Rufes der Schäferey; denn wäre letzteres unumgänglich nöthig, um sicher auf eine gute Nachzucht rechnen zu können, so sinkt das erstere zu einem Nichts herab, das heißt, alles Aeußere, durch Gesicht und Gefühl beurtheilt, ist — Täuschung! Allein die Natur ist auch in dem sehr eigensinnig, was man Erfahrung nennt, wenn es auch auf viele Jahre gebauet worden; sie artet zum Erstaunen und Verdruß aus! — Was die Preise der Merinos bei uns anbetrifft, so wird darüber das Nöthige unter Viehhandel, in V. vorkommen. Veredelte Widder werden mit 3, 4 bis 5 Frd'or. das Stück bezahlt.

Schafrace, die verschiedenen Racen, verschiedenen

Arten der Schafe; s. oben, unter Schaf und Schafzucht.

Schafraufe, Schafkrippe, s. oben, S. 184, 203.

Schafrekel, s. Schafrüde.

Schafribbe, in einigen Gegenden ein Name der Schafgarbe, vermuthlich wegen der Reifen oder Furchen in den Stängeln.

Schafrüde, ein großer starker zotiger Hund, welcher zur Sicherheit der Schafe und Schafherden gehalten wird; der Schafhund, in den niedrigen Spracharten der Schafrekel; s. oben, S. 309.

Schafsalbe, Schmiersalbe, Schmiere, diejenige Salbe, womit die Schäfer die räudigen Schafe schmieren; s. oben, S. 494.

Schafsauerampfer, eine Benennung des gemeinen Sauerampfers.

Schafschatz, in einigen Gegenden Deutschlands der Schatz, das ist, die Abgabe, welche von den Schafen, die man hält gegeben wird.

Schafscheere, eine große Scheere ohne Nieth, deren Arme hinten durch einen stählernen biegsamen Bügel, der die Stelle einer Feder vertritt, verbunden sind, um den Schafen damit die Wolle abzunehmen. Da, wie bekannt, gute Schafscheeren, sowohl in Hinsicht einer zweckmäßigen Form, als eines guten Materials, jedem Oekonomen sehr wichtig sind, weil dadurch nicht nur die Arbeit befördert, sondern auch die Thiere geschont werden, so haben sich mehrere Mitglieder des Mährischen Schlesischen Schafzüchtler-Vereins in Brünn vereiniget, und vergleichende Versuche mit der Troppauer, Pistinger und der gemeinen Schafscheere anstellen lassen. Der Staatsgüter-Administrator Herr v. Harkenfeld, hat dergleichen Versuche in Schebetau, Herr Oberamtmann Schultschick

in Landskron, und der Wirthschaftsdirektor Herr Kratochwill in Raigern machen lassen. In Schebetau sprachen die Versuche durchaus zum Vortheil der neuen, nach Englischen Mustern gemachten Scheeren, die in Pisting und Troppau von gegossenem Stahle nachgeahmt werden. Die Pistinger hatte jedoch den Vortheil vor der Troppauer, welches auch mit den Beobachtungen Petri's übereinstimmt, da sie wegen ihrer kleinen Form in den verschiedenen Biegungen des Körpers, besonders bei reichwolligen Schafen, mit Vortheil angewendet werden kann; und da die Scheererinnen an die landesübliche kleine Form gewöhnt sind, so konnten sie besser mit der Pistinger, vorzüglich Nr. 4, als der großen Troppauer Scheere umgehen. Auch der Streichstahl der Pistinger Scheere wird sehr empfohlen. Aus dem Berichte von Landskron zeigt sich, daß die neuen Scheeren den Vortheil der Zeitersparniß, der gleicheren und reineren Schur, und der weit geringeren Gefahr der Beschädigung verbinden; die neuen Scheeren dürfen nicht so oft geschliffen werden, und die dortigen Scheererinnen hatten sich erklärt, daß sie gern das Doppelte für eine Scheere bezahlen wollten. Der Herr Wirthschaftsdirektor Kratochwill findet die Troppauer Scheere von gutem Material verfertiget, aber zu lang; die Wolle wurde daher von ihr öfters durchschnitten. Nach Petri paßt sie hauptsächlich für große, schütterfellige Schafe. Die Pistinger hält Herr Kratochwill wegen ihrer kleinen Form anwendbarer, aber das Material ist schlechter, als bei der Troppauer, welches aber Petri nicht zugeben will, da sich die Pistinger Scheeren wegen ihrer vorzüglichen Güte und Anwendbarkeit in Nieder-Oesterreich schnell verbreitet haben. Nach Petri's

Urtheil, der bei der Schur hinlängliche Beobachtungen darüber gesammelt hat, sollen diese nach Englischer Manier verfertigten Scheeren, sehr wesentliche Vorzüge vor der gemeinen Scheere haben; mit dem Vortheile der sehr bedeutenden Zeitersparniß, einer besseren Schneide, längerer Dauer derselben, der gleicheren und reineren Schur und der geringeren Gefahr der Beschädigungen, vereiniget sich ein großer Vortheil für die Arbeiter, und zugleich für den Eigenthümer der Herde, nämlich, daß diese Scheeren so geformt sind, daß man, ohne die Hände im mindesten zu beschädigen, beständig damit fortarbeiten kann, dagegen aber die Arbeiter, um keine Blasen in die Hände zu bekommen, die Handhaben der gewöhnlichen Scheeren mit Wolle vorsichtig umwickeln müssen, welches durch öftere Wiederholungen bei 70 bis 100 Scheererinnen einen nicht unbedeutenden Verlust an Wolle nach sich zieht. Nach dem genannten Schriftsteller sind die Pistinger Schafscheeren schon in vielen Schäfereyen eingeführt, und er selbst empfiehlt sie allen Schafzüchtern auf das Angelegentlichste. Man erhält sie in Wien in der Eisen-Niederlage in der Kärnthnerstraße, und auf dem Eisenhammer bei Pisting, nächst Wienerisch Neustadt bei Herrn Joseph Müller um einen billigen Preis. S. auch den Art. Scheere.

Schafscheerer, in den Schäfereyen, Personen, welche die Schafe scheeren, ihnen mit einer Scheere die Wolle abnehmen. Es geben sich mit dieser Beschäftigung sowohl Männer, als Weiber ab; s. oben, S. 333 u. f.

Schafscheeren, Schafschur, Wollschur, die Handlung des Schafscheerens, wo man den Schafen die Wolle mit einer Scheere abnimmt; s. oben, S. 333 u. f., und Th. 138, S. 632 u. f.

Hier noch Einiges. Das Scheeren der Schafe ist nicht nur wegen der Wollgewinnung wichtig, sondern auch wegen der Gesundheit der Schafe, weil ihnen das Ungeziefer zu viel Unruhe und Plage verursacht. In Hinsicht der Lammwolle ist es auch vortheilhaft, dieses Geschäft gleich im ersten Sommer ihres Lebens vorzunehmen, hauptsächlich, weil sich die Spitzen derselben, mit dem fortschreitenden Wachsthume mehr und mehr entkräuseln, spröder und gröber werden, sich entfärben und endlich absterben, wodurch sich der Werth der Wolle im nächsten Jahre bedeutend vermindert. Eine Hauptregel beim Scheeren ist es, daß der Schurplatz so rein, als möglich, gehalten werde, damit kein Staub eindringe. Die verschiedenen Haufen der Herde nimmt man nach der Reihe, nämlich nach den eigentlichen Sorten, die nun nach Sorten abgeschoren und in getrennte Haufen getheilt werden. Man hat ferner bei der Schur der Schafe noch Folgendes zu bemerken: daß die Wolle genau an der Haut und gleichmäßig abgeschoren werde, und besonders zwischen zwei Schnitten nicht ein längerer Streifen stehen bleibe, wie es gewöhnlich geschieht, wenn die Schnitte zu breit genommen werden, damit man das Schaf beim Binden nicht verletze, noch während der Schur drücke; daß solches durch ungeschickte Scheerer nicht gestochen oder geschnitten werde, daß man den Pelz zusammenhängend behalte, und daß man alle Unreinigkeiten von der Wolle und dem Schurplatze auf das sorgfältigste entferne. Die nasse Wolle verdirbt, wenn man sie in einen Haufen legt, deswegen muß man mit genauer Vorsicht zu Werke gehen, und die Schur nicht früher anfangen, bis die Pelze nicht auf das vollständigste ausgetrocknet sind. Nach dem Verhältnisse der

Scheerer müssen eigene Personen angestellt werden, wovon ein Theil für die beständige Reinhaltung des Platzes, ein anderer Theil für das Auflesen der verschiedenen Klassen von Wolle, wovon jede Person nur bestimmte Sorten besorgen darf; wieder andere Personen zum Ab- und Zutragen der Schafe, und endlich auch Einige zum Schleifen und zum Ab- und Zutragen der Scheere gebraucht werden müssen. Man rechnet daß ein sehr fleißiger Scheerer täglich 14 bis 16 Merinos-Mütter, und halb so viel ausgewachsene Böcke scheeren kann. Bei veredelten Schafen, welche keine so gedrungene Vließe haben, können sie die Hälfte mehr, auch wohl ein noch größeres Quantum scheeren. Mit einem Barbiermesser, das vorn eine zugerundete Spitze hat, soll ein geübter Scheerer geschwinder, als mit der Scheere arbeiten, und ein dergleichen mit einer Schneide versehenes Messer, wie die Engländischen Patent-Babiermesser sind, soll zu diesem Zwecke besser, als jede Scheere seyn, indem man die Wolle ebener von der Haut abscheeren kann. — Einige Schafzüchter sollen ihre Schafe nach der Schur über und über mit Buttermilch waschen, oder auch mit anderer, mit vielem Salze und Wasser vermischten Milch, wodurch den geschornen Schafen die Wolle stark nach wachsen soll; so auch durch das Einschmieren mit Oel. Letzteres hat Petri versucht; allein der Erfolg hat seinen Erwartungen nicht entsprochen.

Schafschur, s. den vorhergehenden Artikel.

Schafschurhaus, Häuser, worin die Schafe geschoren werden. Dergleichen Häuser sind in Deutschland nicht gebräuchlich; wohl aber in Spanien, s. Th. 138, S. 682. Nach Petri faßt der Schursaal, nach dem Verhältniß seiner Größe, an 100 bis 200 Scheerer, welche stehend in drei bis

vier Reihen eingetheilt, jeder jedesmal allein ein Schaf scheert. Die Arbeitsstelle eines jeden Scheerers ist durch eine große marmorne geschliffene Platte bezeichnet, worauf das Thier in seiner Länge geschoren wird. Diese Platte wird von den Auskehrern immer rein erhalten. Die nöthigen Handlanger, welche zugleich das Binden der Füße der Schafe zu besorgen haben, tragen die Thiere ab und zu. Die Säle sind 15 bis 16 Fuß hoch und die Fenster, durch welche den Arbeitern das Licht zu ihrem Geschäft hineinfällt, sind nahe der Decke angebracht, damit der Sonnenschein nicht die Arbeiter belästige. Man hält sie verschlossen, damit die Ausdünstung der Schafe nicht unterbrochen werde. Zur vollständigen Einrichtung eines Spanischen Schurhauses gehört auch eine Bäckerey, ein Ort, um das Fleisch auszuhacken, Stallung für Maulthiere und Pferde des Bevollmächtigten, des Herdenbesitzers, und des Majorals, so wie auch für die Wollkäufer; dann ein sehr großes Speisezimmer und eine Küche für die Scheerer; indem sämmtliche Arbeiter beköstiget zu werden pflegen; einen Vorhof und mehrere Zimmer für den Eigenthümer der Herde oder seinen Stellvertreter; dann für die Käufer der Wolle und den Majoral, welcher auch bei dieser Beschäftigung das Kommando über das Vieh zu führen hat.

Schafschursaal, s. den vorhergehenden Artikel.

Schafschwemme, s. Schafwäsche.

Schafschwingel, s. unter Schwingel.

Schafseuche, s. unter Viehseuche.

Schafskabiose, eine Benennung der Ackerskabiose.

Schafskleid, s. Schafpelz.

Schafsknochen, Schafsbein, die Knochen der Schafe, welche verschieden bereitet, in den Ge-

werden angewendet werden; s. oben, S. 321. Scheele lehrte zuerst aus den Knochen von den Schafsbeinen, nicht weiß, sondern nur bei einem mäßigen Feuer bis zur thierischen Kohle kalcinirt und dann gepülvert, mit Schwefelsäure in Verbindung gebracht, Phosphorsäure bereiten; s. auch Th. 112, S. 690.

Schafskopf, eigentlich der Kopf eines Schafes. Figürlich. 1) Eine Art der Köpfe an den Pferden, welcher dem Kopfe eines Schafes ähnlich sieht und von dem sogenannten Ramskopfe verschieden ist. S. auch unter Pferd, Th. 110. S. 169. Imgleichen auch ein Pferd mit einem solchen Kopfe. — 2) Eine Art des Kartenspiels, s. unter Spiel. — 3) In der niedrigen Sprechart ein Scheltwort, einen dummen einfältigen Menschen zu bezeichnen: Er ist ein wahrer Schafskopf oder Schafkopf.

Schafspiel, Wolf- und Schafspiel, s. unter Spiel.

Schafstamm, bei den Schafzüchtern, der Stamm einer veredelten Herde, welche von ihrer ursprünglichen Reinheit an fortgepflanzt worden.

Schafstall. Der Schafstall kann entweder in dem Gehöfte selbst sich befinden, oder ausser demselben, auf einem besonderen freien Platze angelegt werden. Das erste findet man bei kleinen Bauerhöfen, das letztere aber auf großen Gütern, vorzüglich Rittergütern, weil der Schafstand oder die Herden hier größer sind. Der Schafstall erfordert eine hohe Grundlage, weil die Schafe einen trocknen Boden verlangen und ihnen die Nässe schadet; daher auch die innere Bodenfläche des Gebäudes noch wenigstens um 6 Zoll ausgefüllt werden muß, um das Eindringen der vom Regen und Schnee entstandenen Feuchtigkeit zu verhin-

dern. Das Gebäude selbst kann, wie die Rindviehställe, s. diese, aus steinernen Mauern, oder aus hölzernem Fachwerke bestehen. Die Größe des Stalles richtet sich nach der Größe der Herde, die man zu halten gesonnen ist, überhaupt nach einer verhältnißmäßigen Menge Schafe und so, damit das Vieh weder zu nahe an einander, noch zu entfernt von einander zu stehen komme, weil das erstere der Gesundheit der Thiere nachtheilig ist, das letztere aber die Baukosten ohne Nutzen vergrößert. Rechnet man nur 9 Quadratfuß Raum für ein Schaf, und nimmt die Schäferey 600 Stück an, so wird hierzu ein Flächeninhalt von 5400 Quadratfuß erforderlich seyn. Weil es nun aber, wegen zweckmäßiger Benutzung des Raumes, nicht willkührlich ist, wie tief das Gebäude sei, und die Bestimmung nach Quadratfuß nicht immer die sicherste ist, so bediene man sich einer andern Methode und lege die Reihe der Raufen, die nach der Länge des Gebäudes aufgestellt werden sollen, zum Grunde, und bestimme darnach die Tiefe des Gebäudes. Das Schafvieh bekommt keine abgetheilte Stände, sondern Raufen, worein das Futter gethan wird. Die Entfernung, in welcher die Raufen angebracht werden müssen, darf nicht weniger als 12 Fuß betragen, damit das Vieh nicht zu gedrängt stehe oder liege, die Raufen werden in einfache oder doppelte getheilt. Die ersteren werden in den Umfassungswänden befestiget, die andern hängen frei oder liegen zwischen Scheiten oder Latten, die mit gedrehten Winden unter dem Gebälke angehängt sind. Die Wandraufen werden nur noch jetzt von wenigen Landwirthen gebilliget, weil man gefunden hat, daß die dabei stehenden Schafe ihr aufgestecktes Futter niemals so rein auffressen und

weit mehr unter die Füße treten, als bei freien Raufen, wo zwei Reihen Raufen neben einander stehen. Bei kleinen Schäfereyen von 200 bis 300 Stück lassen sich die Raufen in jedem Raume, entweder nach der Tiefe, oder nach der Länge des Gebäudes leicht und bequem anbringen, sobald aber die Schäferey aus 400, 500, 600 bis 1000 und darüber besteht, die der Schäfer, wenn er sich im Mittelpunkte des Stalles befindet, gern so nahe als möglich beisammen sieht, dann muß die Baukunst entscheiden, welches in Rücksicht des nöthigen Holzes zum Gebälke, die vortheilhafteste Tiefe für ein solches Gebäude sei. Bei großen Schäfereyen wird es den Schäfern wegen der Wartung und Fütterung sehr zu Statten kommen, wenn die Ställe 60 bis 70 Fuß tief wären; allein da hierzu sehr langes Holz für das Gebälk nöthig ist, und dieses immer seltener und kostbarer wird, so schränkt man diese Tiefe ein, und nimmt nur Balken von 50 Fuß dazu. Da nun die Entfernung zweier doppelter Raufen, vom Mittel der einen bis zum Mittel der andern gerechnet, 12 Fuß betragen muß, so findet sich, daß nicht mehr als eine Reihe Raufen mit Vortheil aufgestellt werden kann, wozu dann eine Tiefe von 48 Fuß im Lichten nöthig ist. Nach der Breite rechnet man auf jedes Schaf 18 Zoll und multiplicirt dieses Maaß mit der bestimmten Anzahl der Schafe, die in eine Reihe kommt, so giebt das Produkt, die Länge des Gebäudes im Lichten. Wenn nun die Schafherde 600 Stück stark ist, und der Stall von obiger Tiefe mit vier Reihen doppelten Raufen gebauet werden soll, vor jeder doppelten Raufe aber zwei Reihen Schafe stehen, so theilen sich diese 600 Stück in 8 Reihen, und einzeln kommen 75 Stück zu stehen,

diese 75 Stück mit 18 Zoll, welches die Breite eines Schafstandes ist, multiplicirt, giebt die Länge des Gebäudes im Lichten 112 Fuß 6 Zoll. Es muß also eine Schafherde von 600 Stück ein Gebäude von 48 Fuß Tiefe und 112 Fuß 6 Zoll Länge im Lichten haben, und dieses schließt einen Raum von 5400 Quadratfuß ein. Um nun die äußere Lage und Tiefe des Gebäudes zu bestimmen, so darf man nur zu den Maaßen im Lichten noch die Stärke der Mauern oder Wände desselben hinzurechnen. Die von Borheck angegebene Einrichtung des Schafstalles ist nach Anderen nicht zu empfehlen; wenigstens wird die Tiefe getadelt, weil das Gebäude ein sehr hohes Dach erhalten muß, welches, da das Gebäude im Freien steht, vom Sturmwinde viel auszustehen hat, und weil es wegen der Länge der Balken zwei Reihen Träger und Unterstützungssäulen unter den Balken haben muß, wodurch in der Mitte des Stalles wenig Licht seyn wird, wenn man nicht viele Fenster anbringt. Es soll daher besser seyn den Schafstall nur 36 Fuß Tiefe zu geben, wodurch er auch nicht so kostbar, als bei langen Balken wird. Bei dieser Tiefe von 36 Fuß können die 600 Stück Schafe an drei freie Raufen gestellt werden, wobei die ganze Herde sich in sechs Reihen theilt. Da nun in jeder Reihe 100 Stück Schafe zu stehen kommen, so muß das Gebäude eine Länge von 150 Fuß im Lichte erhalten. Ein dergleichen Stall wird zwar nicht viel wohlfeiler zu stehen kommen, als ersterer, er wird aber doch die andern angezeigten Vortheile haben. Die Höhe des Schafstalles im Lichten muß wenigstens 6 bis 7 Ellen betragen. Hohe Ställe sind für die Gesundheit der Schafe unumgänglich nothwendig, besonders da der Mist in den Wintermonaten darin

liegen zu bleiben pflegt, und sich oft bis zu einer Höhe von 3 bis 4 Fuß anhäuft. Um die Dünste abzuführen sind Luftzüge und Dunstessen nöthig.

Da ein Schafstall so tief ist, daß die Hauptbalken, ohne eine Unterstützung zu haben, sich biegen und endlich brechen würden, so müssen unter dieselbe Träger oder Ueberzüge angebracht werden, welche von Säulen unterstützt werden, die innerhalb der Umfassungswände des Stalles stehen. Die Anzahl der Träger, wird durch die Länge der Balken oder durch die Tiefe des Stalles bestimmt. Ein Stall von 36 bis 40 Fuß Tiefe, braucht nur einen Träger, und also nur eine Reihe Unterstützungssäulen. Bei einer Tiefe von 40 bis 50 Fuß sind aber zwei Träger und also auch zwei Reihen Unterstützungssäulen nöthig. Bei einem Träger wird die Tiefe in zwei gleiche Theile getheilt, bei zwei Trägern aber in drei gleiche Theile.

Bei einem Stalle von 48 Fuß im Lichten sind zwei Träger nöthig, welche unmittelbar unter dem Gebälke hergezogen und damit verbunden werden, und ihre Unterstützung durch freistehende Säulen erhalten, die in einer Entfernung von 16 bis 20 Fuß, wenn es eine gleiche Eintheilung nach der Länge der Träger mit sich bringt, gestellt werden müssen. Zur Unterstützung jedes Trägers sind, da die Länge des Gebäudes im Lichten 112 Fuß 6 Zoll beträgt, fünf freistehende Säulen und zwei Wandsäulen, deren Mittelpunkte 18 Fuß 9 Zoll von einander liegen, nöthig. — Bei einem Stalle von 36 Fuß Tiefe im Lichten wird aber ein Träger unter der Mitte des Hauptgebälkes nöthig, und da seine Länge 150 Fuß ist, so sind zur Unterstützung desselben sieben freistehende und zwei Wandsäulen nöthig, die auch 18 Fuß 9 Zoll von einander zu stehen kommen. So hoch, als im Winter, der

Mist liegt, müssen die Säulen untermauert oder mit Zocken aus Quadersteinen unterlegt werden, damit sie nicht faulen. — Viele sind der Meinung, daß es besser sei, die Unterstützungssäulen der Träger wegzulassen und das Dach mit einem Hängewerke zu versehen, theils, um Platz zu gewinnen, theils, weil die Schafe an den Säulen sich leicht die Wolle abreiben können; allein die wenigen Säulen geben nur wenigen Schafen zum Abscheuern der Wolle Gelegenheit, und dann darf man solche nur glatt abrunden lassen, wodurch das Abscheuern, wenn nicht ganz gehindert, doch sehr gemildert wird. Auch können die Umfassungsmauern den Schafen zum Abreiben der Wolle dienen, daher ist es gut, wenn man die Wände oder Mauern auf eine Höhe von 4 bis 5 Fuß mit glattbehobelten Brettern bekleiden läßt, welches zur Schonung der Wolle vieles beiträgt. Abgesonderte Stände sind in einem Schafstalle, wie schon erwähnt worden, nicht nöthig, weil Raufen angebracht worden, vor welchen die Schafe stehen und ihr Futter finden. Die Raufen sind, wie es sich von selbst versteht, niedriger, als in Ställen für anderes Vieh und nach der Größe des Schafes eingerichtet; s. oben, unter Schaf und Schafzucht, S. 184, 203.

Der Schafstall wird nicht gepflastert, auch ist es nicht nöthig Abzugsrinnen anzulegen, weil die Feuchtigkeiten, welche die Schafe von sich gehen lassen, in dem Miste bleiben müssen, um ihn zum wirksamen Dünger zu machen. Die unter dem Miste befindliche Erde wird jährlich, weil sie mit den Flüssigkeiten des Düngers geschwängert worden, einen Fuß tief ausgestochen und auf den Acker gefahren, der Stall dagegen wieder mit neuer Erde ausgefüllt. — Wo die Schafställe in der Erndtezeit, als Scheunen genutzt werden,

um das Getreide darin auszudreschen, welches zum Saatkorne bestimmt ist, da muß man einen Theil des Fußbodens als Dreschtenne zubereiten lassen.

Nach Einigen sollen die Eingänge in die Schafställe bloß gegen Mittag und Abend angelegt werden, damit sie im Winter beim Sonnenschein geöffnet, frische Luft eingelassen, und die Schafe gesonnet werden können. Andere halten dieses aber für gleichgültig, finden aber für rathsam, gegen diese Seite Fenster anzulegen. In kleinen Schafställen sind Thüren, von vier Fuß Breite hinlänglich, sie müssen jedoch mit zwei Flügeln versehen seyn, weil die Schafe beim Ein- und Austreiben gern drängen. In großen Ställen werden zwei, auch bisweilen noch mehr große Thorwege angebracht; damit sowohl das Stroh zum Einstreuen, als auch das Futter bequem hineingefahren, der Mist aber gut ausgefahren werden kann. Die Breite dieser Thorwege muß wenigstens 10 Fuß betragen. Ob die Thorwege in einer der langen oder in einer Giebelseite des Stalles angelegt werden müssen, das läßt sich nicht anders, als durch das Lokal entscheiden. Erlaubt es aber die Lage des Stalles, so sind die Thorwege in der Mitte der Giebelseite am vortheilhaftesten anzulegen, weil alsdann gerade durch den Stall hindurch gefahren werden kann. Die großen Thorwege müssen aus zwei Flügeln bestehen und so eingerichtet seyn, daß sie zur Ersparung des inneren Raumes, nicht in das Gebäude, sondern auswärts aufschlagen. In einem der Thorwegsflügel kann eine kleine, etwa drei Fuß breite, Thür angebracht seyn, durch welche die Schäfer aus- und eingehen können, ohne das große Thor öffnen zu müssen. — Die Fenster in einem Schafstalle, damit das gehörige Licht hineinfalle, müssen in einer Ent-

fernung von 14 bis 18 Fuß in der langen Seite des Gebäudes angebracht werden. Ihre Breite kann 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß und die Höhe 4 bis $4\frac{1}{2}$ Fuß betragen. Sie werden etwas in die Höhe angelegt und müssen mit eisernen Gattern verwahrt werden, damit kein Schaf herausgesteckt werden kann. Statt der Fenster werden zuweilen auch Schlitze, das ist, lange, ganz schmale Fenster gemacht, die ungefähr 1 Fuß breit sind, aber dennoch mit einem eisernen Kreuze verwahrt werden müssen. Man kann die obere Hälfte der zuerst erwähnten Fenster auch mit Glasscheiben versehen lassen; die untere wird dann mit Draht beflochten und mit einem Schieber versehen, so daß bei kalter regnigter Witterung dieser vorgeschoben werden kann. Das Gebälk oder die Decke des Schafstalles muß gut gestackt und mit Lehmstroh umwunden werden. Wird nun ein solcher Boden von unten zu auch mit Brettern bekleidet, so hat man um so weniger von der fressenden Schärfe der Dünste an den Balken und Lehmstacken etwas zu befürchten. Oben kann dieser Boden mit gespundeten Brettern belegt werden, so erhält man einen guten Kornboden. Anstatt der Bretter oder Dielen einen Gypsestrich anzubringen, ist nicht anzurathen, weil der Estrich kostbar und nur von kurzer Dauer ist. Das Belegen der Balken oder der Decke mit Stangen oder sogenannten Schlüten, worauf erst Stroh und hernach Heu oder Grummet zum Winterfutter gelegt wird, ist nicht anzurathen; denn es wird erstlich viel junges Holz verwüstet und dann wird durch die aufsteigenden Dünste die erste Lage Stroh und oft auch noch ein Theil der Schaffütterung untauglich, und das Durchstäuben des Heusamens ꝛc. verunreiniget die Wolle. Auch das Belegen der Balken mit Schwarten ist nicht hinlänglich, wenn sie nicht gestüzt und

aufgenagelt werden. In der Mitte des Stalles kann in der Decke eine Oeffnung gelassen werden, die eine genau passende Fallthüre verschließt, durch welche von dem Boden die tägliche Fütterung heruntergeworfen wird. Noch mehr Bequemlichkeit gewähren zwei Oeffnungen, die in einiger Entfernung von einander zu liegen kommen, aus denen den alten und jungen Schafen das bestimmte Futter in ihre besondere Abtheilungen geworfen werden kann, ohne solches weiter tragen zu dürfen. In großen Ställen für 1000 und mehrere Stück Schafe kann man vier dergleichen Oeffnungen anbringen. Diese Oeffnungen dienen dann zugleich zum Hinaufbringen des Futters, wenn man den beladenen Wagen in den Stall hinein und gerade unter eine Oeffnung fährt. S. auch oben, unter Schaf und Schafzucht, S. 198 u. f.

Encyklopädie der bürgerlichen Baukunst ꝛc. von Chr. Ludew. Stieglitz, 5r. Th., Leipzig, 1798. S. 147 u. f.

Schafstand, in den Schafställen, der Stand, das ist der Raum, den jedes Schaf einnimmt, der Platz, worauf es steht.

Schafstapel, uneigentlich, die Schafherde, eigentlich, bei der Wolle der Schafe, die besonderen Abtheilungen der Flöckchen oder Büschel der Wolle auf dem Körper des Thieres; s. unter Stapel und unter Wolle.

Schafsterben, mit diesem Ausdrucke wird die Schafseuche, von welcher Art sie auch sei, z. B. die Drehkrankheit, die Pockenseuche, das Rückenblut, die Faulkrankheit ꝛc., s. diese Krankheiten, oben, unter Schaf und Schafzucht, woran gewöhnlich viele Schafe sterben, benannt, s. auch unter Viehseuche.

Schaft, ein Suffixum, welches Hauptwörter, so-

wohl aus anderen Hauptwörtern, als auch aus Beiwörtern und Mittelwörtern der vergangenen Zeit bildet, welche sämmtlich, ohne Ausnahme, weiblichen Geschlechts sind. Schon Wachter und Frisch haben dieses Suffixum von schaffen hergenommen wissen wollen, weil darin besonders die Bedeutung des Bildens, der Einrichtung des Zufälligen in einem Dinge zum Grunde liegt. Es hat in den Wörtern, in welchen es vorkommt, eine doppelte Hauptbedeutung.

1) Eine abstracte, denjenigen Zustand, diejenige Beschaffenheit zu bezeichnen, welche die erste Hälfte des Wortes näher bestimmt, wo die Mehrheit, der Regel nach, nicht Statt findet, einige wenige Fälle ausgenommen. Von dieser Art sind zum Beispiel Brüderschaft, der Stand eines Bruders, die Eigenschaft, nach welcher Jemand ein Bruder ist, die Bereitschaft, Bürgschaft, Bekanntschaft, Endschaft, Feindschaft, Freundschaft, Gefangenschaft, Gemeinschaft, Gevatterschaft, Gesandtschaft, Handelschaft, Herrschaft, Jungfrauschaft, Junggesellenschaft, Kindschaft, Kundschaft, Knechtschaft, Leibeigenschaft, Nachbarschaft, Pilgerschaft, Rechenschaft, Schwangerschaft, Sippschaft, Verwandtschaft, Wanderschaft, Wissenschaft ꝛc.; in welchen allen der Begriff der Beschaffenheit des Zustandes der eigentliche und herrschende ist, wenn sich gleich in manchen allerlei kleine Nebenbedeutungen mit eindrängen. —

2) Eine concrete, wo es wieder in doppelter Gestalt üblich ist. (1) Als ein Collectivum, die sämmtlichen mit einander verbundenen Dinge von einer und eben derselben Beschaffenheit oder Art zu bezeichnen. Die Baarschaft, das sämmtliche

baare Vermögen, die Bürgerschaft, die sämmtlichen Bürger eines Ortes, die Bauerschaft, Brüderschaft, Bekanntschaft, Corporalschaft, Dorfschaft, die sämmtlichen Einwohner eines Dorfes, Erbschaft, das sämmtliche geerbte Vermögen, Gesellschaft, Geräthschaft, Hauptmannschaft, Judenschaft, Kaufmannschaft, Hinterlassenschaft und Verlassenschaft, Landschaft, die sämmtlichen Landstände, ingleichen eine Gegend mit allen darin befindlichen Dingen, Mannschaft, Nachkommenschaft, Gesandtschaft, die sämmtlichen zu einem Gesandten gehörigen Personen, die Eidgenossenschaft, Völkerschaft ꝛc. Die Mehrheit kann hier nur von mehreren verbundenen Ganzen Statt haben; allein einige sind doch von einem und eben demselben Ganzen, sowohl in der einfachen Zahl, als auch in der Mehrheit üblich, wie Baarschaft und Baarschaften, Geräthschaft und Geräthschaften. Briefschaften ist nur allein in der Mehrheit üblich. — (2) Als ein Individuum, jedoch nur in einigen wenigen Fällen, welche auch hier entweder Collectiva oder Abstracta sind. Die Buhlschaft, ehedem eine geliebte Person. Die Eigenschaft, eine Beschaffenheit, welche einem Dinge eigen ist. Wissenschaft, Herrschaft, Grafschaft, sind eigentlich auch Collectiva, und bedeuten, in so fern sie hierher gehören, den Umfang aller Wahrheiten einer Art, den Umfang aller einem Grafen oder Herrn gehörigen liegenden Gründe. Nach Adelung ist dieses Suffixum sehr alt. Bei dem Kero und Ottfried lautet es scaf, sceff; im Niederf. schup und schap; im Schwed. skap. Die letzte Sylbe in Pettschaft gehört aber nicht hierher. Von einigen

wenigen Hülfswörtern dieser Art, macht man vermöge des Suffixi — er neue Hauptwörter, eine Person männlichen Geschlechtes zu bezeichnen. Der Bothschafter, der Bothschaftbringer, der Gesellschafter, ein Glied einer Gesellschaft, der Kundschafter, Wirthschafter. Dieses Suffixum kommt in der Bedeutung sehr mit dem Suffixis — heit — keit — de und — thum überein. Man darf sie aber doch nicht miteinander verwechseln, so wenig als man mit demselben ohne Unterschied neue Hauptwörter bilden darf, welches nur in wenig Fällen gewagt werden kann, auch kein großer Verlust ist, weil man andere Wörter genug hat, jeden verlangten Begriff auszudrücken. Hier führt Adelung das irgendwo gebrauchte Hirtenschaft an, welches aber der Sache nach eben so gut, in Ansehung des Gehöres aber, noch besser durch Hirtenstand ausgedrückt wird.

Schaft, der Schaft, die Schäfte, ein von dem Zeitworte schaffen, in dessen weitesten Bedeutungen abstammendes Wort, welches daher auch auf verschiedene Art gebraucht wird. 1) Mit dem herrschenden Begriff des hohlen Raumes, ist Schaft in einigen Gegenden ein Behältniß, ein Schrank, Nieders. Schapp. Bücherschaft, ein Bücherschrank oder Bücherbrett. Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung ungewöhnlich, nur daß bei den Jägern noch das Geburtsglied der Hündinnen und weiblichen Raubthiere der Schaft genannt wird; s. auch Schaf, Th. 138, S. 514. — 2) Mit dem Begriff der Ausdehnung in der Länge (1) überhaupt, wo der lange, gerade uud glatte Theil eines Dinges, ingleichen ein langes gerades dünnes Ding in sehr vielen Fällen ein Schaft, welches im Nieders.

mit der gewöhnlichen Verwechselung der Hauch- oder Blaselaute ein Schacht oder Schecht genannt wird. So ist im Niedersächsischen Schecht eine Stange. Im Hebräischen ist שבט ein Stecken, die Ruthe eines Baumes, ein Zepter. Im Schwedischen Skap, das männliche Glied an Menschen und größeren Thieren, welches auch im Deutschen ein Schaft genannt wird. So heißt die lange Stange an einem Spieße noch hin und wieder ein Schaft, z. B. 1 Sam. 17, 7; daher dieses Wort nach Adelung, wohl für den Spieß selbst gebraucht wurde. Der Schaft des Leuchters, 2 Mos. 25, 31; der gerade auf dem Fuße senkrecht stehende Theil desselben. —

Im Forstwesen heißt ein gerader langer Stamm eines Baumes der Schaft, und ein Baum ist daselbst gut geschäftet, wenn er einen schönen geraden Stamm hat.

In der Botanik, wird ein glatter Stamm, das heißt, der bloß Blumen und keine Blätter trägt, Schaft, Scapus, genannt. —

In der Baukunst, heißt der gerade glatte Theil, zwischen dem Fuße und dem Kapitäl, der Schaft. Es ist die eigentliche Säule; s. unter Säule, Th. 137. Man nennt auch Schaft eine Art von Pfeilern, welcher zwischen andern Pfeilern in die Höhe geht, und nur wenig, etwa einen oder einen halben Zoll aus der Mauer tritt, oft auch nur von Kalk angeworfen ist. Auch wird Schaft für das ganze Stück Mauer, so zwischen zwei Fenstern oder zwischen einem Fenster und der Hausthüre in die Höhe geht, genommen. Dieserhalb nennt man auch einen Trümeaux, Schaftspiegel.

Der Schaft am Stiefel ist der Theil zwischen dem Fuße und der Stulpe, als noch

dergleichen getragen worden; jetzt der obere Theil des Stiefels, woran der Schuh sitzt. — Bei den Nadlern ist der Schaft einer Nadel, die eigentliche Nadel, woran der Kopf fehlt, daher die Schäfte, die noch nicht mit Köpfen versehenen Stecknadeln. —

Schaft, bei dem Weber, ein Geräth der Weberstühle aller Arten, wodurch die Kettenfaden passirt oder eingezogen werden und zum Einschießen des Einschlages Fach machen. Es werden bald mehr, bald weniger zu einem Zeuge gebraucht, je nachdem das Zeug leinwandartig, gekiepert oder fassionirt gewebt wird. Ein Schaft besteht aus zwei hölzernen Stücken, die durch eine Menge Zwirnfaden vereinigt sind, so daß die beiden Stücke, wenn der Schaft in dem Stuhle hängt, parallel laufen. Jeden einzelnen Zwirnfaden nennt der Weber Hälfte oder Hefel. Sie hängen in der Mitte zusammen, und jeder ist oben und unten an einen Stab angeknüpft. In der obern Hälfte wird ein Knoten eingeschürzet, woraus ein Auge oder eine Schleife entsteht, wodurch der Kettenfaden gezogen wird. Wenn alle Hälften an den beiden Stäben angeknüpft sind, so werden sie über dem einen und unter dem andern Stabe, mit einem starken Zwirnsfaden der Länge nach vereiniget, und an jede Hälfte angeknüpft, damit jede Hälfte in dem Schafte ihren angewiesenen Abstand von der benachbarten erhält. Die neuen Faden der Hälften, werden vermittelst einer Bürste, nachdem beide Stäbe der Schäfte angezogen worden, und die Faden dadurch ausgespannt sind, mit Oelfirniß bestreichen, wodurch den Faden Glätte und Haltbarkeit mitgetheilt wird. Die Schäfte haben bald mehr, bald weniger dergleichen Hefel, je nachdem sie zu diesem oder je-

nem Zeuge gebraucht werden sollen und alle zusammen, in einem Stuhle werden das Geschirr genannt. Bei einigen fassionirten Zeugarten werden Schäfte verfertiget, die keine Augen haben, wo nur eine Hälfte in der andern hängt, und der Kettenfaden wird bald in die obere, bald in die untere Hälfte gezogen, nachdem es die Einrichtung des Zeuges erfordert. Nach den Schäften nennt man beim Weben auch die Arbeiten; z. B. drei- vier- fünfschäftig arbeiten, mit so vielen Schämeln oder Schäften.

Die Schäfte werden bei dem Weber auf folgende Weise gemacht: Da zwei Stäbe zu einem Schafte gehören, so müssen auch zwei Personen dazu gebraucht werden. Eine jede dieser Personen schlägt um einen Stab eine Fadenhälfte, Hefel oder Schleife, welche beiden Schleifen sich dann in der Mitte vereinigen, wie oben angeführt worden. Die oberen Litzen entstehen dadurch, daß man solche alle über eine eiserne Stange schlägt, so daß sich die Augen der Litzen darauf bilden. Die Stange bleibt noch in dem Auge stecken, so daß sie zwischen den beiden Enden der Mitte des Schaftes jeder Hälfte sich befindet. An dem einem Ende dieser Stange ist ein Loch, worin ein langer Zwischenfaden steckt. Wenn nun der ganze Schaft fertig ist, so zieht man die eiserne Ruthe aus den Augen fort und hiermit zu gleicher Zeit den in dem Loche der Ruthe befindlichen Zwirnsfaden mit hinein, und läßt zu beiden Seiten des Schaftes von den Faden etwas überhängen. Beide Enden bindet der Weber vor den Hälften in der Mitte zusammen, und der Faden bleibt in dem Schafte zurück. Dieser steckt zwischen der Ober- und Unterhälfte unter dem Auge, da wo die Schleife des Auges sich schließt. Dieser Faden

ist in der Folge dem Weber dazu dienlich, daß er sämmtliche Augen eines Schaftes bei dem Einpassiren der Kettenfaden in die Schäfte richten und in eine gerade und für ihn bei seiner Arbeit bequeme Lage bringen kann.

Die Schäfte der Gaze weichen von andern Schäften darin ab, daß in der Mitte, wo die beiden Hälften oder Hefel der Zwirnschleifen zusammen kommen, keine geschlungene Schleife oder Auge ist, sondern eine Hefel in der andern hängt und schwebt. Die Kettenfaden müssen hier beim Einpassiren welchselsweise einer um den auderen, bald in die obere, bald in die untere Hefel des Schaftes einpassirt werden. Der Schaft, wo die Kettenfaden in der obern Hälfte liegen, zieht bei dem Weber die Kettenfaden in die Höhe, der Schaft aber, wo die Kettenfaden in der unteren Hälfte liegen, zieht die Kette herunter ꝛc.

Schaft der Klinke, bei den Schlossern, ein Stück Eisen, dessen Ende mit einem Nagel an der Thüre befestiget ist, und mit dem anderen Ende in einen Klinkhaken fällt; eben so der Schaft des Riegels, s. beides, unter Schlosser.

(2) In engerer Bedeutung, so daß der Begriff des Schaffens, das ist, des Handhabens mit eintritt, wo Schaft in vielen Fällen so viel als Heft oder Häft ist, welches nur durch den Mangel des Zischlautes von dem vorigen unterschieden wird. Im Schwedischen und Isländischen ist nach Adelung Skapt ein jeder Heft eine jede Handhabe; auch kann man hierher den schon oben angeführten Schaft an einem Spieße rechnen. An einem Schießgewehre ist der Schaft die ganze hölzerne Einfassung des Laufes und Schlosses, so zur bequemeren Handhabung dient. Der Vorderschaft, der hintere dicke Theil des-

selben, welcher auch der Anschlag, die Kolbe heißt, zum Unterschiede von dem langen Schafte unter dem Laufe. Ehemals nannte man auch die Laveten an den Kanonen Schäfte, und eine Kanone schäften, war, sie auf die Laveten legen. In einigen Oberdeutschen Gegenden ist es in dieser Bedeutung noch üblich.

Nach Adelung ist dieses Wort in einigen Gegenden ungewissen Geschlechtes das Schaf, im Hochdeutschen ist es nur im männlichen Geschlechte bekannt. Bei dem Stryker findet man dieses Wort Sckaft, im Niedersächsischen Schecht, im Angelsächsischen Sceaft, im Englischen Shaft, im Schwedischen, Skap und Skaft, im Isländischen Skapt, im Böhmischen Ssyfft, im Lateinischen Scapus, im Hebräischen שׁבט. Alle diese verschiedenen, jedoch ähnliche Bedeutungen, von schaffen, in so fern dieses überhaupt sich schnell bewegen und in engerer Bedeutung, sich in die Tiefe, Länge ꝛc. ausdehnen bedeutet.

Schaftalg, das Fett, welches bei den Schafen um die Nieren und Gedärme liegt, und welches von dem flüssigeren Fette, welches auch Schmalz genannt wird, verschieden ist; s. Schaffett.

Schaftauge, die Augen der Schäfte am Weberstuhle; s. unter Weber, in W.

Schaftbaum, Spathelia, s. Spathelie.

Schaftbock, bei der Artillerie, die Laffete, worauf die Bockstücke gelegt werden.

Schaftdraht, bei den Nadlern, derjenige Draht von Eisen oder Messing, aus welchem die Schäfte der Stecknadeln geschnitten werden; s. unter Nadel, Th. 100, S. 465 und 486 u. f.

Schäften, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches theils von Schaft herstammt, theils aber

auch ein unmittelbares Intensivum von schaffen zu seyn scheint.

1) Mit einem Schafte versehen. Ein Gewehr schäften, es mit einem hölzernen Schafte bekleiden, in den gemeinen Sprecharten schiften und schüften; daher ist der Büchsenschäfter ein eigener Handwerker, welcher die Schäfte zu dem Feuergewehre verfertiget. In den Schaft einer Büchse, Flinte ꝛc., kommt der Lauf, das Schloß und der Ladestock zu liegen. Man macht ihn aus gutem festen Holze, z. B. aus Nußbaum, Büchen ꝛc. Schwedisch skafta. In einigen Fällen ist nur allein das Mittelwort geschäftet üblich; s. Schaft.

2) Im Jagdwesen ist schäften, eine zersprungene Leine ohne einen Knoten wieder zusammen machen, welches durch das Ausdrehen der zerrissenen Enden, die man dann ineinander stößt und zusammennähet, geschieht, wo sowohl nach Adelung der Begriff des Verbindens, als des in einander Fügens der herrschende seyn kann. Diese Handlung wird auch spießen genannt.

3) Im Schiffbaue, sagt man ein Schiff ist auf 10, 15, 20 Kanonen geschäftet, wenn es so viele Kanonen führt. Gleich stark geschäftete Schiffe sind die, welche gleich viel Kanonen führen. Man sagt auch in diesem Falle, ein Schiff ist auf so viel Kanonen gebohrt, vermuthlich in Rücksicht auf die Stückpforten. Es scheint auch hier die Bedeutung der Oeffnung zum Grunde zu liegen. S. auch Schaft und Schaff.

Schäfter, der die Schäfte an den Büchsen ꝛc. macht, s. Büchsenschäfter, Th. 7, S. 358 u. f.

Schaftgesimse, das unterste Gesimse an dem Schafte

einer Säule, worauf dieselbe ruht; s. Säulenfuß, Th. 137.

Schafthalm, s. Schaftheu.

Schafthauer, ein unzünftiger Arbeiter in einer Gewehrfabrik, welcher das büchene Holz spaltet und mit der Axt zum Schafte hauet.

Schaftheu, Schafthalm, s. Schachtelhalm, s. Th. 138, S. 486.

Schaftholz, dasjenige aus dem Groben zugeschnittene Holz, woraus ein Schaft zu einer Büchse oder Flinte gemacht wird, s. unter Büchsenschäfter, Th. 7, S. 359.

Schäftig, I. Bei- und Nebenwort, welches im Hochdeutschen veraltet ist, indem geschäftig dafür gebräuchlich geworden. Sprüchw. 14. 4. kommt es noch in der ungewöhnlichen Bedeutung für arbeitsam vor: Der Ochse ist schäftig.

II. Schäftig, gleichfalls ein Bei- und Nebenwort, welches unmittelbar von Schaft herstammt, aber nur in einigen Zusammensetzungen üblich ist. Dreischäftig ꝛc.

Schaftleisten, Stiefelbrett, s. Stiefelblock.

Schaftmodell, bei dem Nadler, länglicht viereckigte, kurze oder lange Bretterchen, welche alle zwei breite Tiefen, als ein getheilter Rahm, haben; sie dienen viele Enden Draht oder Nadelschäfte mit einmal an die mittlere Querwand zu stoßen, um sie alle an dem Ende des Modells mit der Scheere gleich lang zu schroten und abzuschneiden, damit alle Nadeln einer Nummer eine gleiche Länge erhalten; s. auch unter Nadel, Th. 100, S. 473.

Bei dem Büchsenschäfter ist das Schaftmodell ein Brett, das nach dem Umfange des Schaftes ausgeschnitten ist, den das Schaftholz bei dem Anfange der Arbeit erhält. Den Schaft

zu den Büchsen und Flinten zeichnet der Schäfter mit einem einzigen Modell ab, weil er auf dem Schaftholze leicht was stehen lassen oder abnehmen kann. Zu dem Schafte einer Pistole muß er ein besonderes Modell haben, weil dieser viel kleiner ist. S. auch Büchsenschäfter, Th. 7. S. 360.

Schaftrieb, das Recht, seine Schafe auf und über die Felder und Grundstücke Anderer zu treiben; s. auch Schäferey-Gerechtigkeit, und unter, Schafviehhaltung.

Schaftrift, die Triften, worauf die Schafe weiden.

Schaftschneider, Nadelschaftschneider, derjenige Arbeiter in den Nadelfabriken, welcher die Nadelschäfte zerschneidet, s. unter Nadel, Th. 100. S. 489.

Schafvieh, ein Sammlungsnahme, Schafe, als Vieh betrachtet, Schafe ohne Unterschied des Geschlechtes und Alters.

Schafviehaltung, das Halten des Schafviehes; es kommt in den Rechten vor, und bedeutet daselbst so viel, als das Recht, welches Jemand erlangt, Schafe zu halten, und sie auf die Gemeindeweide treiben zu können; s. auch oben, S. 252 u. f. Hier noch Einiges, was dieses Recht anbetrifft. Der Rechtssatz: daß die Unterthanen oder vielmehr die Dorfseinwohner, wenn ihnen auch ein Recht, Schafe zu halten, zugestanden, dennoch nicht befugt sind, weder die gemeinschaftliche Weide, noch auch ihre eigenen Grundstücke mit einer größeren Anzahl zu betreiben, als ihnen entweder durch die Observanz oder Landescatastra, oder Verjährung, oder auch Verträge, verstattet worden, hat schon oft zu den meisten Rechtsstreiten von dieser Art Veranlassung gegeben. So sind Fälle vorgekommen, wo die Unterthanen in dem Gedanken gestanden haben, daß sowohl der herrschaftliche, als

auch ihr Schafstand nur nach der Hufenzahl der Aecker bestimmt werden müsse, und daß die Herrschaft hierunter vor ihnen nichts voraus habe. Bei einer hiernach von ihnen angelegten Berechnung hat es sich öfters, ja wohl die meiste Zeit ergeben, daß der Schafstand der Unterthanen weit höher, als der herrschaftliche ausgefallen ist. Eine wider ihre Grundobrigkeit aufgebrachte Gemeinde zu verständigen, sagt der Verfasser der Oeconomia Forensis, und derselben von dem ganzen Umfange der Schäfereygerechtigkeit, so nur allein dem Grundherrn gebührt, richtige Begriffe beizubringen, ist eine vergebliche Mühe. Einem unwissenden, und dabei gegen seinen Herrn mißvergnügten, Bauer ist es allenfalls zu verzeihen, wenn er sich von einer Sache, die freilich als eine Ausnahme von dem gemeinen Naturrechte anzusehen ist, und bei welcher zugleich sein Eigennutz leidet, nicht überzeugen lassen will. Daß man aber über dergleichen widerrechtliche Behauptungen ordentliche und weitläuftige Prozesse erlaubt, und nicht vielmehr die Unterthanen mit einem solchen Anbringen sofort zur Ruhe verweiset, scheint für die Grundherrschaften, die dadurch mit ihren Unterthanen in kostbare Weitläuftigkeiten verwickelt werden, drückend zu seyn.

Der Satz, daß die Unterthanen und übrigen Einwohner mit keiner größeren Anzahl von Schafen, als ihnen zugestanden worden, die gemeinschaftliche Weide, und was noch mehr ist, ihre eigenen Grundstücke zu betreiben befugt sind, fällt vielleicht Manchem bedenklich. Selbst der Bauer, mit dem man dieserhalb im Streite verwickelt ist, wird sagen: daß ich die gemeinschaftliche Weide mit keiner größern Anzahl von Schafen, als mir zuständig ist, behüten kann, begreife ich wohl, wa-

rum ich aber nicht meine eigenen Grundstücke, wenn solche von der gemeinen Hütung bereits separirt sind, mit so vielen Schafen, als ich nur immer will, zu behüten befugt seyn soll, davon leuchtet mir der Grund nicht ein. Hier muß man auf das von der Grundherrschaft erlangte Recht, sei es nun landesherrlich, oder durch die Uebereinkunft der auf ihrem Grund und Boden sich niedergelassenen oder angesiedelten Fremdlinge (Kolonisten) ꝛc. Rücksicht nehmen. Hieraus ergiebt sich nun von selbst, daß die Grundherrschaft vermöge ihrer Schäfergerechtigkeit nicht allein ihre u. die zur gemeinschaftlichen Weide gehörigen Grundstücke, sondern auch die Grundstücke eines jeden Dorfeinwohners insbesondere mit ihrer Schäferey zu behüten, ein unwidersprechliches Recht habe. Hieraus folgt von selbst, daß auch der Unterthan oder der andere Dorfeinwohner seine ihm eigenthümlich zugehörigen Grundstücke mit seinen Schafen nicht unbedingt behüten kann, sondern er darunter durch das Recht der herrschaftlichen Schäferey offenbar eingeschränkt ist. Ein alleiniges Schafhütungsrecht auf seinen Grundstücken, kann also an den Orten, wo eine, mit einer Schäfereygerechtigkeit beliehene, Herrschaft vorhanden ist, niemals verstattet werden. Das Recht so die herrschaftliche Schäferey auf dem ganzen Felde hat, gebührt derselben auch auf eines jeden Besitzers Grundstücke insbesondere. Man nehme zum Beispiel an, daß die herrschaftliche Schäferey aus 1500 Stück bestehe, ein jeder Bauer aber 30 Stück Schafe zu halten befugt ist, so verhält sich das Schafhütungsrecht des Bauern gegen das Recht der herrschaftlichen Schäferey auf seinen Grundstücken, wie 30 zu 1500 oder 1 zu 50. Bei diesem Verhältnisse kann ein Bauer oder anderer Dorfsunter-

than auf das ihm zuständige Schafhaltungsrecht nicht besonders trotzen, sondern er hat Ursache, sich darunter nach dem Willen des Grundherren, wenn ihm nicht sein weniges Recht, durch das Uebergewicht der herrschaftlichen Schäferey ganz und gar vereitelt werden soll, zu bequemen, und ein billiges zwischen der Schäferey der Herrschaft und der übrigen Dorfeinwohner wegen der Hütung festzusetzendes Verhältniß ohne Widerspruch anzunehmen. Sonst bleibt es eine allemal aus der Geschichte des Deutschen Schafstandes genugsam erwiesene Wahrheit, daß kein Unterthan, noch andrer Dorfeinwohner, eigene Schafe zu halten befugt sei, wofern er es nicht, daß ihm solches ausdrücklich erlaubt worden, und zuständig sei, auf eine rechtsbeständige Art erweißlich machen kann. Alle Gemeinden in solchen Dörfern, wo eine herrschaftliche Schäfergerechtigkeit vorhanden ist, haben demnach die rechtliche Vermuthung, daß sie keine eigenen Schafe halten dürfen, wider sich, und sie müssen folglich, wenn sie das Gegentheil davon behaupten, solches gehörig darthun.

Die verschiedenen Beweisarten wegen des den Unterthanen und anderen Dorfeinwohnern zuständigen Schafhaltungsrechtes sind entweder die allgemeine Landes-Observanz, oder die vorhandenen Landescataſtra oder besondere Verträge und Abkommen, oder auch eine zurechts beständige Verjährung. Bei einer jeden von diesen verschiedenen Beweisarten giebt es mancherlei Erinnerungen, und bei allen ist es ein allgemeiner Grundsatz, daß die Anzahl der Schafe, die ein jeder Dorfeinwohner nebst der herrschaftlichen Schäferey zu halten befugt ist, gehörig bestimmt seyn müsse. Um nun hier die Sache noch näher zu erläutern, wird folgendes dienen. Kommt das Recht des Schafhaltens der Unterthanen bloß auf die Observanz an, so ist bekannt, daß solche sehr verschie-

den ist, und daß darunter bald mehr, bald weniger nachgegeben worden. So zum Beispiel ist in Pommern ein Jeder so viel Schafe zu halten berechtiget, als er von dem auf seinen Hufen gewonnenen Winterfutter erhalten kann. Entsteht darüber ein Streit, so muß das von seinen Hufen zu gewinnende Winterfutter, nach Abzug desjenigen, so zur Erhaltung des andern nöthigen Viehes erforderlich ist, bestimmt werden, und dieses wird wohl an den meisten Orten nur etwas weniges betragen können. In andern Gegenden ist die Anzahl der Schafe, so die Unterthanen zu halten befugt sind, nach der Hufenzahl auf etwas Gewisses bestimmt. Auf diese Art ist nach Maaßgebung der Schickfußischen Schlesischen Chronik, Lib. III., in Schlesien festgesetzt, daß die Bauern in Schlesien auf eine jede Hufe nicht mehr, als 25 Stück Schafe über Winter halten können, jedoch nicht anders, als mit dem Willen des Herren. Aus diesem letzteren Ausdruck geht ganz deutlich hervor, daß die den Unterthanen zugestandene Befugniß ein bloßes, von der Herrschaft herrührendes, Gunstrecht ist, welches die Grundherren nach ihrem Gefallen mäßigen können, wodurch zugleich, daß die Herrschaften in Ansehung ihrer Schäfereygerechtigkeit ein ausschließendes Recht haben, ganz deutlich erwiesen wird. In andern Gegenden ist die Anzahl der Schafe, so die Unterthanen nach der Observanz zu halten berechtiget sind, bald höher und bald niedriger gesetzt, und es muß dann bei demjenigen bleiben, was einer solchen Observanz gemäß ist. Niemals aber darf dabei der Hauptsatz ausser Augen gelassen werden, daß der Schafviehstand eines jeden Besitzers nicht über das eigene gewonnene Winterfutter ausgedehnt werde. Findet sich daher, daß die sonst durch die Observanz bestimmte Anzahl der Schafe von den Unterthanen mit eigenem ge-

wonnenen Futter nicht ausgewintert werden können, so ist auch der Grundherr, vermöge seiner Schäfereygerechtigkeit, ihnen diese Anzahl von Schafen bis auf dasjenige, was sie mit eigenem Futter auszuhalten vermögend sind, einzuschränken befugt. Eine Observanz, die gegen einen dergleichen allgemeinen unwidersprechlichen Grundsatz anläuft, kann niemals, ohne Verletzung der Gerechtigkeit, in Ausübung gesetzt werden, besonders da es gewiß ist, daß die Wirthschaftsumstände der Deutschen Landgüter sich vormals, wo dergleichen Observanzen und Gerechtigkeiten entstanden sind, in Ansehung der Hütung in einem ganz andern Zustande, worin sie gegenwärtig sind, befunden haben. Bei einem bloßen Gunstrechte kann aber niemals vermuthet werden, daß der Gutseigenthümer dasjenige, was er selbst nothwendig gebraucht hat, abtreten wollen.

Wenn nachher festgesetzt wurde, daß die festgesetzte Anzahl der Schafe niemals das eigen gewonnene Futter überschreiten darf, so muß dabei noch ein anderer Umstand erörtert werden. Wie bekannt, hat ein großer Theil des jetzigen Wiesenwachses aus bloßem Rusch und Busch, wie man es nach dem gemeinen Ausdrucke zu benennen pflegt, bestanden, und folglich konnte zu denjenigen Zeiten, wo die vorhin erwähnte Observanz wegen des Schafhaltens der Unterthanen ihren Ursprung genommen, eine weit geringere Anzahl Schafe, als jetzt, gehalten werden. Hieraus entsteht nun die Frage: Ob an den Orten, wo die Haltung der Schafe auf die Hufenzahl, wie in Pommern, eingeschränkt ist, diese Anzahl nach dem ehemaligen oder jetzigen Wiesewachses zu bestimmen sei? Da die Herrschaften, wie schon mehrere Male bemerkt worden, eine, alle andere Einwohner ausschließende, Schäfergerechtigkeit besitzen, das Recht des Schafhaltens, so die Unter-

thanen und andere Dorfeinwohner nachher durch die Observanz erlangt haben, aber nicht anders, als eine bloße Servitut angesehen werden kann, so können, dergleichen Servitute oder dergleichen Dienstbarkeiten, im engsten Verstande genommen, nicht wider die Absichten des ersten Constituenten ausgedehnt werden. Nimmt man nun die Sache aus diesem Gesichtspunkte, wie sie auch aus keinem andern genommen werden kann, so ist offenbar, daß der neue Zuwachs an Heufutter den Unterthanen hierbei nicht zu Statten kommen kann, sondern die Lage der Sache nach der Art, worin sie sich bei der ersten Verwilligung des Gunstrechtes befunden hat, beurtheilt werden muß. Hat zum Beispiel ein Unterthan, als ihm der Grundherr das Recht des Schafhaltens, in sofern sein eigenes gewonnenes Futter dazu hinlänglich wäre, verwilligte, 4 bis 5 Fuder Heu gewonnen, und dieses setzte ihn in den Stand, 20 bis 30 Schafe halten zu können, so wäre ihm diese Vermehrung seines Schafstandes, wenn er sich nicht durch die Schäfereygerechtigkeit seines Grundherren mit eingeschränkt befände, wohl zu gönnen; allein hier ist es anders; denn auch die nützlichste Verbesserung muß niemals zu eines Dritten Nachtheil gereichen; solches würde aber offenbar geschehen, wenn einem solchen Bauer seinen Schafviehstand zur Schmälerung der herrschaftlichen Schäfereygerechtigkeit zu verdoppeln, erlaubt seyn sollte. Hieraus geht demnach zur Genüge hervor, daß sich kein Unterthan oder anderer Dorfeinwohner einer solchen Vermehrung des Futterzustandes gegen die vorigen Zeiten zum offenbaren Schaden der Herrschaft zu Nutze machen kann, sondern daß es lediglich bei der durch die Observanz festgesetzten Anzahl von Schafen verbleiben muß. Und wenn auch gleich durch die Observanz keine gewisse Anzahl von Schafen bestimmt wäre, solche nur bloß auf das,

was mit eigenem gewonnenen Futter ausgehalten werden könnte, ginge, so müßte doch dieses eigene gewonnene Futter nicht nach dem gegenwärtigen Zustande des Besitzers, sondern nach den Zeiten, wo die erwähnte Observanz ihren Ursprung genommen, ausgemittelt und beurtheilt werden. Dieses bestärkt sich um so mehr, als bereits durch rechtliche Aussprüche festgesetzt worden ist, daß auch sogar wider die Observanz durch die nachherige Verjährung keine höhere Anzahl von Schafen eingeführt und gerechtfertigt werden könne. Aus einem in dem v. Rohrschen Haushaltungsrechte, S. 827, angeführten von der Juristen-Facultät zu Jena erlassenen Praejudicato, welches bereits im Jahre 1604 ertheilt worden, erhellte solches ganz klar, indem es darin ausdrücklich heißt:

Wenn gleich euch hiebevor kein Gebot von der Obrigkeit wegen der Vieh- und Schafhaltung geschehen, sondern sie euch in der 20jährigen Ruhe gelassen, dennoch dieweil die andern Meister, so vor euch da gewesen, aus Unvermögenheit keinen halten können, und die Fürstl. Sächs. Landes-Ordnung klare Maße giebt, wie viel man und wer Schafe haben möge, so wie auch derjenige, so diesem zuwider lebt, zu strafen sei; so ist E. E. Rath, ungeachtet, daß ihr eure Meisterey gegen die Obrigkeit verschoßet und verschatzet, auch sonst andern Meistern in diesem Fürstenthume Schafe zu halten, nicht gewähret würde, euch zur Erhaltung eures Ackerbaues und Besserung eurer Nahrung eurem Belieben nach Vieh und Schafe halten zu lassen nicht schuldig, sondern da der Rath und ihr sonst nichts Erhebliches darwider einzuwenden, so möget ihr auf einer jeden Hufe Acht Schafe und also auf und ab, nachdem ihr viel oder weniger Acker habt, und darüber nicht halten, oder da sonst eine namhafte Anzahl Schafe die Stadt habe gesetzet, ihr euch derselben Anordnung mit Betreibung derselben Gränze zu wiedersetzen nicht befugt, sondern seid ihr

dem Rathe die übrigen Schafe zuzustellen, oder die geforderten Fünf Gulden Strafe zu erlegen schuldig und verpflichtet. V. R. W.

Hat man schon damals vor zweihundert Jahren, die hier unter vorwaltende Observanz mit so vielem Nachdruck und bündigen Gründen aufrecht zu erhalten gesucht, so wird man es noch ferner thun.

In vielen Gegenden, besonders denjenigen, wo die allgemeine Landesabgaben durch aufgenommene zuverlässige Catastra oder sichere Verzeichnisse der von einem jeden Contribuenten in Besitz habenden Grundstücke und Pertinenzien festgesetzt worden sind, müssen diese, als der einzige und wahre Beweisgrund angesehen werden, ob und wie viel die Unterthanen an Schafen zu halten berechtiget. Findet sich in dem Catastro, daß die Unterthanen, bei der vorgenommenen Klassification gar keinen Schafnutzen angegeben haben, so ist solches jederzeit ein zuverläßiger Beweisgrund, warum sie auch dergleichen in der Zukunft nicht verlangen können. Die ganze bei der Klassification vorgenommene Abschätzung der Landgüter würde unrichtig und falsch seyn, wenn man nicht die damaligen Abgaben, die noch überdies von den Besitzern der Bauernahrungen eidlich bestärkt worden, als gültig und zureichend annehmen wollte. Sind aber bei der damaligen Klassification von den Bauern eine gewisse Anzahl von Schafen zur Abnutzung angegeben worden, so wird auch diese angegebene Anzahl derselben allemal zur sicheren Richtschnur, wie viel ein jeder Bauer an Schafen zu halten befugt sei, dienen können. In den Neumärkischen Kreisen gereichen hierunter die im Jahre 1718 aufgenommenen Landescatastra zur alleinigen Richtschnur, und es ist daselbst kein anderes Mittel, das Recht des Schafhaltens der Unterthanen, wenn Streit darüber entsteht, zu entscheiden und zu bestimmen, als

diese. Es ereignet sich jedoch sehr oft, daß in den neueren Zeiten die Bauern sich hierunter weit mehr herausgenommen und eine weit größere Anzahl von Schafen, als das gedachte Landes-Catastrum besagt, gehalten haben. Hier entsteht nun die Frage: ob die Sache nach dem gegenwärtigen Besitze, worin sich die Bauern befinden, oder nach dem Inhalte des Landescatastrum, entschieden werden soll? Hierauf die Antwort: Kann die bloße Observanz durch keine gegenseitige Possession präscribirt werden, so wird solches gegen den klaren Inhalt des Landescatastrum, welches in dergleichen Dingen die Stelle eines ausdrücklichen Gesetzes vertritt, wohl um so weniger geschehen können; auch kann wohl der Unterthan wieder den Inhalt des Landescatastrum durch die bloße Possession, die ohnehin gemeiniglich erschlichen zu seyn pflegt, kein wirkliches Recht des Schafhaltens verlangen; nur der Fall ausgenommen, wenn die Unterthanen wider den Inhalt des Landescatastrum wirklich Schafe gehalten hätten, und solches ihnen von der Herrschaft untersagt worden wäre, sie aber sich daran nicht gekehrt und nachher von der Herrschaft binnen rechtsverjährter Zeit die Sache weiter nicht gerügt worden. Auf eine dergleichen zu rechtsbeständige Verjährung muß auch hier Rücksicht genommen werden, wiewohl wenig Beispiele, in welchen solches erweißlich gemacht werden kann, aufzuweisen seyn werden.

An den meisten Orten ist, entweder durch die Observanz, oder durch Landescatastra, oder auch durch besondere Verträge bestimmt, wie viel ein jeder Unterthan und Dorfeinwohner an Schafen zu halten berechtiget ist, und wenn solches nicht wäre, so giebt es doch die Vernunft, daß Niemand mehr Schafe halten kann, als er mit seinem eigenen Futter auszuwintern im Stande ist. Selten aber ist in einem

Dorfe der Zustand der Einwohner, auch selbst nach dem Verhältnisse ihrer Nahrung, dergestalt gleich, daß sie alle gleich viele Schafe halten. Die vorzüglichsten Wirthe halten gemeiniglich mehr, als auf sie nach einer richtig angelegten Berechnung des Ganzen, kommen könnte. Viele der andern Einwohner befinden sich in solchen Umständen, daß sie die ihnen zugetheilte Anzahl von Schafen nicht haben, und solche auch wegen ihres schlechten Nahrungsstandes nicht gut unterhalten können. Wenn sich nun die guten Wirthe dieses Vortheils gemeiniglich zu Nutze machen, und mehrere Schafe, als eigentlich auf ihre Nahrung kommt, zu halten, sich aber dabei damit, daß dadurch dennoch die auf die Gemeinde kommende Anzahl nicht vergrößert werde, zu entschuldigen pflegen, so frägt es sich, ob dieser Einwand als gegründet anzusehen sei? Diese Sache ist zweifelhaft. Dem mit der Schäfereygerechtigkeit beliehenen Grundherrn scheint durch das ungleiche Schafhalten der Dorf = Einwohner unter sich in seinem Rechte kein Nachtheil zuzuwachsen, wenn nur nicht die ganze Gemeinde mehrere Schafe, als ihr erlaubt ist, hält. Das Recht des Schafhaltens ist aber nicht für das ganze Korpus der Gemeinde, sondern nur für ein jedes Mitglied derselben, nach der Beschaffenheit des Nahrungsstandes, bestimmt. Hält nun der Eine oder der Andere, es sei aus Nachlässigkeit oder Unvermögen wirklich nicht so viele Schafe, als er zu halten befugt ist, so erwächst daraus den Nachbarn kein Recht, über das Verhältniß ihrer Nahrungen mehrere Schafe zu halten, zu, sondern solches ist ein Vortheil, der nur allein der Herrschaft zu Gute kommt. Es würden auch daraus, wenn solches erlaubt seyn sollte, viele Unordnungen entstehen, indem wenn die ärmeren Einwohner in der Folge zu mehreren Kräften kämen und folglich ihre volle Anzahl von Schafen halten

könnten, die stärkeren den sich angemaßten Ueberfluß nothwendig wieder abschaffen müßten.

Die dritte Art, wodurch die Unterthanen und die übrigen Dorf-Einwohner das Recht des Schafhaltens erlangen, und sich deshalb gegen die, mit der Schäfereygerechtigkeit versehenen Herrschaften rechtfertigen können, sind ausdrückliche Verträge oder andere briefliche Urkunden, worin ein solches verstattet worden ist. Es versteht sich hier von selbst, daß dergleichen Verträge oder briefliche Urkunden autentisch oder zuverlässig seyn müssen. Die Hof- und Annehmungsbriefe sind sonder Zweifel diejenigen Documente, die darunter den wenigsten Zweifel wider sich haben können. Gemeiniglich ist auch in dergleichen Briefen und Urkunden die Anzahl der Schafe, die ein jeder Besitzer halten kann, festgesetzt, und wenn solches nicht geschehen seyn sollte, so versteht es sich von selbst, daß diese Anzahl nach dem Verhältnisse des von einem jeden zu gewinnenden eigenen Winterfutters bestimmt werden muß. Haben nun nicht alle Dorf-Einwohner, sondern nur einige derselben dergleichen Verträge oder andere briefliche Urkunden, in welchen ihnen das Recht des Schafhaltens verschrieben worden ist, für sich, so kann sich die ganze Gemeinde deshalb dieses Recht nicht anmaßen, sondern es muß solches bloß denen, die sich auf vorbenannte Art dazu legitimiren können, zugestanden werden. Ein Richter, dem dergleichen Vorfälle zur Entscheidung vorkommen, hat sich hierunter wohl in Acht zu nehmen, daß er nicht durch die Befugniß einiger Dorf-Mitglieder, solches der ganzen Gemeinde zuzustehen, überrascht werde; denn nichts ist in dergleichen Fällen gewöhnlicher, als daß man, wenn durch die Urkunden des einen oder des andern Dorf-Einwohners, die Gerechtigkeit, Schafe halten zu können, erweißlich gemacht wird, daraus

sogleich den Schluß auf die ganze Gemeinde macht. Das Recht der Unterthanen, Schafe halten zu können, gehört zu den Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und es mag sich daher derselben Niemand anmaßen, der sich nicht besonders dazu rechtfertigen kann. Will daher eine ganze Gemeinde das Recht des Schafhaltens haben, so muß auch ein jedes Individuum solches durch authentische Urkunden darthun. Diejenigen, die nun dergleichen aufzuweisen nicht im Stande sind, können auch mit den andern kein gleiches Recht verlangen, sondern sie sind schuldig sich desselben zu enthalten, und solches ihren Nachbarn, die sich dazu legitimirt haben, zu überlassen.

Der vierte und letztere Titulus possessionis von dem Rechte des Schafhaltens der Unterthanen, ist endlich die Verjährung. Daß hierzu kein bloßer einfacher Besitz, besonders dann, wenn entweder durch die Observanz oder Landescatastra hierunter etwas Gewisses bestimmt ist, Statt finden könne, ist schon oben bemerkt worden. Nicht anders, als wenn die Unterthanen sich eines Schafhütungsrechtes, so ihnen von der Herrschaft widersprochen, nachher aber dabei acquiesciret worden, und dann eine zur rechtlichen Verjährung erforderliche Zeit, von dem widersprochenen Actu possessionis an, verstrichen ist, kann sich ein Unterthan oder Dorf-Einwohner in der Präscription gründen, und deshalb eine Befugniß des Schafhaltens rechtlich verlangen; aber auch hier behält der mehrmals gerügte Grundsatz; daß die Anzahl der zu haltenden Schafe, nach dem Verhältniß des eigenen gewonnenen Futters festgesetzt werden müsse, allemal seine Anwehre. Die Beobachtung dieses Grundsatzes ist in dem Falle, wenn das Recht des Schafhaltens der Unterthanen, nur bloß auf die Verjährung gegründet wird, um so noth-

wendiger, als es dann gemeiniglich an der richtigen Bestimmung einer gewissen Anzahl von Schafen zu mangeln pflegt, sondern ein Jeder nach seiner Willkühr, bald mit einer größern, bald wieder mit einer kleinern Anzahl, dieses Recht in Ausübung gesetzt hat. Es ist aus Erfahrung bekannt, wie leicht sich auf solchen Landgütern, welche viele Jahre hintereinander in den Händen nachläßiger Administratoren oder Zeitpächter gewesen sind, die Unterthanen eines ihnen sonst nicht zuständigen Schafhaltungsrechts anmaßen können. Anfänglich kommt nur ein Bauer oder anderer Unterthan mit zwei bis drei Schafen, die er unter der gemeinen Hut jagt, zum Vorschein, welches man nicht berücksichtiget, weil man eine solche Kleinigkeit der herrschaftlichen Gerechtsame unschädlich hält. Ganz unvermerkt vermehrt sich aber nach und nach diese Anzahl der Bauerschafe, und es wird, wenn nicht zeitig auf deren Abschaffung gedrungen, sondern darüber die zur rechtlichen Verjährung erforderliche Zeit versäumt worden, ein nachher unwidersprechliches Recht daraus. Bei Anwesenheit der Grundherren wird, wenn sie nur treue Wirthschafter haben, die ihnen die darunter habenden Absichten der Unterthanen offenbaren, die Sache nur selten so weit kommen. Wenn aber ein Landgut dreißig und mehrere Jahre hintereinander unter Administration oder Verpachtung, wie hiervon vielfältige Beispiele vorhanden sind, gestanden hat, so ist nichts Leichteres, als daß dergleichen unrechtmäßige Verjährungen erschlichen werden können. Ein gerechter Pächter muß daher diesen Umstand bei dergleichen Fällen sehr wohl untersuchen, und den Unterthanen nicht so leicht eine Befugniß, bei welcher es offenbar an dem bona fide fehlt, zum offenbaren Nachtheil der Güterbesitzer als gegründet, zueignen.

Oeconomia Forensis, 8r Bd., S. 492 u. f.

Schafvieh-Verordnung. Zur Betreibung der Schafzucht sind von den verschiedenen Regierungen Deutschlands, so auch in anderen Ländern, Verordnungen ergangen. Hier will ich nun die Preußischen Verordnungen anführen, da alle Verordnungen, die in dieser Hinsicht erschienen sind, ziemlich übereinstimmen, da sich hierin eine Regierung nach der andern richtet. Hier die Verordnungen selbst wörtlich anzuführen, würde zu weitläuftig seyn; daher werden die Stellen, wo sie angeführt worden, schon genügen.

1) Daß die Schafzucht durch gelernte Schäfer ordentlich betrieben, und diese vereidet werden sollen:

Königlich Preußische erneuerte Hirten- und Schäferordnung, vom 27sten October 1705. Mylius Sammlungen, 5r Th., 3te Abtheil., 1 Cap., Nr. 33, Col. 247 — 260.

Reglement, wie es mit Haltung des Schafviehes in den Königlichen Frey- und Bauerdörfern in Preußen gehalten werden soll, vom 16ten Decemb. 1770. Neue Sammlungen, 4r Bd., 1770, Nr. 87, Col. 7433 — 7438.

Anweisung zur Erziehung und Fütterung der Schafe, den 20sten Nov. 1769 publiciret worden; daselbst, Nr. 173, Col. 6251 — 6264.

2) Zum Schaffutter sollen allerlei Laubbäume, als Rüstern, Pappeln, Linden ꝛc. angebauet werden:

Königliche Verordnungen für Preußen, vom 20sten Nov. 1769. Neue Sammlungen, 4r Bd., 1769, Nr. 73, Col. 6251 — 6264.

Circular an sämmtliche Kammern und Kammerdeputationen auf Anpflanzung solcher Bäume, deren Laub zur Schaffütterung dienlich ist, und auf den Gebrauch dergleichen Laubes zu derglei-

chen Fütterung gesehen werden soll. Berlin, den 21sten April 1774, und im Nachtrage der Verordnung zum Jahre 1775, Nr. 20.

Circular an sämmtliche Kammern und Kammerdeputationen, die wiederholte Order betreffend, dieser Verordnungen nachzukommen, de dato Berlin, den 23sten Juni, 1770.

Königliche Directorial-Verordnung vom 21sten April 1774. Neue Sammlungen, 5r Bd., Nachtrag, Nr. 20, Col. 665 — 668.

Königliche Anweisung vom 14ten Dec. 1779, zu deren Anbau.

3) Verhütung der Krankheiten und der Räude.

Königliche Verordnung vom 2ten April 1755. Neue Sammlungen, 1r Bd., 1755, Nr. 29, Col. 811 u. f.

Königl. Edict vom 25sten Januar, 1764. Neue Sammlungen, 3r Bd., 1764, Nr. 6, Col. 363 u. f., und Direct.-Verordnung vom 8ten März 1779. Neue Sammlungen, 6r Bd., 1779, Nr. 5., Col. 1519 u. 1520.

Königliches Reglement wegen Treibens der räudigen Schafe durch die Kurmark; vom 7ten May 1794. Neue Sammlungen, 9r Bd., 1794. Nr. 47, Col. 2171 — 2176.

Nähere Vorschrift, wie es in Ansehung räudiger Schafherden gehalten werden soll, vom 14ten Dec. 1799. Neue Sammlungen, 10r Bd., 1799, Nr. 72. Col. 2697 — 2700. — Auch hat die Königliche Churmärkische Kammer 1790, die Schrift: Vindebandt über Heilung der Thiere, besonders der räudigen Pferde und Schafe anempfohlen.

4) Abstellung des Schafmelkens in den Königl. Domainen-Aemtern im Jahr 1774, 1775.

Baron v. Lamotte praktische Beiträge zur Kameralwissenschaft, 1r Th.

Das mehrere Salzgeben. Königl. Verordnung vom 3ten. Oktober 1769. Neue Sammlungen 4r Bd., 1769. Nr. 63, Col. 7229 und 6200.

Die Spanischen Schafe sollen zur Veredlung der Landesschafe eingeführt werden, worin Schlesien besonders sehr unterstützt worden. Im Jahre 1786 wurden für 22,000 Thlr. Spanische Schafe in der Churmark auf Königl. Dom. Aemtern vertheilt. In Schlesien ist auf Befehl der Kammer die nützliche Schrift. Vollständiger Unterricht für Schäfereyen und Schäfer zum Gebrauch für Schlesien, als ein Auszug aus Daubenton von Brieger übersetzt und umgearbeitet, anempfohlen und verbreitet worden.

Die Polizey-Aufsicht in Ansehung der Schäfereyen geht besonders dahin:

1) Müssen jährlich die Tabellen über den Schafstand und Wollgewinn im Lande den Kammern eingeschickt werden. Königl. Edict vom 3ten April, 1774.

2) Das Auferziehen der schwarzen, grauen und bunten Lämmer ist verboten. Königl. Edict vom 15ten May, 1722. Mylius Sammlungen, 5r Th. 2te Abtheilung, 4s Kap., Nr. 77. Col. 333 und 334. Direct. Rescript vom 1ten Februar 1769. Neue Sammlungen, 4r Bd., 1769, Nr. 9, Col. 5333 u. f. Vom 13ten May 1782.

3) Das Zeichnen der Schafe mit Materialien, welche die Wolle verderben. Königl. Edict vom 13ten Febr. 1758. Neue Sammlungen, 2r Bd., 1788. Nr. 9. Col. 282 u. f.; und 31sten Aug. 1774.

4) Die Lämmerwolle soll bei den Wollschuren besonders gepackt und verkauft werden.

Königl. Patent vom 15ten September 1734. Mylius Sammlungen, 5r Th., 2te Abth., 4s Kap. Nr. 93. Col. 387 u. f. Auch soll dieselbe

auf die Märkte sauber und rein zum Verkauf gebracht werden.

Königl. Edict vom 13ten September 1764. Neue Sammlungen, 3r Bd., 1764, Nr. 60, Col. 465 — 468.

Königl. Reglement vom 29ten May 1792. Neue Sammlungen, 9r Bd., 1792, Nr. 49, Col. 989 — 994.

5) Ist die Einführung der einschürigen Schafe und die Erzeugung einschüriger Wolle in Schlesien durch Kammer-Cirkulare im Jahr 1765 und 1772 angeordnet. —

Ist in Schlesien das Vorvieh abgeschafft. Königl. Edict wegen Abschaffung des Schafvorviehs, welches der Veredlung der Schafe hinderlich ist. Berlin, den 6ten August, 1797. Dasselbe ist für die Churmark und Neumark geschehen. Verordnung vom 3ten Febr. 1800. Neue Sammlungen, 10r Bd., 1800, Nr. 5. Col. 2777 — 2786, und aufs Neue eingeschärft durch das Edict vom 16ten Febr. 1802. Neue Sammlungen 1802. Col. 743 — 748.

Schafwäsche, Schafschwemme, s. oben, S. 327 u. f. Hier noch Einiges über diesen Gegenstand. Neuere landwirthschaftliche Schriftsteller verwerfen das Schwemmen der Schafe, besonders bei den Merinos, indem die Erfahrung gelehrt, daß die echt Spanischen Schafe zu wollreich und fett in der Wolle sind, um diese Thiere mit der Wolle in fließendem Wasser zu schwemmen und gehörig reinigen zu können. Die Last der Wolle macht, daß sie sinken, und wenn sie auch wirklich das Ufer erreichen, so sind ihre Füße zu schwach, die mit Wasser getränkte, große Last der Wolle im Pelze zu tragen, die Thiere sinken zusammen, bleiben auf der Erde liegen, wälzen und verun-

reinigen sich aufs Neu. Dann ist es auch notorisch bekannt, daß die öligte Feuchtigkeit, welche aus dem Körper durch die Haut des Thieres, und selbst durch die Poren der Wolle dringt, durch kaltes Wasser nicht kann weggebracht werden, und daß eben dieser Schweiß das Trocknen der Wolle, wenn sie auf den Thieren gewaschen wird, sehr verzögert, welches bei der feinen Wolle mehr der Fall, als bei der gemeinen ist, wodurch bei den Verkäufern entweder der Erzeuger oder der Käufer verliert, wodurch das im Handel so wechselseitige Vertrauen vernichtet wird. Hiernach wird man leicht einsehen, welche Wirkung ein mit Wasser angefülltes Vließ auf den Körper eines gegen die übrigen Hausthiere immer nur zärtlichen Thieres hervorbringen muß. Wenn die Schafe nach der Schwemme im Freien weiden können, ginge es noch an, wenn aber regnichte Witterung einfällt, und die Schafe mit ihren nassen Pelzen in die Ställe getrieben werden müssen; dann muß die Ausdünstung während mehrerer Tage und Nächte wohl einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit dieser edlen Thiere haben. Petri sagt: „die Reinlichkeit und Beschaffenheit der Wolle erfordern eben so dringend, als die Gesundheit dieser nützlichen Thiere, die Aufhebung eines so zweckwidrigen Verfahrens, als das Schwemmen der Schafe ist, welches so sehr das Interesse des Erzeugers lähmt, und nur durch den Schlendrian bei dem edlen Viehe bisher erhalten werden konnte. Für die Fortschritte der Veredlung der Wolle, für den weiteren Schwung unserer Fabriken, für das Aufblühen dieses kräftigen National-Kulturzweiges, so wie für ihren leichteren Absatz an fremde Käufer ist es aber unumgänglich erforderlich, dieser bisher bestandenen, so verderblichen und ganz zweckwidrigen Manipulation, als das Schwemmen der Schafe ist, um die Wolle dadurch

nur nothdürftig zu reinigen, ein Ende zu machen, und die Herren Oekonomen auf mehrere zweckmäßige Wasch-Manipulationen, die mit dem Stande der Edelheit unserer Schafe besser harmoniren, aufmerksam zu machen." — Nach demselben Schriftsteller bringt das Waschen auf dem Pelze folgende Nachtheile:

1) Bleibt der Werth der Wolle und das Gewicht des Vließes bei der Wäsche auf dem Pelze immer precär, welches im Handel zwischen dem Erzeuger und Käufer das wechselseitige Vertrauen aus dem Grunde schwächt, weil es ungewiß ist, wie viel eigentlich Wolle und wie viel Schmutz in einem Sacke enthalten ist, welches den Handel ins Ausland erschwert.

2) Läßt sich die Wolle der Merinos und Mestizen dieser Art, nach der Erfahrung, durch das Schwemmen nicht rein bringen. Alles Fett und die damit vereinigten Unreinigkeiten bleiben, ohne daß sie das kalte Wasser angreift, in der Wolle zurück.

3) Wird der Werth der Wolle auf dem Körper des Thieres durch die unvollkommene Wäsche nicht nur schwankend und daher nicht nach ihrem wahren Werthe gewürdiget und verkauft, sondern dieser Manipulationsfehler vermehrt auch noch zugleich, ohne Zweck, zum Nachtheil für den Absatz ins Ausland die Transportkosten und Mauthen, auch die baaren Auslagen für Wollsäcke.

4) Da die Wolle in den Tuchfabriken entweder die Bestimmung hat, weiß zu bleiben, oder durch verschiedene Farben gegen leichte Befleckung zu schützen, das Auge zu ergötzen und dadurch den Geschmack der Käufer zu befriedigen, so zeigt die tägliche Erfahrung, daß die Wolle in der ersten nachläßig verrichteten Wäsche leicht verderben, und nicht allein für Waaren, die weiß bleiben, sondern auch

für diejenigen, die nachher gefärbt werden sollen, ganz untauglich gemacht werden kann, indem die Farben um so lebhafter und glänzender ausfallen, je mehr die Wolle ihre höchste Reinheit und Weiße gleich in der ersten Wäsche erhalten hat. Schwefelt man nachher dergleichen unrein gewaschene Wolle, um sie weiß zu machen, oder behandelt man sie mit Schwefelsäure, so erhält sie zwar einen hohen Grad von Weiße; allein diese Behandlung zieht den Nachtheil herbei, daß die Wolle, folglich auch das Fabrikat, dadurch hart wird, und an ihrer Festigkeit verliert, so wie auch, daß sie nach einiger Zeit der Schwefelung wieder gelblich wird.

5) Verliert die Wolle durch dieses ganz entgegengesetzte Verfahren ausserordentlich viel an ihrer Güte und Geschmeidigkeit, wenn sie in einem nassen Zustande sich mehrere Tage und Nächte befindet, darin unterhalten und zugleich die Transpiration des Thieres gehindert wird. Die Hornhaut der Wolle wird dadurch zu sehr erweicht, durch die Nässe ausgedehnt und vergröbert.

6) Zieht diese unterdrückte Transpiration bei kränklichen und anbrüchigen Schafen unvermeidlich, vorzüglich wenn kalte und regnerische Witterung nach der Schwemme erfolgt, den Tod nach sich, indem das nasse Thier zuweilen acht Tage in der schweren Last des durchnäßten Vließes herumgehen muß, während welcher Zeit die Wolle gewöhnlich unreiner, als vor der vorgenommenen Wäsche wird, und dadurch den Keim zu tödtlichen Krankheiten, ja oft den augenblicklichen Tod herbeiführt, weil es überhaupt der Natur der Schafe nicht angemessen ist, benäßt zu werden, besonders da das dichte Vließ der Merinos und der von ihnen abstammenden Mestizen ohnehin weit schwerer trocknet, als von gemeinen Schafen.

7) Da ein gut genährtes, gesundes, ausgewachsenes Leonisches Mutterschaf beiläufig 6 — 7 Pfund ungewaschene Wolle auf sich trägt, und die Mestizen sich hierin nach und nach den Originalen nähern sollen, so liegt es in der Natur der Sache, daß das Schafschwemmen bei Stufenweiser Vervollkommnung nicht mehr angewendet werden kann, weil ein solches Thier, nebst der Last seines natürlichen Pelzes, wohl nicht eine drei- auch viermal größere Wasserlast, die dessen Vließ während der Wäsche eingesogen hat, so lange herumtragen kann, bis es trocken geworden. Bei dünnfelligen Schafen läßt sich dieses noch eher bewerkstelligen, wiewohl immer auf Kosten der Gesundheit, aber nie ohne große Gefahr und Schaden bei den dichtwolligen Merinos; ohne zu gedenken, daß die beängstigende und grausame Behandlung, welcher die Schafe bei dem Schwemmen ausgesetzt sind, schon einen großen Einfluß auf den Gesundheitszustand derselben hat.

Petri, welcher die in Spanien gebräuchliche Wollwäscherey näher zu sehen Gelegenheit hatte, hat gefunden, daß dieselbe im Großen, nach genauer Untersuchung, die zweckmäßigste und wohlfeilste ist. Man unterscheidet in Spanien folgende vier Gattungen Wolle an einem Schafe. P. oder Primawolle, welche aus der Rücken-, Seiten-, Hüften-, vordern Schenkel- und Halswolle besteht — S. oder Secundawolle, welche die Wolle der oberen Schenkel, des Bauches und Halses enthält, ingleichen die Kader- und Brustwolle — T. oder die Tertiawolle kommt von den inneren Schenkeln, von den untern Theilen des Schenkels, dem obern Theile der Vorderfüße und dem untern Theile der Brust, desgleichen von dem Schopfe und dem Schwanze. — Die Kaida oder Ausschußwolle, von den Beinen zwischen den Schenkeln, von dem Hodensacke, den

unteren Füßen und den verunreinigten Theilen des Schafes gewonnen wird; s. auch oben, S. 323 u. f. Zuerst werden von dem Scheerer die Füße, die inneren Schenkel, die Untertheile, die Brust, und der Schwanz abgeschoren; wenn das Thier gebunden, und nachher die Wolle Lit. T. abgeschoren und jene Lit. K. und T. auf einen abgesonderten Haufen vereiniget gebracht, nachdem zuvor der Schafmeister und ein abgerichteter Gehülfe die Gränzlinie dieser Sorte genau mit Röthel oder rother Wasserfarbe bezeichnet hatten. Die schmutzigste Kaidawolle (Ausschußwolle) wird auf einen Haufen abgesondert gelegt und besonders gewaschen. Das Thier wird losgebunden und in eine daneben befindliche Absonderung getragen, worauf eine andere Parthie Scheerer die Secunda-Wolle, nachdem die Gränzlinie durch den Schafmeister ebenfalls mit einem Röthelstriche genau bezeichnet worden sind, abscheert. Aus dieser Wolle wird, sobald sie abgeschoren und weggetragen worden, ein besonderer Haufen gebildet. Nun scheeren dieselben Scheerer die übrige Sattelwolle Lit. P. an einem Stücke ab. Aus dieser theuersten Wollsorte wird nun der dritte oder größte Haufe gemacht. Durch diese ganz einfache Manipulation ist die Wolle auf das Genaueste nach ökonomischer Art sortirt, und zwar so, daß bei genauer Aufsicht kein Sortirer, wenn der Schafmeister die Sorten richtig vorgezeichnet hat, solche zuverlässiger von einander absondern kann; man hat es sogar in seiner Willkühr, wenn bei der Klassifikation ein Versehen geschehen ist, nach den Vollkommenheiten des Thieres einige Woll-Vließe nach Erforderniß in diese oder jene Klasse zu versetzen, je nachdem ein Schaf mehrere oder mindere feine Wolle hat. Das Vieh wird zugleich hierdurch sehr geschont, indem es der barbarischen Behandlung der Wäsche und dem gewöhn-

lichen Hungerleiden in diesen Umständen nicht unterzogen werden darf.

In Spanien wird die Wolle, nach Petri, nach der Schur auf folgende Weise gewaschen. Mehrere Tage vorher, ehe das Waschgeschäft beginnt, legt man die sortirte Wolle nach und nach Sortenweise auf eine Hürde von Draht oder Weidenholz, welche von zwei hölzernen Schragen oder Stützen getragen wird. Hier wird nun diese sortirte Wolle Parthienweise mit glatten Stecken abgeklopft oder gehauen, und mit den Händen gelüftet, damit die allenfalls vorhandenen Stichelhaare, der Staub und das Anhängsel vom Futter, nachdem sie einige Male gerüttelt worden ist, davon befreit werden. Man muß bei diesem Geschäfte oft die Hände zu Hülfe nehmen und die am stärksten verunreinigten Wollflocken öfters ganz auf die Seite legen, um sie allein zu waschen, hierauf aber wieder in ihre Sorten bringen. Mit dieser Wolle werden nun die drei Behälter oder Bassins mit warmen Wasser jedes Mal mit 125 bis 150 Pfund an Gewicht angefüllt und nach Reaumür mit 45 — 55 Grad warmen Wasser, fast eine halbe Stunde lang, eingeweicht. Nach Verlauf dieser Zeit kommt diese Wolle in den Kanal oder in das kalte Bad, wo sie gleich rein ausgewaschen wird. Man rechnet, und der oben genannte Schriftsteller hat sich aus eigener Erfahrung davon öfters überzeugt, daß bei gehörigem Eifer mit drei Bassins, in welche die Wolle in warmes Wasser eingeweicht wird, 30 — 36 Centner rohe Wolle täglich ausgewaschen werden können, wozu 16 Personen nöthig sind. Sobald die genannten drei Bassins mit Wolle fest eingefüllt sind, so gießt man, wie schon erwähnt worden, 50 Grad warmes Wasser mittelst der Pipen darauf; ist die Wolle besonders unrein, so darf das Wasser nach Reaumür auch 60

Grad oder so warm seyn, daß man nur mit Schmerzen die Hand darin halten kann. Die Bassins müssen bis zum Uebergehen mit Wasser angefüllt seyn und die Wolle höchstens eine kleine halbe, besser nur ein Viertelstunde, darin weichen. Eine Wärme unter 40 Grad ist zur Auflösung der Fettigkeit nicht hinreichend, und über 55 bis 60 Grad bindet sie solche gewissermaaßen, kräuselt die Wolle und macht dieselbe störricht und hart. Man kann den gehörigen Wärmegrad auch ohne Thermometer erkennen, sobald man nämlich die Hand nicht mehr darin leiden kann, ohne sie zu verbrennen, so ist sie zu stark. Wenn das Wasser im Kessel stark siedet, so temperirt es sich durch den Ablauf der unterirdischen Röhren in die Bassins, daß beim Eintritt in solche durch die Pipen oder Hähne, selten eine höhere Wärme, als 55 bis 60 Grad nach Reaumür Statt hat. Wenn das Wasser in dem Kessel siedet, so füllt man die Bassins mit Wolle, und läßt dann mittelst der Hähne das Wasser in solche laufen. In diesem Zustande muß sie, wie schon erwähnt wurde, 15 — 25 Minuten, je nachdem die Wolle unrein ist, nämlich die unreinste am längsten, weichen. Man nimmt sie dann mit einer Gabel oder einem Rechen heraus, und bringt sie in einen Korb oder in einen mit Löchern versehenen Verschlag, damit das Fettwasser ausrinnen kann. Die in Körbe oder hölzerne Verschläge eingefüllte Wolle wird mit den Füßen etwas zusammengetreten, damit das Fettwasser durchgepreßt wird, welches, sobald die Wolle aus dem Bassin gebracht wird, in einen besonderen Behälter gesammelt, und die dünne Flüssigkeit wiederzum Warmwaschen der Wolle in den Kessel gebracht werden kann, der Bodensatz aber zum Verkauf an Seifensieder, oder zum eigenen Gebrauche, die Achsen der Wägen mit diesen festeren Fetttheilen zu schmieren,

verwendet werden kann. Während man die Wolle in den Kanal bringt, wo ein Arbeiter zu deren Empfang in Bereitschaft steht, um solche im Wasser Portionweise auseinander zu breiten, wird die warme Wäsche in den Bassins ununterbrochen auf die beschriebene Art wiederholt und fortgesetzt. Von dem Wasserkanal kommt die Wolle, nachdem solche mit Gabeln öfters gehoben, und nachher der Rechen zum Ablassen geöffnet worden ist, zum Wasserbehälter der kalten Wäsche, welcher eine ovale Form hat. Oben liegt ein Holz quer über diesen Wasserbehälter, an das sich zwei Menschen stützen, welche die ihnen vom Wasserkanal zukommende Wolle in Empfang nehmen, sie wechselsweise mit dem rechten oder linken Fuße treten, um das Wasser recht durch die Wolle zu arbeiten, sie dadurch vom Schmutze zu befreien, und in Flocken im Wasser hin und her zu bewegen; desgleichen müssen sie auch mit einem Fuße beständig im Wasser rühren, um die Wolle in Bewegung zu setzen, und auseinander zu bringen, so daß solche recht gewaschen wird, ohne daß man dabei mit den Füßen viel auf den Grund kommen darf. Am Ende dieses Wasserbehälters ist ein Fachbrett angebracht, durch welches man das Wasser während des Waschens auf 15 — 16 Zoll hoch schwellt; im Laufe des Kanals ist es ungefähr 15, und gegen das Ende, wo ebenfalls ein Fachbrett ist, 20 Zoll hoch. Aus diesem ovalen Wasserbehälter wird die Wolle, nachdem sie recht mit den Füßen hin und her bewegt worden ist, sobald sie rein zu seyn scheint, acht andern in dem Kanale befindlichen Personen, wovon eine unterhalb der anderen ist, über das Fachbrett zugebracht. Die vier ersten arbeiten in diesem Abflußkanale stehend und mit den Händen auf den Rand sich stützend, und wiederholen in angemessenen Distanzen die Beschäftigung der beiden

im ovalen Wasserbehälter befindlichen Menschen. Die übrigen vier Arbeiter sind ebenfalls in dem Abflußkanale hinter den ersteren, sammeln sitzend die Wolle, wie sie das fließende Wasser mit sich fortreißt. Sie bilden daraus, ohne sie zu winden und zu drehen, Bündel, und drücken das Wasser aus. Jetzt wird die Wolle in die hinter diesen Arbeitern stehende Körbe fortwährend eingefüllt und auf die Gallera zum Ablaufen des Wassers getragen, wo sie später in die Presse und auf die Pedrera gebracht wird. Am Ende dieses Kanals sind noch zwei Arbeiter beschäftiget, die Wolle in Empfang zu nehmen, und zu verhindern, daß sie nicht durch das Gitter, welches bei der Schleuse angebracht ist, unter die Gallera falle. Diese zwei Arbeiter müssen beständig die Wollflocken von dem Netze der Gallera ablösen, damit sich solches nicht verstopfe, und der Ablauf des Wassers nicht geschwellt werde, wobei wohl zu beobachten ist, daß so wenig Wolle, als möglich, dieses Drahtnetz erreiche, wodurch die Arbeit sehr gefördert wird. Von hier kommt die reine Wolle auf die Pedrera, wo man sie einige Stunden, gleichartig auseinander gelegt, sich ausziehen läßt, um ihr dadurch ihren Nerv oder ihre Elasticität wieder zu geben. Petri giebt hierbei noch eine Presse an, welche nicht in Spanien gebräuchlich ist, welche vor der Pedrera angewendet wird, wodurch das Trocknen sehr befördert werden soll. Eine auf solche Art gewaschene Wolle, besitzt nun den gehörigen Grad der Reinheit, zu der sie zu den fernern Behandlungen in den Manufakturen durch ganz gewöhnliche Arbeiter geschickt gemacht wird. Nach dieser Behandlung muß die Wolle noch die Fabrikwäsche passiren, wodurch sie noch einen Abgang von 12 bis 15 Procent erleidet. Zuletzt kommt sie auf die daran stoßende, von allen Unreinigkeiten befreite Wiese, wo

man Haufen daraus macht, die wieder in kleinere vertheilt werden, und zwar so, daß sie ganz gleichmäßig über die ganze Wiese vertheilt ist, damit Sonne und Wind sie trocknen können. Hier bleibt sie bis zum zweiten oder dritten Tage, und wird täglich früh, nach abgetrocknetem Thau, einmal gewendet, oder man trocknet sie auf Stellagen unter Dächern im Schatten. Thau und Regen schaden hier der Wolle nichts, sondern befördern ihre Weiße. Petri hat Beispiele gehabt, daß es zehn Tage nach einander regnete, und man konnte der Wolle nicht den geringsten Schaden ansehen, sie wurde im Gegentheil dadurch auffallend weiß gebleicht. Wenn die Wolle trocken geworden, wird sie auf der Wiese in Haufen gelegt, gewöhnlich gleich daselbst in Säcke gethan oder vielmehr eingeballt, und dann ins Magazin gebracht. Auf jeden Ballen, der ungefähr 200 bis 250 Pfund wiegt, schreibt man das Zeichen der Quantität und der Qualität. Unter den Wassern, welche man zur Wäsche der Wolle gebraucht, verdient reines Fließwasser, vor stehendem Wasser den Vorzug; und je schneller der Lauf des Wassers ist, desto geschwinder kommt man in der Arbeit vorwärts; je härter das Wasser, desto unzweckmäßiger ist es zu diesem Geschäfte. Die Wolle verliert gewöhnlich 50 Procent in der Wäsche, je nachdem die Gegend und die Art des Viehes ist, oder dasselbe dem Staube ausgesetzt gewesen. Was sie durch die Fabrikwäsche, wie oben angeführt worden, noch verliert, ist hier nicht hinzugerechnet. — Was die Wolle durch die Pelzwäsche an Schmutz ꝛc. verliert, ist schwer zu bestimmen, indem dieses Geschäft zu prekär betrieben wird; man kann ungefähr annehmen, daß sie an Unrath 20 bis 25, auch wohl 30 Procent verliert.

Die Waschkosten sollen in Spanien nur sehr

unbedeutend seyn, ja in manchen wasserarmen Gegenden, und wo man das Vieh zu entfernten Schwemmen treiben muß, weniger kostspielig, als die gewöhnliche Wäsche, indem nach Petri's Erfahrungen, 16 Personen, 30 Centner Wolle täglich waschen. Man bedarf in einem Waschhause, welches vier Behältnisse mit warmen Wasser hat, und worin das eben angeführte Quantum, auch wohl noch 10 bis 20 Centner darüber, täglich gewaschen wird, nur ungefähr 2 Klafter Holz. Die Kosten der Erbauung eines solchen Waschhauses, welches man in allen seinen Theilen entweder ganz von Stein, oder von Holz aufführen lassen kann, schlägt Petri auf 200 bis 300 Gulden C. M. an, wobei er jedoch die Bemerkung macht, daß dasjenige, welches er erbauet hat, nicht eingedeckt worden ist, weil solches auch nicht nöthig ist, indem beim Regenwetter das Wasser gewöhnlich trübe wird, wodurch sich jede Art Wäsche von selbst verbietet.

Die schon oben bei der Pelzwäsche, S. 331, angeführte hölzerne Rinnen, können bei jeder Mühle, oder wo ein Gefäll von Wasser vorkommt, angebracht werden. Beim Waschen muß das Wasser drei Schuh tief durch Wasserfälle angelassen werden können. Bei dieser Manipulation können einige Menschen täglich, einige hundert Schafe reinigen, und ist, nach Petri, eine zweckmäßige Einweichung der Schafe vor der Wäsche hergegangen, so ist dieses das Vorzüglichste einer Pelzwäsche. Eine Abbildung eines Waschhauses, s. unter Waschhaus, in W.

Schafwasser, s. Schafhäutchenflüssigkeit.

Schafweide, die Weide, ein mit Gräsern und Kräutern bewachsener Ort, worauf sich die Schafe ernähren, der Ort, wo sie weiden oder weiden können.

Schafweide, Baumwollenweide, Lorbeerweide, Salix pentandra, s. unter Weide.

Schafweife, Schafhaspel, eine Art von einem Drehhaspel oder Kreuze, nur daß an das Kreuz vier Wände gemacht werden. Man setzt diesen Haspel an die Wälle und Contrescarpen, um zu verhüten, daß das Vieh daselbst nicht passiren und den Wall zertreten kann. Die Menschen können jedoch durch denselben passiren.

Schafwolle, die auf dem Körper des Schafes sich befindende Wolle; die Bedeckung des Schafkörpers. Die Wolle des Schafes mit der Haut vereiniget, heißt Pelz; die von der Haut im Zusammenhange abgeschorne Wolle Vließ. Von dem Haare unterscheidet sich die Wolle durch Weichheit, Biegsamkeit, Krause, Federkraft und Verworrenheit. Es ist schwer eine Eintheilung der Schafe nach dem Vließe zu machen, da die Verschiedenheit nach allen Eigenschaften sehr groß ist. Sturm unterscheidet zwei Hauptverschiedenheiten. Die eine Gattung, und zwar vom geringsten Werthe, besteht aus gröberen, den Hunden ähnlichen Haaren, und aus einer feinen Wolle dazwischen, wie z. B. bei den Heideschnucken und einigen Russischen Schaf-Racen, welche Art haarige Vließe genannt werden können. Bei andern Racen findet man diese Haare nur als Fehler, und das Vließ besteht ganz aus Wolle; welche Art man wollige Vließe nennen kann.

Was die haarigen Vließe anbetrifft, so gehört diese Art von Wolle wohl unter die schlechtesten, da sie sich nicht ohne große Mühe bearbeiten läßt, und überhaupt nur zu groben Zeugen benutzt werden kann. Man muß sie entweder so, wie sie sich von Natur vorfindet, benutzen, oder man sondert die Haare und die Wolle von einander und verar-

beitet jede für sich besonders. Man findet diese Art von Wolle in der Regel bei Schafen, welche unter einem nördlichen, rauhen Himmelsstriche wohnen und nur spärlich und schlecht ernährt werden, oder auf den Weiden nur wenige und schlechte Nahrung finden. So ist dieses der Fall bei den Heideschnucken, deren Hauptnahrung im Sommer und Winter aus Heide besteht, und einer andern Gattung von Schafen, deren Heimath die Russischen Steppen sind, wo sie nur kärgliche Nahrung finden. Ein solches Vließ hält daher nur eine verkümmerte Wolle, die sich wegen Mangel an Nahrungsmittel nicht gehörig ausbilden konnte; verpflanzt man daher dergleichen Schafe in ein milderes Klima, giebt ihnen nahrungsreichere Weiden, überhaupt besser Futter, so verwandelt sich das Haar in eine vollkommene Wolle.

Das wollige Vließ besteht bloß in Wolle ohne untermischte Haare; allein diese Wolle ist in Hinsicht ihrer Feinheit, Elasticität ꝛc. sehr verschieden. Wie bekannt wächst feine Wolle nicht so lang, als grobe, daraus hat man nun folgende praktische Bemerkungen gezogen, daß die kürzere Länge der Wollbüschel immer in folgenden Fällen für Feinheit spricht:

1) Die Wolle ist um so feiner, je enger, gelockt und kürzer sie ist, und je schwächer die Grundfläche und die Sectionen sind.

2) Woll-Sectionen von 1 Zoll im Durchmesser, sind nicht so fein, als von $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser, von gleicher Länge des Wollfadens.

3) Da sich die Spitzen der Woll-Sectionen theils nach der Größe der Grundfläche derselben, theils nach der Gestalt der einzelnen Haare gestalten, so zeigt ein ungeschlossener Wollbüschel, unregelmäßige, lange Wolle von breiten Sectionen und von minderer Feinheit.

4) Ein stumpferer oder spitzigerer Schluß der

Woll-Sectionen, oder wenn sie gar keinen Schluß haben, zeigt den Feinheitszustand der Wolle an: ob die Wolle von unten nach oben in dem Büschel regelmäßig gebildet, nämlich cylinderförmig, oder die Haare weitläuftiger geschlängelt sind, oder auch gerade auslaufen und an den Spitze grob sind.

5) Ob die Wollbüschel senkrecht in die Höhe stehen und Storrheit verrathen oder

6) eine etwas schräge Gestalt haben und bauchig in der Mitte zu seyn scheinen, welches Sanftheit und Milde beurkundet, oder

7) ein fladriges Ansehen haben, welches, in Verbindung mit breiten Wollbüscheln die Wolle gewöhnlich weitläuftig geschlängelt oder schlicht, und meistens, wenigstens an den Spitzen grob charakterisirt.

8) Je schmäler und dichter die Wollbüschel sind, je mehr verträgt sich ein längerer, feiner Faden damit —

9) Die zwergartige Wolle, welche einige pechartige Racen erzeugen, die wegen ihrer sehr starken, oft ungeregelten Kräuselung in ihrem natürlichen Wuchse kaum einen Zoll erreichen, darf wegen dieser starken Kräuselung nicht mit den enge gekräuselten Wollarten verwechselt werden, indem die stark gekräuselte nie so fein, als diese sind, wenn auch ihre Wolle kürzer ist.

Man kann die Wolle auch in drei Hauptabtheilungen bringen, nämlich in Landwolle, veredelte Wolle und in Merinoswolle. Die erstere ist nach der Race, der Gegend und den andern Umständen sehr verschieden, jedoch kommt keine Deutsche ursprüngliche Race den Merinos gleich, und daher müssen beide, als zwei Hauptgattungen betrachtet werden. Die veredelte Wolle bildet das Mittel zwischen der Merinos- und Landwolle, und

wird von sehr verschiedenen Graden der Feinheit gefunden. Die Merinos-Wolle ist die feinste unter allen Wollarten und wenn sie gleich unter sich auch abweicht, so ist sie im Ganzen doch ungleich feiner, als jede von unsern Landwollsorten.

Da die Wolle bei mehreren Individuen von einer und derselben Race auffallend verschieden ist, und dieses sowohl der Fall bei den echten Merinos, als auch bei den Landschafen und bei den durch Merinos und Landschafe erzeugten Mestizen ist, so wird es nöthig seyn, hier die Eigenschaften und Fehler derselben einzeln durchzugehen. Nicht nur die tägliche Beobachtung zeigt, daß zwischen den Merinos und den Landschafen ein ausserordentlicher Unterschied Statt findet, sondern auch, daß dieses der Fall bei einzelnen Individuen derselben Race ist. Am auffallendsten nimmt man die verschiedenen Grade der Feinheit bei den Mestizen oder veredelten Schafen wahr. Sturm will zwar die Feinheit des Haars einer Wolle, als einen großen und wesentlichen Vorzug derselben gelten lassen; allein er will nicht, daß darauf der Landwirth bei der Erzeugung und der Fabrikant bei der Bearbeitung der Wolle ihr einziges Augenmerk richten sollen; indem der Fall eintreten kann, daß eine Wolle von stärkerem Haare wegen ihrer sonstigen guten Eigenschaften einer weit feineren vorgezogen wird, obgleich letztere bei feinen Zeugen, als Casimir, Shawls, Merinozeugen, selbst feinen Tüchern sehr in Betracht kommt; allein Petri will dagegen, daß der Producent, wenn er nämlich mit kluger Einsicht verfährt, auf die möglichste Reichhaarigkeit oder Dichtheit des Vließes, in Verbindung mit der höchsten Feinheit, hinarbeite, weil die allerfeinsten Waaren von allen Arten nur durch die Wolle von der höchsten Feinheit bewerkstelliget werden kann. Es ist

schwer, die Grade der Feinheit allgemein zu bestimmen, dieses kann nur durch Uebung und fleißige Beobachtung der Wolle von verschiedenen Abstufungen der Feinheit, und zwar von der höchsten Feinheit bis zur größten Stärke erlangt werden. Man bringt die Wollproben bei dieser Vergleichung auf einen dunklen Grund, wozu man sich eines Stückchens schwarzen Sammetes oder Manschesters bedient. Um auch selbst die geringsten Nüancen wahrnehmen zu können, bedient man sich einer guten Loupe, durch welches Verfahren, wenn solches öfters wiederholt wird, man bald den Unterschied bemerkt. Die Feinheit des Haars scheint übrigens in der ursprünglichen Organisation des Thieres zu liegen, daher es auch nach und nach durch die Zucht und Kreuzung mit feinwolligen Individuen möglich ist, sie zu erzielen. Es können aber auch äußere Verhältnisse und Einwirkungen das Ihrige dazu beitragen. Nach Sturm's Beobachtungen sollen folgende Einflüsse darauf einwirken:

Die Temperatur, und vorzüglich eine wärmere, hat einen besonderen Einfluß auf die Beschaffenheit der Haare. Bei den Schafen ist es durch mehrere Versuche erwiesen, daß die Wärme einen ganz besonderen Einfluß auf diese Eigenschaft des Haares hat. Ferner die Fütterung und Weide. Daß die Weide und überhaupt die Fütterung einen entschiedenen Einfluß auf die Feinheit des Haares bei dem Schafe habe, ist längst erwiesen, und unterliegt bei allen beobachtenden Schafzüchtern keinem Zweifel; allein unendlich schwer ist das Verhältniß zu bestimmen, und dies wird mit Gewißheit nur dann geschehen, wenn man eine Reihe von Versuchen darüber wird angestellt haben. Was wir bis jetzt darüber wissen, ist, daß alle Bergweiden, wo Gräser und Kräuter zwar in hinreichender

Menge, aber nicht so üppig und saftreich, als in der Tiefe, wachsen, die Feinheit der Wolle mehr befördern, als in der Tiefe; denn niedere Triften erzeugen nicht nur ein weit loseres, ungebundenes, kernloseres Fleisch, als höhere Weiden, sondern auch eine ähnliche schwammichte Wolle.

Das Wesen der Wolle besteht darin, daß die Feinheit des Haares sowohl im Durchmesser, vom Umfange, als nach der ganzen Länge des Fadens egal seyn muß, und dessen genaues Verhältniß seinen Grad bestimmt, in welche Sortiments-Klasse derselbe sich eignet. Wagner hält einen Wollfaden für um so feiner

1) je kleiner die Bogen seiner Kräuselungen sind;

2) je weniger die Höhe der Bogen seiner Kräuselungen sind;

3) je weniger schräge die Richtung derselben ist;

4) je gleichförmiger dabei die durchgängige Gestalt ist;

5) je durchsichtiger die Wolle ist;

6) je weniger solche bei einer gewöhnlichen Haltung des Thiers die mittlere Länge seiner Gattung 3 — 4 Zoll in der Entkräuselung übersteigt.

In Hinsicht der Feinheit der Wolle durchs Mikroskop betrachtet, haben einige Mitglieder des Vereines der Freunde, Kenner und Beförderer der Schafzucht in Brünn am 17ten May 1815 Versuche angestellt, und dies nur mit 5 Faden, obgleich die Construction des Instrumentes verstattet mit 10 Faden zugleich die Operation vorzunehmen. Der Wiener Zoll wird dadurch in 8200 Theile getheilt; die Tausendtheilchen bestimmen also den Werth der Wolle in Rücksicht ihrer verhältnißmäßigen Feinheit. Mit den Versuchen, die mit fünf Faden von jedem

Muster der nachfolgenden Schafe vorgenommen wurde, ergab sich folgendes Resultat:

1) Eine veredelte Spanische Wolle, von der Herrschaft des Herrn Grafen Salm verhielt sich im Durchmesser wie $36\frac{1}{2}/^{8200}$ eines Wiener Zolles.

2) Eine zweite Sorte, eben daher $37/^{8200}$.

3) Eine halbveredelte vom Hrn. Pfarrer in Daubrawitz $53\frac{1}{2}/^{8200}$.

4) Eine desgleichen eben daher $46\frac{1}{2}/^{8200}$.

5) Von einer gewöhnlichen Bauernzucht auf der Herrschaft Raitz $61/^{8200}$.

6) Von Ungarischem Zackelvieh $157\frac{1}{2}/^{8200}$.

Durch ein dergleichen Wollmikroskop läßt sich die mehrere oder mindere Feinheit der Wolle sehr leicht nach geometrischen Begriffen finden, nur muß diese Ausmessung erst bei den besseren Wollarten nach der Wäsche Statt finden, weil durch den häufigen Fettschweiß in der Wolle, wovon diese Klassen in der Regel sehr angesogen sind, der Durchmesser scheinbar viel größer, so wie die Wolle gröber ausfällt, wie sie wirklich nach der gänzlichen Entfettung oder Fabrikwäsche ist. Ein dergleichen Wollmikroskop kostet bei dem Hrn. Mechanikus Schirmer zu Daubrawitz, auf der Fürstlich Salmischen Herrschaft Raiß in Mähren 12 Dukaten. Auch bei dem Herrn Optikus Voigtländer, auf der alten Wieden in Wien, kann man einen Mikrometer, welcher von Kennern auch sehr gepriesen wird, zu 12 Dukaten erhalten. Das vollkommenste Instrument von dieser Art, erhält man in London bei den Gebrüdern Dollond; es kostet auch nur 12 Dukaten oder 6 Pfund Sterling.

Man findet aber nicht bloß bei den einzelnen Racen und Individuen unter sich eine sehr große Verschiedenheit der Wolle, sondern auch an einem und demselben Individuum findet sich die Wolle von

sehr verschiedener Art und Feinheit, wie solches auch schon oben, unter Schaf und Schafzucht, S. 339 u. f. angeführt worden. Die Kaderwolle ist viel länger als die Bauch- und Brustwolle und muß bei edler Wolle eine Stufe höher, als tercera oder dritte Sorte klassificirt werden. Bei der jetzigen mikrometrischen Bestimmung der Wollklassen sind die Punkte, welche die Wollsorten anbetrifft, zur genauesten Evidenz gebracht worden. Dem Schirmer'schen Wollmesser gemäß, ist nach unserer jetzigen Benennung eine Wolle

von	$\frac{5}{800}$	eines Wien. Zoll.	Electa I.	oder 10—11 / 20,000	ein. Zoll.
—	$\frac{6}{800}$	desgl.	» II.	$11\frac{1}{2}$—$12\frac{1}{2}$ / 20,000	desg.
—	$\frac{7}{800}$	desgl.	» III.	od. 13—14 / 20,000	desg.
—	$\frac{8}{800}$	desgl.	Prima	$14\frac{1}{2}$—$15\frac{1}{2}$ / 20,000	desg.
—	$\frac{9}{800}$	desgl.	Secunda	16—17 / 20,000	desg.
—	$\frac{10}{800}$	desgl.	Tertia	$17\frac{1}{2}$—$18\frac{1}{2}$ / 20,000	desg.
—	$\frac{11}{800}$ $\frac{12}{800}$	desgl.	Quarta	19—20 / 20,000.	desg.

Durch die Veredlung oder durch die Kreuzung der Spanischen Böcke mit Landschafen wird, wie bekannt, und wie oben, unter Schaf und Schafzucht, angeführt worden, die Verfeinerung des Haares befördert. Das Verhältniß der Quantität der zweiten, dritten und vierten Sorte zu der ersten ist, nach

Sturm's Beobachtungen bei den verschiedenen Generationen Folgendes. Die feine Wolle beträgt:

bei der ersten Generation	7/32,
bei der zweiten	9/32,
bei der dritten	11/32,
bei der vierten	14/32.

Dieses letztere ist überhaupt das Verhältniß bei echten Merinos der edelsten Race. Dieses Verhältniß gilt übrigens nur bei einer bestimmten Race von Landvieh, wie sie in den Gegenden Sachsens gefunden wird, und bei echten Merinos-Böcken. Schwer ist das Verhältniß der Feinheit der Wolle zwischen den verschiedenen Generationen zu bestimmen, auch darüber hat Sturm Versuche angestellt und Folgendes gefunden:

Wenn die Merinowolle = 1 angenommen wird, so ist die Wolle der ersten Generation = $\frac{2}{5}$, die der zweiten Generation = $\frac{3}{5}$, die der dritten Generation = $\frac{4}{5}$, und die der vierten = $\frac{5}{5}$ oder = 1. Sturm setzt hier hinzu, daß dieses nur von der Feinheit des Haares verstanden sei, abgesehen von allen andern Eigenschaften, Petri findet diese arithmetische Gewißheit viel zu gewagt, selbst im offenbaren Widerspruche mit der Erfahrung. Ferner sagt Sturm: „In Beziehung auf die Veredlung will ich hier noch einen Umstand berühren. Es ist das Verhältniß des Vaters. Ich versuchte nämlich, um den Einfluß desselben zu bestimmen, auf ein feines Mutterschaf, aber nur ein Metis, denn andere hatte ich damals nicht, einen vollkommenen rauhen Bock zu bringen und fand, da die Natur der Mutter wahrscheinlich mit ins Spiel kam, daß wenn die Veredlung nach einer arithmetischen Progression wächst, die Deterioration in einer geometrischen zunimmt. Ich halte

dergleichen Versuche für sehr wichtig und wünsche daher, daß man sie mit echten Merinos-Schafen und Landböcken anstellte; denn nur dadurch könnte der Einfluß des Vaters auf die Wolle recht genau bestimmt werden." — Petri erwiedert hierauf: Prädominirende Dispositionen, Kraft, Neigung von einer oder der andern Seite entscheiden hierüber ganz anders, und zeigen, wie unrichtig der Satz und die lächerliche Meinung sei, daß die Veredlung nach einer arithmetischen Progression wachse. Wer kann z. B. dafür stehen, ob im Moment des Begattungsactes die männliche oder weibliche Kraft und Disposition spiele? Wenn es die weibliche ist, die zufällig einige Jahre nach einander $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{16}$ — $\frac{1}{32}$ — $\frac{1}{64}$ prädominirte, wie viele Generationen sind dazu erforderlich, um den Rücktritt und Zeitverlust wieder zu ersetzen? Er führt hier nun noch Mehreres über diesen Gegenstand an und schließt mit den Worten: „Ich könnte hier eine ganze Litaney von sehr erheblichen Fällen anführen, welche das ganze Veredlungsgeschäft in ein sehr ungewisses Licht stellen würde, und es ist einleuchtend, daß, wo solches mit einem glücklichen Erfolge geschehen soll, man eine Stammherde zur Gewinnung der Stammböcke errichten und endlich die zu veredelnde Herde nach erreichter Vollzählichkeit in dem Verhältniß verkauft und vermindert wird, als die Stammherde sich vergrößert." Obgleich Petri sehr richtig über das arithmetische Veredlungsgeschäft urtheilt, so scheint er doch oft mit seinen früheren, das heißt, in seinem ersten Theile geäußerten, Meinungen hierüber in Widerspruch zu seyn. Auch bei Stammherden kann das Veredlungsgeschäft nach mehreren Generationen mißglücken.

Was die Biegsamkeit der Wolle anbetrifft, so

kann ein Wollhaar, nach Wagner, auf zweierlei Art gebogen werden, indem man es drückt oder krümmt, oder indem man es gerade zieht, wenn es mehr gekräuselt war. In beiden Fällen äußert sie keine andere Eigenschaft, als Biegsamkeit. Die Theile wechseln nur den Raum, ohne sich zu vergrößern, noch zu verkleinern. Hält man das Wollhaar bloß an einem Punkte fest, so wird sich die Biegsamkeit auf einem Punkte und in einer Richtung oder auf mehreren Punkten und in mehreren Richtungen zu erkennen geben. Bei Vergleichungen heißt ein höherer Grad von Biegsamkeit der Wolle Geschmeidigkeit, und ein geringerer Grad derselben, Starrheit, Steifheit, Sprödigkeit, und in Bezug auf Reibung, nach dem Eindrucke auf das Gefühl Rauheit. Ein Wollhaar läßt sich ferner nicht bloß entkräuseln, sondern auch über die Entkräuselung hinaus noch verlängern oder ausdehnen. Diese seine Dehnbarkeit muß nicht mit dessen Krümmungen verwechselt werden, welche nur in Biegsamkeit besteht, wobei nichts ausgedehnt wird. Mangel an Dehnbarkeit wird mit dem Ausdrucke Sprödigkeit gegeben. Der Begriff der Zerreißbarkeit eines Wollhaares wird in einem höheren Grade Mattheit, Schwäche genannt. Der Geschwindigkeit, Dehnbarkeit und Zerreißbarkeit des Wollhaares, steht die Widerstrebbarkeit entgegen; dieses zeigt:

1) das Bestreben, nach erlittener Veränderung in der Richtung seiner Theile, die vorige Gestalt wieder anzunehmen, so strebt es zum Beispiel, wenn es gebogen oder gedrückt wird, sich wieder aufzurichten; wird es gekrümmt oder entkräuselt, so sucht es sich wieder in seine vorige Krümmungen zu begeben. —

2) Zeigt es eine andere mit jenem Bestreben sehr verwandte Neigung, nämlich nach erlittener Ausdeh-

nung seiner Masse sich in seinen obigen Raum wieder zusammen oder sich in sich selbst, obgleich nicht vollständig, wieder zurückzuziehen.

3) Eine gewisse Festigkeit, vermöge welcher es der Trennung seiner Theile oder dem Zerreißen zu widerstehen sucht, und welche es mit allen festen Körpern nach Verhältniß seines Baues gemein hat. Die beiden ersten Eigenschaften, nach welchen das Wollhaar seine vorige Gestalt wieder einzunehmen strebt oder sich in denselben Raum wieder zurückzieht, und welche man Elasticität, Federkraft nennt, verdienen hier noch besonders erwähnt zu werden.

Die Elasticität der Wolle ist ganz besondes der Merinosrace eigen, obgleich sie auch bei dieser oft sehr differirt. Bei der gewöhnlichen Landwolle findet sich diese Eigenschaft nur in einem sehr geringen Grade. Die Federkraft bei der Wolle besteht darin, daß dieselbe, wenn man sie ausdehnt und wieder fahren läßt, ihre vorige Lage wieder einnimmt. Je schneller und je mehr daher ein Wollhaar nach erlittener Veränderung seine vorige Gestalt wieder annimmt, das heißt, je schneller und je mehr sich ein gebogenes Haar wieder aufrichtet, ein entkräuseltes sich zusammenkrumpft, und ein ausgedehntes sich zusammenzieht, desto höher ist der Grad einer jeden dieser Kräfte. Nach Sturm ist die Elasticität, worauf man bei der Veredlung besonders genau zu sehen hat, die Folge des Klima's, auch zum Theil der Fütterung, obgleich die Anlage dazu angeboren ist. Nach dem eben angeführten Schriftsteller soll sie wahrscheinlich von dem Umstande abhängen, ob das Fell mehr organisch oder bloß mechanisch mit den Haaren verbunden und ob es flüssiger oder erstarrter in demselben ist. Die Wärme soll daher im Stande seyn, das erstere

mehr zu bewirken, indem das Fett durch sie flüssiger wird und in das Innere des Haares eindringt, wodurch dieses geschmeidiger, biegsamer und elastischer werden muß; auch trägt vielleicht das Futter viel dazu bei, und dieses mehr nach seiner Menge und Nahrhaftigkeit, als nach der besonderen Art der Fütterung, wie dieses vielleicht bei der Feinheit der Fall ist; denn Schafe, welche hinreichendes und nahrhaftes Futter erhalten, dünsten stärker aus, und setzen mehr Oel in die Wolle ab, wodurch die Elasticität derselben natürlich gewinnen muß. Daher kommt es denn auch, daß bei übrigens gleicher natürlicher Anlage, die Wolle bei gut gefütterten Schafen ungleich mehr Elasticität besitzt, als bei schlecht gefütterten und verkümmerten. Nach Sturm's Erfahrungen soll besonders das Körnerfutter und das Branntweinspühlicht sehr auf die Eigenschaft der Wolle wirken, obgleich derselbe letzteres dem jungen Schafvieh so wenig, als den trächtigen Mutterschafen geben würde; auch hat sich der genannte Schriftsteller durch einen Versuch, den er im verwichenen Sommer mit der Stallfütterung der Schafe anstellte, überzeugt, daß eine reichliche Nahrung vor allem geeignet ist, diese Eigenschaft zu befördern und zu erhöhen, wozu aber ein hinreichender Grad von Wärme gerechnet werden muß. Nach Petri sollen trockne, aromatische Sommerweiden, und Winterfutter, besonders Heu, das nicht auf Gründen gewachsen ist, wovon mehr als gegen 5 Centner Gras, 1 Centner Heu erzeugen, sehr auf die Elasticität der Wolle wirken; auch thut dies nach seinen Erfahrungen mäßig gereichtes Körnerfutter, keineswegs aber Branntweinspühlicht, welches vielmehr die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, und den Körper erschlafft. Auch in Hinsicht der Wärme ist Petri nicht Sturm's Meinung. Nach seiner Ue-

herzeugung würde bei der häufigen Ausdünstung der Schafe, besonders wenn sie kräftige Nahrung erhalten, nur ein sehr mäßiger Grad von Wärme zu empfehlen seyn, indem zu viel Wärme die Kräfte abspannt.

Die verschiedenen Grade der Elasticität lassen sich wohl an der Wolle selbst wahrnehmen, aber nicht gut beschreiben; obgleich sie sich nach den Erfahrungen aufmerksamer Fabrikanten, bei gewissen Artikeln leicht bestimmen und erklären läßt. So z. B. liefert die stark gekräuselte Wolle, die aus diesem Grunde eine stärkere Widerstrebungs- oder Federkraft äußert, ein Tuch, das härter, unsanfter im Griff ist, und sich auch aus dem Grunde nur für gröbere Fabrikate eignet, weil stärker gekräuselte Wolle nie so fein, als feiner gekräuselte ist; da hingegen äußert eine Wolle, je kleiner die Bogen ihrer Schlängelungen sind, und je weniger die Höhe ihre Breite übersteigt, eine desto sanftere, gelindere und geschmeidigere Art von Kraft oder Elasticität, die wegen ihrer Nachgiebigkeit und Geschmeidigkeit, wodurch sie der Gewalt ausweicht, desto haltbarere Stoffe liefert, dem Gefühl eben so angenehm wird, und dadurch für ihre besondere Bestimmungen so geschätzt ist. — Je mehr sich die Wolle, zwischen die Finger genommen, ausdehnen läßt, und mit je mehr Kraft und Schnelligkeit sie wieder in ihre vorige Form, wenn man sie aus der einen Hand schnell fahren läßt, zurückgeht, desto größer ist der Grad ihrer Elasticität. Sturm meint, daß sich die Grade der Elasticität vielleicht durch das Gewicht ausdrücken ließen; allein nach Petri kann ein geübter Kenner, leicht den eigentlichen Charakter der Elasticität und ihre Tendenz aus der Gestalt der Wollhaare erkennen, so wie überhaupt das Auge bei der Wolle der zuverläßigste Wegweiser ist. Die Vorzüge, welche eine

elastische Wolle vor einer weniger elastischen hat, sind ganz unverkennbar; sie verfilzt sich weit leichter und ein jedes Tuch und jedes andere Wollzeug, von solcher Wolle verfertiget, nimmt eine ungleich schönere Appretur an, und erhält nach dem Pressen ein weit schöneres Ansehen und einen weit besseren Kern. Der Unterschied der echt Spanischen Wolle, im Vergleich der bloß veredelten, besteht darin, daß die Tücher, von der erstern fabricirt, sich nach der Presse sogleich wieder heben, die letzteren dieses aber erst allmählig auf dem Lager thun, wodurch das äußere Ansehen sehr verliert. Das seidenartige Gefühl der Merinos-Wolle, welches bei Beurtheilung des Tuches weit mehr, als Feinheit schmeichelt, und den sammetartigen Ton, wie bei Vigogne Tuch giebt, setzt allen Eigenschaften der Wolle, folglich selbst der Feinheit, die Krone auf, und offenbart sich schon gleich, wenn diese Eigenthümlichkeit vorherrschend ist, durch das bloße Gefühl an der rohen Wolle. Das eigenthümliche Wesen dieses seidenartigen im Gefühl, beruht hauptsächlich in der Gestaltung des Haares, und ist bloß eine, durch hohe Feinheit, auch hohe Regelmäßigkeit der kleinen Bogen, ihre Schlängelungen des Haares von einer niedern, abgerundeten Höhe und durchgängigen niedrigen Gestalt, (die in der Regel regelmäßig klein, flach, bogenförmig, nicht in spitzigen Winkeln sich endigend seyn soll) modificirte Krafterscheinung, vermöge welcher sie dem Druck der Reibung durch geringere Schneilkraft oder Zurückziehungskraft und weniger Widerstand von Stärcke, als das gröbere, mehr elastische Haar, welches das Baumwollartige im Gefühl erregt, auf eine sanfte und nachgiebige Weise äußert.

Petri unterscheidet zwar bei der Merinos-Wolle eine stark krümpende und eine zart krümpende Elasticität, und ein verschiedenes Verhältniß

des Gefühls, nämlich ein härteres und sanfteres im Fabrikat. Hält sie aber alle, so auch die Biegsamkeit und Dehnbarkeit der Wolle, gemeinschaftlichen Ursprungs, und leitet die verschiedenen Wirkungen, bloß von einer verschiedenen Proportion in der Gestalt des Wollhaares her, nämlich aus einer theils stärkeren, auch unregelmäßigeren Kräuselung, theils aus einer kleinern regulären Windung der Wollfaden her. Er nennt die stärkern Krümpekraft erregenden, mehr gekräuselten Wollarten, die im rohen Zustande einen härteren und unsanfteren Griff, so wie auch im Fabrikat, verursachen, baumwollenartig im Gefühl, und jene, die sich durch keine Bogen, welche nicht die Höhe ihrer Bogen, oder doch kaum übersteigen, und im rohen Zustande sich durch ein sanftes, nachgiebiges, geschmeidiges Gefühl, auch im Fabrikat charakterisiren, seidenartig im Gefühl. Die Biegsamkeit und Dehnbarkeit hält der genannte Schriftsteller hingegen für keine abgesonderten, selbstständigen Eigenschaften der Wolle. Erstere soll unzertrennlich mit dem unverhältnißmäßigen Kraftzustand der Wolle seyn, und hat, da jeder organische Körper Biegsamkeit besitzt, sonst nichts besonders für sich, als daß der Charakter der stark oder schwach krümpenden Natur der Wolle aus der Tendenz der Biegsamkeit oder Storrheit des Haares herausleuchtet. Die Dehnbarkeit der Wolle ist hingegen jederzeit in unzertrennlicher Verbindung mit der gekräuselten Wolle, je enger und niedriger die Bogen der Kräuselung sind, desto mehr läßt sich die Wolle über ihre Entkräuselung im gesunden Zustande ausdehnen; je größer sie sind, desto gröber und spröder ist die Wolle, und desto weniger hält der Faden diese Ausdehnung aus. Nach dieser Angabe kann es den Producenten und Consumenten nicht schwer fallen, den Grad des baumwollartigen und seidenar-

tigen Charakters der Wolle, von den Merinos und von andern Schafen aus der Gestaltung der Wollhaare zu erkennen. Auch die nach Petri überbildete oder schlechte Wolle, die in ökonomischer Bezeichnung eine Folge von Ueberbildung oder Ueberreizung anzusehen ist, woraus Loslassung oder Nachlassung der Kräuselung sich ergiebt, findet nach dem Grade ihrer Feinheit und dem Charakter des Haares, ob sich dieses mehr dem Charakter der Storrheit, dem baumwollenartigen, oder Sanftheit, dem seidenartigen Wesen nähert, ihren gehörigen Platz in dieser Klassification.

Dieses eben Angeführte nun auf den Bau der Wolle angewendet, ergiebt, daß in der Regel der Bau des Wollfadens so beschaffen seyn muß, daß seine dunklere hornartige Substanz, im Verhältniß der darin enthaltenen Markröhre, äußerst fein ist, und zwar so, daß man, mittelst eines Vergrößerungsglases, die Markröhre deutlich sehen kann. Durch dieses wechselseitige Verhältniß in der Proportion der äußeren hornartigen dunklen, und der durchsichtigen öligen Markröhre, worin das ölige Fett, gleichsam wie das Queckſilber in einem Barometer enthalten ist, kann kein Zweifel mehr obwalten, daß, je dünner die hornartige Umfassung in Verhältniß gegen die innere Markröhre des Haarstammes sich verhält, das fette Mark einen desto überwiegenderen Einfluß auf die organische Seidenartigkeit des Wollhaares, verbunden mit engen, regelmäßigen kleinen Schlängelungen von niedern Bogen, haben muß. Obgleich die hohe Seidenartigkeit der Wolle, mit der Feinheit derselben unzertrennlich ist, und die Hornwände bei der Wolle der hochfeinen Merinos in dem Verhältniß gegen die Markröhre dünner zu werden scheinen, als die Schafe in der Verfeinerung Fortschritte machen, so treten doch einzelne Fälle ein

daß eine etwas minder feine Wolle, manchmal eine feinere an Seideartigkeit aus den angeführten Gründen übertreffen kann. Ein geübtes Auge kann die stark und schwach krümpende Wolle und die stärkeren oder weniger starken baumwollenartigen und seidenartigen Effecte auch ohne Elasticitäts- oder Kraftmesser ziemlich richtig bestimmen, indessen läßt sich das letztere doch noch durch das Gefühl zwischen den Fingern bestimmen; und dies um so zuversichtlicher, wenn eine Art von Prüfung die andere unterstützt; aber jederzeit fühlen sich die obern Spitzen der Haare, welche den äußeren schädlichen Einwirkungen der Witterung ausgesetzt sind, rauher an, als der untere geschützte Haarstamm.

Nach Wagner kann man den erforderlichen Grad der Elasticität und die erforderliche Geschmeidigkeit einer Wollart aus folgenden Kennzeichen beurtheilen. Im einzelnen Haare zeigt sich die Geschmeidigkeit in seiner Beweglichkeit in freier, stiller Luft, in dem Grade, als es geschmeidig ist; es wird sich nicht bloß bei dem Punkte, wo man es festhält, sondern auch in seiner ganzen Figur mehr oder weniger bewegen, oder es wird in dem Grade starr stehen, als es spröde ist. Ganz zarte Haare bewegen sich auch noch an beiden Enden, wenn man sie in der Mitte faßt. Bei Vergleichungen muß man auf die verschiedene Länge Rücksicht nehmen, und jedes Haar an beiden Enden prüfen. — Wenn man an einer Wollmasse die Geschmeidigkeit durch das Gefühl prüfen will, so drücke man die Wollbüschel nicht bloß von der Seite, sondern von allen Richtungen her, auch von den Spitzen zusammen, und beobachte neben der Sanftheit oder Rauheit des Eindrucks auf die Haut, auch ihren Widerstand und den Grad der Schnelligkeit ihrer Widerausdehnung nach ihrer Loslassung; je schneller die Widerausdeh-

nung erfolgt, desto größer ist die Elasticität, aber je langsamer und anhaltender sie sich zeigt, desto geschmeidiger ist die Wolle. — Man kann ferner die Geschmeidigkeit der Wolle prüfen, indem man ein Wollbüschel auf der Hand oder im Gesicht mit den Spitzen reibt. Es giebt auch noch zwei andere Wege die Geschmeidigkeit der Wolle zu prüfen, welche in der Beobachtung der Anhänglichkeit, der Zurückziehungskraft und der Gestaltung der Haare nach ihrer sanften Auseinanderziehung, und dann in der Beobachtung ihrer Schnellkraft beim Zerreißen bestehen. Die Geschmeidigkeit ist nämlich um so größer, je größer die gegenseitige Anhänglichkeit der einzelnen Haare ist, wenn man einen Wollbüschel sanft auseinander zieht, je langsamer sie sich nach der Trennung wieder zusammenziehen und je mehr sie dabei ihre regelmäßige Gestalt behalten; je schneller sich aber die Haare gleich beim langsamen Ziehen von einander trennen und zurückspringen, je mehr sie nach einer gelinden Anspannung ihre Figur verändern und die Regelmäßigkeit derselben verlieren, um so spröder ist die Wolle. Das geschmeidige Haar zieht sich endlich beim Zerreißen mit der größten Schnelligkeit und mehr zurück, als ein gröberes, von welchem einzelne Haare starr stehen bleiben. Beim Zerreißen muß ein Haar immer gleich lang gefaßt werden. Zuletzt kann man die Geschmeidigkeit der Wolle sehr anschaulich am ganzen Vließe prüfen, indem man dasselbe flach hinlegt und an einem oder mehreren Enden zugleich anzieht. Mit je größerer Leichtigkeit sich alle Haare auf ihm in Bewegung setzen lassen, desto geschmeidiger ist es in der Regel; auch zeigt sich dann seine netzförmige Gestalt in desto gleichförmigerem Zusammenhange. In Rücksicht der Gestalt ist übrigens ein Haar mit einer regelmäßigeren Bildung geschmeidiger, als ein anderes mit einer unregelmäßigen, gleiche

Gattung und gleichen Zustand vorausgesetzt. Unter den regelmäßig gebildeten sind diejenigen endlich wieder am geschmeidigsten, deren Kräuselungen die kleinsten, niedrigsten und geradesten Bogen haben, und deren durchgängige Gestalt am gleichartigsten ist.

Auf die Reinheit der Wolle muß man ein vorzügliches Augenmerk haben, der Landwirth wird solches am ersten auf den Wollmärkten erfahren, wo ihm dieserhalb von den Fabrikanten gewiß der kleinste Tadel zu Theil wird.

Die Reinheit der Wolle kann auf eine doppelte Art sehr leiden, einmal durch Schmutz, der sich an die Wolle legt, dann durch das Futter, welches sich in solche setzt. Der Schmutz kommt vorzüglich während des Weidenganges und des Hütens in die Wolle und ist um so nachtheiliger, je mehr er dieselbe verunreiniget, und je weniger er durch die Wäsche herausgebracht werden kann. Ein Staub, welcher sich leicht in das Fett der Wolle festsetzt und solches absorbirt, wie der Thon, kann selbst der Seidenartigkeit der Wolle schaden und sie daher noch mehr verschlechtern. Dagegen ist ein Sandstaub, wenn er nicht zu fein ist, in der Regel durch die Wäsche herauszubringen und verdirbt überhaupt nicht die Wolle in dem Grade, wie andere Unreinigkeiten, die sich darin festsetzen. Eben so schlimm, und noch viel schlimmer ist die Verunreinigung durch Futter, welche auf folgende Art entstehen kann:

1) Durch eine schlechte, lose Decke über den Schafställen; denn die gewöhnliche Methode, nach welcher man die Balken der Decke nur mit Stangen belegt und darauf das Futter bringt, s. oben unter Schafstall, hat nicht bloß die Unbequemlichkeit, daß das Futter durch den entstehenden Dunst verdirbt, sondern das klare Futter und Gesäme fällt durch die Stangen herunter und verunreiniget die

Vließe, so daß sie fast durch keine Wäsche zu reinigen sind.

2) Durch unzweckmäßiges Verfahren beim Füttern. Der Schäfer muß jedesmal bei dem Einfüttern die Schafe aus dem Stalle und nicht eher wieder hereinlassen, bis alle Raufen vollgesteckt sind. Unterläßt er diese Vorsicht, so ist durch das Drängen der Schafe nicht zu vermeiden, daß ihnen das Futter in die Wolle fällt und solche verunreiniget.

3) Durch schlecht eingerichtete Raufen; denn stehen diese zu niedrig, sind die Sprossen zu weit und stehen sie zugleich zu schräg, statt daß sie mehr senkrecht stehen sollten, so ziehen sich die Schafe nicht nur selbst das Futter in den Hals, sondern indem das eine Schaf über das andere weglangt und frißt, verunreiniget es den Hals mit Futter; daher müssen die Raufen so angelegt werden, wie oben, S. 184, angeführt worden.

4) Ist die Reinheit der Wolle auch schon von Natur bei mehreren Individuen verschieden. Es finden sich nämlich in Hinsicht der Farbe des natürlichen Schweißes oder Fettes zwei Verschiedenheiten; bei einigen Schafen hat derselbe eine röthlich gelbe, bei andern eine weiße Farbe. „Weder Landwirthe noch Fabrikanten, die in ihrer Kunst nicht gehörig erfahren sind, sagt Sturm, legen einen Werth auf diesen Unterschied, und dennoch ist er sehr wichtig; denn es hat eine Wolle mit einem weißen Fette viele Vorzüge von einer solchen mit gelbem; denn ausser, daß sie sich viel leichter waschen läßt, ein Vorzug, den man bei weißen Zeugen sehr zu berücksichtigen hat, nimmt sie auch gewisse Farben leichter und besser an, als letztere. Ein geschickter Tuchfabrikant, dem Sturm sehr viele praktische Erfahrungen verdankt, bemerkte vorzüglich, daß die grüne Farbe nie recht gut auf einer Wolle dieser Art stehe.

Nach einem sehr unterrichteten Wollhändler, der lange in England reisete, sollen die meisten dortigen Fabrikanten auch auf diesen Umstand Rücksicht nehmen, und die weiße Wolle mit 3 — 4 Prozent theurer bezahlen. Dies ist aber auch bei uns der Fall; denn je reiner und weißer die Wolle ist, desto lebhafter, schneller und stärker färbt sie sich in der Küpe; denn das Schwefelbad ist, wenn es nicht mit Vorsicht angewendet wird, eher der Wolle nachtheilig, als vortheilhaft, weil sich die durchs Schwefeln gebleichte Wolle leicht wieder ins Gelbe zieht. — Die meisten aus Spanien gekommenen Merinos, die Sturm zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, hatten ein mehr weißes, als gelbes Fett, welches auch Petri zugiebt, der aber dabei bemerkt, daß die in unsern oft zu warmen Ställen geschwächten Fremdlinge durch eine verkehrte Behandlung leicht ein gelbes Fett annehmen. Daher muß jeder Landwirth, dem es darum zu thun ist, etwas ganz Vollkommenes zu erzeugen, auch auf diesen Umstand Rücksicht nehmen, und vorzüglich nur solche Individuen wählen muß, deren Wolle einen weißen Grund hat. Der Einfluß derselben auf diesen Umstand, soll unverkennbar seyn, und nach Sturm soll die Mutter einen bedeutenderen Einfluß haben, als der Vater.

Auch die Länge der Wolle verdient eine Berücksichtigung; denn eine längere Wolle wird mehr gesucht, als eine kürzere. Eine lange feine Wolle nennt man diejenige, welche bei der Schur in ihrem natürlichen Wuchse $2\frac{1}{2}$ bis höchstens $3\frac{1}{2}$ Zoll lang ist. Die Länge liegt aber auch in der Ausdehnung oder Ausdehnbarkeit ihres Fadens, das heißt, daß man denselben über die ganze Entkräuselung hinaus ausdehnen kann, und man nimmt an, daß er sich noch einmal so lang ausdehnen lasse, als sein natürlicher Wuchs beträgt, und bei feiner edler Wolle

noch darüber. Eine hinreichende Fütterung befördert die Länge der Wolle, während sie eine kärgliche Nahrung vermindert. Sturm hat dieses durch einen Versuch mit der Stallfütterung im Sommer völlig bestätiget gefunden, indessen ist auch ausgemacht, daß gewissen Individuen bei einerlei Futter und Wartung ein längerer Haarwuchs eigen ist, als andern. So besitzt der genannte Schriftsteller unter einer kleinen Herde einige, die sich ganz besonders durch eine lange Wolle auszeichnen, und dennoch mit den übrigen gleiches Futter und gleiche Wartung genießen. Wenn man eine lange Wolle zu gewinnen sucht, so muß man auch darauf sehen, daß sie nicht an ihrer Elasticität verliere, sonst würde die Länge mehr Fehler, als Vorzug seyn. Daß die lange Wolle schon in Rücksicht des Gewichtes, welches sie mehr, als die kurze liefert, sehr vortheilhaft ist, hat Sturm durch Vergleichungen ermittelt. Er hatte nämlich im Jahre 1810 zwei Zeithämmel, von denen sich der eine auffallend durch eine lange Wolle auszeichnete. Beide wurden nach der Schur gewogen und man fand, daß sie im Gewichte nicht mehr als $\frac{3}{4}$ Pfund verschieden waren. Im Jahre 1811 wurden beide Vließe gewogen, und man fand das eine $2\frac{1}{2}$ Pfund und das andere $3\frac{1}{4}$ Pfund schwer. Letzteres war das mit der längeren Wolle.

In der Anwendung zur Unterscheidung der Wollarten bleibt die Länge der unzuverlässigste Maaßstab. Je höher eine Wollart verfeinert ist, um so vollkommener muß sie von einer Schur zu andern in ihrer Länge auf dem einzelnen Individuum übereinstimmen. Ungleiche Länge der einzelnen Haare auf derselben Körperstelle verräth noch unedle Abkunft. In ihrem natürlichen Wuchse, das heißt, in ihrer Kräuselung erreicht die feine Wolle eine Länge von $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Zoll, selten mehr; entkräuselte aber 2 bis 4 Zoll, sel-

ten darüber, und die Ausdehnung des ganzen Haares über die Entkräuselung hinaus giebt der Länge noch etwa einen Zusatz, von $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll.

Was die Gleichheit des Wollfadens anbetrifft, so ist dieses ein sehr wesentliches Stück, was alle Berücksichtigung verdient. Man versteht unter Gleichheit der Wolle, daß ein Haar, so viel als möglich, wie das andere gestaltet, gleich geschmeidig sei, und gleiche Kraft habe, um sich desto gleichmäßiger verarbeiten zu lassen, wodurch erst die Dauerhaftigkeit und das bessere Ansehen des Fabrikats erlangt werden kann.

Die Dichtheit des Vließes ist für den Landwirth von nicht geringem Nutzen; denn je dichter die Wolle auf einem Schafe steht, um so mehr kann Wolle geschoren und Geld dafür eingenommen werden. Hierin ist zwischen der einen und der andern Schäferey ein großer Unterschied. Selbst auf einer und derselben Schäferey sind einzelne Individuen dichtwolliger, andere loser. Petri hat sich die Mühe gegeben von zwei verschiedenen Schafen, einem schlotterfelligen und einem dichtfelligen, die von gleicher Größe, gleichem Gewichte und Alter waren, und wovon das estere zwei Pfund und das andere aber vier Pfund gewaschene Wolle hatte, nachdem sie abgeschlachtet worden waren, die Menge der Wollfaden, welche ein Schaf gegen das andere auf dem Körper hatte, selbst abzuzählen. Nachdem man aus beiden getrockneten Fellen an mehreren Theilen des Körpers zwei ganz gleiche Muster, jedesmal von der Größe eines halben Quadratzolles ausgeschnitten hatte, fand es sich, daß auf dem Vließe des Schafes, welches 4 Pfund gewaschene Wolle hatte, die Haarproportion um $\frac{1}{4}$ stärker und das Wollhaar gleichfalls merklich stärker war. Es giebt aber Fälle, nach dem genannte Schriftsteller, wo ein schlotterfel-

liges Schaf von einer ausserordentlichen Feinheit, in gleicher Größe mit einem dichtfelligen, eben so viele Wollfaden, als dieses in seinem Vließe zählt; das mindere Gewicht von jenem rührt in diesem Falle von der mindern Dicke der Wollfaden her, nämlich: daß ein Faden ein- oder zweimal dicker ist, als bei jenem. Die Quantität und Qualität der Prima-Wolle des dichtfelligen und die Preise der verschiedenen Wollsorten gegen einander, müssen in diesem Falle entscheiden, welche Gattung von Schafen sich am nützlichsten rentirt. Die Wolle dicht geschlossener Vließe hat übrigens stets mehr Kraft und Leben, als diejenige, die den austrockenden Einflüssen der Winde und der Nässe ausgesetzt ist, besonders wenn sie Woll-Sectionen von stumpfer Form bildet, die dem Eindringen des Regens und der Winde ebenfalls Widerstand leisten. Nach Sturm sollen gewisse Individuen schon von der Natur eine stärkere Haarproduktion haben, und also auch dichtere Felle besitzen; allein es soll eben so gewiß seyn, daß sich durch künstliche Mittel die Dickheit des Felles befördern läßt. Petri bezweifelt dieses, da ihm die Erfahrung noch nicht dergleichen gezeigt; indessen scheint mir Sturms Behauptung wohl gegründet, weil die Nahrung einen bedeutenden Einfluß auf den späterhin sich entwickelnden Organismus der Haut hat. Sturm rechnet zu diesen Mitteln: 1) Eine gute, nahrhafte, besonders nicht saure Frühjahrs- und Sommerweide und eine gute Stallfütterung. In Hinsicht der letzteren gehen alle von dem genannten Schriftsteller gemachte Erfahrungen dahin, daß eine mäßige Körnerfütterung an Hafer, bei gutem, nahrhaftem, süßem Gras- oder Kleeheu, die beste sei. — Petri räumt hier zwar ein, daß ein gutes, nahrhaftes Futter, die Schafe satt zu füttern ꝛc., die Qualität und Quantität der Wolle verbessern kann;

allein es ändert, nach ihm, nicht den ursprünglichen Organismus des Geschöpfes; denn dünnfellige Schafe in dichtfellige umzuwandeln, gehöre nur der Zeugung an.

2) Besonders scheint es darauf anzukommen, den Schafen nicht zu wenig zu geben, sondern sie immer satt zu füttern, und um letzteres zu thun, gebe man pr. Stück täglich 2 Pfd. Heu, etwas gutes Stroh und 1 Dresdner Nößel Hafer, wobei sie gut bestehen. Hierzu gebe man einen warmen, jedoch nicht feuchten und ungesunden, Stall, besonders zur Lammzeit, und überhaupt so lange die Lämmer noch im Stalle sind, weil die Erfahrung dafür spricht. — Ferner soll durch frühe Lämmer die Dichtheit des Felles befördert werden. Sturm sagt: „Einmal nämlich bin ich überzeugt, daß Lämmer, zu Anfange des Februars geboren, bei gehöriger Nahrung sich ungleich besser anfellen, nach der Schäfersprache, als später geborne. Ich wage keine Erklärung dieser Erscheinung, aber für die Richtigkeit kann ich um so eher einstehen, da nicht nur ich, sondern mehrere Freunde mit mir die Erfahrung zugleich gemacht haben. Ein anderer Grund aber ist der, daß man frühgeborne Lämmer noch im Frühjahre, wenigstens im Monat Juny, scheeren kann; und gerade dies ist von außerordentlichem Nutzen. Nur das öftere Abschneiden der Wolle befördert vorzüglich ihren Wuchs, und daher kommt es, daß solche Lämmer sich viel besser anfellen."

Petri macht hierzu die Bemerkung: daß Sturm hier wohl nicht aus eigener Erfahrung gesprochen habe; denn wäre dieser naturwidrige Satz wahr, so müßte man ein Schaf, das man von seiner frühesten Lebensperiode angefangen wöchentlich etliche Male, bis zum gestandenen Alter, zu barbieren, endlich zu einem Wollertrage schwingen können, des-

sen Bürde es nicht zu tragen fähig wäre. Alle diese Erscheinungen müssen angeboren werden, und das Futter kann nur das Maximum des Angebornen ganz vollständig entwickeln, sonst nichts. — Mir scheint doch, als wenn hier der Herr Professor Sturm nicht Unrecht hätte. Man kann nicht nur eine Vermehrung des Haares durch das öftere Abschneiden, sondern auch einen stärkeren Wuchs des vorhandenen bewirken, dieses hat die Erfahrung sattsam bewiesen; denn durch das Abschneiden wird ein gewisser Reitz in dem Organismus der Haarwurzeln erzeugt, welcher macht, daß die Säfte um so stärker angezogen werden, wodurch dann nicht nur der Nachwuchs, sondern auch der Wuchs der vorhandenen Haare um so kräftiger geschieht. Mehrere Naturforscher, worunter auch Cüvier gehört, behaupten, besonders der Letztere, daß durch das öftere Abschneiden zwar das einzelne Haar an Stärke zunehme, aber die Anzahl der einzelnen Haare darum nicht wachse. Wäre diese Behauptung richtig, sagt Sturm, so müßte die Wolle von zweischürigen Schafen gröber seyn, als von einschürigen, und die Wolle müßte um so viel feiner seyn, je seltner man die Schafe scheert, beides ist aber in der Erfahrung unrichtig. Das Haar kann wohl durch das öftere Abschneiden selbst etwas stärker werden, aber ausgemacht bleibt es immer, daß dadurch die Anzahl der Haare bedeutend wächst. Bei der Beurtheilung der Wolle ist das Alter der Thiere jedes Mal in gehörigen Anschlag zu bringen, indem dieses durch alle Perioden des Lebens gleichen Schritt mit den Kräften des Thieres hält; daher im frühern und spätern Alter öfters um einige Grade feiner und weicher, als im gestandenen und kraftvolleren ist. Bloß das Lamm macht hier eine Ausnahme. Die Muttermilch erweicht zur nothwendigen Entwickelung des Körpers alle organische

Theile desselben. Dieses ist die Ursache der größeren Milde und Sanftheit der Lammwolle, aber auch der Grund, warum solche schwammiger und nicht so fein und haltbar, als jene Wolle ist, welche sich erst nach dem Abspännen des Thieres bildet. Wer daher grobe Spitzen bei der Wolle seiner Jährlingsschafe vermeiden will, muß die Abspännung der Lämmer vor der Schur bewerkstelligen, wo diese Thiere dann auf trockene Nahrung gesetzt werden, und demnach festere und feinere Wolle erzeugen. — Was die Weichheit und Seidenartigkeit anbetrifft, das heißt, daß sich die Wolle weich und sanft, wie Baumwolle oder rauhe Seide, anfühlen lasse, so ist solches schon oben, S. 718, angeführt worden.

Die Wärme hat einen bedeutenden Einfluß auf die Wolle; denn sie scheint das Fett aufzulösen und in Fluß zu bringen, auch dünn zu erhalten, und zwar so, daß es durch die feinsten Poren der Hornsubstanz eindringen, und sich mit dem Haare inniger verbinden kann, wodurch letzteres weicher wird, und seine Rauhigkeit immer mehr verliert. Für diese Behauptung sprechen fast alle Schafracen, welche unter warmen Klimaten leben, z. B. die Merinos und das Schaf von Tibet; auch das Haar der meisten südlichen, von Pflanzenkost lebenden Thiere. Nach den Beobachtungen mehrerer aufmerksamer Schafzüchter in Deutschland, soll die Wolle der Merinos, die man hier seit geraumer Zeit eingeführt hat, der aus Spanien kommenden Wolle in Rücksicht der Weichheit und Seidenartigkeit nachstehen, obgleich die Deutsche Merinoswolle in Hinsicht der Feinheit sehr verbessert worden ist. Bei der ersten Generation hat man diese Veränderung der Wolle, das heißt, in Hinsicht der Weiche und Sanftheit, in Deutschland wenig bemerkt, nur bei

den Nachkommen ist sie bemerkbar geworden; auch bestätiget dieses nach Sturm der Umstand, daß bei den zweischürigen Schafen, den Erfahrungen zu Folge, die Sommerwolle sich in der Regel weit weicher und sanfter anfühlt, als die Winterwolle. Auch Petri gesteht den Einfluß der Wärme auf die Schafe zu; allein derselbe will aus genauen Beobachtungen und comparativen Versuchen sich überzeugt haben, daß hierbei die frische grüne Fütterung auch eine wichtige Rolle spielt, und daß die Wolle unserer Schafe eine viel werthvollere Tendenz haben würde, wenn man diese Thiere im Laufe des Winters naturgemäßer behandeln könnte.

Die Weide und Fütterung haben einen noch bedeutenderen Einfluß auf die Wolle, als die Wärme; allein es wird schwer zu bestimmen seyn, welche Weide und Fütterung vorzugsweise die Weichheit der Wolle befördert. Um dieses mit Gewißheit bestimmen zu können, müßt man Jahre lang comparative Versuche mit der größten Genauigkeit anstellen, und das Resultat würde dennoch sehr ungewiß ausfallen. Die Untersuchungen, welche Sturm auf solchen Weiden anstellte, die in dem Rufe standen, daß sie eine feine Wolle erzeugen, haben folgende Resultate gegeben:

1) Der Boden war mehr oder weniger sandig oder lehmig, und immer mit Kalk oder Mergel vermischt, besonders bestanden die Gebürge oder Hügel großen Theils aus Kalkstein oder Mergel.

2) Von Kräutern fand derselbe Esparcette, Hedysarum onobrychis; Pimpinelle, Poterium sanguisorba; Wegerich, Plantago; Schafgarbe, Achillea millefolium; kleinen weißen Klee, Trifolium repens; Bergklee, Trifolium montanum; Steinklee, Melilotus; gelber Klee, Trifolium agra-

rium; Ackerwinde, Convolvulus arvensis etc.

3) Von Gräsern fanden sich: Trespe, Bromus mollis; Schwingel, Festuca ovina; harter Schwingel, Festuca duriuscula; Schmiele, Aira; Wiesenhafer, Avena elatior; Kammgras, Cynosurus crystatus; etc. Diese Gräser und Kräuter waren vorherrschend.

Eine vollkommen hinreichende, aber mehr magere, als fette Weide wird dieser Eigenschaft, nach dem erwähnten Schriftsteller, günstiger seyn; auch Berg- oder wenigstens Höheweiden ungleich mehr, als Weiden in der Tiefe und in Niederungen. Außer dem Futter, hat noch der Boden, das Erdreich einen bedeutenden Einfluß auf diesen Umstand. Auf einem sehr starken Thonboden wird man nie diese Weichheit der Wolle in einem so hohen Grade erzeugen können, als auf einem mehr lehmigen oder gar sandigen, überhaupt magern Boden. Nach Petri sollen leichte Gründe dann weit schädlicher auf die Wolle einwirken, wie schwere, gebundene Gründe, wenn viel Kalk im Boden vorhanden ist, weil der Kalkstaub ätzend und zerstörend auf die Wolle wirkt, und das Fett der Wolle weit mehr, als der Thonboden, absorbirt. Bei einem starken Thonboden besteht der feine Staub, nach Sturm, der sich während des Pferchens und des Hütens auf den Aeckern in die Wolle legt, aus feinen Thontheilen; diese aber haben die Eigenschaft das Fett zu absorbiren, es dem Haare zu entziehen, und sich selbst recht stark anzulegen. Was die Winterfütterung anbetrifft, so scheint, außer dem guten, gesunden, süßen Gras-Esparcette- und Kleeheu, vorzüglich das Körnerfutter, als Hafer oder etwas Gerste, die Eigenschaft zu befördern. Von Branntweinspühlicht hat Sturm ebenfalls diese Bemerkung gemacht.

Uebrigens mag man eine Fütterung wählen, welche man will, so kommt es doch hauptsächlich darauf an, nicht zu kärglich zu füttern; denn nichts erzeugt mehr ribische oder rauhe Wolle, als kärgliche Fütterung, oder gar Hunger. Petri macht hierbei die Bemerkung: daß eine gehaltlose, trockne und saure Nahrung, eben so sehr eine spröde und schwache Wolle erzeugt, als eine kärgliche Fütterung, und wenn der Körper mit zu viel Feuchtigkeit auf feuchten Weiden überladen wird, so erzeugt derselbe auch in demselben Verhältniß, als er ein schwammiges Fett annimmt, auch eine schwammige gröbere Wolle, weil die Haarröhrchen zu sehr mit Wasser überfüllt werden.

Auch das Klima und die Lokalverhältnisse haben einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Weichheit der Wolle. Wie aber dieser Einfluß geschieht, ist bis jetzt unerklärlich. Vielleicht wirkt die höhere oder tiefere Lage der Gegend, das offene oder durch Wälder der höheren Gebirge geschlossene, das warme und trockene, oder das feuchte und warme Klima, oder die herrschenden Winde ꝛc. darauf. Auch das Wasser hat gewiß Einfluß auf die Veränderung in der Wolle. Petri sagt: „das Wasser hat unstreitig eben so viel Einfluß auf den organischen Körper, als die Nahrung. So weiß man zum Beispiel, daß kaltes, hartes Wasser, in den Haarröhrchen beim Waschen der Wolle das Mark verhärtet, die Poren schließt, und die Transpiration unterdrückt; temperirtes, weiches Wasser aber die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. So weiß man auch aus Erfahrung, daß Regen- und Schneewasser wegen des häufiger darin enthaltenen Sauerstoffes, der Gesundheit des edlen Schafviehes nachtheilig ist. Auch das Flußwasser hat diese nachtheiligen Wirkungen, nach Beschaffenheit der Jahreszeiten und

der Witterung. Je weniger solches mit Sauerstoff geschwängert, und je mehr es von unreinen Substanzen befreiet ist, gleich gutem Quellwasser beim Stillstehen keine Unreinigkeiten absetzt, rein, durchsichtig, geruch-, farben- und geschmacklos ist, Seife leicht auflöset, und beim Eingießen in ein Gefäß perlt, desto vorzüglicher ist es. So zuträglich das Schnee- und Regenwasser dem Wachsthume und Gedeihen der Pflanzen ist, so giftig ist es wegen seines überhäuften Oxigens den Schafen. In Gegenden, welche tief liegen, und wo die Pflanzen damit überreitzt sind, oder das Wasser damit überladen ist, hauset gewöhnlich die Ruhr, und alle Bemühungen dem Uebel abzuhelfen, sind fruchtlos, weil die Ursache selten abzuhelfen ist, und man den Grund des Uebels in anderen Ursachen wähnt. Die Wirkungen dieser Erscheinungen können sogar durch die Nahrung zum Vorschein kommen, wofür Thatsachen sprechen."

Von der Haltbarkeit und Festigkeit der Wolle hängt ein großer Vorzug der aus der Wolle verfertigten Zeuge ab. Man kann dieselbe prüfen, indem man ein Bischen Wolle zusammendrehet, zwischen die Daumen und Zeigefinger der beiden Hände nimmt, und sie ruckweise zieht. Eine haltbare, feste, nicht morsche Wolle, wird hier ungleich mehr Widerstand leisten, ehe sie reißt, als eine weniger feste und vermorschte. Jede Wolle von gut gefüttertem Vieh erreicht diese Eigenschaft. Die Festigkeit der Wolle kann aber sehr häufig gestört werden, wenn man sie zu früh nach der Wäsche abscheert, und noch feucht verpackt. In diesem Falle wird die Wolle morsch, klebt zusammen und verdirbt. Ueberhaupt je feiner die einzelne Muskelfaser ist, um so mehr Kraft und Haltbarkeit äußert die gesammte Muskel. Je feiner daher das Haar ist,

desto compacter und inniger zusammengefügt, müssen die Theile seiner Röhre, folglich desto größer seine Kraft und Haltbarkeit seyn. Nach Petri soll bei ungleich feinen Haaren das gröbere, und bei gleichen feinen dasjenige das stärkere seyn, welches durchgängig die regelmäßigste Bildung hat.

Der Glanz der Wolle ist eine Eigenschaft, die nur von den wenigsten Fabrikanten berücksichtiget wird, obgleich sie bei vielen Zeugen von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Besonders schätzenswerth ist sie bei glatten Zeugen, bei Merinos, bei Shawls und bei andern, selbst bei Tuch und Casemir, besonders wenn die Wolle weiß ist. Alle Haare haben eigentlich einen gewissen Glanz, und daher auch die Wolle, besonders wenn sie von gesundem Vieh kommt. Es giebt aber auch Abstufungen, die von dem Klima abhängen sollen.

Nach Petri liegt die Anlage zum Glanz der Wolle im Organismus, nämlich in einem hellen, weißen, öhligen Schweiße, womit jederzeit ein glänzender, klarer Schimmer vereiniget ist, besonders wenn die Wolle stumpf und dicht verwachsen ist und ein Gleichheit des Haares von der Spitze bis zur Wurzel dadurch hervorgeht. Eine reine, weiße Wolle behauptet daher den Vorzug, und die daraus verfertigten Manufacturwaaren zeichnen sich nicht allein durch Glanz, sondern auch durch die Wichtigkeit aus, daß die feinen Farben, womit dergleichen weiße Wolle gefärbt wird, desto lebhafter und glänzender ausfallen, jemehr sie die höchste Weiße und Reinheit erhalten hat. Denn weder ein dunkler Schweiß, noch ein verworrener Wuchs der Wolle führen einen solchen reinen Glanz mit sich.

Der Schweiß der Wolle ist mehr eine Eigenthümlichkeit des Körpers, als der Wolle. Er hängt sich nur an die Wolle von außen an und ist von dem

inneren Safte der Röhre zu unterscheiden. Er kommt aus besonderen Poren der Haut, ist aber noch mit einem eigenthümlichen Fette verbunden, welches sich im bloßen Wasser nicht auflöset. Vauquelin hat im Schweiße folgende Grundstoffe entdeckt: 1) Wahre thierische Kali-Seife; 2) überflüssiges kohlensaures Kali; 3) eine ziemliche Menge essigsaures Kali; 4) Kalk; 5) eine Spur von salzsaurem Kali und 6) eine thierische Substanz, welche als Ursache des sonderbaren Geruchs des Schweißes angenommen wird, der sich auch durch den Gestank beim Verbrennen und durch sehr merkliche Spuren von Ammonium bei der Destillation zu erkennen gegeben hat. Herr Rudolph André giebt einen Unterschied im Schweiße an, nämlich nach ihm giebt es einen öligen und einen zähen Schweiß. Der letztere soll eine Eigenschaft gewisser Racen und für die Wäsche auf dem Thiere ein sehr großes Hinderniß seyn. Die Farbe des Schweißes ist entweder dunkel gelb, hellgelb, oder weißlich. Ob übrigens die Farbe des Schweißes eine Eigenthumlichkeit gewisser Racen, oder eine Folge der Nahrung ist, ist bis jetzt noch unentschieden. Wagner will ersteres behaupten, weil es unter den Negrettis mehrere Spielarten mit weißem Schweiße gieb.

Die Krause der Wolle verräth einen guten Kern derselben; sie ist der Grund der Elasticität und daher eine sehr wesentliche Eigenschaft. Nach Sturm findet auch hierin ein feiner Unterschied Statt, den man im gewöhlichen Leben nicht beachtet, obgleich er nicht ganz unwichtig ist. Unter Krause versteht man eine Wolle, deren einzelne Faden nicht gerade, sondern wellenförmig gebogen sind, so daß wenn man sie ausdehnt, sie erst gerade werden. Die Krause besteht in zweierlei Wirkungen, nämlich das Haar ist entweder so gewellt, daß die

Ein- und Ausbigungen auf beiden Seiten regelmäßig sind, also schlangenförmig, oder die Wellung geht schraubenförmig, wie bei einem Pfropfzieher. Ein Haar der letztern Art ist nie so dauerhaft und haltbar, als der erstern, auch springt es leicht bei einem sehr gedrehten Gespinnste. Auch die Schlichtheit der Wolle ist eine Eigenthümlichkeit mancher Racen. Man trifft diese Eigenschaft mehr unter den langwolligten, groben, und nur selten unter den feinwolligen Schafen an; man findet sie aber auch unter diesen. Lange schlichte Wolle giebt gesponnen einen festen, wenig elastischen, glatten, flachsähnlichen Faden, der zur Verfertigung feiner Casemire, Merinos und Shawls sehr schätzbar ist.

Was die Güte der Wolle nach dem Alter und Geschlecht der Schafe anbetrifft, so hat Sturm auch hierüber Untersuchungen angestellt und folgende Resultate daraus gezogen:

a) Die Wolle der Jährlinge, das heißt, von der ersten Schur, die Lammschur abgerechnet, ist in der Regel die feinste im Haar, und zwar um so schöner, je früher man die Lämmer geschoren hat. Dieser Wolle geht aber dagegen die Elasticität, so wie der eigentliche Kern, auch die gehörige Haltbarkeit zum Theil ab.

b) Am vollkommensten ist die Wolle des Schafviehes vom 2ten bis zum 6ten Jahre, welches die eigentliche Periode der vortheilhaften Wollerzeugung zu seyn scheint, worin die Wolle nicht nur in Hinsicht der Quantität, sondern auch in Hinsicht der Qualität am höchsten steht. Nach dem siebenten Jahre nimmt nicht nur der Ertrag, sondern auch manche Eigenschaften der Wolle ab. Das Fell wird zuerst kahl am Bauche, dann an den Schenkeln, zuletzt verlieren sich die Haare auch an den übrigen

Theilen des Körpers, die Elasticität läßt nach und ein Theil des Glanzes geht verloren.

c) In Hinsicht des Geschlechts ist es bekannt, daß die alten Schafe die feinste Wolle tragen, aber auch zugleich die wenigste; dann tragen die Böcke die meiste und nächst ihnen die Hämmel. Bei gleicher Fütterung ist die Wolle der Hämmel in Hinsicht der Güte keiner andern nachzusetzen, besonders übertrifft sie jeder andern an Länge. Da aber fast auf allen Schäfereyen die Hämmel das geringste Futter erhalten, so ist auch ihre Wolle selten der übrigen gleich. Petri will jedoch, daß die Hämmel unter gleichen Umstanden die meiste Wolle liefern.

Die Hauptfehler der Wolle verdienen vorzüglich beachtet zu werden. Es sind folgende:

1) Der Bodensatz, einer vielleicht der bedeutendsten Fehler, kommt mehr bei Landschafen, als bei den veredelten vor. Bei den echten Merinos soll er gar nicht Statt finden. Dieser Fehler besteht darin, daß die einzelnen Haare des Vließes am Boden unmittelbar auf der Haut so in einander verwachsen und gleichsam versilzt sind, daß sich das abgeschorne Vließ gar nicht, oder doch nur mit Gewalt aus einander reißen läßt, indem es auf der unteren Seite einem Filze ähnlich ist. Da sich eine solche Wolle weder kämmen, noch krümpen läßt, so kann sie der Fabrikant nicht eher gebrauchen, als bis er den unteren versilzten Theil abschneidet, wodurch er aber, wie begreiflich, einen beträchtlichen Verlust erleidet. Der Grund dieses Uebels soll eine natürliche Disposition, und daher nicht zu verbessern seyn, auch von der Mutter auf das Junge forterben. Man soll daher wolthun, Individuen dieser Art auszumärzen.

2) Das Absetzen oder Sitzenbleiben der

Wolle. Man sagt die Wolle habe sich abgesetzt, wenn das Haar gleichsam zweiwüchsig ist, das heißt, wenn der eine Theil des Haares, gewöhnlich der obere, gleichsam erstorben ist, der untere aber wieder zu vegetiren anfängt, oder wenn das Haar aus alter und junger Wolle zugleich besteht; eine Wolle sei sitzen geblieben sagt man aber, wenn sich die Wolle nicht von der Haut gehoben hat, sondern gleichsam aufsitzt, kurz und nicht selten abgestorben ist, und von der neuen hervortretenden ganz abgeschoben wird. Diesem Fehler können mancherlei Ursachen zum Grunde liegen.

a) Er kann entstehen durch Krankheiten. Wie die Krankheiten den thierischen Organismus überhaupt stören, so ist dies auch der Fall mit dem Hautsysteme und mit dem damit verbundenen Haarwuchse. Das Haar stirbt gleichsam ab, es wächst eine Zeitlang gar nicht oder doch nur unmerklich, es trocknet aus und die Produktion dahin läßt überhaupt nach. Erholt sich nun das Thier und die vorigen Funktionen treten wieder ein, so wächst auch das Haar vollkommen fort, und es entsteht zwischen dem neugewachsenen und dem älteren ein sehr bemerkbarer Absatz und eine Ungleichheit in der Güte und Dauer, die für die Fabrikation sehr nachtheilig ist. Ist das Uebel noch größer, so verliert das Schaf die alte Wolle und die nachgewachsene ist noch zu jung, mithin ganz unvollkommen und unreif.

b) Durch Ungleichheit in der Sommerweide und Winterfütterung. Wenn nämlich die Weide im Sommer und Herbste sehr reichlich und gut war, und die Schafe im Stalle, schlecht gefüttert worden, so setzt die Wolle ab, ein gleicher Fall tritt ein, wenn die Weiden im Sommer und Herbste schlecht und die Winterfütterung gut war, oder auch wenn man anfänglich sehr gut fütterte und

zuletzt ehe sich die Wolle gehoben hat, zu früh nachläßt. Trifft dieses Uebel eine ganze Herde, so ist dies für den Besitzer mit großem Verluste verbunden; denn kein Fabrikant kauft eine solche schlechte und unhaltbare Wolle, ohne großen Schaden für den Besitzer.

3) Die rauhspitzige Wolle. Dieses ist eine Wolle welche nicht einerlei Feinheit des Haares hat, sondern wenn der äußere Theil des Haares oder die Spitzen theils stärker sind, als das Haar am Stamme, theils rauher, weniger elastisch und weich. Da eine solche Wolle nie so gut verarbeitet werden kann, weil ihr die Eigenschaften eines guten Haares fast ganz abgehen, so müssen die Spitzen vorher abgeschnitten werden, und dann kann sie der Fabrikant nur zu geringen Tüchern gebrauchen. Dieser Fehler ist ein Naturfehler einiger Individuen, der sich nicht durch Kunst, wohl aber durch eine weitere Veredlung verbessern läßt. Man findet ihn bei der Wolle der Jährlinge, die als Lämmer nicht geschoren werden, überhaupt bei den Metis von der zweiten, dritten und zuweilen auch von der vierten Generation. Dieser Wollfehler ist eine Folge vom Absterben des Haars, welches von oben hinein erfolgt. Diese rauhe Spitzen, wobei man das Haar nicht selten, wie bei dem Haupthaare des Menschen, gespalten findet, sind gleichsam abgestorben, die Vegetation und der Zufluß der nährenden Säfte dahin hört auf, woher dann der Mangel aller Eigenschaften, die nur dem lebenden Theile des Haares selbst eigen sind. Das Mark, welches die Haarröhren ausfüllt und bei dem Wachsthume des Haares selbst eine bedeutende Rolle spielt, gerinnt, statt es im gesunden Theile flüssig ist, und treibt das Haar auf, wodurch es stärker und rauher wird. Auch drehen und filzen sich einzelne Haarspitzen aus demselben Grunde in

ein gemeinschaftliches Bündel zusammen. Die stumpfe Wolle, welche der rauhspitzigen entgegengesetzt wird, ist eine solche, wo die Spitzen nicht einzeln hervorstehen, sondern die ganze Oberfläche des Vließes gleichsam eine ebene Decke bildet.

4) Gedrehete Wolle. Gedrehete Wolle nennt der Fabrikant eine Wolle, wo das ganze Vließ gleichsam einzelne Locken bildet. Die einzelnen Haare drehen sich nämlich zu ganzen Dutzenden über der Haut unmittelbar spiral- oder schraubenförmig in kleine Strähnen zusammen, und vereinigen sich in einer gemeinschaftlichen Spitze. Dieser Fehler ist nicht bloß für den Fabrikanten, sondern auch für den Landwirth verderblich; denn der erste bekommt aus der gleichen Wolle kein so dauerhaftes Garn und kann sie nicht gut bearbeiten, indem sich die einzelnen Haare in kleine Ballen zusammensilzen. Während der Bearbeitung bekommt das davon gefertigte Tuch Knötchen, wodurch es an seiner Appretur und Feinheit verliert. Der letztere, nämlich der Landwirth, wird von seinen Schafen mit dergleichen Wolle nie so viel scheeren, und verliert daher immer an Gewicht. Da die Haare gewöhnlich oben, etwa bei einem Drittheil ihrer Länge von der Spitze herein, am stärksten gedreht und gleichsam verfilzt sind, so kann der oben erwähnte Fehler wohl zum Theil vermindert werden, wenn man die Spitzen abschneidet, da aber diese dann nur wenig Vortheile gewähren, so hat der Fabrikant immer einen beträchtlichen Verlust an einer solchen Wolle und kauft sie daher nie gern. Dieser Fehler soll immer ein Zeichen von einem sehr feinen Haare seyn, aber auch Armuth an Haaren verrathen. Der Schäfer nennt dergleichen Schafe flüchtig von Wolle, oder schlotterfellig; es ist immer ein Fehler der dünnfelligen Schafe, der forterbt, besonders vom

Vater. Der Landwirth muß daher Böcke mit dergleichen Felle nie zulassen und selbst die Schafe bald ausmärzen, wenn er seine Schäferey nicht in einen üblen Ruf bringen und seine Wollerndte vermindern will. Sturm sagt hierbei: „Da Wolle, welche diesen Fehler hat, übrigens immer sehr fein an Haaren ist, so war mir immer darum zu thun, auf Mittel zu denken, wodurch das Zusammendrehen vermindert werden könnte. Ich suchte die Ursache dieser Erscheinung in der Feinheit des Haars, verbunden mit Mangel des eigentlichen Kernes, wodurch sich das einzelne Haar nicht selbst erhalten kann, und nun mit andern, um gleichsam einen gemeinschaftlichen Stamm zu bilden, sich zusammendreht. Ich glaubte nichts Besseres thun zu können, als Individuen der Art nicht nur den Sommer, sondern auch den Winter hindurch eine recht reichliche Nahrung zu geben, und dadurch nicht nur die Anzahl der Haare, sondern auch die Elasticität und vorzüglich den Kern derselben zu vermehren. Um mich zu überzeugen, brachte ich zwei Schaafe, die sich durch eine gedrehete Wolle ganz besonders auszeichneten, im Sommer 1811 nicht auf die Trift, sondern fütterte sie im Stalle so reichlich, daß sie immer in einem sehr guten Zustande blieben; so wie sie auf den Winterstand kamen, erhielten sie gutes Rauchfutter, täglich etwas Hafer und etwas, mit Wasser verdünntes Branntweinspühlicht. Dadurch ist dieser Fehler so vollkommen verbessert worden, daß die Wolle beider Schafe unter die vorzüglichste gehörte. Der Grund dieses Uebels scheint mir daher bei sehr feinwolligem Vieh besonders aus Mangel an Weide und gehörigem Winterfutter theils zu entstehen, theils vermehrt zu werden." —

5) Die hundshaarige Wolle. Diese Wolle befindet sich unter der feinen krausen Wolle mehr oder wenig. Es sind mehr oder weniger starke, perlfarbene, glänzende Haare, wie das Haar eines weißen Spitzes. Dieser Fehler soll nach Sturm's Beobachtungen vorzüglich vom Vater forterben; daher man bei der Wahl des letztern vorzüglich diesen Umstand berücksichtigen muß. Dieses Haar scheint ganz erstorben zu seyn und von einem Ueberreitz herzurühren. Bei der Verarbeitung der Wolle müssen diese Haare vorher herausgebracht werden, weil sie ein unhaltbares ungleiches Garn liefern, und keine Farbe gehörig annehmen und halten. Sie sind in der Regel kürzer, als die gewöhnliche Wolle. Auch bei Lämmern kommen sie zuweilen vor, fallen aber späterhin aus und erscheinen in der Folge nicht wieder. Mit den Stammhaaren darf man sie nicht verwechseln, welche die feinsten Lämmer oft mit auf die Welt bringen, aber in wenigen Monaten, nachdem die feinere Wolle nachwächst, vollkommen verlieren, so daß dergleichen Lämmer oft die feinste Vließe liefern. — Nach Petri soll dieses hier beschriebene Haar Stichelhaar genannt werden, das Hundshaar dagegen etwas wellenförmig gebogen und die Spitzen, die über das Vließ hervorragen, etwas gekrümmt seyn, und man soll sie mit groben Haaren von Pudeln vergleichen können. Die Stichelhaare fallen durch das Klopfen und die Wäsche alle rein aus der Wolle; die Hundshaare sind dagegen schwerer herauszubringen. Sturm hat die Bemerkung gemacht, daß die Hundshaare, oder, nach Petri, Stichelhaare nicht alle Jahre, auch bei den Individuen, die dazu geeignet sind, in gleicher Menge vorkommen, sie sind vielmehr in einem Jahre in grösserer, in einem andern in geringerer Anzahl vorhanden.

6) Die hungrige Wolle. Diese Wolle kommt von schlecht geweideten und schlecht genährten Schafen; sie ist gewöhnlich kurz, trocken, ribisch, hat sich wenig gehoben, sondern ist, nach dem Schäferausdrucke, sitzen geblieben. Sie hat wenig oder gar keine Elasticität, und läßt sich daher schlecht verarbeiten. Man kann diese Wolle bei den Merinos erzeugen, wenn man dieselben mit Stroh und wenig saurem Heu füttert.

7) Die glatthaarige Wolle. Das Haar der Wolle ist gewöhnlich rund, bisweilen auch glatt, Ist nun das letztere der Fall, so verliert die Wolle viel an ihrem Werthe, weil sich eine solche nicht gut verarbeiten läßt; auch das daraus verfertigte Zeug und Tuch weder die Güte, noch das Ansehen erhält, als von Wolle mit rundem Haare. Man kann die Wolle untersuchen, um diesen Fehler herauszufinden, indem man die einzelnen Haare zwischen den Fingern dreht. Man wird nun hier bei einiger Uebung durch das bloße Gefühl bald wahrnehmen, ob das Haar vollkommen rund oder glatt gedrückt ist. Wem es hierin an Uebung fehlt, weil dazu ein sehr feines Gefühl gehört, der darf nur die verschiedenen Arten der Wolle recht oft durch eine gute Loupe auf einem schwarzen Grunde betrachten, wobei man die einzelnen Haare ganz auseinander ziehen muß. Wenn man das glatte Haar gefunden hat, so drehe man es abwechselnd mit einem runden öfters zwischen den Daumen und Zeigefingern, und man wird sich durch die öfters wiederholten Drehungen bald Uebung verschaffen.

Petri giebt noch folgende Fehler der Wolle an. Wenn die Wolle, statt eines natürlichen, reinen flüssigen Oeles, mit einer harzigen oder pechartigen Fettmaterie geschwängert ist, die sowohl eine falsche Wollmenge beurkundet, als der Reinigung der Wolle

in der gewöhnlichen Waschmanipulation sehr viele Hindernisse und großen Zeitaufwand verursacht. — Verworrene Wolle, die aus Mangel der Anhänglichkeit der Wollfaden und der gegenseitigen Zuneigung zu einander, in keiner parallelen Richtung wächst und keine regelmäßigen Wollbüschel formirt, hat geringen Werth, indem dergleichen Wolle zur Wollfabrikation um so werthloser ist, je verworrener und ungleicher sie wächst, deshalb einen dunklen Schein annimmt und nicht empfänglich ist, eine schöne Farbe rein anzunehmen. Auch übersteigen dergleichen Wollsorten in der Qualität selten die Mittelsorten. — Storrheit, Sprödigkeit und Steifheit des Haares, wodurch es sich schlecht verarbeiten läßt, und ein sprödes, hart anzufühlendes Fabrikat liefert und keine schöne Farbe annimmt. — Schwäche, Nachlaß und Mürbigkeit der Wolle beweiset Werthlosigkeit derselben. — Schütterheit, Fladrigkeit und Lockerheit im Wuchse der Wolle ist für den Erzeuger wegen des minderen Ertrages schon unvortheilhaft, und wegen des ungeschlossenen Vließes ist die Wolle auch zugleich den ungünstigen Einwirkungen der Witterung ausgesetzt. — Eine in den Spitzen verwahrloste und verdorbene Wolle entsteht durch äußerliche schädliche Einwirkungen, wenn die Hornhaut dadurch erweitert, vergröbert, aufgelöset, oder spröde, brüchig und mürbe geworden, oder die Spitzen ihre ursprüngliche Gestalt und Stärke verlieren, sich spalten und absterben. Anhaltende Feuchtigkeit, öfterer Witterungswechsel von Hitze und Kälte oder feuchter Luft, scharfe oder heiße auszehrende Winde, Thau, Nebel und feuchte Ausdünstungen erzeugen diese Fehler; so auch wenn nach der Schur die jung emporgewachsene Wolle durch dürre Luft und brennende Hitze, welche sie verhärtet, ausgedorret wird,

so daß die Spitzen abgeschnitten werden müssen, wodurch die Wolle an Werth verliert; denn die abgestorbenen Spitzen verursachen im Spinnen, wenn sie sich begegnen, das Zerreißen des Fadens, sie nehmen auch nicht gleiche Richtung und Farbe an. — Die ausgeriebene Wolle an dem Bauche der Thiere, welcher Fehler gewöhnlich durch das Drängen bei den Stallthüren während des Ein- und Austreibens verursacht wird. Diese Wolle geht für den Eigenthümer nicht allein verloren und verursacht ihm überdieß den Nachtheil, daß seine theuerste Wolle durch die abgerissenen Theile eine ungleiche Länge im Wuchs erhält und dadurch an Werth verliert, sondern wird durch das Reiben auch entkräuselt, dadurch verunstaltet und nachtheiligen äußeren Einflüssen ausgesetzt. — Ungewöhnlich kurze Wolle, welche sich nicht nur wegen des minderen Werthes schlechter rentirt, sondern auch weniger scheert. — Bräunliche Wolle, die von einem fehlerhaften Fette herrührt, einen dunklen Schein und keine lebhaften Farben annimmt, und dieserhalb nicht gern gekauft wird; derselbe Fall findet mit der Wolle von scheckigen Schafen Statt. — Verdickter und vertrockneter Hautschweiß in der Wolle, der durch kalte Wäsche schwer herauszubringen ist. — Durch Wagenschmier ꝛc. verdorbene Wolle, die oft gar nicht oder nur sehr mühsam und mit Verlust zurecht zu bringen ist. — Die Haarnähte zwischen der Wolle im Schafpelze geben auch häufig zur Verderbniß der Wolle Gelegenheit, indem sie den Winden, dem Regen, Staube und den sengenden Sonnenstrahlen in den heißen Mittagsstunden Gelegenheit darbieten, nachtheilig auf die Wolle einzuwirken, welches bei festgeschlossenen Vließen von stumpfen Woll-Sectionen nicht der Fall seyn kann.

Ein Mehres über den technischen und merkantilischen Gebrauch der Wolle, s. unter Wolle, in W.

Ueber die Schafwolle in naturhistorischer, ökonomischer und technischer Hinsicht von Dr. Sturm, Professor der Oekonomie in Jena.

Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima ꝛc. ꝛc. von Bernhard Petri, 2r Th., 1ste Abth. Wien, 1825.

Beiträge zur Kenntniß und Behandlung der Wolle und Schäfer ꝛc, Von Johann Philipp Wagner. 2te Auflg. Berlin, 1821.

Schafzecke, Schafmilbe, Acarus reduvius auch Ricinus, s. Schaflaus, oben, S. 620. Die Naturforscher, oder vielmehr die landwirthschaftlichen Schriftsteller scheinen über dasjenige Insekt, welches sie Schaflaus nennen, nicht einig zu seyn; denn man findet, daß in verschiedenen ökonomischen Schriften davon Erwähnung geschieht, ohne eine genaue Beschreibung derselben. Die Schaflaus, Pediculus ovis, scheint daher nur die Schafzecke, Schafmilbe zu seyn, weil man unter diesen Arten von Milben bei den Naturforschern auch Läuse versteht, welche sich auf dem Viehe aufhalten, also Viehläuse; ganz verschieden ist hiervon die fliegende Schaflaus, oder Schafliege, Hippobosca ovina, s. oben, S. 620.

Schafzahn, Schafzähne, s. oben S. 7 u. f.

Schafzucht, s. oben, Schaf und Schafzucht.

Schafzunge, eine figürliche, in einigen Gegenden übliche Benennung des breiten Wegerichs, wahrscheinlich wegen einiger Aehnlichkeit in der Gestalt. s. Wegerich.

Schag, eine Art von grobem, wollenem Zeuge oder Tuche, welches von den Einwohnern der Insel

Schettland verfertiget wird, und mit dem Isländischen und Schwedischen Wadmal übereinkommt.

Schager, ein berühmter Ungarischer Wein, aus dem Nagyhonter Komitat, den man seiner besondern weißen Farbe und seines angenehmen Geschmacks wegen schätzt.

Schagrin, Schagrinleder, s. Chagrin, Th. 8, S. 2 u. f.

Schagrinleder, s. den vorhergehenden Artikel.

Schagrintaffent, ein getüpfelter Taffent von verschiedenen Farben, welcher zu Unterfutter unter Kleidung, zu Vorhängen und dergleichen dient. Er ging ehemals häufig nach Polen, Rußland und der Türkey; das meiste hiervon liefert Lucca in Italien, unter dem Namen Ermesino picchetator Die Waare ist breit, wie aller Italienische. Ermesintaffent zusammengelegt, und an den Saalleisten mit offener Seide zusammengeheftet. Die Breite ist $\frac{5}{4}$ Leipziger Maaß; S. unter Taffent.

Ende des hundert und neununddreißigsten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können. Die Tabellen werden nach den Seitenzahlen eingeklebt.

Die in diesem Werke S. 331 angezeigte Figur 7877 fällt weg.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße, Nr. 6.

Ankündigung.

Büffon's Naturgeschichte

welche besteht:

1) aus 7 Bänden der allgemeinen Geschichte,
2) aus 2 = der Geschichte des Menschen,
3) aus 23 = der Geschichte der Quadrupeden

und 4) aus 35 = der Geschichte der Vögel, nebst zwei Supplementen.

fehlte zur Vollendung bis jetzt noch:

a) der 36ste und letzte Band der Vögel,
b) der Register-Band sämmtlicher Vögel.

Dem gegenwärtigen Inhaber der unterzeichneten Verlagshandlung gereicht es zum Vergnügen, den Besitzern und Interessenten dieses allgemein hochgeachteten Werkes hierdurch anzuzeigen, daß derselbe dem längst so dringend gefühlten Bedürfnisse: dieses Werk vollendet zu sehen, durch Herausgabe jener beiden letzten Bände, abhelfen wird.

Beide Bände, nämlich: der 36ste Band der Vögel, welchen der, um dieses Werk so verdiente, Herr Professor Otto in Frankfurt, gleich den früheren, mit großer Sorgfalt bearbeitet hat, so wie der 37ste, das unentbehrliche Register sämmtlicher Vögel enthaltende Band, welcher unter gefälliger Leitung des Herrn Professors Lichtenstein hieselbst angefertigt wird, erscheinen unfehlbar noch im Laufe dieses Jahres, und zwar in folgenden Ausgaben:

auf feinem Velin-Papiere, mit sauber illuminirten Kpfrn.,
auf gutem Schreibpapiere, mit dergl. Kupfern,
auf demselben Papiere, mit schwarzen Kupfern,
auf weißem Druckpapiere, mit dergl. Kupfern.

Um den früheren Pränumeranten dieses großen Werkes, die, mit der Subscription verbundenen, Vortheile auch bei diesen beiden letzten Bänden zu gewähren, und um die Auflage auch desto besser bestimmen zu können, ladet die unterzeichnete Verlagshandlung alle Besitzer und Interessenten der Büffonschen Naturgeschichte hierdurch ergebenst ein, auf gedachte beiden Bände baldigst zu subscribiren und dabei genau die resp. Ausgabe zu bestimmen.

In Berlin nimmt die Verlagshandlung die Bestellun-

gen an — Briefe werden portofrey erbeten — und auswärts kann in jeder guten Buchhandlung subscribirt werden.

Mit dem 1. Juli d. J. wird die Subscription geschlossen, und tritt alsdann der, um ein Drittheil höhere, Ladenpreis ein.

Die Bezahlung geschieht erst bei'm Empfang der beiden Bände, die zusammen geliefert und nicht getrennt werden können. Der Preis derselben kann noch nicht genau bestimmt, wird aber gewiß möglichst billig gestellt werden.

Berlin, im April 1825.

Pauli'sche Verlags-Buchhandlung.
Wallstraße, Nr. 30.

Schütz Auszug
aus
der großen Krünitz'schen Encyklopädie.

Dieses Werk ist bis zum 32. Bde incl. (1812) erschienen und umfaßt das große Werk bis zum 116ten Theile, incl., bis zum Artikel: „Prame." Die fernere Fortsetzung von da ab, wurde durch ungünstige Verhältnisse, und namentlich durch die, den Buchhandel so sehr lähmende, Kriegs-Drangsale behindert.

Gern ist der gegenwärtige Besitzer der unterzeichneten Verlags-Buchhandlung bereit, den billigen Erwartungen wie den häufig ausgesprochenen Wünschen der Interessenten dieses Werkes zu genügen, und genannten Auszug auf's Neue und auch regelmäßig fortzusetzen, insofern er die nicht unbedeutenden Kosten dieses gemeinnützigen Unternehmens nur einigermaßen gedeckt sieht.

Er wählt zu dem Ende den Weg der Subscription, und ladet hierzu die resp. Interessenten ergebenst ein. In Berlin nimmt solche die Verlagshandlung — Briefe werden portofrey erbeten — auswärts aber jede gute Buchhandlung an.

Bey gewiß zu hoffender Zustandekommung der Fortsetzung dieses Werkes, wird dieselbe ganz dem früheren Plane gemäß geschehen, so, daß 4 bis 5 Bände des großen Werkes immer einen Band im Auszuge enthalten. Die Redaction

wird der Herr Dr. Korth, zeitiger Verfasser des großen Werkes, übernehmen, und dieser, wie der Verleger, sich eifrig bemühen, den gerechten und billigen Anforderungen der Interessenten in jeder Beziehung zu genügen.

Es werden alljährlich 1. bis 2. Bände so lange erscheinen, bis das große Werk, von welchem jetzt jährlich regelmäßig 4. Bände geliefert werden, eingeholt ist; die demnächstige Fortsetzung wird sodann mit diesem gleichen Schritt halten, und so läßt sich die eben so wünschenswerthe, als nothwendige schleunige Beendigung dieser beiden gemeinnützigen hochgeschätzten Werke, als nicht fern mehr, sicher berechnen.

Wie früher, wird dieser Auszug erscheinen:
auf feinem Velin-Papiere,
auf gutem Schreib-Papiere und
auf weißem Druck-Papiere,
welches man bei der Subscription zu beachten bittet.

Die Preise werden im Verhältnisse zu der großen Encyklopädie, je nachdem viele oder wenige Kupfer dazu kommen, möglichst billig gestellt werden. Die Zahlung geschieht für jeden Band erst bei Lieferung desselben.

Nichtsubscribenten werden es sich gefallen lassen müssen, nach demnächst noch näher zu bestimmender Schließung der Subscription, den, um ein Drittheil höheren, Ladenpreis zu zahlen.

Berlin, im April 1825.

Pauli'sche Verlags-Buchhandlung.
Wallstraße, Nr. 30.

So eben verließen in der unterzeichneten Verlags-Buchhandlung folgende wichtige Werke die Presse:

1) Geschichte des Preußischen Reichs, von dessen Entstehung bis auf die neueste Zeit
von
Carl Christian von Leutsch.
3 Bde. gr. 8. auf schönem Schreibpapiere. 4 Thlr.

2) Das Schaf und die Schafzucht in allen ihren Zweigen, oder ausführliche Anweisung zur Be-

treibung der Schafzucht nach den Grundsätzen der Praktik und der Veredlungs-Theorien. Naturhistorisch, historisch, ökonomisch, technologisch, medizinisch und merkantilisch dargestellt; nach den ältern, neueren und neuesten Quellen, mit Zuziehung der Rathschläge erfahrner Oekonomen, bearbeitet, und für Staats- und Landwirthe, Schafzüchter und Schäfer, Wollhändler und Fabrikanten bestimmt, von Dr. J. W. D. Korth. 2 Bde. gr. 8. mit vielen Kupfern und Tabellen; auf schönem Schreib-Papiere 4½ Thlr., auf gutem Druck-Papiere 3⅔ Thlr.

Berlin, im April 1825.

Pauli'sche Verlags-Buchhandlung.

T. I.

Fig. 7846. S. 4.

Occ. Enc. Th. CXXXIX.

T. 2.

Fig. 1877. S. 7.

Schw.

Oec. Enc. Th. CXXXIX.

T. 5.

Fig. 1848. T. 7.

Oec. Enc. Th. CXXXIX.

T. 4.

Fig. 1849. T. 7.

Oec Enc. Th. CXXXIX.

T. 5.

Fig 1850. S. 7.

Oec. Enc. Th. CXXXIX.

T. 6.

Fig. 1851. S. 7.

Oec. Enc. Th. CXXXIX.

T. 7.

Fig. 1852. S. 7.

Schu.

Oec. Enc. Th. C XXXIX.

T. 8.

Fig 1853. S. 7.

Fig 1854.

Schu.

Oec. Enc. Th. CXXXIX.

Fig 1255

Fig 1256 & 1258 & 9.

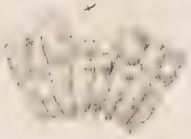
F 1257

F 1259

F 1260

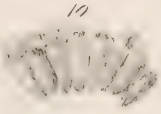
F 1261

F 1262



F 1263

F 1264



Oec. Enc. Th. CXXXIX.

Fig 7865 S. 47 u. 48

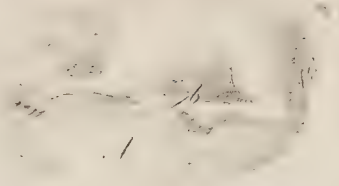


Fig 7866

Fig 7867

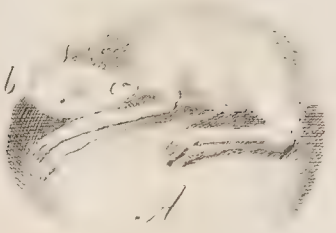
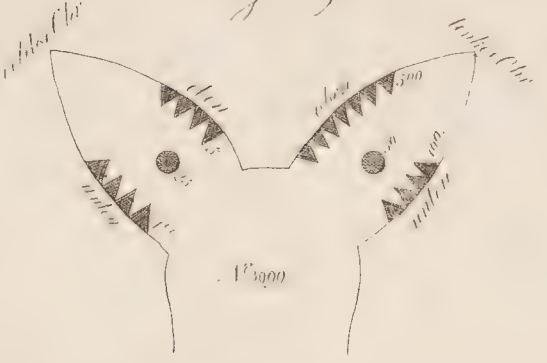


Fig 7868

Fig 7869 S. 105.

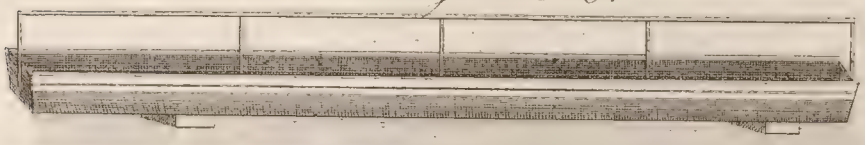


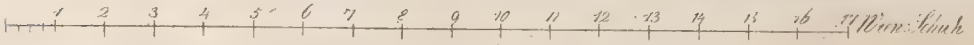
Occ. Enc. Th. CXXXIX.

Fig. 1870. S. 184.

Fig. 1871

Fig. 1872. S. 184.





Oec. Enc. Th. CXXXIX.

Fig. 7873. S. 204.

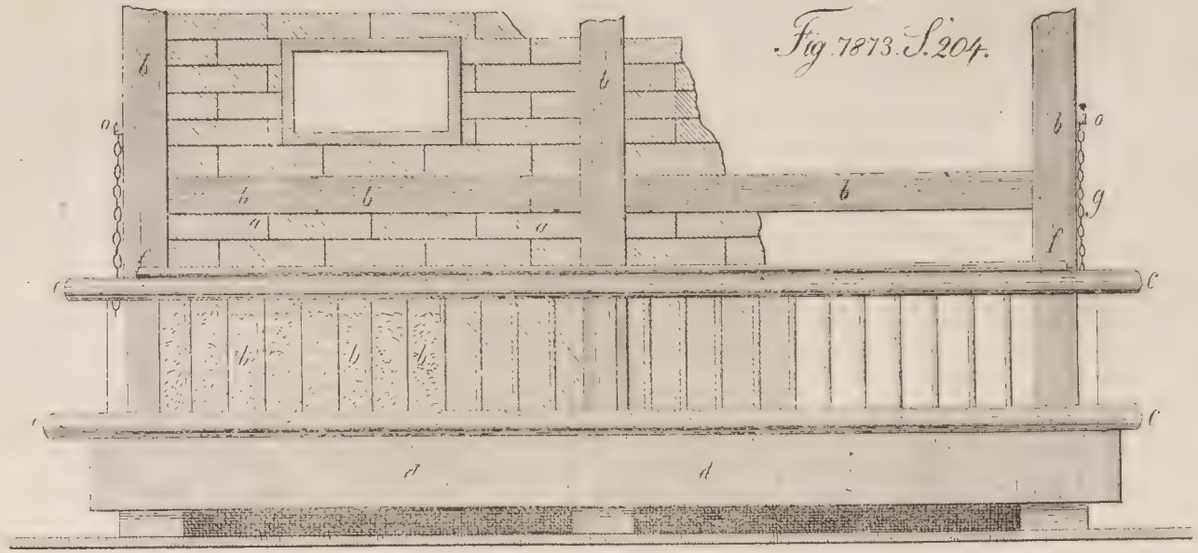


Fig. 7876. S. 206.

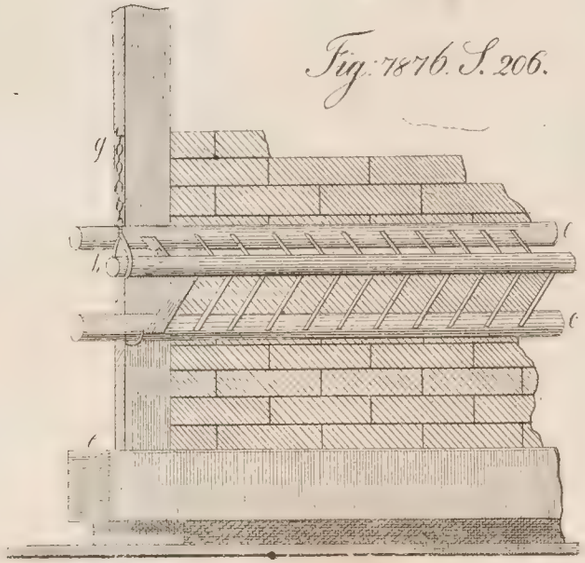


Fig. 7875.

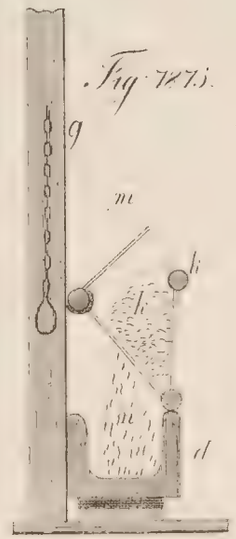
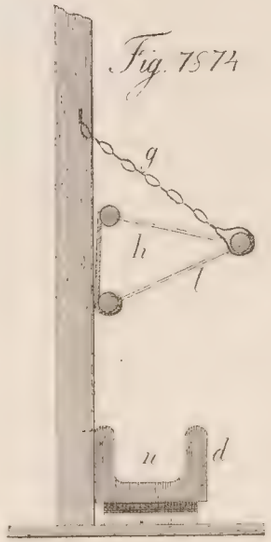



Fig. 7874